# Nassovia

# Nassovia.

## Zeitschrift für nassauische Geschichte und Heimatkunde.

Herausgegeben von Dr. C. Spielmann,
Grossherzoglich Luxemburgischem Hofrat.

Neunter Jahrgang.

1908.

Wiesbaden.
Druck und Verlag von P. Plaum, Wiesbaden.

# Inhalts-Verzeichnis.

**6. Theater zu Wiesbaden.**

a) Hoftheater.



b) Residenztheater.



c) Volkstheater.





**7. Literatur.**



**8. Neues aus Nassau.**



**8a. Nassauische Personalien.**



**9. Nassauischer Geschichtskalender.**



**10. Briefkasten.**




№ 1. Wiesbaden, den 1. Januar 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



# Der Dichter.

Altlondon füllt die Straßen nach Westminsterhall:
Der Abordnungen Wall'n, des Wagenprunks Geroll,
Geritt und viel Gerenn!
Denn mit dem alten Glanz, den tausend Jahr' gewöhnt
Der Brite wie sein Brot, wird feierlich gekrönt
Zum King George Gentleman.

Am Tempeleingang hält die schottische Ehrenwacht:
Barbein und Bärenmütz', in bunter Hochlandstracht;
Ihrer harrt ein wichtig' Amt.
Denn wer nicht roten Rocks und hosenbandgeehrt,
Wird unerbittlich heut' am Eingang abgewehrt
Und zum Zaungast verdammt.

Die Wagen fahren vor; ein langes, buntes Here
Zieht langsam reihentlang der wackern Hochlandswehr
Und dann zum Dom hinein.
Doch aus dem Schwarme löst sich jetzt ein Männlein los
Im Frack; als Zier am Schuh die Silberschnalle bloß.
Wer mag der Kühnling sein?

Stolz schreitet er fürbaß im lauten Murren rings,
Geht sinnend gradeaus und achtet keines Dings.
„He, Leutnant, haltet ihn!
Ob das vom Kontinent so ein Reporter ist?
Ob er ein Attentat gar sinnt mit arger List?
Laßt ihn nicht weiter zieh'n!"

Der Leutnant, scharf gemacht, springt an den Mann heran;
Dann zieht er seinen Hut und ruft: „Tambour, schlag' an!
Rangier' dich, ganze Rott'!
Die Königsfahne senkt! Die Wehren präsentiert!
Der Mann ist königlich — der Dichterfürst passiert?
Drei Hoch für Walter Scott!"

C. Spielmann.

# Die Entwicklung der Lahnschiffahrt bis 1810.

1) Von Ernst Goebel.

Die Lahn, welche sich zwischen Ober- und Niederlahnstein in den Rhein ergießt, zeigt so recht die charakteristischen Eigenschaften eines Gebirgsflusses — im Sommer kleines Wasser, das kaum zur Schiffahrt genügt und im Frühjahr und Herbste Hochwasser, das mit großer Geschwindigkeit dahinfließt. Rings von hohen Bergen eingeschlossen, bildete das Lahntal von jeher eine wichtige Verkehrsstraße, und da wegen der Enge der Talmulde Straßen schlecht anzulegen waren, wenigstens auf der Strecke von Diez bis zur Lahnmündung, so mußte der Fluß hier den Verkehr vermitteln. Seine Schiffbarkeit begann bei Diez bezw. Limburg.

Diese beiden Städte, die etwa 5 Kilometer von einander entfernt liegen, und von alters her durch eine gute direkte Straße verbunden waren, haben um Handel und Gewerbe stets miteinander gestritten. Limburg hatte vor Diez vieles voraus. Die Talerweiterung war durch sehr fruchtbaren Boden ausgezeichnet und ermöglichte infolgedessen einen blühenden Getreidebau, und seine feste Brücke über die Lahn (erbaut 1315) bildete das Bindeglied der bedeutsamen „Kölnischen Straße", die aus dem alten Höchster Zollrevier über Königstein durch das Emstal nach Limburg und von hier weiter über Elz, Hahn, Wahlrod usw. nach Köln führte.

Diese wichtige Handelsstraße vom Rheine nach dem Main mußte naturgemäß Limburg große Vorteile bringen. Dazu kam noch, daß sein berühmter Dom jährlich viele Pilger anlockte, was manche Handwerker, Krämer und Wirte veranlaßte, sich anzusiedeln. Das große diezische Landgericht zu Reckenforst bei Limburg trug auch lange Jahre zum Emporblühen der Stadt bei. Alle diese Umstände vereinigten sich, Limburg zu heben und wirtschaftlich hoch zu bringen, so daß zu Beginn des 14. Jahrhunderts „alle Gassen und Ahlen voll Leut und Guts[1])" waren. Nach der Beschreibung des Dechanten Mechtel soll sogar ein guter Teil des Handels von Frankfurt sich dort befunden haben[2]).

Diez war bedeutend älter wie Limburg und kommt schon 790 in einer lateinischen Urkunde unter dem Namen Theodissa vor; später heißt es Thedesse, Didissin, Dietse u. s. f. und endlich Diez. Es war der ordentliche Sitz der Grafen des Niederlahngaus, die, nachdem sie einen guten Teil desselben erblich gemacht hatten, den beständigen Namen der Grafen von Diez, als ihrer Residenz, annahmen.

Im Jahre 1289 baute Graf Gerhard IV. die Stiftskirche, die vom Erzbischof Boemund von Trier als solche bestätigt wurde[3]), und erweiterte die Stadt durch die sogenannte „Pfaffengasse". Auch ließen sich viele Adlige dort nieder, wodurch Diez mehr empor kam. 1329 erwirkte Graf Gottfried (1303 bis 1348) kraft der vom Kaiser Ludwig erteilten Urkunde, „daß Burg und Stadt Dietse und all ihre Burger alle die Freyheit, Recht und Gewonheit haben und niesen sollten, die Frankfurt, seine und des Reiches Statt, und ihre Burger bisher gehabt, und noch hätten." Endlich baute auch Graf Gerhard der Letzte im Jahre 1377 „mit Rath und Beystand seiner Burgmannen, Pfaffen und Burger zu Diez" eine Brücke über die Lahn und bestimmte dazu den auf ihr fallenden Zoll. Gegenüber legte er das sogenannte „Sachsenhausen" nach dem Beispiele Frankfurts an.

Der große Brand hatte Limburg, wie uns die Chronik erzählt, 1335 fast gänzlich zugrunde gerichtet, und der Handel verzog sich mehr und mehr nach Diez. Hier ist der Ursprung aller Freiheiten und Vorrechte letzteren Ortes zu suchen, und es erläutert auch das nun vorkommende Stapelrecht auf der Lahn. Alle Schiffe, die die Lahn heraufkamen, ließ man jetzt nicht weiter als Diez gehen; desgleichen mußten die Waren, welche lahnab befördert werden sollten, in Diez zu Wasser gebracht werden. Die Diezer Schiffer und Fuhrleute hatten nun zwar kein Vorrecht vor anderen gehabt, auch waren die Handelsleute nicht gezwungen, ihre Waren zu Diez erst auszubieten; allein niemand nahm doch leicht fremde Schiffer und Fuhrleute, und viele verkauften auch ihre Waren beim Abladen zu einem leidlichen Preise um die Kosten des Landtransportes zu ersparen. Dieses brachte Diez vor Limburg einen großen Vorteil und eregte dessen Neid, zumal die Niederlage später weiter ausgedehnt wurde.

Um Diez als Stapelplatz zu erhalten, waren zwei Gründe sehr wesentlich: erstens war die Lahn bis Limburg sehr seicht und mit Klippen durchzogen, und die Länge des Weges etwa doppelt so groß als jene der Landstraße, und zum andern wurde durch ein Wehr, das zum Betriebe der Mühle des Klosters Dirstein (später Schloß Oranienstein) in die Lahn oberhalb Diez eingebaut war, der Schiffahrt eine Schranke gesetzt. Wann das Wehr, welches den Hauptstreitpunkt in der Lahnschiffahrtsgeschichte ausmacht, gebaut wurde, läßt sich nicht ermitteln.

---

Anmerkung. Die Arbeit ist nach den noch unveröffentlichten Akten im Königlichen Staatsarchiv zu Wiesbaden verfaßt. Ich spreche an dieser Stelle den Herren Beamten für die Mitwirkung bei der Auswahl und die gütige Übersendung der Akten meinen verbindlichsten Dank aus. D. V.

[1]) Limburger Chronik.

[2]) Hontheim, Prod. hist. Trevir. p. 1074.

[3]) Lateinische Urkunde in Reinhards Jurist. und historischen kleinen Ausführungen. Nr. 17, S. 108.

1466 befreiten die damaligen Gesamtherren das Kloster von allen Abgaben und bestätigten ihm seine Fischerei und Wasser (die Lahn von Niederstaffel bis an den „frienstehn") und alle seine alten Rechte. Die dazugehörige Mühle mit Wehr wird dabei nicht erwähnt, man kann aber wohl annehmen, daß sie um jene Zeit existierte, da das Kloster, dessen Haupteinkünfte in Frucht bestanden, sonst in Diez oder Limburg hätte mahlen lassen müssen.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war die untere Lahn hier und da verbaut durch Furten und Wehre. 1511 erließen die Gesamtherren folgende Verordnung: „Es sollen in der Loene so wyt sich die Aberkeit der Graveschaft Ditze erstrecket, alle Sache, die an dem faere Verhinderunge doen, abgedain und zum Rechten nit meher gestadet werden, also das sie in vierzehn Dagen widerumb uffen stehen, und das Faere unverhindert plyben soll." Sie beabsichtigten hierdurch das Offenbleiben der Schiffahrt für die Stadt Diez.

Außer der erwähnten Niederlage und freien Lahnschiffahrt besaß das Haus Nassau, das später die Diezer Grafen beerbt hatte, noch sonstige Vorrechte, ja fast das völlige Eigentum der Lahn bis zur Mündung. Es hatte das Recht der Zollerhebung, das Geleitsrecht, auf beiden Ufern die Hoch- und Niederjagd, befischte den Fluß allein, und selbst die Trierer Untertanen zu Niederlahnstein mußten von jedem Nachen 2 Goldgulden für die Fischereierlaubnis entrichten. Der trierische Amtmann v. Staffel zu Niederlahnstein wollte zwar die dortige Mark als zu Wasser und zu Land dem Erzstift gehörig davon ausnehmen, und man ließ auch sonst von seiten Kurtriers hin und wieder in die Lahn Furten und Wehre bauen; aber Nassau suchte sein Recht, sogar durch Niederreißung der Werke zu behaupten, wie dies aus den Berichten der nassauischen Keller von 1548 hervorgeht.

Als Kurtrier anfing, die nassauische Lahnherrschaft bei Niederlahnstein zu verdrängen, legte es zugleich, ungefähr um 1560, einen Zoll dorten an, worüber sich sowohl die Niederlahnsteiner selbst, als auch andere, die die Lahn befuhren, sehr beschwerten. Balthasar v. Staffel, der Balduinstein von Kurtrier zu Lehen hatte, schloß 1561 das dortige Wehr derart, daß niemand ohne Lebensgefahr hindurchfahren konnte. Der Keller zu Nassau berichtete, wie dies den Untertanen sehr schädlich sei und man dies gemäß alten Herkommens nicht dulden könne. Graf Johann der Ältere von Nassau-Dillenburg (1559 bis 1606) ließ daher v. Staffel mehrmals auffordern, die schädliche Sperre zu beseitigen. Staffel erbot sich auch zur Beseitigung; die Akten ergeben aber nicht, ob er die Schiffahrtslücke in Ordnung brachte. Jedenfalls ist es doch geschehen, weil in der Folge keine weiteren Beschwerden zu finden sind.

Die Grafschaft Diez war durch Jutta von Diez 1388 und später durch Anna von Hessen an das Haus Nassau-Dillenburg gekommen. Ein Teil der Grafschaft war Kurtrier, weil es einen Vertrag zwischen Engelbert v. Nassau und Gottfried v. Eppstein vermittelt hatte, freiwillig als Lehen aufgetragen (1420). Hieraus erklärt sich die trierische Mitregentschaft. Um sich dieser zu entledigen, schloß Graf Johann mit Kurtrier 1564 den sogenannten Diezer Vertrag. Die Lahnpässe und Zölle betreffend bestimmte dieser: „Dieweilen Nassau-Diez den besten und mehreren Teil der Päße an dem Lahnstrom einbehält, sollen dieselbigen in Friedens- und Unfriedenszeiten, dem Erzstift und dessen Untertanen zu Nachteil nicht gesperrt noch einige Kaufmannschaft, Güter, Weine, Korn und anderes aufgehalten, sondern unverhindert und frei, doch den Zoll wie von alters gebräuchlich in allewege unabbrüchig gelassen, auch von dem Erzstift Trier gegen die nassau-diezischen Herren und deren Untertanen es allenthalben ebenmäßiger Weise gehalten werden."[4]) Auf Grund dieses Vertrages wird wohl auch der genannte Herr v. Staffel die Sperre zu Balduinstein beseitigt haben.

Graf Johann der Ältere[5]) war der erste, der die Lahn von Diez ab planmäßig zur Schiffahrt herrichten ließ. Seine in Holland gemachten Erfahrungen bezüglich des Wertes der Wasserstraßen bestimmten ihn, den Niederländer Henrich Wessel mit der Instandsetzung der Lahn zu betrauen. Der Vertrag, den Johann der Jüngere an Stelle seines Vaters mit Wessel abschloß (1594), bestimmte, daß der Leinpfad von Koblenz bis Diez für Mann und Pferd brauchbar hergestellt werde. Große Steine, die bei Wassersflut ins Fahrwasser geschwemmt wurden, wie auch versandete Stellen sollte er beseitigen. In genanntem Jahre (21. Juni) wurde die Lahn von Graf Johann d. J., dem Amtmann Frick zu Diez, Henrich Wessel und zwei Diezer Bürgern befahren und ein Verzeichnis der verbesserungsgedürftigen Stellen angefertigt. Es wurde dabei auch bestimmt, daß der Leinpfad auf dem rechten Lahnufer — weil meistens diezisch, — anzulegen sei.

Die Schiffe, die auf des Grafen Veranlassung gebaut wurden, waren 2 Bord 3 Fuß hoch, hatten einen Tiefgang von 1 Schuh und konnten 8 Fuder Wein und 100 Malter Korn tragen. Die Ladefähigkeit der seitherigen Nachen betrug 2 Fuder Wein und 40 Malter Frucht. Aus den alten diezischen Kellereirechnungen ist zu entnehmen, daß Nassau-Diez besonders in den Jahren 1593, 1594 und 1599 — auch zu Balduinstein — viel Geld zur Verbesserung der Lahnschiffahrt verwandte.

Auf dem „Kommunikations-Tage" zu Limburg, der die Vertreter von Nassau-Diez und Kurtrier am 9. November 1600 in genannter Stadt vereinigte, wies Kurtrier u. a. darauf hin, wie Diez im Jahre 1599 die Lahn versperrt und das Zollgeld, entgegen dem Vertrage von 1564 erhöht habe.[6]) Bezüglich der Lahnsperre erklärten nun die nassauischen Abgeordneten, daß diese nicht gegen den Kurfürsten oder das Erzstift gerichtet gewesen sei, sondern um dem spanischen Kriegsvolk die Beförderung von Pro-

[4]) Der Diezer Vertrag ist abgedruckt in Wenck, Hess. Geschichte T. 1. S. 563. 564.

[5]) S. auch meine Biographie Johanns in der „Nassovia", Zeitschrift f. nass. Gesch. 1900, 1902.

[6]) Der Zoll betrug zu Diez (1600) für die Limburger: von einem Weinwagen 2 Albus, von einer Karre die Hälfte und für das Freizeichen 6 Pfennige. Andere mußten die Ohm Wein mit 1 Schreckenberger verzollen, dazu kamen für das Ärarium 4 Pf.; also zusammen 5 Albus. Das Malter Frucht wurde mit 4 Pf. Zoll belegt, außerdem mußte ein Ärarium von 3 Pf., für den Armenkasten 1 Pf. Temporal entrichtet werden.

viant zu erschweren, wie denn auch nunmehr nach Ablauf des Kriegswesens solche Versperrung abgeschafft sei." Der Zoll habe eine Erhöhung gefunden : Abwehr der feindlichen Durchzüge, „zu Trost der Armen und Schonung", sowie um Brücken, Wege und Tore verbessern zu können.

Der Kurfürst[7]) war mit dem Ergebnis der Konferenz nicht zufrieden und wandte sich an den Grafen Johann d. A. Dieser antwortete bezüglich der Lahnsperre wie die Diezer Abgeordneten und bemerkte weiter „. . . . wie mar auch desfals keine Klagen derozeit (von den trierischen Untertanen) vorkommen vndt vermelte Sperrung auch ohne daß eine geringe Zeitt gewehret hatt, wie sich dan jedermäniglich desselben Paß, sobaldt darauff seiner gelegenheitt nach wieder gepraucht, welches meinen vnderthanen vndt dhienern sowohl alß auch anders erstattet vndt zugelassen gewesen . . . ."

Ich führe diesen Teil des Briefes Graf Johanns wörtlich an, weil es zweifelhaft ist, ob unter dem „Paß" und der Sperrung das Dirsteiner Wehr zu verstehen ist; es wird nämlich nirgends — auch auf der Konferenz nicht — von diesem Wehr gesprochen, es heißt nur Sperre oder Sperrung des Lahnstroms. Die Diezer Räte hatten im 18. Jahrhundert auch die Auffassung, daß um 1600 nur von einer Verkehrssperrung zu Diez die Rede gewesen sein könnte, diese aber mit dem Dirsteiner Lahnwehr nichts zu tun gehabt hätte. Zum Beweise führten sie einen Bericht des Kellers Schäfer von 1588 an, worin dieser seine Befürchtungen für den Zoll und die Fruchtniederlage für die Stadt Diez aussprach, wenn die geplante Wehröffnung bei Dirstein verwirklicht werde.

Möglich wäre ja noch, daß Nassau-Diez nach der Zeit des Berichts Schäfers das Wehr für die Schiffahrt bis Limburg öffnete, die Sperrung 1599 vornahm und 1600 wieder aufhob. Selbst bei dieser Annahme kann die Fahrt oberhalb von Diez kaum lange bestanden haben.

Im Jahre 1627 beabsichtigte nämlich der Kurfürst Philipp Christoph von Trier (1623—1652) die Lahn bis nach Villmar zu „alleiniger Fahrt", d. h. wohl für kurfürstliches Gut, schiffbar machen zu lassen; hauptsächlich um Marmor, Kalk und Frucht bequem nach dem Rheine und der Mosel befördern und damit eine bessere Verbindung der Gebiete des Erzstifts herstellen zu können. Es sollte dies jedoch ohne Nachteil für den Diezer Stapel geschehen. Um sein Vorhaben ausführen zu können, mußte der Kurfürst von Nassau-Diez die Öffnung des Dirsteiner Wehres erwirken. In einem Schreiben an den Grafen Johann Ludwig von Nassau-Hadamar erklärte er, daß ihm die genannte Öffnung zugesichert worden sei und ersuchte, diesem Versprechen nachzukommen; er werde sonst verursacht, an anderen Orten „des Lahnstrombs ebenmäßige Sperrung" anzuordnen. Graf Ludwig antwortete (7/17. April 1627), daß „der Lahnstrom seit Menschen gedenken nie anders als jetzt gewesen und je und alle Wege die Abladung in Diez geschehen, kein fahrens aber obenaus gewesen und die dietzischen Einwohner und Unterthanen dabei ihre besonderen Freiheiten auch Genuß und Vortheil jederzeit gehabt hätten, wie auch, daß die alten Grafen zu Diez und Nassau, den ganzen Lahnstrom unten hinaus bis in den Rhein zu öffnen, darauf die Fischerei wie auch zu beiden Seiten die hohe und niedere Jagd ruhig gehabt und hergebracht auch noch haben und allwegen für Herren des unteren Lahnstroms gehalten werden."

[7]) Lothar von Metternich (1599—1623).

(Fortsetzung folgt.)

# Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Usingen

## und seine Gründung Wilhelmsdorf.

(1 Gedenkblatt zur Zweihundertjahrfeier Wilhelmsdorfs von Dr. W. M. Dienstbach.

Main- und Taunuslandschaft sind alter Kulturboden. Schon vor Christi Geburt saßen hier unsere germanischen Vorfahren und vor ihnen verwandte keltische Stämme. Von Zeit zu Zeit rufen uns das Ausgrabungen uralter Leichenhügel wieder frisch in die Erinnerung. Wer weiß, wie lange die Toten schon dort schlummern, und wer kann sagen, wie weit zurück die Entstehung der vielen Ansiedlungen datiert, die heute als Dörfer und Städte im bunten Kranze die Täler und Höhen unserer nassauischen Heimat schmücken! Denn die vorhandenen sogenannten „ersten" urkundlichen Erwähnungen sind gewöhnlich ja keine Geburtsscheine, die das Alter genau bestimmen; sie sagen uns eigentlich nur, daß die betreffende Ansiedlung eben nicht jünger ist.

Genau kennen wir das Geburtsdatum nur von ganz, ganz wenigen Gemeinwesen, und das sind meistens Schöpfungen aus den Zeiten des fürstlichen Absolutismus.

Auch das nassauische Haus hat seine landesväterliche Fürsorge in Dorfgründungen betätigt; ganz besonders eifrig erwies sich darin sein im östlichen Taunus (bis 1816) regierender Zweig: die Fürsten von Usingen.

Während die letzte ihrer Schöpfungen: das nach dem Herzoge Friedrich August genannte Friedrichstal, das „Neue Dorf" bei Kransberg (1816 angelegt), wohl die jüngste Gemeinde der ganzen Gegend ist, blickt eine andere ihrer Gründungen: Wilhelmsdorf bei Usingen, nun doch schon zurück auf eine zweihundertjährige Vergangenheit.

Quellen: 1. Akten über Wilhelm Heinrich im Weilburger Hausarchiv, 2. Akten über Wilhelmsdorf im Wiesbadener Staatsarchiv (leider nur wenige vorhanden), 3. Kirchenbuch von Wilhelmsdorf in der Pfarrei Merzhausen, 4. Flurbuch von Wilhelmsdorf in der dortigen Bürgermeisterei. Den betreffenden Stellen sei für die Überlassung der Dokumente verbindlichst gedankt. (D. V.)

Und dankbar gedachten im Juni 1907 die heutigen Wilhelmsdorfer dessen, der ihren Vätern vor 200 Jahren Heimatflur und Wohnstätte gegeben, und dessen Name ihr Dorf als Denkmal für alle Zeiten trägt: des Fürsten Wilhelm Heinrich von Nassau-Usingen.

Ihm und seiner Schöpfung seien auch die folgenden Kapitel gewidmet. Sie sollen ein Versäumnis nachholen; denn eine Darstellung des Lebens und Wirkens dieses Nassauer Fürsten fehlt in der Geschichtsschreibung bis jetzt noch, und wo er erwähnt wird — wie in C. v. Noordens „Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert" 1. Abt. 2. Bd. S. 151 — da leidet seine Charakterisierung meistens unter der selbst bei sonst großen Historikern häufig anzutreffenden Unkenntnis der nassauischen Spezialgeschichte.[1])

## I.

Wilhelm Heinrich ist der Sohn und Nachfolger Walrads von Usingen, jenes hochbedeutenden Nassauer Fürsten und berühmten Feldmarschalls des Reichs und der Vereinigten Niederlande, der in seinem siebenundsechzigjährigen Leben von 1650 ab an fast allen westeuropäischen Kriegen aktiv teilgenommen und der trotz seiner Stellung als holländischer Generalissimus und Freund und militärischer Gehilfe des größten Oraniers doch noch Zeit gefunden, ein reger Förderer der Kultur in dem Taunuslande zu sein.[2])

Von den fünf Kindern aus Walrads erster Ehe war Wilhelm Heinrich, geboren am 2. Mai 1684, der einzig überlebende Sohn. Schon als zweijähriges Kind hatte er durch den Tod die sorgende Mutter verloren, Katharina Franziska Isabella Maria, geborene Prinzessin von Croy, die erste Usinger Landesfürstin. Für den zarten Knaben war das ein herber Schlag, an dessen Folgen er lange zu tragen hatte. Denn des Vaters zweite Gemahlin, die stolze Magdalena Elisabeth aus dem in Wien vielvermögenden Hause der Grafen von Löwenstein und Wertheim, ersetzte dem Erben aus erster Ehe ihres Gemahls die Mutter keineswegs. So wuchs Wilhelm Heinrich denn in ziemlich freudloser Jugend heran, fern vom Vater, den sein Feldherrnberuf in jenen kriegerischen Zeiten vielfach in der Fremde festhielt, und ohne den Sonnenschein, den das liebende Mutterauge spendet, als ein stiller, in sich zurückgezogener Knabe, keine besonderen militärischen Eigenschaften verratend, zum großen Leidwesen des weltmännischen, ritterlichen Fürsten, der seinen Einzigen auch gern äußerlich vor allen anderen glänzen gesehen hätte.

Wahrhaft rührend ist des Vaters Sorge und seine Bemühungen um des ganz anders gearteten Sohnes weitere Entwicklung und Ausbildung. Mit eigener Hand entwirft der fürstliche Feldmarschall Unterrichtspläne; der Erbprinz erhält die tüchtigsten Informatoren, kommt in die besten holländischen Unterrichtsanstalten und wird schon im 16. Lebensjahre — des Fürsten Alter und Kränkeln um diese Zeit ließen das wünschenswert erscheinen — auf die Kavalierstour gesandt. Durch England und Frankreich geleiten ihn hervorragend weltkundige Männer: als Hofmeister seines Vaters Geheimrat Freiherr Gremp von Freudenstein und als Informator Lic. jur. Stetter, des Fürsten geschäftsgewandter Geheimsekretär. Im nassauischen Hausarchiv aufbewahrt und sehr interessant sind die Berichte dieser das Ausland bereisenden Mentoren an den fürstlichen Vater, den sie auch jedesmal über die politische Stimmung an den besuchten Höfen sehr genau zu informieren bemüht sind. In England wird der junge Erbprinz von dem Oranier König Wilhelm III., dem Freunde des Vaters, huldvollst begrüßt; er steht bei einer Parlamentseröffnung als nassauischer Prinz mit an den Thronstufen, und auch in Versailles empfängt die Hofgesellschaft den fürstlichen Jüngling sehr freundlich. König Ludwig XIV. lädt den Sohn seines langjährigen Bekämpfers sogar zur Tafel, und des Königs Schwägerin, die Herzogin von Orleans, die „Liselotte" aus der Pfalz, ist gern bereit, sich des jungen Nassauers, als des Sohnes dessen, der „vor diessem ihr gutter Freundt" gewesen, fürsorgend anzunehmen.

Der sechzehnjährige Fürstensohn aus den Taunusbergen aber fand kein Gefallen an dem lärmenden, glänzenden Hoftreiben, der bis ins hohe Alter hinein überaus lebhaften Liselotte zum größten Verdruß; sie hat ihm daher auch später in einem Brief an ihre Halbschwester, eine vertraute Freundin von des Prinzen Stiefmutter, keine sehr wohlwollende Zensur erteilt. Er sei ja „ein gutter frommer Herr", habe aber nicht „vivacitet" genug gezeigt.[3])

Die geplante Fortsetzung der Bildungsreise nach Italien unterbrach der plötzliche Ausbruch des Krieges um die spanische Erbfolge. Walrad, der Vater, eröffnete ihn in Deutschland als kaiserlicher Feldmarschall an der Spitze einer Exekutionsarmee gegen den französisch gesinnten Kurfürsten von Köln. Als er mit den ihm untergebenen holländischen und preußischen Truppen die Festung Kaiserswerth belagerte, ward auch der junge Prinz ins Hauptquartier gerufen, um sich unter den Augen des Vaters die kriegerischen Sporen zu verdienen. Wunsch und Stellung Walrads als Generalissimus machten den kaum Achtzehnjährigen schnell zum Obersten eines Wallonen-Regiments. Auch bei Repräsentationen zog väterliche Erziehungsabsicht den in der großen Welt manchmal noch etwas schüchternen Jüngling heran; so vertrat er den Feldmarschall bei dem glänzenden Feste, das der Kurfürst von der Pfalz dem Eroberer von Kaiserswerth gab.

Wilhelm Heinrichs aktive militärische Laufbahn sollte aber nicht von langer Dauer sein. Nachdem der kaiserliche Generalissimus noch glücklich die ihm übertragene Reinigung der Maasgegend von französischen und spanischen Truppen vollzogen, Venloo und Roermond erobert, starb er plötzlich am 17. Ok-

[1]) Vgl. hierüber die Anmerkung S. 212 in Dienstbach: Nassau-Saarbrücken und Mörs, Inauguraldissertation, 1905.

[2]) Vgl. Dienstbach, Walrad, Fürst von Nassau, 2. Aufl., Usingen 1905.

[3]) Vergl. Briefwechsel der Elisabeth Charlotte. Bibl. des Lit. Ver. z. Stuttgart, Bd. 88, S. 335 u. Bd. 122, S. 200.

tober 1702 in seinem Quartiere vor Roermond. Unter des Vater Nebenbuhler, Marlborough, weiter zu dienen, konnte dem jungen Fürsten nicht gut zugemutet werden, und so verließ dieser denn bald darauf, auch innerem Drange folgend, den Kriegsdienst, begab sich nach Usingen in seine Residenz und setzte hier das Werk seines Vaters — den er in der großen Welt nicht ersetzen konnte und wollte — mit bestem Erfolge fort, in den ersten Jahren noch unter der nominellen Vormundschaft des Fürsten von Idstein, tatsächlich aber beraten von dem usingischen Geheimrat Freiherrn Maximilian von Schütz, einem überaus tüchtigen Beamten aus einer uralten nassauischen Adelsfamilie.

Die Residenzstadt Usingen ward nach des Vaters Plänen aus dem Schutte von 1692 erweitert aufgebaut, die Neustadt durch neue Aufnahme flüchtiger Reformierter immer mehr vergrößert, so daß 1716 in Usingen allein 2 ganze und 16 halbe Haushaltungen reformierten Glaubens ansässig waren. Die unter dem Vater angefangene Kirche wurde vollendet und in dem Neustadter Marktplatz eine Anlage geschaffen, die Professor Luthmer noch jüngst in seinen „Baudenkmälern" rühmend erwähnt hat.

Auch des Gesamthauses Nassau-Saarbrücken Interesse gab dem jungen Herren mancherlei Anlaß zur Betätigung. Fürst Walrad hatte bei seinem plötzlichen Ableben seinen Nachkommen und Verwandten die Verfechtung des von ihm erhobenen Anspruches auf die Grafschaft Mörs am Niederrhein als Erbe hinterlassen. Die Usinger Regierung zeigte sich in den nächsten Jahren darin den fürstlichen Intentionen gemäß ganz besonders eifrig.

Im Jahre 1706 ließ Wilhelm Heinrich seinen Geheimrat von Schütz nach mancherlei Verhandlungen in Wien und Wetzlar nach Berlin reisen, um dort mit der preußischen Regierung wegen Mörs zu traktieren, und 1712 und später nochmals, 1715, sandte er seinen früheren Lehrer, den damaligen Regierungsrat Stetter in den Haag, um sich bei den Generalstaaten, in diesem „Intelligenzbureau der europäischen Politik", über den Stand der Mörser Sukzessionsfrage zu informieren und des walramischen Hauses Nassau Ansprüche auf die erwähnte rheinische Grafschaft zu proklamieren und aufrecht zu erhalten.[4])

Auch die Erlangung von Sitz und Stimme im Fürstenrat und Hausstreitigkeiten wegen der Herrschaft Lahr verursachten mancherlei Konferenzen und Schreibereien.

Sogar seine Antipathie gegen das pomphafte Hoftreiben überwand Wilhelm Heinrich, wenn es des Hauses Wohl zu wahren galt. So wird uns 1715 von einer Reise des Fürsten nach Wien an den Kaiserhof in Hausangelegenheiten berichtet.

Auch sonst fand der junge Landesvater Arbeit in Fülle. Es herrschten damals in unserem Vaterlande recht unruhige Zeiten, denn die Regierungsjahre Wilhelm Heinrichs fallen ja größtenteils in die Tage des Spanischen Erbfolgekrieges, und wenn auch unsere engere Heimat damals von blutigen Schlachten verschont blieb, so drückten die zahlreichen Truppendurchmärsche unsere Vorfahren doch ganz außerordentlich. 8310 Gulden brachten nach den Akten die 32 Gemeinden des damaligen Fürstentums Usingen jährlich ein; aber im Jahre 1713 allein betrugen die durch die Truppendurchzüge — es waren dazu noch freundliche — erwachsenen Ausgaben ca. 25 347 Gulden.

In solchen Zeiten empfand man die Anwesenheit des Landesvaters als ganz besonderen Trost.

Seine Erholung fand Wilhelm Heinrich in seinem Heime, in dem überaus glücklichen Familienleben, das er mit Charlotte Amalie, der Tochter des Fürsten Heinrich von Nassau-Dillenburg, führte. Am 14. April 1706 hatte er seine Jugendliebe heimgeführt und neun Kinder (geboren 1707, 1708, 1709, 1710, 1712, 1714 [Zwillinge], 1715, 1718) entsprossen diesem Bunde; fünf davon starben leider schon im allerzartesten Kindesalter, und nur ein Sohn — Karl — überlebte den Vater, als dieser am 14. Februar 1718 — erst vierunddreißig Jahre alt — verschied. Drei Wochen nach seinem Tode, am 6. März, erblickte dann noch ein zweiter Sohn im Usinger Schlosse das Licht der Welt; er wurde nach dem Vater Wilhelm Heinrich genannt und hat später einen Zweig des Usinger Fürstenhauses nach Saarbrücken verpflanzt, wo dieser bis zur französischen Revolution regierte und viel zur heutigen Blüte jener Gegend beigetragen hat.

Durch die Nachkommen seines Sohnes Karl, der 1734 nach segensreicher Vormundschaft der energischen Mutter die Regierung im rechtsrheinischen usingischen Lande (zu dem — als Erbe von Ottweiler — nun auch Wiesbaden und Idstein gehörten) übernahm, ist unser Wilhelm Heinrich von Nassau-Usingen, der Ahnherr des Kaisers von Rußland, der Könige von Dänemark, Griechenland und Norwegen, der Großherzoge von Luxemburg und Mecklenburg-Strelitz, des hessischen Landgrafenhauses, des zukünftigen englischen Thronfolgers; sie alle stammen von Karls Enkelin Karoline Polyxena von Nassau-Usingen († 1823). Sie hat das Usinger Fürstengeschlecht in weiblicher Linie also bis zur Gegenwart fortgesetzt, während der direkte männliche Stamm der Nachkommen Wilhelm Heinrichs leider bereits seit 1816 erloschen ist.

Fürst Wilhelm Heinrich hat seinen Vater Walrad nicht erreicht an blendenden Geistesgaben, an Glanz der Erscheinung; er ist aber doch gleich diesem gewesen ein Förderer der Kultur, des Wohlstandes und der Gesittung in unserm Heimatlande, und vielleicht gerade deshalb ganz besonders, weil er, seine Begabung selbst erkennend, sich auf einen engeren Kreis beschränkte, dort aber seine ganze Kraft einsetzte, seinen Untertanen — unsern Vätern — zum Segen, sich aber zum ehrenden Gedächtnis.

Die Gründungsgeschichte der Gemeinde Wilhelmsdorf wird uns das im folgenden Kapitel recht deutlich zeigen können.

(Fortsetzung folgt.)

[4]) Näheres darüber in Dienstbach, Nassau-Saarbrücken und Mörs, 3. Kap.

# Lobrede auf die Stadt Siegen 1693.

**Mitgeteilt von J. Brumm.**

Es ist unseren Lesern hinreichend bekannt, daß die Stadt Siegen ehedem nassauisch war und daher erscheint es auch berechtigt, daß in der „Nassovia“ auf die geschichtliche Vergangenheit der Stadt Bezug genommen wird. Wir beginnen diese Erinnerungen mit einem Lob, welches im Jahre 1693 ein Musensohn der Herborner Hochschule seiner Vaterstadt spendete. Die Rede des ehrbaren Johann Eberhard Heser führt den umfangreichen Titel: „Annuente Sacrosancta Trinitate sub moderamine Viri Clarissimi ac Excellentissimi Domini Joh. Henr. Florini, S. Theologiae extraordinarii, Eloquentiae vero et Linguae graecae in antiqua et florentissima Serenissimorum Nassoviae Principum Academia, quae est Herbornae, Professoris ordinarii, nec non Paedagogei ibidem Directoris dignissimi, meritissimi, Praeceptoris et Studiorum suorum promotoris maxime colendi, Joh. Eberhardus Heser Sigena Nassavicus in Sigenae dulcissimae vrbis patriae expromturus est, die 2. Augusti, hora duodecima in Auditorio maiori Herbornae, Typis Johannis Nicolai Andreae 1693.

Sie umfaßt 22 Seiten und ist zugeeignet dem Herrn Martin Heser, Bürgermeister zu Siegen, seinem Oheim, seinem Vater Joh. Eberhard Heser, Ratsherr und Handelsmann zu Siegen, dem Johann Hermann Prume, dem Bruder seiner Mutter und seinem Vetter Joh. Moritz Walrab. Eingangs erwähnt der Verfasser drei Wünsche des heiligen Augustin, nämlich Christum in seinem Erdenleben, Rom in seinem Glanz und Paulum von Angesicht gesehen zu haben und fügt für sich als vierten hinzu Deutschland und insbesondere Nassau und seine teuere Vaterstadt Siegen von den Erschöpfungen des Krieges wiederhergestellt und im vorigen Flor zu erblicken.

Heser redet zunächst von dem Alter der Stadt Siegen und bedauert, daß unsere Vorfahren keine schriftlichen Aufzeichnungen hierüber hinterlassen haben, glaubt aber für Siegen ein hohes Alter in Anspruch nehmen zu dürfen, ohne näher darauf einzugehen, ob der Erdbeschreiber Ptolemäus mit Segedunum vielleicht Siegen gemeint habe. Als Grenzen der Stadt bezeichnet er im Osten Hessen mit der Stadt Marburg, die eine Tagereise von Siegen entfernt sei, im Westen das Kölnische mit der Stadt Köln, die 10 Meilen entfernt sei; nach Mittag sieht es nach dem durch Natur und Kunst befestigten Schloß Dillenburg und weiterhin nach dem Lieblingsort der Musen, dem durch den Zulauf der Studierenden beglückten Städtchen Herborn. In der nämlichen Richtung, zwei Tagereisen von Siegen entfernt, liegt die reiche Handelsstadt Frankfurt. Gegen Abend stößt es an das Bergische. Die äußere Gestalt gleicht einem Dreieck. Sie ist mit drei wohlbefestigten Toren versehen, welche mit den drei Hauptstraßen gleichen Namen führen: die Marburger, Kölner und Löhr- oder Lohgerber-Straße. Die sogenannte obere Gasse die Metzgergasse, die Hundsgasse und die unterste Gasse oder der sogenannte Pfuhl werden nur vorübergehend erwähnt. Man könne zwar, sagt Heser, die Stadt in einer halben Stunde umgehen, doch sei sie von allen nassauischen Städten die größte und gebe auch an Schönheit der Gebäude nicht einer einzigen etwas nach. Von den drei Kirchen, der unteren oder St. Martins- oder Totenkirche, der mittleren oder St. Johanniskirche und der oberen oder St. Nicolaikirche seien die beiden ersteren nur von mittelmäßiger Bauart, und es gehöre die erstere nur den Reformierten, die zweite aber auch den Römischkatholischen zu. Weit vorzüglicher ist die Pracht der Nicolaikirche, die einem Edelstein gleich der Stadt zur Zierde gereiche. Zu den erwähnenswerten Gebäuden zählt Heser ferner den Nassauischen Hof, bei dem sich das Erbbegräbnis der Fürsten befindet, welches ein Mausoleum und Wunderwerk, wenn auch nicht Europas oder Deutschlands, so doch von Nassau zu nennen ist. Außerdem ist das Rathaus erwähnt. —

Klima und Luft sind in Siegen rein und gesund, daher ansteckende Seuchen nur selten einreißen.

Die beiden Flüsse, die an Siegen vorbeigehen, führen zwar kein Gold in ihrem Wasser, sind aber belebt von goldfarbigen Fischen. Die im Westen vorbeifließende Sieg nährt eine Menge von Forellen, Hechten, Aalen, Karpfen und zur Herbstzeit Salmen. Das kleinere Gewässer, die Weiße, fließt an der anderen Seite der Stadt vorbei, hat Überfluß an Forellen und Krebsen und ergießt sich in die Sieg. Auch mit vorzüglichem Trinkwasser ist die Stadt reichlich versehen.

Der Boden der Gemarkung ist fruchtbar. Mancherlei Getreide und Gemüse wird gezogen; es finden sich da fette Wiesen und Weiden, herrliche Buchen- und Eichenwälder, die zur Mastung dienen. Selbst die Gipfel der Berge sind mit Eichen und Birken bedeckt, die zum Kohlenbrennen dienen; auch wird Heidekorn gezogen. Mit Stolz blicken die Landesbewohner auf den Reichtum des Siegerlandes an Erzen mancher Art. In der Nähe der Stadt liegt der vom Fürsten Johann Moritz angelegte und von seines Bruders Sohn, dem Fürsten Wilhelm Moritz, erweiterte und verschönerte Tiergarten und der fürstliche Lustgarten. Ebenfalls nahe bei der Stadt liegt der Mühlenteich, welcher zwei Mühlen treibt; westwärts befindet sich der Fischteich oder sogenannte Johannisteich. Von den Eisenhütten erwähnt der Verfasser nur vier mit Namen; nämlich die Geisweid, Haard, Fickenhütten und Marienborn. Hier sieht der neugierige Zuschauer ungeheure Hämmer, durchs Wasser getrieben, auf Massen von Eisen, welche von den Hammerschmieden mit großen Zangen unermüdlich auf dem Amboß herumgewendet werden, krachend herabfallen. Gewaltige Blasbälge unterhalten das Feuer, womit „Cyclopen ähnliche Männer“ sich beschäftigen, ohne davon versehrt zu werden. Aus den Gruben werden Erze herbeigeführt; aus den Erzen Eisen geschmolzen; aus dem Eisen Gefäße und Werkzeuge von mancherlei Art bereitet und für diese endlich Gold und Silber eingetauscht. Bei den Eisenhütten in der Nähe von Siegen, besonders denen in der nördlichen Gegend,

befinden sich häufig Bier- und Weinschenken mit Gelegenheit zum Kegeln und anderen Spielen.

Heser schreibt im Anschluß hieran über die Eigenschaften der Bewohner. Er rühmt die hohe Kultur und feinen Sitten, ihre bürgerliche Einigkeit, ihre Betriebsamkeit und den Handelsfleiß, der mittelst ihres Eisens „große Lasten von Gold und Silber an sich zieht" und mancherlei fremde Artikel des Luxus herbeischafft. Außer der Eisenindustrie wird die Wollenmanufaktur gerühmt; nur wenige Bewohner treiben Ackerbau. Jedermann flieht den Müßiggang. Hinsichtlich der Wissenschaften darf sich Siegen mit jeder anderen Stadt kühnlich messen.

Die Bürger leisten der verwitweten Fürstin Ernestine Charlotte und dem Fürsten Johann Franz Desideratus den schuldigen Gehorsam mit gewissenhafter Treue. Im Namen der beiden fürstlichen Linien, der reformierten und katholischen, hat der Oberschultheiß im städtischen Magistrat den Vorsitz. Zwei Bürgermeister, die jährlich auf den 1. Mai neu gewählt werden, sorgen für das gemeine Beste und formieren mit Zuziehung des Schöffen- und Ratskollegiumms und des Sekretärs eine richterliche Instanz.

Siegens größte Zierde ist sein Kirchen- und Schulwesen. Zwar müsse die Stadt die Mitglieder einer anderen Konfession in ihrem Schoße bergen, doch hänge noch immer der größere Teil der Einwohner dem reineren Glauben treulich an. Die gute Beschaffenheit der niederen Schulen trage hierzu nicht wenig bei; noch mehr aber das vom Fürsten Johann Moritz gestiftete, mit drei Lehrstuben und ebenso viel Lehrern ausgestattete Gymnasium, in welchem die Jugend nicht nur in der Religion, sondern auch im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen unterwiesen werde. Als Rektoren der Anstalt erwähnt Heser Umeker, Dieke, Hildebrand, Sagittarius, Ludovici und Florin.

Im Schlußwort verbürgt sich der Lobredner dafür, daß er nur die reine ungeschmückte Wahrheit über seine Vaterstadt berichtet habe, was wir ihm von Herzen glauben wollen.

# Das große Sterben in Nassau 1813/14.

1) Von Dr. C. Spielmann.

Alte Leute im Nassauischen erzählen noch häufig von den bösen Kriegszeiten anno 1813/14. Sie haben von ihren Eltern gehört, was diese Armen zu leiden hatten von Freund und Feind und von Mangel und Krankheit jeder Art obendrein. Denn den durchziehenden Heeren, die mitten unter der friedlichen Bevölkerung plötzlich erschienen, schritt der grinsende Knochenmann nach, mit seiner Sense ganze Mahden von Menschen dahinstreckend. Das große Sterben von damals, das Nervenfieber, oder wie wir modern sagen, der Typhus hat sich lange in der Erinnerung des deutschen Volkes, so auch des nassauischen erhalten.

Kriegsjahre bringen stets Krankheiten und zwar hauptsächlich epidemische mit sich.[1]) Das kommt daher, daß die Krieger durch ihre veränderte Lebensweise nicht den Ansprüchen gerecht werden können, die man an jene unter normalen Verhältnissen stellt. Namentlich gilt dies bezüglich der Reinlichkeit des Körpers, der Kleidung, der Speisen, des Lagers u. a. Dazu kommen noch die Wunden, die in Schlachten und Gefechten zugefügt wurden. Dauern die Kriege gar mehrere Jahre an, dann überträgt sich die unrichtige oder nachlässige Lebensweise auch auf Nichtkrieger; es tritt zu den Strapazen die Entbehrung, der Hunger hinzu, der in den durch Menschenüberfüllung ausgesogenen Gebieten herrschend wird; die Krankheiten werden dann, wie gesagt, zu Epidemien, die auch in der Bevölkerung um sich greifen.

Die Revolutionskriege brachten bereits bei der Belagerung von Mainz durch die Deutschen 1793, dann 1794, 1795 und 1797 (merkwürdigerweise nicht im Hauptkriegsjahre 1796) das „Faulfieber" nach dem Nassauischen; 1800 herrschten die Pocken und 1806, 1807 und 1809 wird wieder von stark auftretenden Faul- und Fleckfiebern berichtet. Die Ursache waren durchziehende französische Kriegsmassen, französische Fuhrleute und Schanzgräber, die namentlich Kastel bei Mainz zu einem Hauptansteckungsherde machten. De damaligen Ämter Höchst und Hochheim (Mainstraße), Kamberg und Idstein (Kölnische Straße), Rennerod und Herborn (Leipziger Straße) hatten am meisten zu leiden. Dagegen sind in den Jahren 1801—05, 1808, 1810—12, da Deutschland vom eigentlichen Kriegstumulte verschont blieb, selbst in 1813 bis zum Oktober nur vereinzelte Typhusfälle im Nassauischen vorgekommen.

Da erfolgte die Völkerschlacht bei Leipzig, das Zurückströmen der geschlagenen französischen Armee, und das Nachdrängen der siegreichen alliierten Heere. Am 30./31. X. 1813 schlug Napoleon mit dem Aufgebote der letzten Kraft und mit wilder Verzweiflung der Seinen die Schlacht bei Hanau und brach zum Rheine durch. Aber diese obwohl siegreiche Aktion gab seinem Heere den Rest; es löste sich vollends auf — (sauve qui peut!) —, zumal da ihm die Verbündeten dicht auf den Fersen waren. Der Hauptstrom der Flüchtigen, der durch die Anwesenheit des Kaisers noch einigermaßen zusammen und in Ordnung gehalten wurde, ergoß sich über die Mainzer Straße, von Frankfurt über Höchst und Hochheim nach Mainz, wo man einigermaßen geschützt war. Nebenher aber strömten die Massen der Ausreißer, Versprengten, Marodeure und anderes Gesindel nordwestlich zur Lahn und zum Rheine hin; Trupps von ihnen erschienen sogar auf dem

Anmerkung: Der Aufsatz ist nach unterschiedlichen gedruckten und ungedruckten Quellen bearbeitet. Mancherlei Widersprüche sind nach bestem Erwägen ausgeglichen worden. (D. V.)

[1]) Es sei an die Pockenepidemie 1871 erinnert.

unteren Westerwalde. Sie strebten von hier auf Koblenz zu. Die verbündeten Armeen folgten ihnen. Die Große Armee unter F.-M. Fürst Schwarzenberg rückte auf der Mainzer Straße nach; die Schlesische Amee unter F.-M. Blücher zog auf Gießen und von da das Lahntal hinab nach dem Unterwesterwalde; beiden streiften Kosakenabteilungen vorauf und scheuchten die Franzosen weiter. Das Hauptkorps der Kosaken unter dem Ataman Platoff stellte stets die fliegende Verbindung zwischen beiden Armeen her und säuberte die Gegend zwischen Höhe und Lahn von den Feinden. Schließlich rückte die Schlesische Armee auf Befehl plötzlich südlich und wurde in Südnassau einquartiert.

Das Nassauer Ländchen hatte zu der Zeit, da an der Elbe, in Schlesien, Sachsen und der Mark die Waffen klirrten, ruhig seine Ernte eingetan, die äußerst reich ausgefallen war. Korn, Kartoffeln, Obst und Futter waren gut geraten, die Speicher und Keller, Scheunen und Ställe gefüllt. Selbst in den sonst wenig begünstigten Orten des Herzogtums war man heuer zufrieden, an den gesegneten ob des Natursegens gar übermütig. Dahinein fielen nun unerwartet die Horden der Franzosenarmee, die teilweise schon vor der Hanauer Schlacht die Höhegebiete überschwemmten. Abgehetzt und marode, wund und krank, zerlumpt und unrein, verhungert und frierend, glichen diese Menschen mehr Gespenstern von Aussehen und Tieren nach ihren Begierden; verzweifelt, waren sie zu allem fähig. Stets in Furcht vor den schrecklichen Kosaken, von Ort zu Ort gescheucht, schleppten sie sich mühsam fort. Allerorts blieben von ihnen Dutzende. Hunderte krank liegen, die man dann in eiligst hergerichtete sogenannte Militärspitäler schaffte, rasch leergemachte Räume, wo Kranke und Verwundete auf Stroh gebettet wurden. Als Ärzte waren meist nur die eingeborenen tätig, die ihre schreckliche Arbeit kaum bewältigen konnten. Als Krankenwärter requirierte man, oft mit Gewalt, Bauersleute, die aber dann nur ungern allen Anordnungen folgten. Nun denke man sich den Mangel an Ordnung und Reinlichkeit, da die Kranken oft tagelang in ihrem eigenen Unrat liegen bleiben mußten, kein Fegen, Lüften und Warten regelrecht stattfinden konnte, eine Menge der Ärmsten noch dazu ständig an Diarrhöe litt. Da flog aus den vergifteten Seuchenherden der Todesengel mit alles vernichtendem düstern Flügelschlage in die Gaue unseres lieben Ländchens hinaus.

Die Ämter Königstein, Höchst und Hochheim, durch die der Strom der geschlagenen französischen Hauptarmee zurückebbte, litten schrecklich. Durch versprengte Franzosen und Krankenwärter aus dem französischen Militärhospital in Frankfurt wurde in jener Gegend bereits um die Mitte des Oktober das Nervenfieber verbreitet, und keine Gemeinde blieb verschont, ausgenommen das etwas abgelegene und versteckte Langenhain, das von Flüchtigen und Siegern ganz übersehen wurde. Am übelsten kamen die Orte, wo Militärlazarette errichtet waren, weg, und darunter wieder Hochheim, das noch dazu eine achttägige Plünderung durch die Franzosen zu erdulden hatte und hinterher Einquartierung über Einquartierung bekam. Nicht viel besser erging es dem Amte Wiesbaden und der Residenz selbst, die damals 4000 Einwohner zählte. Die Epidemie brach indes erst in ihrer ganzen Wut aus, als zu Wiesbaden und Dotzheim zwei große Militärspitäler für Franzosen und Preußen errichtet wurden, und man aus ersterem nach und nach 800 (!) Leichen beerdigte. Nach dem Rheingau, in die Ämter Elfeld und Rüdesheim, wurde die Krankheit vom Rheine her eingeschleppt. Am 26. X. 1813 warf der Sturm ein Schiff mit 500 verwundeten und kranken Franzosen bei Östrich ans Ufer; auf Händen und Füßen krochen die bemitleidenswerten Menschen ans Land, wo man sie aus Barmherzigkeit zwei Tage lang aufnahm. Oft lagen 5—10 Kranke mit den Bewohnern in einem Zimmer; unvorsichtigerweise benutzte man sogar das Stroh der Lager wieder. Ähnlich erging es zu Winkel, wo am 5. XI. 1813 ein anderes Schiff auffuhr; die 60—70 beweglichen Kranken wurden in der Schulstube auf die Streu gebettet, und sofort steckten sie die Bewohner an. Ein Mädchen verschleppte die Epidemie auch nach Kiedrich, und dort wurde das Maß des Unglücks voll, als ein preußisches Militärlazarett errichtet ward.[2]) Die Zahl der am Typhus Erkrankten und Verstorbenen in den genannten sechs Ämtern verteilte sich folgendermaßen:[3])

| Amt | Erkrankte m. | Erkrankte w. | Erkrankte zus. | Verstorbene m. | Verstorbene w. | Verstorbene zus. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Königstein . . . | 1780 | 1529 | 3309 | 382 | 360 | 74[illegible] |
| Höchst . . . | 1104 | 1053 | 2157 | 278 | 261 | 539 |
| Hochheim . . . | 1174 | 1432 | 2606 | 269 | 338 | 607 |
| Wiesbaden . . | 852 | 971 | 1823 | 152 | 146 | 298 |
| Elfeld . . . | 833 | 744 | 1577 | 223 | 199 | 422 |
| Rüdesheim . . | 383 | 377 | 710 | 90 | 64 | 154 |

Am stärksten waren heimgesucht in den betreffenden Ämtern: Kronberg (428 k., 76 g.), Hofheim (228 k., 70 g.), Hochheim (615 k., 163 g.), Dotzheim (467 k., 45 g.), Kiedrich (336 k., 69 g.), Rüdesheim (184 k., 25 g.). Wiesbaden zählte 466 Kranke, von denen 141, fast ein Dritteil starben. Der kleine Ort Espenschied mit 37 Familien und 211 Einwohnern hatte 145 Kranke; 31 starben.

Die Ämter Sankt Goarshausen, Braubach, Nassau und Diez kamen wie Rüdesheim besser davon. Das erstere litt hauptsächlich durch den Durchmarsch des Blücherschen Heeres; in Weisel (bei Kaub) zählte

[2]) Pater Scheerer von Eberbach erzählt darüber in seiner Chronik folgendes: Am 5. November kamen noch 2 große Schiffe mit Kranken und Verwundeten den Rhein herunter, die bei Mittelheim durch Nordwind auf den Sand geworfen wurden, doch glückte es dem einen Schiff zu Winkel zu landen, wo 60—70 Mann in die Bubenschule gebracht wurden. Die Einwohner wetteiferten in der Mildtätigkeit gegen diese armen Franzosen, sie gaben auch den in dem Schiff gebliebenen Weck, Brot, Geld und andere Sachen. Zum Unglück kamen einige preußische Reuter dahergesprengt, die das Brot aus den Körben in den Rhein schütteten, das Seil abhieben und das Schiff treiben ließen. Bis 60 dieser sogenannten preußischen Kosaken ritten nach dem Schloß Johannesberg, von denen 7 in Winkel blieben. Der Sprungmacher der Weinheimer, welcher vermutlich das andere Schiff vom Sand flottmachen sollte, wurde von dem wachhaltenden pr. Reuter dabehalten, den ihm aber die Weinheimer später wieder entrissen.

[3]) Zusammenstellung vom 1. X. 1813 bis zum 1. IV. 1814 nach den Berichten von Ärzten, Geistlichen und Ortsvorstehern. K. = krank, g. = gestorben.

man 233 Kranke, von denen 62 starben. Kamp-Bornhofen hatte 249 Kranke und 52 Gestorbene. Der kleine Ort Singhofen (A. Nassau) zählte 90 Kranke und 17 Verstorbene; die Zahlen für Schönborn (A. Diez) betrugen 116, bezw. 19, während Ems, Kemmenau, Zimmerschied, Dausenau ganz krankheitsfrei waren.

Aus Limburg, Stadt und Amt, hat uns der damalige Arzt daselbst, Dr. Rudio, eingehenden Bericht geliefert, der haarsträubende Einzelheiten enthält. Die Bevölkerung war kerngesund, bis im Oktober die französischen Spitäler ihre Nervenfieberkranken nordwärts schickten und diese im Limburger Spital (dem alten Wilhelmitenkloster) untergebracht wurden. Da erkrankten binnen acht Tagen, vom 28. X. 1813 ab die Einwohner der dem Spital zunächst gelegenen Häuser, die Aufwärter und Krankendiener, und als dann die Preußen und Russen vom 4. XI. ab durchpassierten, mehrten sich, durch diese eingeschleppt, die Fälle beträchtlich. Die Truppen auch der Schlesischen Armee waren bekanntlich so abgerissen und unreinlich, daß sie in Nassau eine gründliche Säuberung und Neubekleidung vornehmen mußte. Gegen Ende Novembers wurde ein festes Hospital zu Limburg angelegt, in dem täglich Hunderte von Kranken anlangten. Die ärmeren, als Krankenwärter requirierten Leute stahlen heimlich die Kleider der Kranken und zogen sie an. Als Ordonnanzen verwendet, verschleppten sie die Krankheit in die Umgegend, während ihre Familien dadurch, daß jene nichts verdienten, hungerten und es wegen Mangels an Zugvieh, unter dem die „Löserdürre" wütete, an Holz fehlte. So raste der Typhus unter der ärmeren Klasse besonders heftig. Die beiden Chirurgen und der Bader erkrankten; die preußischen Chirurgen gingen einfach fort, und so lastete die ganze Arbet auf dem Dr. Rudio, der im Spital und in den Privathäusern eine fast übermenschliche Tätigkeit entwickelte. Als nun die Ärzte der Umgebung ebenfalls von der Seuche ergriffen wurden, kam auch das Landvolk scharenweise zu dem Wackeren; vor seiner Türe schlugen sich die Leute, um einander zuvorzukommen. Die Verhütungsmittel dei Dr. Rudio anwandte, waren: mineralsaure Räucherungen, Reinlichkeit und keine Berührung der Erkrankten, durch welch letztere Vorschrift zuletzt aber dann auch für schweres Geld (bis zu drei Gulden täglich) kein Krankenwärter mehr zu haben war. Als Heilmittel gebrauchte Dr. Rudio Umschläge und Übergießungen mit kaltem Wasser und hat damit allein Hunderten, wie er sagt, das Leben gerettet, während er später bloß ein Vesikatorium im Nacken anwandte. Ein Glück war es, daß in Limburg wegen des reichen Spitalfonds kein Armer ohne Nahrung und Medizin blieb.

(Schluß folgt.)

# Der Graf von Geroldstein.

1) Geschichtliche Erzählung von F. C. Jung.

### I. Auf der Luchsburg

Ritter Udo, Burgherr von Luchsheim und der Luchsburg, war böser Laune, und wenn der Burgherr böser Laune war, so hatten seine Untergebenen, die Bewohner der Luchsburg, keine guten Tage.

Entweder saß er dann in seiner Kemnate, einem geräumigen Turmzimmer, und trank sich in den Zorn hinein, oder er raste wie besessen in der ganzen Burg umher.

Vom Burgvogt Lahenstein an bis zum jüngsten Knappen hinunter fürchteten alle den unbändigen Grimm des Burgherrn, und in solch kritischen Tagen ging jeder, der nur irgendwie konnte, ihm gern aus dem Wege, was aber wiederum den Zorn des Ritters vermehrte, der ja gerade Menschen sehen wollte, an denen er seine böse Laune auslassen konnte.

Wehe dem, der durch irgend etwas sein Mißfallen erregte! Leicht war er dann bereit, dem armen Teufel handgreifliche Beweise seines Mißfallens zu geben, und es war im ganzen luchsheimischen Gebiet bekannt, daß Ritter Udo keine schlechte Handschrift schrieb.

Selbst sein holdseliges Töchterlein Rosamunde hatte unter der bösen Laune des Vaters sehr zu leiden. Ja man munkelte sogar in der Burg, daß das schöne Burgfräulein auch ihr Erkleckliches zu dieser Laune beigetragen habe, und da es der freundliche Leser im Verlaufe dieser Geschichte ja doch erfahren wird, so kann ich ihm deshalb auch heute schon verraten, daß Rosamunde schon seit einigen Tagen ihrem Vater überhaupt nicht mehr unter die Augen treten durfte, weil sie seinem Verlangen, den Bewerbungen des benachbarten jungen Ritters Wentzel von Kammereck[1]) um ihre Hand endlich nachzugeben, sich beharrlich widersetzte.

Wentzel von Kammereck war in der letzten Zeit mit noch einigen anderen benachbarten Rittern öfters Gast auf der Luchsburg gewesen, und es wurden bei dieser Gelegenheit lange Beratungen gepflogen, über die jedoch nichts verlautete, da sie hinter verschlossenen Türen stattfanden und strengstes Geheimnis darüber bewahrt wurde.

Bei diesen Besuchen auf der gastlichen Luchsburg hatte der stürmische junge Kammerecker dem holden Burgfräulein stets seine Huldigungen dargebracht, mit welchem Erfolg, das konnte man aus der Antwort Rosamundes sehen, die dabei auch noch offen gestanden hatte, daß ihr Herz nicht mehr frei sei.

„Es ist Ritter Diether von Geroldstein[2]), den ich liebe, und niemals werde ich einem andern die Hand

[1]) Kammereck, heute Ruine Kammerburg, liegt eine halbe Stunde unterhalb der Lauxburg hoch auf dem Berge in der äußersten Ecke, die Werkbach und Wisper hier bilden.

[2]) Geroldstein, Ruine, liegt zirka ¾ Stunden oberhalb der Lauxburg bei dem gleichnamigen Dorf Geroldstein im Wispertale.

reichen als ihm“, erklärte sie standhaft ihrem Vater, mochte er auch noch so sehr rasen und toben.

„Geh mir aus den Augen!“ wütete er, „du hast hinter dem Rücken deines Vaters mit dem Sohne unseres Todfeindes heimliche Zusammenkünfte gehalten und dich gegen meinen Willen aufgelehnt. So sollst du auch deinen Ungehorsam, deinen Trutz büßen, bis er gebrochen ist.“

Darauf hatte er ihr mit einer Dienerin ihren Aufenthalt in einen abgelegenen Flügel der Burg angewiesen, der keinen Blick in die Außenwelt gestattete, und hielt sie unter strengster Bewachung.

Nun wußte er auch, warum in der letzten Zeit der junge Ritter Diether von Geroldstein fast täglich seine Jagdzüge in den Kammergrund[3]) machte, die ihn notwendigerweise an der Luchsburg vorbeiführen mußten, und die schon immer seinen Zorn erregt hatten! Mochte er sich nun die Augen ausschauen, der Verhaßte! Wenn er glaubte, einen Wink oder einen Gruß von seiner Geliebten zu erhaschen, so irrte er sich, und „was deine Jagdzüge anlangt, so sollen sie bald ein Ende haben; dafür will ich schon sorgen, ich, der Ritter Udo von Luchsheim!“

Finster grollend hatte er sich wieder in sein einsames Turmzimmer zurückgezogen.

Grimmig ruhten seine düsteren Augen auf einem mit einem amtlichen Siegel und Wappen versehenen mächtigen Schriftstück, das anscheinend auch schon erheblich unter seiner bösen Laune gelitten hatte.

Mit geballter Faust schlug er auf den mächtigen Eichentisch, daß er in allen Fugen krachte, und eine kräftige Verwünschung entfuhr dem Gehegee seiner Zähne:

„Muß mir dieser verwünschte Geroldsheim denn immer in allem in die Quere kommen“, knirschte er, und der mächtige Körper erbebte in maßlosem Grimme. Wie ein gereizter Löwe stürmte der Hüne mit dröhnenden Schritten durch das Gemach, aus dem eine geöffnete Bogentüre auf einen Söller führte und den Blick in das wilde, zerklüftete Tal der Wisper frei ließ.

Auf den Söller hinaustretend, ließ er seine finsteren Blicke über die vor ihm liegende wildromantische, reizende Landschaft dahinschweifen.

Oberhalb der Luchsburg stürzt der reißende Wisperbach aus einer engen Schlucht hervor und fließt in dem langen Kessel, den die zurücktretenden Gebirge hier bilden, ruhig und sanft dahin.

Das Tal macht an der Stelle, wo die Luchsburg auf einem mächtigen, vorspringenden Felsen erbaut ist, einen scharfen Bogen, und ist von dem vorstehenden Söller, worauf der Burgherr mit Vorliebe stand, in seiner ganzen Ausdehnung zu übersehen.

Die hier gebildete schmale Ebene, die mäßig ansteigenden Berge, mit kleinen Seitentälchen und Einschnitten, hatten an dieser Stelle die Möglichkeit zur Anbauung und Besiedelung gegeben.

So war das malerische, am Fuße der Burg liegende und auch zur Burg gehörige Dorf Luchsheim[4]) mit den kleinen, aber sauberen und netten Häuschen entstanden.

Es lag inmitten wohlangebauter Ländereien, die eben, zur Zeit der Ernte, von den fleißigen Bewohnern des Dörfchens belebt waren; überall saß das Korn in Haufen aufgeschichtet und wurde teils auf dem Rücken, teils auf Karren und Ochsenwagen nach Hause geschafft. Eben bewegte sich ein schwer beladener Wagen den Burgweg hinauf; ein andrer stand im äußeren Burghofe und wurde abgeladen; die Bauschen wurden in der mächtigen Scheune untergebracht. Es waren die Zehnten, die die Bauern an den Gutsherrn zu entrichten hatten, und da es ein reiches Kornjahr war, so füllten sich die Burgscheunen zusehends.

Udo von Luchsheim hatte also reiche Einnahme, und trotzdem blickte sein Auge so düster, blieb sein Angesicht so finster.

Auch die wunderbare, wilde Romantik der ganzen Gegend ließ den in tiefes Sinnen versunkenen Mann kalt. Und wie einzig schön war es hier!

Wie friedlich liegt das Dörfchen zu seinen Füßen; ein kleines Kapellchen steht auf einer kleinen Anhöhe inmitten desselben. Das tiefe Blau der kleinen Schieferdächer leuchtet durch das freundliche Grün der netten, kleinen Gärtchen. Das Ganze umfließt in weitem Bogen, gleichsam als wenn sie dem Dörfchen zum Schutz zu dienen hätte, die Wisper, deren helles Gewässer an einzelnen Stellen durch das den Bach umsäumende Gesträuch hindurchschimmert, und die in ihrem weiteren Lauf, einer schillernden Riesenschlange gleich, die saftig grünen Wiesen, die sich weiterhin im Tale erstrecken, durcheilt.

Auf den Wiesen und Bergabhängen weiden Kühe, Ziegen und Schafe, während in ihrem eingefriedigten Pferch muntere Füllen übermütig und ausgelassen umherspringen.

Die ebenfalls zum Schloß gehörige lustig klappernde Luchsmühle[5]), die mit Ringmauer und Graben umzogen eine kleine Burg für sich bildet, vervollständigte das liebliche, von der hellen Morgensonne bestrahlte Bild in der Wildnis, die sich dem Beschauer im Umkreise ringsum darbot und durch bewaldete Höhen und nacktes Felsengebirg umkränzt wurde.

Aber weiter als sein Blick reichte, erstreckte sich des Ritters Gebiet.

Das auf dem Berge liegende Dorf Espenscheid[6]), von dem ein Wartturm gerade noch sichtbar war, mit umfangreichen Ländereien und Waldungen, gehörte auch noch zur Burgherrschaft Luchsheim.

Reiche Jagdgründe boten Wild in Hülle und Fülle, und die Einkünfte, die der Burgherr von seinen Untergebenen bezog, die sogenannten Zehnten, waren so bedeutend, daß Ritter Udo von Luchsheim als einer der reichsten und mächtigsten an der Wisper gelten konnte.

Fürwahr! der einsame finstere Mann dort oben auf dem Söller der Luchsburg, die inmitten dieses herrlichen Fleckchens Erde stolz und trutzig auf

---

[3]) Kammergrund, das Wiesental der Wisper, das zwischen der Kammerburg und der Luchsburg liegt und in das Luchsheimische Gebiet grenzte.

[4]) Das Dorf Luchsheim ist verschwunden, vermutlich in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges untergegangen, bis auf die sogenannte Laukenmühle, ein viel und gern besuchtes Gasthaus, und die am Fuße der Ruine liegende sogenannte Pfeiffersche Mühle.

[5]) Die heutige Pfeiffersche Mühle.

[6]) Das heutige Espenschied.

auf einem mächtigen Felsen thronte und mit ihren Ringmauern, Türmen, Zinnen, Söllern und dem mächtigen Wartturm einen prächtigen Anblick darbot, der unumschränkte Herr und Gebieter der Burgherrschaft der von Luchsheim, er hätte zufrieden sein können mit seinem herrlichen Besitz.

Aber er hatte den Ehrgeiz, diesen Besitz immer noch zu vergrößern, seinen Reichtum immer noch zu vermehren, seine Macht immer noch zu verstärken, und hierauf war sein ganzes Streben gerichtet. Udo von Luchsheim wollte der mächtigste Ritter im Tale der Wisper sein, und da war ihm sein nächster Nachbar, der Ritter und Burgherr von Gladeneck und Geroldstein[7]) immer im Wege.

Dieser hatte ursprünglich nur die Burg Gladeneck mit dem Dorfe Gladenbach in dem etwas weiter oben belegenen Tale der Gladenbach, die in die Wisper mündet, im Besitz. Er hatte es aber verstanden, sein Gebiet so zu besideln, daß er eine neue Niederlassung direkt an der Wisper begründen konnte, die er nach seinem Namen Geroldsheim benannte. Zum Schutze dieses bereits ansehnlich gewordenen Dorfes, und um den Übergriffen seiner Nachbaren, besonders des ihm feindlich gesinnten Ritters Kuno von Riesenstein[8]), der weiter oben im Dornbachtal eine Burg besaß, zu begegnen, hatte er nun auch eine prächtige, neue Burg — Geroldstein — direkt an der Wisper, kaum eine halbe Stunde von der Luchsberg entfernt, erbaut. Überhaupt hatte das Besitztum des Rivalen durch dessen geschickte Verwaltung das seinige, wenn auch nicht an Größe, so doch an Wert bedeutend überflügelt, und das Geroldsteinsche Fähnlein, das sich in der letzten Fehde des Landesherrn mit dem Grafen von Sayn so sehr ausgezeichne hatte, war ihm ein Dorn im Auge.

Dazu kam noch, daß sein Sohn Werner, der mit dem luchsheimischen Fähnlein an der Fehde teilnahm, mit dem Sohne seines Widersachers, eben diesem Diether innige Freundschaft geschlossen und dadurch dessen Schwester Berta von Geroldsheim, die Tochter seines Todfeindes, kennen und lieben gelernt hatte.

Zwar hatte er, Ritter Udo, es verstanden, die Liebenden zu rennen, aber Werner, sein einziger Sohn, in der Meinung, Berta sei ihm untreu geworden, war in die weite Welt gegangen, und seit dieser Zeit fehlte jede Nachricht von ihm.

Durch dieses Ereignis hatte aber wiederum Diether seine (Udos) Tochter Rosamunde kennen gelernt, und auch diese beiden — wie wir schon wissen — liebten sich. Es war, als hätte sich alles gegen ihn verschworen; denn selbst seine eigenen Kinder lehnten sich gegen ihn auf.

So kam alles zusammen, um den Ritter Udo mit Wut und Haß gegen den doch ganz unschuldigen Geroldsteiner zu erfüllen. Dazu kam noch der Neid und seine Schwester, die Habsucht. Diese schlimmen Leidenschaften hatten seinen von Natur aus sonst edlen Charakter verblendet und vergiftet. Sie verdrängten die edleren Regungen, die sich von Zeit zu Zeit in seinem Innern noch geltend machten.

Auch eben wieder gab er milderen Regungen Raum. Er gedachte der glücklichen Jugend, als noch treue Freundschaft ihn mit Gerold verband, als sie noch Seite an Seite als treue Waffengefährten kämpften und sich beistanden in allen Nöten und Fährnissen.

O du herrliche, goldene Jugendzeit!

Milder und milder blickten seine Augen, milder wurde der Ausdruck seines edelgeschnittenen Gesichtes, das ein mächtiger, blonder Schnurrbart zierte und von verschiedenen ehrenvollen Narben durchzogen war, ohne daß dadurch die Schönheit desselben beeinträchtigt werden konnte.

Er trat von dem Söller zurück.

Da! ein Blick streifte das verhängnisvolle Dokument, und — alles war wieder aus! Das düstere Feuer in seinen Augen erschien wieder, und der Zorn übermannte ihn aufs neue.

„Muß mir dieser verwünschte Gerold denn alles streitig machen!" schrie er, und wütend starrte er in das vor ihm liegende Pergement.

Nun hatte der Landesherr, der Graf Johann von Nassau-Idstein auch noch den Rabengrund, der nach Fug und Recht zu Luchsheim gehört, seinem Widersacher zugesprochen, wodurch die Herrschaft der von Geroldsheim einen wertvollen Zuwachs erhielt und sein Gebiet von zwei Seiten von dem geroldsheimischen Besitz eingeschlossen war.

„Nein, das ist zu arg! Nun wag' ich's, und wenn darüber Ritter Udo von Luchsheim zu Grunde geht!" —

„Was gibt's," schrie er einen eben Einlaß begehrenden Knappen an, der, zum augenblicklichen Rückzug bereit, dem mit Ungestüm auf ihn zutretenden Ritter einen Brief überreichte mit den Worten: „Mit Verlaub, gnädigster Herr! Mein Herr, Ritter Gerold von Geroldsheim, sandte mich mit dieser Botschaft und befahl mir auf Bescheid zu warten."

Erschrocken trat der Knappe zurück; denn der Ritter hatte bei dem Namen Geroldsheim das Schreiben uneröffnet zusammengeballt! „Hier hast du Bescheid!" brüllte er wütend und warf ihm den Pergamentsknäuel an den Kopf. „Scher dich zum Teufel und melde das deinem Herrn Ritter Gerold von Geroldsheim als meine Antwort!"

Mit verhängtem Zügel jagte der Knappe davon; eine Viertelstunde später wußte Gerold von Geroldsheim, daß Ritter Udo von Luchsheim den Streit mit ihm suchte, und daß er sich auf den Ausbruch der Fehde gefaßt halten mußte. —

Udo von Luchsheim hatte vom Söller aus den geroldsteinischen Knappen davonrasen sehen.

„Es hat's eilig", knurrte er in den Bart, „eine große Neuigkeit ist's ja auch, die er nach Geroldstein zu bringen hat."

Erst jetzt wurde ihm klar, was er getan hatte. Sein Gesicht legte sich in bedenkliche Falten!

---

[7]) Die Burg Gladeneck muß nach dieser Erzählung und der Chronik nach im Gladbachtal — Nebental der Wisper — bei dem heutigen Dorf Niedergladbach gelegen haben. — Das heutige Geroldstein ist das einzige Dorf im Wispertal, am Fuße der Ruine Geroldstein belegen.

[8]) Riesenstein, auch Rieseneck, lag weiter oben im Dornbachtal. Das Trümmerfeld ist noch vorhanden. Die im Tale liegende Riesenmühle scheint die dazu gehörige Burgmühle gewesen zu sein.

Hatte er recht gehandelt? Nein! Er hatte sich von seinem unseligen Zorn hinreißen lassen und dem Geroldsteiner den Fehdehandschuh hingeworfen.

„Ich mußte seine Botschaft lesen", flüsterte er vor sich hin, „vielleicht hatte Gerold mir einen annehmbaren Vorschlag zu machen .... Nein! es ist zuviel", fuhr er dann aus seinem Sinnen auf; „der Würfel ist gefallen, und ein Zurück gibt es nicht mehr!"

Und noch war der Knappe nicht auf Geroldstein angelangt, da jagten auch schon die Boten an die benachbarten Burgherrn von Kammereck, Vitsburg[9]) und Dickenstein[10]) aus dem Burghof.

(Fortsetzung folgt.)

[9]) Die Vitsburg scheint die im Werkbachtale liegende Ruine Alteburg zu sein, die von der Brücke, die vor dem Gasthaus zur „Kammerberger Mühle" führt, in ihren Umrissen tief im Tale zu sehen ist.

[10]) Dickenstein — Burg bei Dickschied auf der Höhe nach der Wisper zu belegen. Das Trümmerfeld ist noch sichtbar.

# Miszellen

K. W. **Drei sonderbare Bittgesuche an die Stadt Frankfurt.** Am 30. April 1573 teilte Herzog Julius zu Braunschweig und Lüneburg von Wolfenbüttel aus der Stadt Frankfurt mit, daß seine Gemahlin „Fraw Hedwig, geborne Markgräffin zu Brandenburg, glücklich einen wohl gestalten Sohn und Landts Erben zur weltt geboren habe." Die Taufe solle am 14. Juni stattfinden. Da er mit der „ansehnlichen und führnehmen statt Frankfurt in guter vertrawlicher Correspondenz" gestanden, habe er und seine Gemahlin die Stadt zu Gevatter und ihres neugebornen Sohnes Paten „wohlmeintlich erkoren", und bitte, ihm und seiner Gemahlin zu gnädigem Gefallen, einige Vertreter der Stadt am 13. Juni in seinem Hoflager eintreffen zu lassen, damit sie „volgenden bestimbten Sonntags vnsern Jungen Sohn dem Herrn Christo zutragen mögen." Dadurch geschehe ein „Got wohl gefälliges werck vnd ihm vnd hochgedachter seiner gemahlin ein besonders gnädigs angenehmes behagen". . . . . — Unterm 24. April 1594 schreibt Friedrich, Pfalzgraf bei Rhein, von Heidelberg aus an den Rat zu Frankfurt, seine freundliche, geliebte Gemahlin bedürfe einer Hebamme. Die Stadt Frankfurt habe eine „geschworene Hebamme, so Inn Stadt Landorff bürdig sein solle vnndt dem mittbürger Niclauses Malepert bekannt". Diese Amme sei seiner Gemahlin „gerümbt" worden, so daß sie zu derselben „gutte neigung gewonnen". Es ergehe daher sein „günstiges Gesinnen" an die Stadt, daß sie genannte Amme „gen Heidelberg erlaube, damitt vorermelte seine geliebte gemahlin sich derselben bedienen möge". . . . . — Georg, Landgraf zu Hessen, schreibt von Darmstadt aus am 6. Februar 1594 der Stadt, daß er am 8. Februar einen Übeltäter vor das Gericht stelle, „vnd waß Vrteil gebe, ergehen lassen gewillt sei." Da der Scharfrichter zu Hanau wegen „loibß blödigkeit" die Exekution nicht verrichten könne, ergehe an die Stadt Frankfurt sein „nachbarliches Begehren", zur „beförderung der Institution" den dortigen Scharfrichter zeitig von Frankfurt nach Darmstadt zu befehlen. „Vndt die weyll vermuthlich die Vrtell zum Radtbrechen vnd Zangenreißen oder Schleiffgerichten seyn mag, Alß wollen dessen den Scharpffrichter visiren, sich darauff gefaßt zu machen". . . . . Die Stadt Frankfurt ist allen drei Gesuchen freundnachbarlich entgegen gekommen. (Frankfurter Stadtarchiv.)

A. L. **Der Hirte.** In „Wagner, Geschichte des Fürstentums Hadamar", Band 2, Seite 512 und 513, ist folgendes zu lesen: „Der Pastor Johannes Horn zu Elsoff war ein ausgezeichneter Ökonom und besaß den schönsten Viehstand in der Umgegend. Einige Bauern des Dorfes, vom Neide getrieben, kamen auf den Gedanken, ihr Pastor habe das meiste Vieh auf der Weide und sei deshalb verpflichtet, wie jeder andere Mann des Dorfes, zum Hirten einen sogenannten Beihirten zu stellen, obwohl es weltkundig, daß von allen diesen Lasten der Pfarrer befreit und sie keinem seiner Vorgänger waren zugemutet worden. Diese Bauern sandten ihm an einem Samstage, abends, als der Ochsenhirt nach Hause kommt, den Ringelstock in das Pfarrhaus, mit dem Bedeuten, daß er an der Reihe sei, am andern Tage, Sonntag, den Beihirten zu stellen. Das Pfarrhaus zu Elsoff liegt am äußersten Westen des Dorfes, und als am andern Morgen der Hirte seine Herde am Hause vorüber auf die Heide treibt, nimmt Pastor Horn seinen Ringelstock und geht hinten drein. — Später läutet es zum ersten, zweiten und dritten Male zum Gottesdienste; die Leute stehen versammelt zum Gottesdienste, allein der Pastor bleibt aus. Endlich kommt die Nachricht, es werde heute kein Gottesdienst gehalten, der Pastor sei als Beihirte bei dem Ochsenhirten auf der Heide. Dieses verursachte einen furchtbaren Aufruhr; und die Schurken, als sie erkannten, wie sehr sie in der Minderzahl, laufen eilig, um den Pfarrer bei der Herde abzulösen und ihn um Abhaltung des Gottesdienstes zu bitten. Dieser geht augenblicklich zurück und zur Kirche. Bei seiner Ankunft auf der Kanzel verliest er das einschlagende Evangelium und beginnt dann seine Predigt mit den Worten: „Ich soll auf der Heide die Ochsen und dahier die Esel zugleich hüten. Wie kann das sein, wie ist das möglich?" und hielt dann der Gemeinde eine solche Strafpredigt, daß es von da ab niemandem mehr eingefallen ist, dem Pfarrer von Elsoff, den Ringelstock ins Haus zu senden."

E. S. **Die Weinglocke in Nassau.** Wie Vilmar in seinem Hessischen Idiotikon berichtet, wurde in Hersfeld noch bis zum Anfang des vorvorigen Jahrhunderts die Weinglocke geläutet. Das Geläute erfolgte abends um neun Uhr, zum Zeichen, daß die Weintrinker die Wirtschaften zu verlassen hatten. Auch im Nassauischen kannte man die Weinglocke, wie aus einer Verordnung des Grafen Wilhelm von Nassau vom 19. 12. 1555 hervorgeht, in der er sagt: Wiewohl Wir verordnet und befohlen, daß über die bestimmte Zeit, wenn abends die „Weinglockh" geläutet ist, kein Wirt länger über die Schwell hinaus, noch sonst seinen Gästen im Hause Wein reichen oder zapfen soll, so finden wir, daß solches ganz und gar von den Wirten überschritten und nicht gehalten wird. Dadurch dann viel „Vnraths, Mordt, Totschläg, Vnzucht vnd alle Vntugend" gemehrt wird und überhand nimmt, wie neulich ein schrecklich Exempel und Totschlag sich derhalben zugetragen. Darum befehlen Wir, du wollest deinen Wirten ernstlich in Unserm Namen gebieten, daß sie hinfort keinen unserer Untertanen und Einwohner den ganzen Tag aufhalten und sich vollsaufen lassen, oder auch über die bestimmte Zeit im Winter über sieben und im Sommer über acht Uhr gegen Abend länger Wein reichen, noch zapfen bei Unserer hohen Straf und Ungnade. Durchwandernden und fremden Gesellen wird sich ein jeder der Gelegenheit nach wohl zu halten wissen und denselben nach ihrer Notdurft so lang und so viel sie begehren Wein geben und handreichen. An die Schultheißen. — —

A. L. **Königsteiner Polizei-Verordnung von 1650.** Im Namen Sr. Kurfürstlichen Gnadne des hochw. Herrn Erzbischofs Philipp von Schönborn wird hiermit zur Heilighaltung der Sonn- und Festtage folgendes verordnet:

1. An Sonn- und Feiertagen sollen während des Gottesdienstes die Wirte und Garköche außer den Durchreisenden niemand in ihren Häusern beherbergen.

2. Die Schuster und Schneider sollen nicht arbeiten, die Bäcker nach Mitternacht nicht backen, die Feldscherer am Vormittag nicht barbieren, die Fleischer kein Fleisch

verkaufen, die Müller am Vormittag, außer im Falle der Not, nicht mahlen.

3. Die Weiber sollen nichts neues nähen oder anfertigen.

4. Die Juden sollen an den genannten Tagen nicht handeln, kaufen, verkaufen oder Schulden eintreiben.

5. Die Wirtshäuser sollen im Winter um 9 Uhr und im Sommer um 10 Uhr geschlossen sein.

6. Karten- und Würfelspiel ist an Sonn- und Festtagen streng in den Wirtshäusern verboten.

7. Tanzbelustigungen sollen nicht über Mitternacht dauern am ersten Weihnachts-, Ostern- und Pfingstfeiertage, sowie am Fronleichnamstage und am Allerheiligentage.

8. Jünglingen unter 18 Jahren ist der Besuch der Wirtshäuser streng verboten.

9. Junggesellen, die abends im Wirthaus trinken, sollen kein Mädchen bei sich haben.

10. Niemand soll an Sonn- und Feiertagen die Sense „dengeln".

11. Die Hirten sollen erst nach Beendigung des Frühgottesdienstes ausfahren.

12. Der Frühgottesdienst beginnt im Sommer um 6 Uhr und im Winter um 7 Uhr, der Hauptgottesdienst aber um 9 Uhr und der Mittagsgottesdienst um 12 Uhr.

13. Die Untertanen dürfen auch an Sonn- und Feiertagen von der Obrigkeit nicht gezwungen werden zur Jagd mitzugehen, ebenso sind dieselben von Fronarbeit zu verschonen.

Königstein, am 30. November 1650.

(L. S.) von Rosenbach, Oberamtmann.

E. S. **Nassau-Dillenburgische Handwerker-, Fuhrleute- und Taglöhner-Ordnung vom 10. 12. 1538.** Graf Wilhelm von Nassau-Dillenburg erließ unter oben angegebenem Datum folgende Lohnliste für seine getreuen Mittelständler und geringen Leute: Erstlich Leindeckern (Schieferdeckern), Zymmerleutenn, Mawerern, Sommerzeits bey irer eigen Kost dem meister des tages zu geben 5 Alb., dem Knecht 4 Alb., Winterzeits bei irer Kost dem meister 4 und dem Knecht 3 Alb. Denselben so man In Kost giebt des tages dem meister sommerzeits 4, dem Knecht 3 Alb. und winters dem meister 18 Pfg. und dem Knecht einen patzen oder 14 Pfge. Steinbrechern Sommerzeits bei irer Kost zu geben 3 und im Winter auch 3 Alb., den Opfferknechten bei irer eigenen Kost des sommers tags 3 und den wyneter 2 Alb. Kercher und Furleuth, Leuman, steyn- vnd Sandfürern zu geben steht in bedenken; bisher gab man im sommer 10 und den winter 8 Alb. bei irer eigen Kost. Gemeinen Taglöhnern als Dreschern, Zeunern, grebern zu geben sommers vor michel, so man In Kost giebt, 10 Pfge., im wynter die Kost vnd 1 Alb. Bei irer eigen Kost sommers 3 vnd wynters 2 Alb. Schnyttern ym Ernten des tags die Kost vnd einen weyspfennyngk. Arbeitern In gerthen, flaxreuffen, reffen vnd dergleichen Weiber arbeit des tags Kost vnd 1 Alb., bey irer selbst Kost 14 Pfge. Medern (Mähern) In irer Kost des tags zu mehen 5 Alb., so man In Kost giebt des tags 3 Alb. Strodeckern im Sommer, so man Kost giebt, 3, bei selbst Kost 5, nach michel 3 bezw. 4 Alb. Es ist vürgeschlagen das tagloener vnd arbeiter des sommers antzufahen catedra petri bis michel zu arbeit angehen sollenn den morgenn zu fier auren, des Abens zu syeben abgehen. Im wynter nach michel angehen zu 5 auren, abgehen des abends zu 6 auren. Furleuth In acker arbeit als pflüegenn haben von alters des tags die Kost vnd 18 Alb. genomen vnd keyn futterung. Mistfurer des tags die Kost vnd 20 Alb. Wollen itzt von acker arbeit vnd mistfuren des tags habenn die Kost, 30 Alb. vnd das rauch futter. (NB. Ist die vorstehende Schreibweise Schriftdeutsch damaliger Zeit oder basiert sie auf Unkenntnis einer beherrschenden Orthographie?) (Wer gab damals orthographische Regeln! — D. H.)

K. W. **Feier in Usingen, am 4. Februar 1849.** Infolge der Ereignisse des Jahres 1848 gelangten die sog. „Grundrechte" des deutschen Volkes auch im Nassauerland zur Einführung. Dies erschien der Stadt Usingen im Taunus ein solch wichtiges Ereignis, daß allgemein der Wunsch rege ward, genannte Grundrechtseinführung öffentlich zu feiern. Der erste Sonntag des Februar 1849, also der 4. 2., ward zu dieser Feier ausersehen. Nachdem das Fest morgens um 8 Uhr durch Glockengeläute und eine Choralmelodie vom Kirchturm herab verkündet worden war, versammelten sich die Festteilnehmer um 9 Uhr bei dem Schulgebäude. Um halb 10 Uhr setzte sich unter dem Geläute der Glocken ein Festzug aus der Neustadt durch die Obergasse nach der Kirche in Bewegung. Voran gingen die Schulkinder, je vier und vier mit ihren Lehrern, ihnen folgten der Gesangverein und die Bürgerwehr, alsdann die Geistlichen, in deren Mitte drei Schulmädchen gingen, deren jedes ein Exemplar des Grundrechts auf einem Kissen trug. Daran schlossen sich sämtliche Behörden und viele Bürger. Vor der Kirche bildete die Bürgerwehr Spalier und stellte sich dann vor und neben dem Altar auf. Nachdem ein Exemplar der „Grundrechte" von den Geistlichen auf den Altar gelegt worden war, begann der Gottesdienst in der gedrängt vollen Kirche mit dem vom Gesangverein vorgetragenen Lied: „Komm heiliger Geist", worauf Pfarrer Schellenberg ein Altargebet sprach. Dann sang die Gemeinde das Lied: „Beim teuren Namen Vaterland", worauf Dekan Senfft die Festpredigt hielt. Als sodann die Gemeinde unter Begleitung einer Musikkapelle das Lied: „Nun danket alle Gott" gesungen hatte, wurde der Segen gesprochen. Einfach war die Feier, aber nicht ohne Ergebnis für die Teilnehmer.

## Theater zu Wiesbaden.

### Hoftheater.

= **Boccaccio**, Operette in 3 Akten, von F. Zell und R. Genée. Musik von Franz v. Suppé, neu einstudiert, zum erstenmal am 27. November, zum drittenmal am 18. Dezember. Der Boccaccio, ein geschickt gearbeitetes Libretto nach zweien der Decamerone-Erzählungen, mit der gefälligen, melodiösen, originellen und natürlichen Musik Suppés wird immer als eine vornehme Operette empfunden und deshalb gerne begrüßt werden. Tritt dazu noch die feinsinnige Inszenierung, sowohl in der Gestaltung der Einzelszenen als auch in der bunten Massenwirkung, wie sie hier von Dr. Oberländer geübt wurde, dann darf man sich doppelt an Sang und Spiel erfreuen. Nicht zu vergessen ist die farbenprächtige Ausgestaltung durch Kostüme und Dekorationen. So kam uns alles florentinisch-mittelalterlich vor, und die Operette errang durchschlagenden Erfolg. Die Titelrolle gab Frau Hans-Zoepfell frisch und fröhlich. Eine allerliebste Partnerin hatte sie in Frl. Engell als Fiametta. Auch die Damen Heßlöhl und Krämer als Isabella und Beatrice entledigten sich ihrer Aufgabe flott. Temperamentvoll gestalteten die Herren Rehkopf, Henke und Andriano die gefoppten Ehemänner Scalza, Lotteringhi und Lambertuccio; ganz nett machten sich die eingestreuten Anspielungen auf verschiedene Wiesbadener Lokalverhältnisse. Dies die Hauptpersonen mit besonderer Hervorhebung; aber auch die anderen taten ihre volle Schuldigkeit. Nicht vergessen sei das Orchester, das durch Exaktheit und Verständnisinnigkeit glänzte.

### Residenztheater.

Direktor Dr. H. Rauch hat das Residenztheater zu Köln käuflich übernommen, es reorganisiert und die Leitung dem Intendanzrat Liebig übertragen. Am 21. Dezember eröffnete es seine Pforten mit „Fräulein Josette — meine Frau". Die Vorstellung in Gegenwart des Direktors und seines Vertreters gegeben, verlief glänzend, und das Haus war ausverkauft.

## Literatur.

* **Führer durch das neue Kurhaus in Wiesbaden.** Von O. Meyer-Elbing. 16 S. querfol. Pr. 1 M. Wiesbaden, Moritz u. Münzel. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß das neue Kurhaus mit seinem gegliederten Intérieur einen Führer, namentlich für den Fremden, erfordert. Ohne einen solchen geht der Beschauer besonders an den Details mitunter achtlos vorüber. Aber auch das Äußere des imposanten Bauwerks

bedarf der Erläuterung. Da muß die vorliegende Schrift, verfaßt von einem ebenso sachkundigen wie formgewandten Manne der Feder, recht willkommen genannt werden. An ihrer Hand läßt sich's vortrefflich sowohl durch das Kurhaus wandern als auch dessen Schönheiten kunstverständig genießen. Abbildungen der Räume und Fassaden, Wiedergaben der Einweihungsszenen, Porträts der leitenden Männer, nach den Aufnahmen des tüchtigen Hofphotographen C. H. Schiffer und ein Grundriß in vorzüglicher Ausführung illustrieren die Schrift die, da sie auch sonst schön ausgestattet ist, jedermann empfohlen ... ..ann.

## Neues aus Nassau.

J. M. die Kaiserin hat auf der Reise nach Straßburg dem großherzoglich badischen Hofe zu Karlsruhe einen Besuch abgestattet. Sie hat daselbst auch die Frau Großherzogin-Mutter von Luxemburg angetroffen und eine zeitlang mit ihr zusammen verweilt.

Der Dom zu Limburg hat ein neues Geläute aus 6 bei Petit und Edelbrock in Gescher (Westfalen) gegossenen Glocken erhalten, die Bischof Dominikus am 2. Weihnachtsfeiertage weihte.

Die Brömserburg (eigentlich Niederburg) zu Rüdesheim ist vom Grafen von Ingelheim an den neugegründeten „Rheingauer Herrenbund Altrüdesheim" verpachtet worden. Der Verein beabsichtigt die Hebung des künstlerischen Lebens durch Veranstaltungen, Festspiele, Winzerfeste und andere Vorführungen, was zweifellos die Anziehungskraft des schönen Weinortes verstärken wird.

Mit Neujahr wird auf der Dillbahn die Station Edingen eröffnet.

Das Lehrerinnenseminar Elfeld ist nunmehr bewilligt und wird zu Ostern von 1908 eröffnet.

Das Franziskanerkloster zu Keltheim nebst Kirche hat die staatliche Baukonzession erhalten.

Der Altertumsverein will eine besondere Sektion für Volkskunde begründen. Die Reste älteren Volkslebens in Sprache, Sitte, Bräuchen, Wohnung, Kleidung usw. sollen aufgesucht und erhalten werden. Wer beitreten will, möge sich beim Sekretariat des Vereins, Wiesbaden, Friedrichstraße 1, anmelden.

Die Literarische Vereinigung Ems beabsichtigt an der Villa „Diana", in der Richard Wagner während seines Emser Kuraufenthaltes im Jahre 1877 gewohnt und an seinem Parsifal gearbeitet hat, eine Gedenktafel zu Ehren des Meisters anzubringen und richtet an alle Wagnerfreunde die Bitte, sie in der Verwirklichung ihres Vorhabens unterstützen zu wollen. Geldspenden nimmt der Vorsitzende der „Literarischen Vereinigung" zu Bad Ems, Schriftsteller H. L. Linkenbach, jederzeit entgegen.

## Nassauische Personalien.

IV. **Quartal 1907.**

**Ernennungen u. a.:** Komm.-Rat P. P. Cahensly Limburg, z. päpstl. Geheimkämmerer. Ger.-Assessor H. Borgmann, Wiesbaden, z. Mag.-Assessor. Ingenieur O. Jung, Ems, z. Torpedoingenieur. Schulkandidaten Ungemach z. Lehrer i. Mandeln, Schild i. Beuerbach, Schütz in Neuhof, Stoll i. Fischbach, Gerhard i. Brandoberndorf, Alberti i. Horhausen, Schneider i. Grünern, Gottschalk i. Runzhausen, Immel i. Wommelshausen. R.-Bankbuchhalter Schwochow, Wiesbaden, z. Kassierer. Beigeordneter Orth, Weilbach, z. Bürgermeister. Stadtbauinspektor Petzold und Dipl.-Ingenieur Künzel z. Lehrern, u. Dipl.-Ing. Gaudig z. Oberlehrer a. d. Baugewerkschule Idstein. Sem.-Direktor Below, Berlin, z. Reg.- u. Schulrat i. Wiesbaden. Bäckermeister H. Grisats, Fachbach, z. Bürgermeister. Schulkandidaten Ludolph z. Lehrer i. Wolfenhausen, Müller i. Neckenroth, Knecht i. Lierschied, Schimmel i. Neunkhausen, Fehlend i. Dachsenhausen, Willwanker i. Altenkirchen, Wendel i. Weiperfelden, Berg i. Kleeberg, Witzel i. Waigandshain, Große i. Weidenhausen, Schreiner i. Berod, Leukel i. Herbornseelbach. Pfarrvikar W. Hartenfels, Oberneisen, z. Pfarrer i. Neunkirchen. Rektor Mehrstedt, Glogau, a. s. n. Idstein. Pfarrer Krämer, Dörsdorf, z. Kreisschulinspektor. Landwirt F. Daum, Neunkirchen, z. Bürgermeister. Bäckermeister P. Ohlenburger, Ruppertshain z. Bürgermeister. Förster Jung, Arnoldshain u. Roffhack, Lindenberg, z. Hegemeistern. Bürgermeister Schmidt, Altenau, a. s. n. Kaub. Reallehrer Kissel, Nassau, z. Sem.-Lehrer i. Eckernförde. Sattlermeister K. Schmidt, Wehen, z. Gem.-Rechner. Ger.-Assessor v. Kaidacsy, Berlin, a. s. n. Wiesbaden. Mag.-Schöffe a. D. J. C. Zobus, Geisenheim z. Stadtältesten. Schulkandidaten Endris z. Lehrer i. Merkenbach, Mannweiler i. Salzburg, Kramm i. Homberg, Gaade i. Rennerod, Schäfer i. Liebenscheid. Kammerdiener Schmiedel, Biebrich, z. Schloßverwalter. Oberlehrer Dr. Kloß, Wiesbaden, z. Professor. R.-Kandidaten O. Mehl, Frauenstein, z. Referendar i. Langenschwalbach u. J. Winter, Schlangenbad, i. Rüdesheim. O.-Arzt d. R. Dr. Simon, Wiesbaden, z. Stabsarzt, Ass.-Ärzte d. R. Dr. Nolte, Wiesbaden, u. Dr. Macke, O.-Lahnstein, z. O.-Ärzten. Dekan Dörr, Idstein, z. Schulinspektor a. d. Stadt Idstein. Sem.-Direktor Sternkopf, Usingen, z. Reg.- u. Schulrat i. Gumbinnen. A.-Ger.-Rat Sayn, Höchst, z. O.-L.-Ger.-Rat i. Frankfurt. P.-Assistenten A. Cron, Wiesbaden; Schleifer, St. Goarshausen; Schütz, Ems, z. P.-Sekretären. P.-Sekret.r Becker, Wiesbaden, z. O.-P.-Sekretär. Tel.-Sekretär Hohs, Limburg, z. O.-Tel.-Sekretär. R.-Kandidaten K. Pauly, Wiesbaden, z. Referendar i. Hochheim; H. Strüder, Neuwied, i. Niederlahnstein. Privatdozent Prof. Dr. A. Werninghoff, Berlin (gb. Wiesbadener) z. ord. Prof. a. d. Universität Königsberg, Pfarrverwalter Horn, O.-Liederbach, z. Pfarrer. A.-Ger.-Rat Lucas, Wiesbaden, z. Hilfsrichter a. O.-L.-Gericht Frankfurt. Reg.-Bauführer K. Eichhoff, Rettert, z. Reg.-Baumeister. Ger.-Assessor Krenzin, Nastätten, z. Hilfsrichter i. Wiesbaden. Bürgermeister Jacobs, Kamp, a. s. n. Königstein. Komm. Verwalter d. Krankenhauses, M. Lessel, Wiesbaden, def. Reg.-Supern. Schlottmann u. Hauck, Wiesbaden, z. Sekretären. F. Milchsack, z. Beigeordneten i. Biedenkopf. Hilfsprediger H. Müller, Rödelheim, z. Pfarrer. Pf.-Vikar Stricker, Dickschied ordin. L.-Ger.-Präsident Mencke, Wiesbaden, z. Geh.-O.-Justizrat. Cand. phil. A. Paquet, Wiesbaden, z. Dr. phil. (Jena). Reg.-Assessor Dr. Siller, Berlin, a. d. Reg. z. Wiesbaden. Reg.-Assessor Frhr. von Münchhausen, Königsberg, a. Landratsamt z. Wiesbaden. Landwirt Hardt, Möttau, z. Bürgermeister. Oberförster Bonse, Oberlahnstein, z. Forstmeister. R.-Kandidat Lucht, Wiesbaden, z. Referendar i. Elfeld. Postinspektor Adrian, Königstein, z. Postdirektor. Pfarrer Mayer, Langenschwalbach, z. Dekan. Landwirt H. Kaltcborn, Haintchen, z. Bürgermeister. Oberlehrer a. D. Dr. Oppermann, Niederjosbach z. Bürgermeister i. Wehen. Pol.-Sekr. Rauchhaar, Wiesbaden, z. Kanzleirat. Landwirt J. G. Roth, Lenzhahn, z. Bürgermeister. Ger.-Assessor Dr. Roser, Wiesbaden, a. Amtsger. Diez. Landwirt W. Müller II. i. Panrod, z. Bürgermeister. Eisb.-Kassenkontrolleur Rupp, Wiesbaden, z. Rechnungsrat. Ger.-Assessoren Wurmbach, Herborn, z. Hilfsrichter i. Wehen u. Rohden, Kamberg, das. Stadtverordn. E. Woeller, Langenschwalbach, z. 2. Beigeordneten. Mag.-Assistenten Krug, Hissenauer, Emde, Meyer, Rossel, Ritzel, Hübner, Wiesbaden, z. Sekretären. Stadtsekretär Blank, Duisburg, z. Bürgermeister i. Unterliederbach. Sem.-Oberlehrer Weckwerth, Schlüchtern, z. Sem.-Direktor i. Usingen. Landwirt G. Metzler I., Stierstadt, z. Bürgermeister. Lehrer Würz, Nastätten, z. Hauptlehrer. Mittelschullehrer F. Drebes, Ballenstedt, a. s. n. Herborn. Hauptlehrer Wick, Biebrich, z. Rektor. G.-Assessoren Reinhard, Höchst, z. Amtsrichter das.; Dr. Meyer, N.-Lahnstein, z. Landrichter i. Hechingen; Löhr, Wetzlar, z. Hilfsrichter i. N.-Lahnstein. R.-Referendar Eltester, Wiesbaden, z. Assessor i. Rüdesheim. J. Fetzer, Koblenz, z. Bürgermeister i. Kamp. Pfarrer Labonte, Johannisberg, z. Kr.-

Schulinspektor. Landger.-Direktor v. Hugo, Hechingen, a. s. i. Limburg. Lehrer Müller, Oberscheld, z. Hauptlehrer. Dipl.-Ingenieur Klein, Idstein, z. Bez.-Baumeister i. Pirmasens. O.-Bahnassistent Mangold, Limburg, z. Bahnhofsvorsteher i. Selters (W.). Gemeindeeinnehmer Göst, Eiershausen, z. Bürgermeister. Syn.-Vikar Nöll, Battenfeld, ordin. Geh. San.-Rat Dr. A. Pagenstecher, Wiesbaden, z. Ehrenbürger d. Stadt. Ger.-Assessor Rehorst, Wiesbaden, a. Amtsgericht Wehen. Zu Postsekretären: P.-Assistent Nickel, Nassau u. Tel.-Assistent Korth, Wiesbaden. Ass.-Arzt d. R. Dr. Katzenstein, Wiesbaden, z. O.-Arzt. U.-Arzt d. R. Petsch, Limburg, z. Ass.-Arzt. G.-Assessor Dr. Schaffner, Wiesbaden, z. Hilfsrichter a. L.-G. das. Staatsanwalt Müller, Wiesbaden, z. St.-A.-Rat. O.-Bahnhofsvorsteher Kyritz, Höchst u. Frohwein, N.-Lahnstein, z. Rechn.-Räten. Landwirt L. Schmidt, Allendorf, z. Bürgermeister. Ärzte Dr. Dr. A. Pröbsting, F. Staffel, A. Marx, K. Mayer, Wiesbaden; E. Gottschalk, Griesheim; R. Rahm, Ruppertshofen, z. San.-Räten. Zahlmeister Fuhr, Biebrich, z. O.-Zahlmeister. Reg.-Baumeister Hunger, Bockenem, a. s. i. Wiesbaden. Landrat Wagner, Rüdesheim, z. Geh. Reg.-Rat. San.-Rat Dr. M. Büsgen, Weilburg, z. Geh. San.-Rat.

**Jubiläen u. a. Oktober:** 1. Frl. E. Lebküchele 40 J. b. Familie Hendrich, Wiesbaden. — 6. Stadtverordneter S. Heß, Wiesbaden, 70 J. a. — 13. Ger.-Vollzieher K. Hahn, Langenschwalbach, 40 J. i. A. — 20. Bademeister Daum, Kurhaus Nassau, 40 J. i. A. — 21. J. Ott u. J. Hirsch 40 J. b. Söhnlein u. Komp. Schierstein. — 22. Büchsenmacher A. Hofmeister 40 J. a. d. Unter.-Off.-schule Biebrich. — 24. Arbeiter Thüringer u. Simon 50 J. b. Maschinenfabrik Johannisberg. — 26. Lehrer F. Brambach, Biebrich, 25 J. a. O. — 27. Abgeordneter Dr. Lotichius, St. Goarshausen, 25 J. Parlamentarier. — 31. Dekan K. Kexel, Limburg, 50 J. i. D. — **November:** 1. Dekan D. Ludwig, Lorch, 25 J. i. D. — Stadtbriefträger H. Himmel, Idstein, 25 J. i. A. — Lehrerin M. Müller, Elz, 25 J. i. D. — 10. Pfarrer Zeiger, Alpenrod, 40 J. i. A. (36 a. O.) — Hof- u. Archivrat A. Hölzgen, Weilburg, 50 J. i. nassauischen Diensten. — 14. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. H. Fresenius, Wiesbaden, 60 J. a. — 16. K. Keppel u. Frau, Niederwalluf, Diam. Hochzeit. — 22. Oberstleutnant z. D. L. Wilhelmi, Wiesbaden, 50 J. i. D. — **Dezember:** 1. Gem.-Rechner Schlosser, Eschhofen, 50 J. i. A. — 20. Stadtverordneter C. W. Poths, Wiesbaden, 70 J. 25. Stadtv.-Vorsteher Geh. San.-Rat Dr A. Pagenstecher, Wiesbaden, 70 J. — 23. H. Lewalter, Biebrich, 40 J. b. Dyckerhoff u. Widman. — 25. Gräfl. solms. Renteiverwalter L. Ph. Mayer, Rödelheim, 80 J. a.

**Pensionierungen usw.** Lehrer Wengenroth, Winnen u. Sauner, Riedelbach. Lehrer G. Hoffmann u. L. Jung, Wiesbaden. Hegemeister G. Werner, Chausseehaus b. Wiesbaden. Geh. Reg.-Rat Krossa, Wiesbaden. Schloßverwalter Fr Leidner, Biebrich (s. 1859 i. D.). St.-Ärzte d. R. bezw. d. L. Dr. Friedländer u. Dr. Brühl, Wiesbaden; Dr. Böllinger, Höchst, Absch. bew. Renteibuchhalter W. Doß, Schaumburg. Bürgermeister Hild, Driedorf, A. niederg. Bürgermeister Körner, Wehen, A. niederg. Pol.-Sergeant Göller, Biebrich (40 J. i. D.) — Hauptmann d. L. 2. A. Frohwein, O.-Lahnstein; Leutnants d. L. 2. A. Clößner, Limburg, u. Glaser, Wiesbaden, Absch. bew.

**Todesfälle: September:** 16. Lehrer a. D. Kunz, Nastätten. — 29. L.-Ger.-Direktor Geh. Justizrat Dr. F. Schmidt, Limburg (gb. 1843). — **Oktober:** 3. Rechtskonsulent Ph. Wendel, Wiesbaden (gb. 1845). — 4. Geh. Mediz.-Rat Dr. W. Grandhomme Frankfurt (gb. 1834 z. Usingen). — 6. Dr. med. Lenk, Singhofen (z. Witten). — 8. Krankenhausverwalter a. D. J. Hölper, Wiesbaden (gb. 1831). — Major a. D. Kroeck, Wiesbaden (gb. 1840). — 12. Dr. med. J. W. Hupfeld, Wiesbaden. — Korv.-Kapt. a. D. H. Valentiner (gb. 1868). — 15. Gym.-Professor a. D. F. Leyendecker, Wiesbaden (gb. 1827). — 22. S. D. **Fürst Wilhelm zu Wied, Neuwied (geb. 22. 8. 1845).** — Pfarrer a. D. Albert, Wiesbaden (fr. Mensfelden, gb. 1839). — 23. Kgl. Chorsänger M. Rohrmann Wiesbaden (gb. 1855). — 25. Bergverwalter A. Langschied, Limburg. — 26. Schutzmann H. Heck, Wiesbaden (gb. 1865). — 28. Postdirektor a. D. K. Neubauer, Wiesbaden (gb. 1848). — Geh. Reg.-Rat a. D. R. Westerburg, Wiesbaden (gb. 1824). — Organist a. D. Wald (Wiesbaden) Bad Ems (gb. 1837). — 30. Kurmusiker K. Müller, Wiesbaden (gb. 1847). — 31. Steueramts-Assistent a. D. J. Hermes, Wiesbaden (gb. 1831). — **November:** 2. Kammermusiker a. D. J. Grimm, Wiesbaden (gb. 1835). — 4. Stadtverordneter W. Löw, Wiesbaden (gb. 1848). — 6. Kgl. Chorsänger R. Ebert, Wiesbaden (gb. 1863). — 7. Reg.-Sekretär a. D. J. Schröder, Wiesbaden (gb. 1840). — Lehrer a. D. L. Schardt, Wiesbaden (gb. 1826). — Briefträger a. D. Ch. Mohr, Wiesbaden (gb. 1840). — 11. Rektor L. Klaas, Unterliederbach (gb. 1870). — 29. Kgl. Oberinspektor F. Nitzsche, Wiesbaden (gb. 1872). — Hauptlehrer a. D. P. von Stein, Oberlahnstein (gb. 1820). — 30. Geh. San.-Rat Dr. Hitzel, Homburg (gb. 1840). — **Dezember:** 3. Kammermusiker a. D. H. Haas, Wiesbaden (gb. 1847). — 8. Garteninspektor K. Hirlinger, Wiesbaden (gb. 1841). — Rechnungsrat a. D. H. Velte (geb. 1837). — 9. **Polizeisergeant Lessert (Biebrich). — Veteran Ph. Daniel,** Delkenheim (geb. 1821). — 20. Hoffrotteur a. D. W. Bodach, Wiesbaden (geb. 1839). — 21. Pfarrer Strauß, Rauenthal (geb. 1857). — St.-Auff. a. D. Krainer, Höchst (geb. 1826). — Hauptlehrer a. D. W. Ströhmann, Ems (geb. 1830).

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Januar.**

**1. 1816.** Aufhebung der Regierungen zu Dillenburg und Weilburg; alleinige Regierung zu Wiesbaden der nunmehrigen Landeshauptstadt.

**1. 1870.** Die Bahnstrecke Limburg-Hadamar wird eröffnet.

**3. 1404.** Teilung der Herrschaft Sonnenberg (Sonnenberg, Kloppenheim und Auringen) unter Nassau-Idstein und Nassau-Weilburg.

**6. 1506.** Graf Gerhard III. von Sayn stirbt. Geboren am 9. II. 1454, regierte er gemeinsam mit seinem Bruder Sebastian und wurde, weil sohnlos, von dessen Sohne Johann V. beerbt.

**9. (oder 5.) 1745.** Der sogenannte „Prinz von Nassau-Siegen" wird geboren. Karl Nikolaus Otto war ein Bastard der Marquise de Mailly de Nesle, Gemahlin des Prinzen Immanuel Ignaz von Nassau-Siegen. Er trat ins französische Heer, wurde dann See-Kapitän, Afrikareisender, russischer Admiral, und prätendierte zeitlebens auf Siegen, ohne je seine Zwecke zu erreichen. Er starb am 10. IV. 1808.

**10. 1863.** Die gesamte Strecke der Lahnbahn: Oberlahnstein—Wetzlar wird eröffnet.

## Briefkasten.

**W. G. in D.** Besten Dank für die Besprechung. Das andere gern erwartet. Frdl. Gruß.

**G. H. in H.** Leider nicht wirksam genug. Es gelingt Ihnen vielleicht später etwas besseres.

**K. H. in K.** Warum wir Kronberg, Kamp, Kaub usw. schreiben? 1. Weil wir auch nicht mehr mittelalterlich Crafft, Crone, Churfürst, Charfreitag schreiben, und 2. weil das Gemeindelexikon fürs Deutsche Reich überall K statt C hat.

**Redaktionsschluß: 30. Dezember.**




№ 2. Wiesbaden, den 16. Januar 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



# Die schönste Poesie.

Das Leben uns poetisch zu gestalten
Ist mehr als Poesie in Wort und Bild.
Was nützt sie, wenn aus ihr, vom Reim gehalten,
Nicht edler Taten heller Sprudel quillt?
Wie viele wissen tadellos zu meißeln
Die Strophen auf der Rhythmen Kunstgefild,
Ästhet'sche Fehler zornerfüllt zu geißeln,
Und, von der Poesie erhobnem Schild

Geschützt, zu singen in den schönsten Liedern,
Die in des Lebens Gange, wenn es gilt,
Sie nicht verstehn durch Taten zu erwidern
Als ihrer Sänge treues Ebenbild!
Das beste Lied ist, wenn durch unser Leben
Der Schönheit hehre Sonne strahlet mild,
Und unser ganzes Denken, Tun und Streben
Des Herzens Sehnsucht nach dem Guten stillt.

---

# Freundschaft.

Wenn kein Freund sich dir verbindet,
Und dein Herz kein Echo findet,
Kannst du nimmer glücklich sein.
Denn das Herz will nicht Begrenzung,
Ungestüm sucht es Ergänzung
In der Li.be Widerschein

All sein Leben ist Verlangen,
Sehnsuchtsvolles Liebesbangen,
Seelenaustausch sein Ge.uß,
Wie in schönen Melodien
Durch der Töne Harmonien
Klang an Klang sich schließen muß.

Liebe ist des Herzens Leben!
Was es fühlt, das will es geben
Und verlangt's vom Freunde auch.
Einer gibt dem andern Kunde,
Und es eint zu sel'gem Bunde
Der Gespräche Liebeshauch.

Wahre Freundschaft kennt kein Ende,
Und es segnen Geisterhände
Das verbundne Seelenpaar.
Freundschaft erst gibt volles Leben,
Und des Glückes Engel schweben
Um der Liebe Weihaltar.

August Ammann.

# Die Entwicklung der Lahnschiffahrt bis 1810.

2) Von Ernst Goebel. (1. Fortsetzung.)

Dirstein gehörte aber nicht zu Nassau-Hadamar, woran der Kurfürst geschrieben hatte, sondern dem Grafen Ernst Kasimir (1606—1632), der in Holland weilte. An ihn sollte berichtet werden. Ehe jedoch von dort eine Antwort einlief, bemächtigte sich (1628) der Kurfürst des Klosters Dirstein und ließ durch das Wehr eine Fahrt mit auf- und abziehbaren Schützen anlegen. Dagegen protestierte der Amtmann Naurath zu Diez und „nunciirete novum opus per lapilli injectionen." Da die wegen dieses Falles bei Kurtrier eingelegte Beschwerde, auch die Konferenz zu Koblenz (27. Oktober 1628), keine Erfolge hatte, ließ die Fürstin Sophie, Vormünderin und Regentin zu Diez, als die Umstände durch das Anrücken der Schweden für Nassau günstiger wurden, das Wehr (1636) wieder schließen. Sie stützte sich auf das alte Herkommen und die Gerechtsame der Grafschaft, sowie auf den Vertrag von 1564 und nicht weniger auf den Prager Friedensschluß, wonach alles wieder in den Stand von 1627 herzustellen war.

Wilhelm Friedrich (1640—1664), jüngerer Sohn Ernst Kasimirs, folgte 1640 seinem Bruder Heinrich Kasimir I. In seiner Eigenschaft als Statthalter von Friesland war er fast immer in den Niederlanden und hatte daher den Freiherrn Achatius von Hohenfeld zum Oberamtmann über seine nassauischen Erblande gesetzt. Anno 1645 wandten sich die Grafen zu Solms — wahrscheinlich auf die Wünsche von Kurtrier, Nassau-Weilburg, Wied-Runkel und Schaumburg hin — an den Grafen mit der Bitte, ihren Untertanen in der Grafschaft Runkel zu genehmigen, die Lahn hinabzufahren, also mithin bei Dirstein das Wehr zu öffnen. Wilhelm Friedrich war nicht abgeneigt, darauf einzugehen und beauftragte seinen Oberamtmann, sich ausführlich darüber zu äußern, ob die Zulassung der Durchfahrt bei Dirstein Diez schädlich sei und man nicht die Auf- und Abfahrenden mit einem kleinen Zoll oder, wenn dies nicht gehe, mit einem geringen Wegegeld belegen könne. Auf Veranlassung Hohenfelds legte der Rat Johann Christoph Becker zu Beilstein in einem langen Berichte seine Gründe dar, weshalb man nie und nimmer dem Grafen empfehlen könne, sich Solms entgegenkommend zu zeigen; man möge sich bei den Herren Grafen zu Solms damit entschuldigen, „daß aus sonderbaren angelegenen Ursachen, sie ihrerseits diese newe gesuchte schiffahrt nicht einwilligen könnten." In diesem Sinne wird man geantwortet haben, und das Dirsteiner Wehr blieb fernerhin geschlossen.

Im Jahre 1653 verwandte sich Landgraf Georg von Hessen für das Projekt. Er beschickte die einzelnen interessierten Reichsstände durch einen Gesandten, um sie zu einem gemeinsamen Vorgehen in der Lahnschiffahrtssache zu veranlassen. Am 21. November 1653 kam dieser, der Obervorsteher der adligen Stifter in Hessen, Georg Friedrich von Breitenbach, nach Diez, mit einem Schreiben, worin der Landgraf bat, „Breitenbach gutwillig zu vernehmen und ihm einigen Glauben beyzumessen, was unsertwegen Er bey euch anbringen wird, allermaßen dißfalls unser gutes Vertrauen auf euch gerichtet stehet." Genannter brachte den Wunsch der Schiffbarmachung der Lahn von Diez ab aufwärts vor. Hierüber wurde dem nunmehrigen Fürsten (seit 1652) Wilhelm Friedrich nach Holland berichtet; außerdem wandte sich der Landgraf persönlich an ihn (28. Mai 1654) und ersuchte ihn, mit ihm und den Ständen zu beratschlagen, wie „deren Landen zum Besten der Lahnstrom navigabel undt schiffbar gemacht werden möchte; dieweiß soviel verspüret wirt, daß solcher Vorschlag von verschiedenen benachbarten Ständen vor thunlich undt gemeinnützig gehalten werdte."

Wilhelm Friedrich erklärte (Haag, 30. Juli 1654), daß die Sache nochmals erwogen werden solle und er seine Diezer Räte veranlassen würde, einen eingehenden Bericht einzusenden. Wie dieser ausfiel, läßt sich vermuten, und zur Förderung des Werks kam nichts zustande.

Dieser Mißerfolg schreckte aber den Landgrafen nicht ab, gemeinsam mit dem Kurfürsten Karl Kaspar von der Leyen (1652—1676) im Januar 1657 wiederum vorzugehen und dem Fürsten erneut seinen Wunsch zu unterbreiten. Den Antrag beantwortete Wilhelm Friedrich dahin (Leeuwarden 16./26. April 1657), daß, wenn man bezüglich der Öffnung der Lahn eine Vereinbarung treffen wolle, diese „vermög absonderlichen pactis vnt gewissen vereinigung mit consens vnseres gesampten Haußes Nassau Agnaten geschehen müßte." Der Fürst setzte sich auch mit Nassau-Dillenburg, -Hadamar und -Siegen in Verbindung. In seinem Briefe an die Agnaten gab er zu bedenken (16./26. April 1657), ob die Öffnung der Oberlahn dem Hause Nassau zuträglich sei, indem das von undenklichen Jahren zu Diez beständig ausgeübte Niederlagsrecht, das eine Zierde der Grafschaft ausmache, ihr dadurch entgehen würde."

Fürst Ludwig Heinrich zu Dillenburg erwiderte, daß, wenn er seines Landes „particular nutzen" allein betrachte, er für eine Öffnung der oberen Lahn sei; da aber sein vornehmstes Augenmerk auf das Wohl des Gesamthauses Nassau gerichtet sei, und auch ihre Vorfahren diese oftmals versuchte

Öffnung ohne Zweifel aus wichtigen Ursachen niemals gefördert hätten, so wolle er die Entscheidung ihm überlassen. An den Kurfürsten und Landgrafen schrieb Dillenburg, daß man bei diesem Plane gerne zur Hand gehen möchte. Da es aber am meisten Nassau-Diez angehe, so wolle man diesem nicht vorgreifen. In Hadamar und Siegen war man auch der Ansicht, daß das hergebrachte Diezer Stapelrecht durch die geplante Öffnung der oberen Lahn leide, auch befürchtete ersteres noch die sehr großen Kosten, die entstehen würden. Dem Kurfürsten erklärte Hadamar, man habe über die Schiffbarmachung „communiciret" und Nassau-Diez geantwortet, daß sie das Werk „zu dero fernerem nachdenken und anschlag gestellt sein ließen."

Der von Wilhelm Friedrich geforderte Bericht des Diezer Bürgerausschusses fiel für die Sache sehr ungünstig aus. Man glaubte, auf den trierisch-hessischen Wunsch nur bei Gewährung folgender Forderungen eingehen zu können: 1. von Gießen bis Diez dürfe kein neuer Zoll erhoben werden; 2. müsse der Hohen Schule zu Herborn eine jährliche, dem seitherigen Ertrage der Dirsteiner Mühle entsprechende Rente gewährt werden; 3. solle für die 2 Mühlen vor Diez eine Entschädigungssumme von 5000 Reichstalern gefordert werden; 4. empfehle es sich, den Zoll bei Diez zu verdoppeln und vorzuschlagen, daß jedes Schiff daselbst 3 Stunden Stapel halten müsse. Die Unerreichbarkeit dieser Forderungen dürfte dem Oberamtmann von Hohenfeld selbst klar gewesen sein; denn er schrieb an den Fürsten: . . . . . „so man diese Punkte nur zum Theil erhalte, so wäre ein großer Nutzen und ganz kein schaden dabei erhalten." Sollte es Wilhelm Friedrich belieben, mit Kurtrier in Verhandlung zu treten, so möchte man ihm und dem Dillenburger Rat Kommission erteilen, mit den Interessenten zu verhandeln oder, „da solches nicht ratsam befunden werde, Chur-Trier und Hessen hinwieder zu beantworten und die Hoffnung gäntzlich abzuschneiden oder zum wenigsten suchen Zeit zu gewinnen." Ein sehr diplomatischer Vorschlag, der auch vom Fürsten berücksichtigt wurde.

Im Jahre 1669 beschwerte sich Fürst Moritz Heinrich von Nassau-Hadamar bei dem Oberamtmann zu Diez, daß das Dirsteiner Wehr derart verbaut sei, „daß kein Lachs und andere Fische aufsteigen könnten." Er bat, das Wehr abändern zu lassen. Bei dieser Bitte blieb es, und die Akten enthalten nichts weiteres davon.

Infolge zu niedrigen Wasserstandes der Lahn und der dadurch bedingten Verminderung des Verkehrs und Handels, namentlich mit Frucht, erließ die fürstliche Regierung zu Diez am 4. Juni 1672 einen Räumungsbefehl. Es wurden hierdurch der Schultheiß zu Diez und zu Obernhof sowie die Gemeinschaftsschultheißen zu Nassau und Dausenau und der nassauische Vogt zu Ems beauftragt, die Lahnfahrt, wo es nötig sei, zu eröffnen und brauchbar zu machen. Gleicherweise wurden die benachbarten Herrschaften ersucht, hilfreiche Hand mit anzulegen. In diesem Jahre (4. September) geschah auch eine Neuerung in den Lahnzollverhältnissen, indem Kurmainz zu Oberlahnstein (nach kurtrierischem Beispiel zu Niederlahnstein) einen Zoll von den auf- und abfahrenden Nachen verlangte.

Als die Fürstin Albertine[1]) zu Diez im Jahre 1674 das Kloster Dirstein in das Schloß Oranienstein zu verwandeln anfing, hatte Kurtrier wieder vor, die Öffnung der Lahn zu betreiben. Da Trier wissen wollte, wie es ehemals bei der gewaltsamen Besetzung des Klosters durch Kurfürst Philipp Christoph (s. o.) mit der Schiffahrt nach Limburg gewesen sei, mußte der Oberamtmann von Hohenfeld, der unter Übertritt zur katholischen Kirche die nassauischen Dienste verlassen und in kurtrierische getreten war, im April 1679 neun alte Männer zu Limburg eidlich vernehmen lassen. Diese erzählten wie bereits oben der Vorgang erwähnt wurde, und daß die Fahrt etwa 2 Jahre gedauert habe. Sie gaben ferner noch Nachricht über den Räumungsbefehl, den die Diezer Regierung 1676 an den Amtmann von Bentheimb zu Nassau betreffs der Balduinsteiner Wehrzuflößung, erlassen hatte.

Anno 1685 ließ die genannte Fürstin einen „Lachsfang" bei Oranienstein anlegen. Das gab zu neuen Beschwerden Anlaß, und sowohl Kurtrier als Nassau-Hadamar, Nassau-Saarbrücken und besonders Nassau-Idstein wollten das Wehr „gesamter Hand wieder aufreißen." Diez ließ aber einige Geschütze zu Oranienstein aufpflanzen, und der „Salmenfang" blieb.

Die Fürstin konnte auf diese Weise vorgehen, weil sie eine mächtige Stütze bei ihrem Schwager, dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, gefunden hatte. Dieser nahm sich der Angelegenheiten des Hauses Nassau-Diez besonders an und erbot sich sogar, die „mediation" der Streitigkeiten Kurtriers mit Nassau zu übernehmen. Trier lehnte jedoch die Vermittelung ab „da diese geringfügige Streitigkeit ohne Bemühung eines so großen Prinzen und mit weniger Kosten geschehen könne."

Einen neuen Versuch, die Öffnung der oberen Lahn herbeizuführen, machten im Jahre 1718 — gelegentlich des Lehnsempfängnisses zu Ehrenbreitstein — der Kurfürst Erzbischof Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg (1716—1729)[2]) und der Landgraf von Hessen. Die in Aussicht genommene Konferenz kam erst 1720 zustande. Man versprach sich von ihr umsomehr, als der lebhafte Befürworter der Schiffbarmachung, Landgraf Karl, Vormund des Fürsten Wilhelm IV. von Nassau-Diez war.[3]) Trotz verschiedener Schreiben sowohl von Kurtrier als vom Landgrafen an die Diezer Räte, sie sollten der Sache keine Schwierigkeiten bereiten, beharrten diese fest auf ihrem Stapelrecht. Am 10. September 1720 traten die kurtrierischen und nassau-diezischen Vertreter im Rathause zu Limburg zur Besprechung zusammen. Der Diezer Abgeordnete Reinhardt, für

[1]) Sie war die Gemahlin Wilhelm Friedrichs, Tochter Friedrich Heinrichs, Fürsten von Nassau-Oranien.

[2]) Bis 1732 Kurfürst von Mainz.

[3]) Seine Mutter, Maria Luise, war die Tochter des Landgrafen. Der Fürst wurde erst kurz nach dem Tode seines Vaters geboren, 1. September 1711. Er nannte sich wie sein Vater Prinz von Oranien und vereinigte durch Erbschaft alle ottoischen Gebiete

den man eine schriftliche Instruktion verfaßt hatte, erklärte, man hielte die Schiffbarmachung der Lahn von Marburg bis Diez, wegen der großen Schwierigkeiten für die Förderung des Handels, nicht geeignet. Die oberhalb Diez liegenden Lande hätten keine Waren, mit denen man ersprießlich Handel treiben könnte. Gesetzt, sie seien vorhanden, so wären sie im Lande selbst viel besser abzusetzen als im Rheintal, wo alles besser gedeihe und wohlfeiler wäre. Was den Holzhandel betreffe, so könne davon nicht viel die Rede sein, da die Waldungen meist licht seien und jedenfalls kein Überfluß an Holz zum Exportieren wäre. Seit 27—30 Jahren habe auch der Fruchthandel die Lahn hinunter „keinen Zug mehr gehabt"; dies würde nur dann einmal der Fall sein, wenn in Polen, Litauen und Preußen Mißernten einträten.

(Fortsetzung folgt.)

# Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Usingen

## und seine Gründung Wilhelmsdorf.

2) Gedenkblatt zur Zweihundertjahrfeier Wilhelmsdorfs von Dr. W. M. Dienstbach. (1. Fortsetzung.)

### II.

Die Zeit um 1700 war in unserem Vaterlande eine Epoche des Neuaufbauens, des Neuschaffens auf fast allen Gebieten. Und die Usinger Regierung verstand ihre Zeit, wie unter dem Fürsten Walrad, so auch unter Wilhelm Heinrich. Es wurde durch diesen jungen Regenten nicht nur — wie schon erwähnt — die Einwanderungsbewegung, die von Westen her Tausende Reformierter in die rechtsrheinischen Gegenden trieb, auch für das Usinger Land im Sinne des Vaters weiter ausgenutzt und dadurch hier das Gewerbe und besonders die Textilindustrie zu vielversprechender Blüte gebracht, sondern daneben auch die heimische Landwirtschaft in ihrer Entwicklung lebhaft gefördert. Alter Kulturboden ward rationeller ausgenutzt, frischer dazu gewonnen. Die Anlegung neuer Dörfer — Hasselborn und Michelbach entstanden ja ebenfalls unter seiner Regierung — ist ein beredtes Zeugnis dafür. Selbst größere eigene Opfer scheute der Fürst dabei nicht. Er gab von seinem persönlichen Eigentum gern für die bedürftige Gesamtheit. Gerade das sehen wir so recht bei der Gründung der Gemeinde Wilhelmsdorf, die ja auch seinen Namen trägt und sich — sozusagen als Patenkind — seines ganz besonderen Wohlwollens erfreuen durfte.

Nordwestlich von Usingen — eine kurze Wegstunde entfernt — besaß der Fürst das Gut „der neue Hof", von seinen nassauischen Ahnen vererbt — ein herrschaftliches Haus mit Scheunen und Ställen, dazu gehörig ungefähr 350 Morgen Land. Als Sommer- und Jagdwohnung hatte Walrad, der Vater, den Platz geschätzt und nicht selten dort geweilt. Die Ländereien aber waren von dem sorglichen Haushalter je nach den Zeitumständen entweder durch einen „Keller" auf eigene Rechnung bewirtschaftet oder besonders bei längerer Abwesenheit der landesherrlichen Familie verpachtet worden. So werden 1688 Joh. Sebastian Heß und Joh. Jakob Enders aus Oberlauken als Pächter genannt. 1704 war einer der „Refugiés" fürstlicher Verwalter: Monsieur Samuel Morttios. Den jährlichen Ertrag berechnete die Usinger Regierung auf 1047 fl.; 100 Achtel Korn waren dabei mit 300 fl., der Zentner Butter mit 25 fl., 400 Eier mit 3 fl. taxiert. 400 fl. betrug die jährliche Abgabe. Bei der nächsten Verpachtung sollte daher entschieden mehr gefordert werden.

Ende 1706 aber änderte Fürst Wilhelm Heinrich seine Pläne bezüglich des „Neuhofes". Hasselborn und Michelbach, seine Neugründungen, florierten; auch der Neuhof sollte ein Dorf werden.

Eine obrigkeitliche Verfügung gab des Landesherrn Wunsch allen Gemeinden kund und forderte auf, sich zum Anbau zu melden. Sie wurde von allen Kanzeln verlesen. Das war damals das beste Publikationsmittel; denn „Amtsblätter" wie heute gab es ja vor 200 Jahren noch nicht.

Anfangs ging die Ansicht der Regierungsräte dahin, den etwa zum Anbau sich Meldenden nur Bauplatz und Holz gratis abzugeben, die Grundstücke von den Reflektanten dagegen bezahlen zu lassen.

Der Fürst aber war anderer Meinung. In 10 gleiche Lose sollte der Landmesser Weintraut von Grävenwiesbach die ca. 350 Morgen teilen; damit jeder Ansiedler sein gutes Auskommen hätte, wurden nicht mehr als 10 Siedelstätten vorgesehen. *Die Äcker und Wiesen aber sollten den Reflektanten ganz umsonst gegeben werden.* So war Wilhelm Heinrichs Wille. Auch das nötige Bauholz sollten sie unentgeltlich erhalten und außerdem drei Jahre dienstfrei bleiben, bis ihre „Bäue" soweit im Stand wären. Nur die Hofgebäude und ungefähr 20 Morgen Land wollte der Fürst für seinen Haushalt behalten, dazu eine Schafheerde von 300 Hämmeln. Das und noch eine ganze Anzahl anderer Punkte, dem Laien weniger wichtig und interessant, für den Landwirt aber von größter Bedeutung, wie die Frage des Dungs und Pferchs, Abgaben etc. regelte eine Proklamation des Fürsten am 26. Mai 1707, und die eigentliche Gründungsurkunde für die neue „Wilhelmsdorf" zu nennende Ansiedlung fixierte alles nochmals am 24. Juni 1707.

Wir bringen dieses wichtige Schriftstück als Anhang; machen aber hier noch besonders auf eine Stelle darin aufmerksam, da sie auf die damaligen Verkehrsverhältnisse in der Usinger Gegend ein interessantes Licht wirft. Der Fürst spricht in dem betreffenden Dekret nämlich seine Hoffnung aus, daß die zukünftigen Wilhelmsdorfer „wegen der durch-

gehenden Landstraße" wohl ganz besonders ihre „gute Nahrung" haben würden.

Die Straße zur Lahn über Grävenwiesbach, die Weilchaussee über Merzhausen gab es damals so wenig wie die jetzige Homburger Landstraße, und die Straße von Usingen am „Neuen Hof" vorbei war in diesen Zeiten die einzige Verbindung zwischen der Usgegend und dem Weilburgischen, und sie war, weil noch niemand per Eisenbahn durch die Lande fliegen konnte, naturgemäß stark frequentiert und deshalb auf den Stationen die Nachfrage nach Wirtschaft, Vorspann, Schmied und Wagner selbstverständlich viel bedeutender als heutzutage. An diesen Nebenerwerb dachte der Fürst also für die Bewohner seines neuen Dorfes.

Als im Frühjahr 1707 auch diese landesherrliche Willensäußerung von den Kanzeln des Fürstentums verkündet wurde, gingen — wie sich ja leicht denken läßt — die Meldungen sehr zahlreich ein; waren doch für jeden ungefähr 30 Morgen Land zu verschenken, dazu auch Bauplatz und Bauholz umsonst zu erhalten. Sogar von braunfelsischen, wiedischen und dillenburgischen Untertanen kamen Bittschriften.

Die Usinger Regierung aber verfuhr sehr peinlich bei der Prüfung der Gesuche. Man wollte nur ehrbare, fleißige Männer, die in sich auch die Gewähr boten, daß sie ihr neues Gemeinwesen vorwärts brächten, und berücksichtigte daher in erster Linie Landeskinder, die man genauer kannte. Nur ein Landfremder fand Aufnahme: Dietrich Menges aus dem Wiedischen, den Graf Karl von Wied dem Fürsten in einem persönlichen Schreiben recht warm empfohlen hatte.

So scharf war die Auslese, daß in den ersten Jahren trotz der Menge der Meldungen sogar drei Siedelstätten unbesetzt gelassen wurden. Um so ferniger war aber dafür auch die Schar der Erkorenen, außer dem genannten Dietrich Menges — wie uns die in den Akten vorkommenden Namen erkennen lassen:

Johannes Jakob Sattler aus Oberlauken,
Johannes Vetter aus Oberlauken,
Heinrich Huppert (wahrscheinlich) aus Laubach,
Joh. Wilhelm Lotz aus Merzhausen,
Georg Lorenz Löw aus Merzhausen
und (wohl auch schon) Joh. Georg Jonas.

Mehere Jahre lang bildeten diese 7 Männer allein die Gemeinde, die übrigen Stammanteile mitbebauend. Wie das Kirchenbuch jener Zeit zeigt[1]), waren sie aber keineswegs die alleinigen Einwohner des neuen Dorfes. Beisassen, wie Schuldiener, Jäger, Hirten, Schäfer, Taglöhner, werden auch genannt, und Namen, wie Stötzer, Happel, Binz, Alp, Pariser, Stang, Fäller, finden sich schon während des ersten Jahrzehntes.

Im Jahre 1711 gab der Fürst der neuen Gemeinde auch einen besonderen Schultheißen: Joh. Wilhelm Stetter, einen ehemaligen herrschaflichen Koch, dem, da er durch seinen früheren Beruf zum Restaurateur ja gerade prädestiniert war, auch die alleinige Schankgerechtigkeit zugesprochen wurde, wie wir hoffen. den hungrigen Passanten der Landstraße zum Nutzen und zur Freude. Weniger erbaut waren von dieser Beschränkung die älteren Ansiedler; sie wünschten in einer Petition an den Fürsten, daß es bei der seitherigen Konzessionsfreiheit bleiben möge, ein Beweis dafür, daß die Straße für sie tatsächlich etwas abwarf. Der Fürst ließ es zwar bei dem einmal erlassenen Bestellungsdekret bewenden, gab aber dabei der Erwartung Ausdruck, daß der neue Schultheiß und Wirt, „was er etwa an übrigen gäste oder pferde nicht selbst beherbergen oder stellen könne, andern Nachbarn keineswegs mißgönnen werde." So ward der Friede wieder hergestellt.

Die Weiterentwicklung seiner Gründung verfolgte Wilhelm Heinrich mit fürsorgenden und weitschauendem Blicke.

Die Landwirtschaft im Fürstentum litt damals vor allen Dingen an der zu großen Güterzersplitterung, einer natürlichen Folge des gewohnheitsmäßigen Erbrechts unserer Gegend. Ein Abfluß der Landbevölkerung nach den Städten fand ja in dieser Zeit noch nicht statt. Die Söhne blieben meistens im Ort, wurden auch wieder Bauern; denn der allgemeine Brauch kannte auf den Dörfern selbständige Gewerbe kaum. Mit der wachsenden Bevölkerung der Landorte wurden die Besitzteile der einzelnen — wenn nicht gerade eine „gute Partie" die Bruchstücke des väterlichen Erbes etwas ausbesserte — naturgemäß immer kleiner. Und so waren denn landwirtschaftliche Betriebe von wenigen Morgen in den alten usingischen Dörfern damals leider keine Seltenheit. Wie dann in Mißjahren die Not drückte, davon macht man sich heutzutage, wo das Dampfroß die Schranken der örtlich engbegrenzten Wirtschaftsgebiete niedergerissen hat, schwer einen Begriff.

(Schluß folgt.)

[1]) Ich verdanke seine Einsichtnahme der Liebenswürdigkeit des Herrn Pfarrer Wehel zu Merzhausen.

# Das große Sterben in Nassau 1813/14.

2) Von Dr. C. Spielmann. (Schluß)

Aus Runkel, Stadt und Amt, berichtet Medizinalrat Dr. Hecker, daß am 10. XII. 1813 plötzlich 20 Wagen mit 120 kranken preußischen Soldaten unter militärischer Bedeckung ankamen und gewaltsam das fürstliche Schloß in Beschlag nahmen. Ein preußischer Oberarzt richtete ohne weiteres in dessen Räumen ein Lazarett ein, und immer mehr Kranke kamen aus dem überfüllten Hadamarer Schloß oder von Kirberg und Limburg dorthin. Fast täglich lud man Wagen mit Menschen ab, darunter viele Tote, die unterwegs gestorben waren. Die Zustände im Schlosse, wo es am Allernotwendigsten fehlte,

spotten jeder Beschreibung; die Kranken schwammen in ihrem Unrat. Im Delirium stürzte sich einer aus dem Fenster des sogenannten Taubenschlags auf die Straße, achtzig Fuß tief, ohne sich indes sonderlich zu schädigen. Die Requisitionen für die Kranken, deren Zahl um die Mitte des Januar von 1814 auf 900 stieg, wurden von dem Oberarzt mit großer Roheit verfügt; die Rekonvaleszenten als Exekutionstruppen benutzt. So legte man dem Amtmann Knisel einmal 20 Mann ins Haus, weil er sich nicht sofort den Anordnungen fügte. Er und mehrere seiner Familie erkrankten und starben. Andere Rekonvaleszenten wurden aufs Land geschickt und trugen die Seuche dorthin. Zu Arfurt war ein kleines preußisches, zu Villmar ein russisches Spital errichtet worden, wohin ebenfalls Kranke von Runkel kamen, und wodurch also neue Ansteckungsherde geschaffen wurden. Krankenwärter mußten schließlich durch die Polizei und dann doch nur gegen hohen Lohn herbeigeschafft werden. Ärzte wurden durch den neuen Amtmann Schapper aus der Umgebung auf Staatskosten zu einem Honorar von fünf Gulden pro Tag gewonnen. Die Stadt wehrte sich nach den drei ersten Wochen der Epidemie gegen das Beerdigen der Toten auf ihrem Kirchhofe. Man wählte deshalb als Begräbnisplatz für die Leichen des Lazaretts die alte, von den Österreichern 1797 im Fichtenwäldchen zwischen Runkel und Ennerich errichtet Schanze, wo man die Toten reihenweise nebeneinander in die Tiefe des Grabens legte und sie mit einer mehrere Fuß starken, vom Walle gewonnenen Erdschicht bedeckte. War man rundum fertig, so setzte man eine neue Schicht auf u. s. w. Auf dem Runkeler Kirchhofe liegen 100, in jener Schanze 700 Freiheitskämpfer beerdigt. [1])

Für die genannten sechs Ämter ergibt sich folgende Statistik:

| Amt | Erkrankte m. | w. | zus. | Verstorbene m. | w. | zus. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| St. Goarshausen | 485 | 514 | 999 | 105 | 103 | 208 |
| Braubach . . . | 334 | 383 | 717 | 81 | 52 | 133 |
| Nassau . . . | 244 | 282 | 526 | 47 | 42 | 89 |
| Diez . . . . | 156 | 161 | 317 | 25 | 26 | 51 |
| Limburg . . . | 899 | 1150 | 2049 | 175 | 149 | 324 |
| Runkel . . . | 1125 | 1128 | 2253 | 203 | 193 | 396 |

Es starben in der Stadt Limburg von 600 Erkrankten 76, in Runkel von 606 Erkrankten 68.

Die Ämter Reichelsheim, Usingen, Weilburg, Idstein und Wehen wurden bereits zu Ende Oktobers von 1813, wie der Physikus Dr. Bausch schreibt, „von elenden, verängsteten, hungernden, frierenden, mit stinkendem Schmutze bedeckten französischen Flüchtlingen heimgesucht und infiziert.“ Die meisten Krankheitsfälle kamen in den Monaten Dezember und Januar vor. Die Statistik für diese und zugleich für die noch übrigen heimgesuchten Ämter weist folgende Zahlen auf:

| Amt | Erkrankte m. | w. | zus. | Verstorbene m. | w. | zus. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Weilburg | 361 | 322 | 683 | 77 | 78 | 155 |
| Reichelsheim | 158 | 177 | 335 | 24 | 34 | 58 |
| Usingen | 972 | 1094 | 2066 | 225 | 254 | 479 |
| Wehen | 899 | 842 | 1741 | 174 | 172 | 346 |
| Idstein | 985 | 1166 | 2151 | 212 | 196 | 408 |
| Nastätten | 660 | 719 | 1379 | 156 | 169 | 325 |
| Montabaur | 905 | 886 | 1791 | 179 | 156 | 385 |
| Meudt (Wallmerod) | 1293 | 1270 | 2563 | 255 | 248 | 503 |
| Hachenburg | 417 | 361 | 778 | 101 | 69 | 170 |
| Herschbach und Selters | 439 | 420 | 859 | 134 | 118 | 252 |

[1]) Leider sind uns ausführlichere Berichte aus anderen Orten nicht erhalten.

Die höchste Zahl der Fälle in den einzelnen Ämtern erreichten Weilburg 135 (28 †), Usingen 185 (41 †), Idstein 384 (50 †), Breithardt 228 (38 †), Katzenelnbogen 257 (79 †).

Über die oranischen Ämter Hadamar, Marienberg, Rennerod, Herborn und Dillenburg fehlen die Nachrichten; diese Gebiete gehörten damals zu dem Großherzogtume Berg.

Im ganzen erkrankten von Oktober bis April im damaligen Herzogtume 21 331 männliche und 21 713 weibliche Personen am Typhus, im ganzen also 43 044 Personen. Es starben 4576, bez. 4431, im ganzen 9007 Personen. Von je 6 Personen der Bevölkerung wurde einer vom Typhus befallen, von allen Erkrankten starb jeder 5, vom ganzen Volke jeder 30, an der Epidemie. Erst im Frühjahre von 1814, das mit herrlichem Wetter begann, erlosch die schreckliche Krankheit allmählich.

Anders, noch viel ärger war die Sterblichkeit in den Lazaretten. „Es starb in einigen Hospitälern der zweite, in den meisten aber der dritte und vierte Verwundete und Kranke. Von 100 Militärs gingen also nur 50—66—75 wieder zur Armee und 25—34—50 ins Grab. Da nun in einer Schlacht damals von 100 Mann nur 5, höchstens 8 Mann getötet wurden, so war also ein Hospital 4- bis 5 mal gefährlicher und tödlicher als eine Schlacht. Einmal im Hospital zu liegen, war demnach bloß in Rücksicht auf die Lebensgefahr eben so viel, als wenn man 4 bis 5 Schlachten mitgemacht hatte. Rechnet man nun, daß nach Verhältnis der Gefechte, Strapazen und Witterung der 15. bis 10. Teil einer Armee stets in den Lazaretten sich befand, so hat dieses Bild Macht genug, klar darzustellen, welche Greuel abzuwenden waren, und Gott sei Dank abgewendet worden sind, um die Krankenpflege im Felde auf die Höhe zu bringen, auf welcher sie sich heute befindet. Nicht Schlacht, nicht Geschoß ist zu fürchten — da fällt man im Gefühl der Kraft und Ehre, von einer Idee für Fürst und Vaterland und gerechter Sache wie von einem Genius gestärkt; aber im Hospital zeigt sich bloß die elende Kehrseite des Lebens, wenn nicht edle Menschen den leidenden Mitbruder mit der Macht der Freundschaft und der Liebe bewachen.“

Aus dem Vorhergegangenen war ersichtlich, daß man sich in Nassau aufs beste bemühte, die Unmenge der durchpassierenden Verwundeten und Kranken unterzubringen und zu verpflegen. Nichtsdestoweniger erhob die „Zentral-Hospital-Verwaltung für Deutschland“ zu Frankfurt am Main die schwersten Anklagen gegen die nassauische Regierung. In einem Schreiben an den Minister vom Stein unterm 8. März 1814 spricht sie sich folgendermaßen aus:

„Von herzoglich nassauischer Seite hat der Minister v. Marschall Ew. Exzellenz Bemerkungen in:

betreff der Hospitäler überreicht, worin derselbe seiner Regierung das gebührende Recht widerfahren läßt; indem er bei der jammervollen Krankenpflege in nassauischen Landen selbst eingesteht, daß die Regierung nirgends geräumige, zweckmäßige Lokale hergegeben habe, und daß die nassauischen Lazarette wahre Pesthöhlen wären. In keinem deutschen Lande sind auch die Kranken — meistens Preußen — unmenschlicher Weise mehr verwahrlost worden, und nirgends hat Mangel und Elend so schrecklich die braven Soldaten vernichtet, als gerade dort. Eine blutige Schlacht hätte dem preußischen Heere weniger Menschen gekostet, als die unbrüderliche, undeutsche Krankenherberge in den nassauischen Landen.

Wahr ist es, daß die Kranken, wie Herr v. Marschall sagt, bei dem fürchterlichsten Wetter auf offenen Bauernwagen ohne Pflege, Aufsicht und schützende Decke gegen die Kälte hin und her transportiert wurden — denn man war dort emsig, ohne alle menschlichen Rücksichten, nur darauf bedacht, die Kranken aus dem Lande zu schaffen und in die überfüllten benachbarten Städte und Hospitäler zu werfen, ohne die mindeste vorhergegangene Benachrichtigung. Die Kranken erhielten in Nassau schlechtes Brot, essigsauren Wein, blieben ohne Wartung und Reinlichkeit, und so sehr ohne Aufsicht, daß sogar in Limburg die Nervenfieberhaften, im Delirio Tag und Nacht durch die Stadt liefen und in die Häuser zu dringen suchten, andere Unglücklichen kostete dies durch Sturz aus dem Fenster das Leben. [2])

Mit einem unverantwortlichen, entsetzlichen Leichtsinne hat man sogar die Toten begraben, so daß die Gifthauche der Gräber sich neue Opfer holten.

Seitdem die Armee über den Rhein ging und in Bornhofen Kranke zurückblieben, ließ man dort diese Kranken — 118 Preußen an der Zahl, trotz der Kälte des Winters ohne Decken, Hemden und Laken und entschuldigte sich endlich von der Nassauischen Einquartierungs-Marsch-Kommission her, daß der Amtmann (?) zu Bornhofen sich außer Stande befände, die von einem reisenden Inspektor geforderten Effekten anzuschaffen — und zeigte also, daß die Regierung in demselben Augenblick auch den Grundsatz übt, das Lazarett als Kommunallast zu behandeln, während der Minister der Lande, Herr v. Marschall, bemerkt, daß die Lazarettverpflegung eine allgemeine Last der Staaten sei.

Die preußischen Kranken wurden von ihren eigenen Lazarettbehörden in den Pest-Mordhöhlen, wie der Herr v. Marschall selbst die Nassau-Hospitäler nennt, in gutmütigem Zutrauen zurückgelassen; aber das Vertrauen gegen die Landesbehörden ist mit vielen herrlichen Leben — mit vielen hundert braven Preußen schrecklich gebüßt worden. Kurz, alle Schrecken einer ruchlosen, elenden und von der Regierung verlassenen Hospitalverwaltung sind in den nassauischen Hospitälern vereinigt worden, und man hat darüber bloß finanzielle Empfindungen gehabt.

Die Regierung hat bisher eigentlich noch ganz und gar nichts für die Verwundeten und Kranken getan; bis jetzt ist die Quote zum eisernen Fonds noch nicht bezahlt — und die Regierungslieferanten der Hospitalbedürfnisse haben auch noch, nach jetzt eingelaufenen Nachrichten, fast nirgends Zahlung erhalten. Jetzt habe ich die schleunigste Einrichtung des Klosters Rommersdorf (bei Neuwied) für 500 Kranke verfügt, um die Preußen teils aus Limburg, teils aus Bornhofen dorthin zu bringen und dem sonst gewissen Verderben und Tod zu entziehen.

Die nassauische Regierung hätte dies früher auch tun und eben so auch Erbach (Eberbach) nehmen können und mehrere andere Lokale; — hat den Kranken aber lieber bei dem Nachbar gesehen. Wenn also die Zentralverwaltung nichts bewirken könnte, als dem schädlichen Unwesen in den Hospitälern Einhalt zu tun, dann sind dadurch schon tausend Brave gerettet, und eine große Pflicht ist erfüllt.

Zentral-Hospital-Verwaltung für Deutschland."

Das ist eine schwere Anklage; — was haben wir darauf zu antworten?

Zunächst das, daß der Durchmarsch des Schlesischen Heeres durch Nassau im November von 1813 der Regierung wie der Bevölkerung unerwartet kam. Auch hatte man keine Ahnung davon, daß die Armee Tausende von Verwundeten und Kranken mit sich führte. Dann war es doch gewiß schwierig, all die Menschenmassen, Gesunde und Kranke, unterzubringen und zu verpflegen; es mußten die Gesunden den Kranken überall vorangehen, und wo das nicht gutwillig befolgt wurde, wendeten die Soldaten Gewalt an. Weiter kam hinzu, daß, als die Typhusepidemie ausbrach, niemand die Lazarette bedienen wollte.

Daß mancherlei Versehen vorkamen, auch mancherlei Widerstreben, als die ganze Last der Verpflegung auf Nassau fiel, das wird wohl nicht abzustreiten sein. Aber auch hier wieder muß man bedenken, daß es zu einer Zeit geschah, da ein doch anfangs noch feindliches Heer der Regierung alle Macht aus der Hand gewunden hatte, und es lange dauerte, bis alles wieder ordnungsmäßig verlief.

Alles dies in Betracht gezogen wird die furchtbare Anklage zum großen Teile entkräften. Es ist schlimm, schrecklich damals zugegangen in den nassauischen Landen, aber gewiß nicht schlimmer als anderswo. Erhaben über jedes Lob ist der damalige Ärztestand und die Liebesarbeit, die er verrichtete.

Ärzte, die am Typhus miterkrankten, waren: Dr. Bausch (Usingen), Dr. Groß (Kamberg), Dr. Stritter (Kirberg), Dr. Kraft (Runkel), Dr. Wilhelm und Dr. Schacht (Hadamar), Dr. Diel (Diez), Dr. Dreßler (Nassau), Dr. Zimmermann (Montabaur), Dr. Rudio (Limburg), Dr. Schamberg (Heckholzhausen), Dr. Philbius (Höchst). Die letzten fünf ließen ihr Leben für ihre Mitmenschen.

Lasset uns einen Ehrenkranz auf das Grab dieser Helden legen!

2) Einzelfälle werden hier generalisiert.

# Der Graf von Geroldstein.

2) **Geschichtliche Erzählung von F. C. Jung.** (1. Fortsetzung.)

## II.

### Ein Stück deutscher und nassauischer Geschichte aus dem Mittelalter.

Wie ein Märchen klingt's, was die Geschichtsschreiber darüber berichten.

Auf Deutschlands Thron saß seit 1440 Friedrich III., wenigstens führte er den stolzen Titel: Kaiser des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Aber es war nur ein Schattenkaiser, der sich mit dem Titel begnügte und im übrigen Reich Reich sein ließ. Es kümmerte sich auch niemand sonderlich um ihn. Wohl wurde dann und wann einmal ein „Reichstag" abgehalten, auf welchem auch große Beschlüsse gefaßt wurden, die trostlosen Zustände des Reichs zu bessern, aber dabei blieb's. Es fehlte die Autorität, die Macht, diese Beschlüsse zur Ausführung zu bringen, und es wurde immer schlimmer.

Die tausend Fürsten — Kirchenfürsten nicht ausgenommen —, Grafen, Reichsritter, Ritter und Herren in Deutschland machten, was sie wollten und konnten; und es herrschte schließlich ein greuliches Durcheinander von Krieg, Fehde, Raub, Plünderung, Brand und Mord in unseren deutschen Landen.

Recht, Ordnung, Zucht und Sitte wurde in dieser Zeit mit Füßen getreten, und nicht besser lassen sich die recht- und zuchtlosen Zustände bezeichnen, als mit dem damals landläufigen Sprichwort:

„Reuten und Rauben ist kein' Schand';
Tun's ja die besten in dem Land."

So wie es in den deutschen Landen aussah, war es natürlich auch in unserem Nassauerland.

Dieses zerfiel in viele Graf- und Ritterschaften, die sich unter einander auch nicht besser vertrugen, als die damalige Zeit es nun einmal so mit sich brachte.

Da waren die Grafen von Nassau-Dillenburg, Nassau-Weilburg, Nassau-Idstein, die Grafen von Katzenelnbogen, die von Sayn, die Westerwälder und Wetterauer Grafen, die Grafen vom Goldnen Grund, vom Taunus und vom Rhein, zahllose Burgherrschaften, befestigte Gemeinwesen und Ritterburgen, deren Aufzählung zu weit führen würde.

Die Lehnsverhältnisse waren derart verworren, daß ein richtiges Bild schwer zu gewinnen ist.

So waren z. B. die Grafen von Nassau Lehnsleute der Erzbischöfe von Trier, Mainz und Worms, zählten aber wieder zu ihren Vasallen eine bedeutende Anzahl von Grafen und Herren. Damals wies z. B. der Lehnshof von Nassau-Idstein 54, der von Nassau-Weilburg 93, der der ottoischen Linie 82 Vasallen auf, und die zahllosen Fehden dieser Zeit hatten in der Hauptsache ihren Ursprung eben in diesen verworrenen Lehnsverhältnissen und dem Fehlen eines kraft- und machtvollen Reichsoberhaupts.

Besonders toll ging es im Nassauerland in der Mainzer Stiftsfehde, der sogenannten „Bischofsfehde" zu, deren Veranlassung folgende war:

Papst Pius II. hatte im Jahre 1461 im Einverständnis mit dem Deutschen Kaiser, die Absetzung des Mainzer Erzbischofs Diether von Isenburg ausgesprochen und ernannte den Domherrn Grafen Adolf von Nassau, Bruder des Grafen Johann von Nassau-Idstein, zum Erzbischof von Mainz.

Adolf wurde von dem Kaiser sofort als Kurfürst anerkannt, und die meisten deutschen Fürsten folgten des Kaisers Beispiel.

Da aber Diether von Isenburg, ein streitbarer Herr, den Krummstab nicht freiwillig aus der Hand geben wollte, so mußte sich Adolf von Nassau sein Amt erst erkämpfen und verband sich mit Ulrich von Württemberg und Albrecht von Brandenburg, mit Nassau-Weilburg und vielen anderen nassauischen Grafen und Herren; auch der Rheingau, dessen Statthalter Adolfs Bruder, Johann Graf von Nassau-Idstein, damals war, stellte sich auf seine Seite und brachte ihm erhebliche Streitkräfte.

Aber auch Diether von Isenburg fand mächtige Bundesgenossen. U. a. den mächtigen Friedrich von der Pfalz und aus Nassau den Grafen von Katzenelnbogen, der den Grafen von Nassau-Weilburg und -Idstein u. a. auch wegen des in einer früheren Fehde von ihnen in Besitz genommenen Wispergebietes nicht hold war.

So entstand diese verderbliche Fehde, die jahrelang das Mittelrheingebiet, Rheinhessen, den Maingau und das ganze Nassauer Land durchtobte, und das gesamte Gebiet aufs schwerste heimsuchte, bis Adolf von Nassau die Stadt Mainz, die sich anfänglich neutral gehalten hatte, aber nach dem Siege Diethers über Adolf bei Seckenheim auf die Seite des ersteren getreten war, durch List und Gewaltstreich einnahm und nun nach einem fürchterlichen Strafgericht über die Stadt den erzbischöflichen Stuhl besteigen konnte.

In diese bösen Zeitläufte fällt unsere Geschichte, und es erübrigt uns noch, einen Blick auf deren engeren Schauplatz, das Wispergebiet, zu werfen.

Das Wispertal an sich, das sich von dem damaligen Loriche (Lorch) landeinwärts stellenweise schluchtartig durch dichtbewaldetes, steil emporragendes Gebirg windet, war zu dieser Zeit so gut wie unwegsam und durch die Übergriffe der Wisperritter, denen auf ihren Felsennestern nicht beizukommen war, überhaupt kaum passierbar. Dabei lagen sich diese Wisperritter fast stets in den Haaren, und waren einmal ihrer zwei einig, so war es nur, um den Dritten zu befehden und zu berauben.

Sie standen früher zum Teil zur Grafschaft Katzenelnbogen, zu Nassau-Weilburg, zu Nassau-Idstein und auch zu Kurmainz in losem Lehnsverhältnis, hatten sich aber im Laufe der unruhigen Zeiten so gut wie selbständig gemacht und liehen ihre Hilfe denen, die ihnen am meisten Vorteile verhießen.

In der Fehde zwischen Nassau-Idstein und Katzenelnbogen, anfangs 1400, gelangten jedoch diese

herrenlosen Burgherrschaften an Nassau-Idstein, wenigstens nominell, da sie sich nur widerstrebend fügten und sich in fortwährenden Fehden untereinander fast gänzlich aufrieben.

Graf Johann von Nassau-Idstein beschloß nun geordnete Verhältnisse im Wispertale zu schaffen und entsandte zu diesem Zwecke zwei der bewährtesten seiner Mannen, Gerold von Geroldsheim und Udo von Luchsheim, mit entsprechenden Streitkräften in das wilde, fast unzugängliche Tal.

Beide waren Abkömmlinge berühmter Geschlechter, die aber, durch Fehden fast verarmt, ihren Wohnsitz in Loriche genommen hatten.

Graf Johann hatte die beiden Junker in Loriche kennen gelernt und Gefallen an den prächtigen, vielversprechenden Jünglingen gefunden.

Er hatte sie mit sich an den gräflich nassauischen Hof genommen, wo sie nach einem siegreichen Fehdezug zu Rittern geschlagen worden waren.

Beide standen nun längere Jahre in Diensten des Grafen Johann von Nassau-Idstein und zeitweise, wie es die herrschenden Fehden mit sich brachten, auch in Diensten des Grafen Philipp von Nassau-Weilburg und Johann von Nassau-Dillenburg.

Treuere Freunde als Udo und Gerold gab es nicht. Stets sah man diese gleich kühnen und stattlichen Reckengestalten, die sich fast wie Brüder glichen, zusammen.

Auch im Kampf waren sie unzertrennlich, und kam der eine in Gefahr, so hieb ihn der andere wieder heraus.

Ihre Treue, ihr Heldenmut, ihr edler, ritterlicher Sinn war sprichwörtlich geworden, und sie erfreuten sich in der ganzen nassauischen Ritterschaft des höchsten Ansehens.

So rechtfertigten sie auch das Vertrauen ihres Herrn, indem sie in überraschend kurzer Zeit Ordnung im Wispertale schafften, wobei sich die meisten Ritter ergaben, die zwei widerspenstigsten Ritter von Gladeneck und Espenscheidt aber bezwungen wurden und im Kampfe den Tod fanden.

Zum Dank und als Anerkennung für die geleisteten treuen Dienste in den langen Fehdejahren gab Graf Johann seinen beiden wackeren Kämpen diese beiden Burgherrschaften als Lehn. Gerold erhielt Gladeneck, Udo Espenscheidt.

Es waren ausgedehnte, wertvolle Ländereien, die unter tatkräftiger, zweckmäßiger Verwaltung zu beneidenswerten Besitzungen geschaffen werden konnten, und unsere Helden begrüßten den Entschluß des Grafen um so freudiger, als die beiden Herrschaften so nahe beisammen und auch in fast unmittelbarer Nähe Loriches lagen, wo noch ihre teuren Angehörigen wohnten.

Auch hatte ihnen der Graf entsprechende Barmittel für den Anfang zur Verfügung gestellt, da ja, wie wir wissen, unsere beiden Freunde so arm waren wie die Kirchenmäuse.

So konnten sie mit Eifer an das Werk gehen, und als Graf Johann nach einigen Jahren seinen beiden Getreuen einen Besuch abstattete, konnte er mit großer Freude an dem vortrefflichen Zustand der beiden vergrößerten und verstärkten Festen, der schönen, wiederaufgerichteten Dörfer und den wohlangebauten, nun wertvollen Ländereien sehen, daß diese beiden Männer auch auf einem anderen Gebiete als auf dem des Waffenhandwerks Vortreffliches leisten konnten.

Er gab ihnen denn auch eigne Burg- und Herrenrechte mit der Verpflichtung der Heeresfolge mit eignen Fähnlein.

Und nun konnten unsre beiden Freunde auch daran denken, unter den Töchtern des Landes Umschau zu halten, um neue Herrinnen ihren Burgen zuzuführen.

Bald darauf sehen wir sie gemeinschaftlich mit dem üblichen Gefolge von Reisigen und Knappen ihren freundnachbarlichen Besuch auf der nächstliegenden Burg Kammereck abstatten.

Diese Burg lag ungefähr dreiviertel Stunden unterhalb der Luchsburg im Tale der Wisper. Es war ein prächtiger Besitz mit schönen Ländereien und einem kleinen Dörfchen, auf der Höhe des Berges belegen.

Aufs glänzendste empfangen, wie es so berühmten Rittern zukam, lernten sie hier das einzige Töchterlein des Burgherrn, die holde, kaum erblühte Truda von Kammereck kennen. Beide waren bezaubert von der lieblichen Jungfrau, die ihnen mit gleicher Freundlichkeit begegnete, trotzdem der feurige Udo sich augenscheinlich um ihre besondere Gunst bemühte.

In dieser Nacht war Gerold noch mit seinen Leuten Gast auf der Luchsburg, weil für den anderen Tag der gemeinschaftliche Besuch auf der ebenfalls in der Nähe liegenden Vitsburg geplant war.

Natürlich machten die Ritter als treue Freunde von ihren Gefühlen keinen Hehl, und bei dieser Gelegenheit gaben sie sich das Versprechen, Truda die Entscheidung zu lassen, ohne daß hierdurch ein Mißton ihre Freundschaft stören solle.

Am anderen Tage brachen die beiden Freunde noch in schönster Eintracht zum Besuche der Vitsburg auf, die in einem Seitentale der Wisper unweit der Kammereck belegen war, und wo man sie ebenfalls freigebig empfing.

Hier war man mit den Vorbereitungen zur Hochzeit einer Tochter des Burgbesitzers mit dem Ritter von Waldeck im Sauertale beschäftigt, wobei nach der damaligen Sitte die Freundinnen der Braut dieser bei der Ausstattung ihre Hilfe liehen.

So war u. a. auch von der benachbarten Burg Dickenstein das Edelfräulein Kunigunde von Dickenscheidt dort anwesend, das für den glänzenden Ritter Udo, den sie am Hofe des Landesherrn gelegentlich eines Adelsfestes kennen gelernt hatte, schon längst in Liebe entbrannt war.

Ein herrliches, üppiges Weib, schien sie für den feurigen Udo eher die passende Gattin zu sein, als die zarte, sinnige Truda.

Ritter Gerold sah denn auch mit großer Freude, daß Udo im Banne der herrlichen Kunigunde alles andere, vor allen Dingen aber seine Truda gänzlich zu vergessen schien.

Selbstverständlich wurden die beiden Ritter auch zur Hochzeit, die schon bald stattfinden sollte, geladen, und sie traten nach festlicher Bewirtung den Heimweg an.

An diesem Tage fand Gerold den sonst so offenen, herzlichen und treuen Freund verschlossen, kalt und mürrisch.

Gerold von Geroldsheim hatte das Gefühl, daß ihre vielbewunderte, sprichwörtlich gewordene Freundschaft einen unheilbaren Riß erhalten hatte, und so trennten sie sich.

Die Hochzeit auf der Bitsburg fand mit dem üblichen Gepränge unter zahlreicher Beteiligung der benachbarten Ritterschaft statt und währte eine ganze Woche. Unsere beiden Helden sowie Truda von Kammereck und Kunigunde von Dickenscheidt waren auch erschienen.

Wohl sahen sich da unsere Feunde; doch Udo verhielt sich der herzlichen Begrüßung Gerolds gegenüber sehr kühl, und als im Laufe der Tage sich die Gefühle Trudas für Gerold immer offener zeigten, zog er sich immer mehr von dem Freunde zurück.

Erwähnen muß ich noch besonders eines Junkers Dick von Dickenscheidt, des Bruders der dem freundlichen Leser bereits bekannten Kunigunde von Dickenscheidt, da dieser Junker in unserer Erzählung noch eine große Rolle spielen wird.

Ein Hüne von Gestalt und von riesiger Körperkraft, war er ein tapferer, bewährter Kämpe.

Er hatte sich schon längst unter den Töchtern des Landes umgesehen und sein Auge war dabei auch auf die liebliche Truda gefallen, aber ohne daß diese es geahnt hätte.

Denn so fürchterlich und unerschrocken dieser ungeschlachte Riese jeglichem Feind entgegentrat, so zaghaft und angstbeklommen fühlte er sich einer holden Maid gegenüber.

Aber für diese Hochzeit hatte er sich vorgenommen, mutig auf sein Ziel loszugehen, und er hatte die beste Hoffnung, da auch seine Schwester Kunigunde ihm versprochen hatte, ihm nach Kräften behilflich zu sein.

Und so hatte er Truda gleich bei ihrem Erscheinen mit dem ihm angeborenen Ungestüm in Beschlag genommen, so daß es der ganzen Klugheit Trudas bedurfte, den ungestümen Verehrer wieder loszuwerden, der nun mit Ärger und Wut zusehen mußte, wie der stattliche Ritter Gerold das liebliche Kind für sich gewann.

Aber so leicht sollte Gerold das nicht werden, und der verschmähte Liebhaber beschloß, sich an seinem glücklichen Nebenbuhler zu rächen und die Geliebte doch noch zu erringen.

Dazu bot die damals herrschende Sitte, Festlichkeiten mit einem glänzenden Turnier zu beschließen, die schönste Gelegenheit.

Junker Dick, der Unüberwindliche, wollte seinen Rivalen schon aus dem Sattel heben, und in dieser sicheren Erwartung forderte er ihn zu einem Zweikampf heraus.

(Fortsetzung folgt.)

## Miszellen.

J.B.-G. **Ein eigenartiger Diebstahl 1851.** Vor Diebeshänden ist nichts sicher; daß aber Gauner es wagen, in die Geheimnisse eines Archivs einzudringen und zu stehlen, das gehört gewiß zu den Seltenheiten. Wir Nassauer haben aber für letzteres ein Beispiel, nämlich den Einbruch in das herzogliche Landesarchiv zu Idstein am 4. und 5. Dezember 1851. Und der Diebszug war lohnend; es wurden entwendet: 1. von dem Ehevertrag des Höchstseligen Herzogs Wilhelm von Nassau, als Erbprinz, mit der ersten Gemahlin Luise, Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen, den 23. Juli 1813, dasjenige Exemplar, welches für die nassauischen Eltern bestimmt war, auf Pergament geschrieben, teilweise mit Fraktur, in Folioformat, wie ein Buch in blauem Sammet gebunden und auf beiden Seiten ein goldener, gekrönter nassauischer Löwe mit Goldfäden gestickt; an blutroten seidenen Schnüren hingen 6 silberne und außen vergoldete Kapseln, worin die Siegel der am Ende unterzeichneten 6 Paziszenten sich befinden, mit 2 goldenen und 2 silbernen Quasten. 2. Aus einem zweiten für den Bräutigam bestimmten Exemplar von den seidenen Schnüren abgeschnitten und an dem Ende derselben hängend, sechs bloß silberne, nicht vergoldete, Kapseln gleicher Art, mit Quasten. 3. Vier silberne Denkmünzen, darunter ein Exemplar vergoldet, bei Gelegenheit der Aufhebung der Leibeigenschaft in 1812 geprägt, auf der einen Seite eine ganze Figur der Nassovia mit der Denkschrift: Den weisesten und besten Landesfürsten das dankbare Herzogthum Nassau und auf der anderen Seite: Denkmal der aufgehobenen Leibeigenschaft und vollzogenen Steuerausgleichung unter der Regierung Friedrichs I. Herzogs und „Friedrich Wilhelm Fürst zu Nassau MDCCCXII." Ein fünftes Exemplar hatten die Diebe liegen lassen. 4. Von älteren nassau-dillenburgischen Münzen folgende Stücke: a) ein Dukaten von Fürst Heinrich zu Nassau-Dillenburg von 1688, b) ein Taler mit den Brustbildern der im Jahre 1681 regierenden fünf Fürsten Johann Franz zu Nassau-Siegen, Heinrich zu Nassau-Dillenburg, Wilhelm Moritz zu Nassau-Siegen, Heinrich Kasimir zu Nassau-Diez und Franz Alexander zu Nassau-Hadamar, c) ein Taler von Fürst Heinrich zu Nassau-Dillenburg aus 1683, d) eine Münze vom Fürsten Heinrich zu Nassau-Dillenburg aus 1689, ein Albusstück aus 1684, ein solches aus 1685, eine Schaumünze mit einem Brustbilde, geschlagen unter Wilhelm V. von Nassau-Oranien und eine Anzahl Kreuzer. 5. Das Großkreuz der Ehrenlegion Napoleons samt dem hochroten seidenen Bande mit der Inschrift Napoléon, Empereur des Français und auf der anderen Seite der französische Adler. Außerdem fielen den Dieben in die Hände: das Großband der Westfälischen Krone, vier vergoldete Kapseln mit dem Reichswappensiegel des Kaisers Josef II., ein silbernes Herzogl. nass. Kabinetts-Petschaft und ein stählernes mit dem Fürstl. Nass.-Oran. und dem Königl. Englischen Wappen. Es ist uns nicht bekannt, ob man die Diebe entdeckt und die wertvollen Gegenstände wieder in den Besitz des Archivs gebracht hat, vielleicht weiß ein Leser Näheres.

J. B.-G. **Ein zufriedener Schulmeister.** Die Schwanheimer Chronik berichtet uns über einen zufriedenen Schulmeister. Der gute Mann hieß Johann Steinbrecher und lebte ums Jahr 1633. Als Besoldung hatte er: eine freie Wohnung mit Scheuer, freies Holz aus dem Walde, das er selbst machen mußte, das Recht, Rindvieh und Schweine auf die Weide zu treiben und die Benutzung des kleinen Pfarrgartens neben der Kirche. An bar gab's 19 Gulden für Unterricht, Glockenziehen und Uhrschmieren, 5 Gulden für Überwachung der Gemeindewege, den Bartholomäuszins mit 7 Gulden und 8

Batzen, 2 Gulden Glockengeld von Niederrad, 2 Achtel Korn vom Kirchengefälle und 8 Achtel vom Zehnten. Er bemerkt dazu: „Mit welcher Besoldung ich nicht allein wohl zufrieden gewesen, sondern auch versprochen habe, von den Schulkindern nichts gewisses einzufordern, sondern mich mit demjenigen, so deren eltern mir wegen sonderbaren Fleisses freywillig hingegen geben oder schenken wollen, befriedigen zu lassen." Marodeure erschossen 1634 das zufriedene Dorfschulmeisterlein.

E. S. **Apfeleinfuhr in Dillenburg 1773.** Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war der Apfelwein in Nassau-Oranien bereits ein schwunghafter Handelsartikel, wie aus einer Notiz des Dillenburger Wochenblatts hervorgeht, in der es heißt: Der Vorstorfer Apfelwein ist nicht nur ein sehr angenehmer Trank, sondern er ist auch besonders gesund. Zu Neuwied wird derselbe wegen großer Menge um eben den Preis wie gewöhnliches Bier verkauft. Im späten Herbst dieses Jahres will jemand von hier dergleichen aus Neuwied kommen lassen; um aber für den Fuhrmann eine vollkommene Fracht zu erhalten, wünschet man, daß noch andere Personen sich möchten Apfelwein mitbringen lassen. Bei der glänzenden Empfehlung des Tropfens ist vermutlich das Unternehmen zustande gekommen.

K. W. **Ein Totenschein aus Deutschland trübster Zeit,** der fremdherrischen Knechtschaft, liegt vor uns. Er stammt aus dem spanischen Feldzug, an dem auch die Rheinbundtruppen teilnehmen mußten. Er ward ausgestellt vor fast 100 Jahren, Anno 1809 im Grand Hôpital de militaire temporaire zu Madrid. Er betrifft den Füsilier Nikolaus May von der 4. Kompagnie des 2. Bataillons des Regiments „Nassau". Derselbe war geboren zu Kaub im Departement (!) „Pays de Nassau" und kam am 20. November 1809 in das Hospital, wo er bereits am 29. November am Fieber starb. Der Totenschein ward noch am gleichen Tage vom Chef des Hospitals Lamarque ausgestellt; nach Kaub zur Benachrichtigung der Angehörigen des Nikolaus May gelangte er aber erst am 1. Mai 1823.

K. W. **Wie billig man um die Mitte des 18. Jahrhunderts in der Maingegend lebte,** das beweist eine im Frankfurter Stadtarchiv aufbewahrte, den Rebstöcker Akten einverleibte Rechnung der „Wertin Marie Elisabethe Bärin, Gasthalterin „zum schwarzen Bären" zu Höchst." Diese hatte den Sohn und einen Knecht des Rebstöcker Hofpächtres Reiffenstein, welche wegen Grenzstreitigkeiten zwischen Frankfurt und Mainz von der mainzischen Regierung festgenommen und im Turm zu Höchst inhaftiert worden waren, vom 20. April bis zum 11. Juni 1733, also länger als sieben Wochen voll verköstigt, besonders gut aber, wenn beim Besuche guter Freunde im „Turm" Trinkgelage, wie in der Rechnung tatsächlich vermerkt ist, veranstaltet wurden, und fürs ganze nur 15 Gulden 7 Kreuzer für den Sohn und 15 Gulden 8½ Kreuzer für den Knecht, also insgesamt 30 Gulden 10½ Kreuzer berechnet. Die Preise waren minimal. Die Maß Wein — 4 Schoppen — kostete 4 Batzen (16 Kreuzer), der Schoppen Branntwein 6 Kreuzer, die Maß Bier 3 Kreuzer, Mittag- und Abendessen für beide zusammen, reichlich und mit Getränk 21 Kreuzer. Es muß in dieser Turmhaft recht fidel hergegangen und zur Stillung des Durstes viel aufgewendet worden sein; denn die Getränke, Wein, Bier und Branntwein übersteigen bei weitem die Speisen. Als laut Kammergerichtsbeschluß beide Inhaftierten am 11. Juni 1733 wieder freigegeben werden mußten, sollte das Amt Höchst für ihren Schaden aufkommen, also auch für obige Rechnung. Das Amt versprach es zwar, ließ es aber bleiben; ja es drohte Reiffenstein sogar mit Pfändung, wenn er der „Bärin" nicht schleunigst seines Sohnes und Knechtes „Zeche" bezahle. Das geschah dann auch.

## Theater zu Wiesbaden.

### Hoftheater.

**Sigrid Arnoldson** absolvierte am 28. Dezember und 4. Januar zwei Gastspiele: „Mignon" und „Carmen". Die Stimme der „Schwedischen Nachtigall" ist noch frisch und klangvoll; den gesanglichen Anforderungen ist die Dame also noch völlig gewachsen. Aber Auftreten und Spiel ließen manches zu wünschen übrig. Das zarte, duftige Wesen der Mignon hauchte nicht aus ihrer Figur und ihrem Gebaren, und das innerlich Dämonische der Carmen vermochte sie ebensowenig zum Ausdruck zu bringen. Die Zeiten sind vorüber, in denen man in der Oper Spiel und Text als Nebensache betrachtete und nur die Töne gelten ließ; und mag der „Star" noch so gefeiert sein und — wir wollen nicht ungalant sein — schon so lange singen, er muß, dem veränderten und gottlob verbesserten Geschmack Rechnung tragend, nicht nur mit der Stimme, sondern mit Leib und Seele das sein, was er vorstellen will.

### Residenztheater.

= **John Glaydes Ehre,** Schauspiel in 4 Akten von Alfred Sutro, deutsch von Hans Haß, zum erstenmal am 28. Dezember, zum drittenmal am 2. Januar. — Bisher erhielten wir meist nur französische Eheirrungsgerichte vorgesetzt; sie waren aber trotz ihrer scharfen Würze noch leichter verdaulich als dieses neuerliche englische, resp. amerikanische, das ziemlich ungenießbar war. Wie es sich ereignen kann, daß ein Trustkönig in Amerika, der sich zehn Jahre lang nicht um seine Frau bekümmert hat, außer daß er's ihr äußerlich nicht fehlen ließ, sich plötzlich in einen Othello verwandelt, ist unfaßlich. Er wütet und tobt und — verzichtet schließlich, ja, er gibt der Treulosen sogar noch einen Jahrgehalt! Dieses die größte Unwahrscheinlichkeit des Stückes, die andern aufzuführen, wollen wir uns schenken. — Gespielt wurde recht brav. Besonders zu beloben ist Herr Miltner-Schönau als John Glayde; er gab sich redlich Mühe, mit gut abgetöntem Spiel über die innerliche Leere der Rolle hinwegzutäuschen. Frl. Hammer als seine Frau war ebenfalls von großer Natürlichkeit und äußerster Eleganz. Die übrigen Darsteller gliederten sich entsprechend an.

## Literatur.

* **Album von Wiesbaden.** Verlag von Moritz und Münzel, Wiesbaden. 22 Bilder querfolio. Pr. 1,80 M. — Das vorliegende Album ist ein kleines Kunst- und Prachtwerk. Auf feinem Illustrationskarton sind die schönsten, gutausgewählten Sehenswürdigkeiten der Kurstadt, darunter 10 Innenansichten des neuen Kurhauses, vermitels Autotypiedruck wiedergegeben. Die Aufnahmen wurden von einer Reihe künstlerisch tätiger Photographen Wiesbadens gemacht und sind sowohl, was Stellung und Beleuchtung als auch was Naturtreue und Schärfe angeht, vorzüglich. Wie haben in Bezug hierauf, und auch auf Auswahl und Zusammenstellung bisher kein besseres Album derart gesehen. Das Werk ist in weißen Kartonumschlag gebunden und in ein starkes Versandkouvert gesteckt und so durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

* **Führer durch das Römerkastell Saalburg bei Homburg v. d. H.** von H. Jacobi. 3. Aufl. 48 S. Pr. 50 Pf. Homburg, Schudts Buchdruckerei. — Wir hatten bereits früher Gelegenheit auf das vortreffliche Hilfsmittel zur Besichtigung und Orientierung der Saalburg hinzuweisen. Daß es bereits in 3. Auflage vorliegt, beweist, daß es seinen Zweck erfüllt. Alles wesentlich Neue ist hinzugefügt worden; 12 Textabbildungen sind beigegeben.

* **Lustige Leut.** Neue Scherzgedichte in nassauischer Mundart. Von Rudolf Dietz. IV. Heft. 128 S. Pr. 60 Pfennige. Wiesbaden, Verlag des Verfassers (Schützenhofstraße 14). — Mit dem Inhalt dieses Schlußheftes der Sammlung wird das Hundert der Scherzgedichte voll. Wie die vorigen Bändchen ist auch dieses eine Fundgrube urwüchsigen Humors; die launigsten Vor- und Einfälle sind in ein ansprechendes, oft psychologisch nicht unbedeutsames, oft derb natürliches Äußere gekleidet. Die Pointe springt immer heraus, die Einkleidung ist knapp wie es Lessing auch von der Fabel verlangt. Und die Lustigen Leut wollen ja in gewissem Sinne doch auch fabulieren. C. J. Frankenbach hat wieder illustriert.

## Neues aus Nassau.

Die Automobilbahn im Taunus. Am 8. Dezember fand im Frankfurter Rathaus auf Veranlassung des Herrn Regierungspräsidenten Dr. von Meister in Wiesbaden eine Sitzung statt, die sich mit der Taunusrennbahn und speziell der Finanzierungsfrage beschäftigte. An der Sitzung, die von vormittags 10 bis abends 7 Uhr dauerte, nahmen u. a. folgende Herren teil: Oberbürgermeister Dr Adickes-Frankfurt, Landrat Beckmann-Usingen, Landrat Ritter Dr. v. Marx-Homburg, Bürgermeister Lübke-Homburg v. d. H., Landrat und Polizeipräsident Scherenberg-Frankfurt a. M., als Vertreter des Vereins Deutscher Fahrzeugindustrieller Generaldirektor Vischer von den Daimlerwerken in Kannstatt, Kommerzienrat Kleyer von den Adlerwerken in Frankfurt a. M., sowie der Generalsekretär des Vereins, Dr. Haefelin-Berlin, Reg.-Rat Rasch- und Konsul Fritsch-Wiesbaden, Geh. Kommerzienrat v. Friedländer-Fuld-Berlin, ferner als Vertreter des Kaiserlichen Automobilklubs der Vizepräsident Graf von Sierstorpff und Assessor Dr. Levin-Stoelping. Den Vorsitz führte Regierungspräsident Dr. von Meister. Aus dem Ergebnis der eingehenden Beratungen ist in erster Linie hervorzuheben, daß die geplante Taunusrennstrecke eine Abänderung in dem Sinne erfahren hat, daß man die Strecke Saalburg-Lenzahn, die ursprünglich für die eigentliche Rennbahn in Aussicht genommen war, fallen gelassen hat und zwar mit Rücksicht auf die Proteste, die sich von verschiedenen Seiten gegen das Projekt erhoben hatten. Der Regierungspräsident steht als Vater der ganzen Idee auf dem Standpunkt, daß von vornherein ein Projekt gewählt werden soll, das von keiner Seite auf Widerspruch stößt. (Dies beweist wieder die noble Gesinnung des Herrn v. Meister. D. H.) Man hat sich daher entschlossen, die eigentliche Rennstrecke, die mit Frankfurt und Wiesbaden direkt verbunden sein wird, zwischen der Saalburg und Brandoberndorf zu errichten. Diese eigentliche Rennstrecke wird 50 Kilometer lang sein und ihre Anlage ist in Form einer Doppelstraße gedacht. Jede Straße wrd 10 Meter breit, hat ein Bankett von 1 Meter Breite, sowie die notwendigen Wassergräben 2c. Die beiden Straßen laufen dicht nebeneinander her und sind nur durch eine etwa 1 Meter hohe Böschung von einander getrennt. Die Bahn erhält im Süden eine ellipsenförmige Umkehrschleife nach Oberursel zu, während die nördliche Schleife nach Brandoberndorf vorgesehen ist. Die Tribünen beabsichtigt man, wie verlautet, an der Saalburg in der Weise zu errichten, daß eine außerordentlich große Strecke der Bahn übersehen werden kann. Von Wiesbaden wird eine direkte Straße zu der Bahn über Hofheim, Unterliederbach und Praunheim geschaffen, die mit der Straße von Frankfurt her bei dem letztgenannten Orte sich vereinigt. Die eigentliche Rennstrecke wird nur an zwei Orten vorüberführen und zwar an Eschbach und Hasselborn. Sie liegt, wie bemerkt sei, in unmittelbarer Nähe des nordöstlichen Teils der vorjährigen Kaiserpreisrennstrecke, zwischen Usingen und Weilburg. (Die glücklichste Lösung des Projektes. D. H.) Die Ausführung des neuen Projektes erfordert, wie man hört, die Aufwendung von rund 4 Millionen Mark. Die Finanzierung ist in Form einer G. m. b. H. geplant, an der sich die Städte Frankfurt, Wiesbaden, Homburg, der Kommunalverband, der Kaiserliche Automobilklub, der Verein deutscher Motorfahrzeugindustrieller, die einzelnen Automobilindustriellen, sowie verschiedene Privatpersonen beteiligen sollen, die Mittel zum Bau der Bahn beisteuern.

Die altbekannte Wiesbadener Buchhändler- und Verlagsfirma Christian Limbarth (Inh. der Buchhandlung: Arthur Venn, des Verlags: Moritz Schäfer) beging am 1. Januar ihr fünfzigjähriges Jubiläum.

Auch in Weilburg und Wetzlar sind nun Rechtsauskunftsstellen für Unbemittelte errichtet worden.

## Nassauischer Geschichtskalender.

Januar.

17. 1635. Eroberung von Braunfels durch den Grafen Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg. Die kaiserliche Besatzung wird kriegsgefangen.

20. 1865. Fürst Friedrich von Waldeck und Pyrmont wird geboren als Sohn des Fürsten Georg II. und der Fürstin Helene, Tochter Herzog Wilhelms von Nassau. Er folgte seinem Vater 1893 in der Regierung der Fürstentümer und der Standesherrschaft Holzappel-Schaumburg.

23. 1629. Adolf, Graf zu Nassau-Schaumburg, wird geboren als Sohn des Grafen Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg. Er erheiratete mit der Tochter Peter Melanders, Elisabeth Charlotte, 1653 die Herrschaft Holzappel-Schaumburg, starb am 19. XII. 1676 und hinterließ nur (drei) Töchter.

27. 1809. Gefecht bei Almaraz. Die Angriffe der Spanier auf die wichtige Tajobrücke bei diesem Orte werden von dem 2. Regiment Nassau abgewiesen. Hauptmann v. Trapp fällt dabei. (Spanischer Feldzug.)

29. 1771. Fürst Friedrich Ludwig von Wied-Runkel wird geboren als Sohn des Grafen Christian Ludwig. Er folgte seinem Bruder Karl Ludwig am 9. III. 1824 in der Regierung des mediatisierten Fürstentums, starb aber bereits am 28. IV. 1824 unvermählt als der letzte seiner Linie. Die Gebiete dieser Linie fielen an Wied-Neuwied.

30. 1729. Kurfürst-Erzbischof Lothar Franz von Mainz aus dem Hause Schönborn stirbt. Geboren am 4. X. 1655, wurde er 1693 Fürstbischof von Bamberg und erlangte 1695 auch den Thron von Mainz.

## Briefkasten.

**Allen lieben Neujahrsgratulanten herzlichen Dank und Erwiderung ihrer guten Wünsche.**

A. H. in L. Etwas Geduld erbitten wir.

Prof. **C. H. M.** in F. und J. B. in G. Besten Dank und freundl. Gruß.

**Zur Beachtung!** Das der Nr. 1 beigefügte Inhaltsverzeichnis ist im Drange der Geschäfte und ohne Wissen des Herausgebers nicht richtig gedruckt worden; d. h. die Rückseite des Titelblattes wurde bedruckt, statt Seite 3 und 4. Die verehrlichen Abonnenten werden gebeten, den Jahrgang 1907 noch nicht binden zu lassen, da das richtige Verzeichnis der Nr. 3 beigegeben werden wird.

Die übrigen inzwischen eingegangenen Korrespondenzen werden brieflich erledigt.

**Redaktionsschluß: 12. Januar.**




№ 3. Wiesbaden, den 1. Februar 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



# Auf dem Kirchhofe zu Dausenau.

„Allhier ruhet der im Herrn entschlafene Ehrsame Meister Johann Wilhelm Linkenbach / Bürger / Benhermeister und Gerichtsschöffen allhier und zu Nassau — ist auf die Welt gebohren zu Dausenau anno 1691/ den 28. Oktob. verheyrathet mit Anna Margareha eine geborene Zappeyin, anno 1730· in einer verknigten ehe gelebt darin gezeuget 7 Kinder wo von noch 4 am Leben sind / ist gestorben anno 1757 den 28. Feb. Seines Alters 66 Jahr 4 Monat 3 Tage. Gott verleye ihm eine frohe Auferstehung. Amen."

Unweit von Ems, der schmucken Bäderstadt,
Im lahndurchrauschten Tale liegt ein Flecken,
Der still im Kranze grüner Berge träumt,
Als könnte ihn kein Ruf der Neuzeit wecken.

Von altersgrauen Mauern rings umsäumt,
Mit seinen schlanken Giebeln, Erkern, Türmen,
Mit all dem Zierat bunter Schnitzerei'n
Blieb er bewahrt vor neuen Frühlingsstürmen.

Hier kündet jede Schwelle, jeder Stein
Von Pracht und Reichtum bürgerstolzer Zeiten.
Ein Weihrauchduft des Mittelalters weht
Um trüber Gegenwart Armseligkeiten.

Auf einem Hügel überm Dorfe steht,
Inmitten einer breiten Gräberkette,
Die alte Kirche, und das Bild begrenzt
Des hohen Bergwalds dunkle Silhouette.

So manches stolze Grabmal prunkt und glänzt
Hier droben und erzählt von fernen Tagen,
Jedoch von dem, der da sich ausgestreckt
Zur ew'gen Ruh, weiß keiner viel zu sagen.

Dort auf dem Stein, den Moos und Moder deckt,
Dicht bei der Kirche, überhängt von Zweigen
Der Trauerweide und des Lebensbaums,
Steht auch der Name der mir selbst zu eigen.

Und wie im Banne eines tiefen Traums,
Der mich erfüllt mit leisem, ernstem Mahnen,
Fliegt um Jahrhunderte mein Geist zurück,
Vor jener stillen Ruhstatt meines Ahnen.

Der hier von Erdenleid und Erdenglück
Ausschläft, war einst ein Bürger derb und grade,
Und war ein Meister, der noch frei und stolz
Dem Handwerk diente auf dem Lebenspfade.

Und war geschnitzt aus echtem Bauernholz
Und konnte ruhig und in Frieden sterben,
Denn weiterlebte noch sein trotz'ger Geist,
Die Kraft und Tüchtigkeit in seinen Erben.

— — Und auch in mir, dem späten Enkel kreist
Sein schweres Bauernblut, wenn auch das Leben,
Das Höflingsleben der modernen Zeit
Ihm leichtern Fluß und schnellern Puls gegeben.

An diesem Markstein der Vergänglichkeit
Fühl' ich, daß ewige Gesetze walten,
Die Väterart, dem jüngeren Geschlecht,
Dem andersgläubigen, getreu erhalten.

— Vor solcher Satzung ist ein jeder Knecht,
Hat ihn die Mitwelt noch so hoch erhoben.
Und Knecht zu sein in diesem hehren Sinn
Und treu zu dienen, will ich hier geloben!

Denn stolz auf jenen heiligen Gewinn
Steht jetzt der Enkel an dem Grab des Ahnen,
Und aus dem Schatten der Vergangenheit
Betritt er wieder lichte Lebensbahnen.

Der Väter Erbe bleibt ihm unentweiht,
Ein sprudelnd heller Born von reichem Segen.
So wirft er sich, ein Kind der neuen Zeit,
Mit ungebeugter Kraft dem Sturm entgegen.

Hans Ludwig Linkenbach.

# Die Entwicklung der Lahnschiffahrt bis 1810.

3) Von Ernst Goebel. (2. Fortsetzung.)

Auch die technischen Schwierigkeiten beleuchtete Reinhardt und bemerkte, daß die Lahn viele Sandbänke, Untiefen u. s. w. besäße; hätte man diese Hindernisse beseitigt, so laufe man doch Gefahr, daß der Fluß bald wieder verschlamme. Alles werde große Kosten und verhältnismäßig geringe Vorteile verursachen. Zwischen Marburg und Diez befänden sich 22 Wehre, und unter diesen seien einige so hoch, daß sie zur Hälfte weggeräumt werden müßten und dann trotzdem der Schiffahrt noch sehr gefährlich seien, „allermaßen die hinauffgehenden Schiffe durch Haspel und dergleichen machinen hinauffgewunden werden müßten, die hinuntergehenden aber durch den starken Fall in das Wasser mit Ungestüm schießen, dasselbe häufig hineingespritzet und die innehabenden guten waaren und effecten, insonderheit die Früchte stark benetzet.“ Weiter betrage der Wasserweg von Diez bis Marburg 18—20 Meilen, zu Lande aber nur 9 Meilen. „Aber auch gesetzt, daß alle Vorbemerkte impedimenta und Schwierigkeiten füglich aus dem Wege geräumt, mithin die in capitulatione caesarea novissima[1]) unter anderem zum Grunde gesetzte requisita essentialia aufrecht erhalten werden möchten, welches jedoch bewandten Dingen nach in ewigkeit nicht zu hoffen, so sey jedoch offenkundig, daß das fürstl. Hauß Nassau-Catzenelnbogen, insonderheit aber das Hauß Dietz das Stappelrecht auf der Lahn in gewißer maaß von unerdenklichen Jahren, ja von etlichen seculis her exerciret und herbracht, und hofft man, daß Hochbesagtes Hauß, welchen falls darinnen von Niemand turbiret, sodann bey dessen possessione vel quasi vielmehr ferner weit ruhig gelassen werden würde.“

Da man voraussah, daß Nassau-Diez der Schiffahrtssache lahnauf nicht freundlich gegenüberstehe, so wollte man ganz genau die Gesinnung der einzelnen Diezer Bürger hören. Man glaubte, der Widerstand liege nur an der Starrköpfigkeit der Räte. Es wurde daher durch Dekret der vormundschaftlichen Regierung (Landgraf) bestimmt, sämtliche Bürger durch Handgelöbnis zu vernehmen und über 16 aufgestellte Fragen Antwort zu erteilen. Die Bürger wurden dabei in vier Klassen eingeteilt: 1. Wein-, Bier- und Branntweinwirte, 2. Schiffsleute, 3. Handwerker, 4. Fuhrleute, „Mötter“, „Schröther“ etc. Ihre Angaben fielen jedoch durchgehends ungünstig für die Öffnung der Lahn oberhalb Diez aus.

Am 14. September wurde die Limburger Konferenz fortgesetzt. Es wurde vorgeschlagen, die Lahn durch zwei Wasserbauverständige, den hessischen Baumeister Mezma und den kurtrierischen Ingenieur Passerode, untersuchen und Pläne nebst Kostenanschlägen anfertigen zu lassen. Auch am 16. September wurde über diesen Gegenstand konferiert. Die trierischen und hessischen Abgeordneten waren vollständig damit einverstanden, während der Wetzlarer, Runkeler und leiningen-westerburgische Deputierte die Vorschläge nur ad referendum annahmen. Nassau-Diez wollte die projektierte Instruktion für die beiden Ingenieure „hohen Orts geziemend erwähnen“. Die Verhandlung wurde sehr gestört durch den Rangstreit zwischen den fürstlich nassau-siegischen und gräflich nassau-weilburgischen Deputierten. Letztere nahmen ohne weiteres den Vorsitz an. Es entstand daher gleich ein Wortstreit, woran der fürstlich nassau-idsteinische Abgeordnete teilnahm unter dem Vorwand, daß Nassau-Saarbrücken die ältere Linie sei, folglich die katzenelnbogische, als die jüngere, jener die „praecedenz“ geben müßte, und gegen das Vorgehen der Siegener Deputierten protestierte. Siegen gab an, daß es unerhört sei, daß mit einem Fürsten ein Graf kompetieren und dieser ferner die Präzedenz disputieren wollte. Was Idstein betreffe, so sei es reichs- und offenkundig, daß das Haus Nassau-Katzenelnbogen viele Jahre vor diesem in den Fürstenstand erhoben und in das Fürstenkollegium wirklich eingeführt worden sei, auch daselbst 2 Stimmen habe. Dahingegen sei die Linie Nassau-Saarbrücken dieser Würde noch entblößt und habe weiter nichts als ein votum curiatum mit den übrigen Herren auf der Grafenbank zu führen. Da Weilburg den Vorsitz nicht aufgeben wollte, verließ Siegen mit Protest die Konferenz, und sein Landesherr erklärte später, keinen Beitrag zu den Visitationskosten leisten zu wollen. Weiter erhob auch der Holzappeler Abgeordnete Einspruch, da sein Herr, ein Fürst von Anhalt, den Vorsitz zu führen berechtigt sei und entfernte sich. Der Vertreter von Solms wollte nichts zu den Kosten der beiden Ingenieure beitragen, sondern nur für Mezma. Nassau-Diez war erbötig, die auf seinen Teil entfallenden Beiträge zu entrichten. Am 19. September wurde das „Konklusum“ verfaßt. Darnach sollten die genannten Ingenieure am 1. Oktober in Limburg eintreffen und dort von dem kurtrierischen Amtsverwalter Scheuren, dem wiedrunkelischen Rat Duill und etwa sonstigen herrschaftlichen Vertretern vereidigt werden. Mit der Bestimmung der „Visitations- und Delineationspunkte“ sollte an der Lahnmündung angefangen

[1]) Nach der Wahlkapitulation Kaiser Josephs I. sollte die Schiffbarmachung eines in den Rhein mündenden Flusses nicht gehindert werden. Etwaige Hindernisse sollten derart eingerichtet sein, daß die Schiffe gut auf- und abkommen könnten.

und bis Marburg fortgefahren werden. Aus der Besichtigung scheint aber nichts geworden zu sein.

Da Nassau-Diez in der Folgezeit, trotzdem es anscheinend an der Schiffbarmachung mitwirken wollte, Schwierigkeiten in den Weg legte, wurde der Landgraf sehr unwillig. In einem Entschuldigungsschreiben gaben nun die Räte zu erkennen, daß sie das Diezer Stapelrecht vor allen Dingen behalten wollten. Sie fügten Protokolle der vorn erwähnten Diezer Bürger bei; auch „Diezer Bürgermeister, Gericht und Vorsteher" baten in einem langen Berichte, der Landgraf möge ihnen ihr Stapelrecht erhalten helfen.

Nachdem der Schultheiß und das Gericht zu Kamberg die trierische Regierung zu Ehrenbreitstein gebeten hatten, endlich einmal die seit 14 Jahren her noch abzunehmenden Bürgermeister- und Vormundschaftsrechnungen zu prüfen, wurde eine Konferenz auf den 6. September 1725 zu Kamberg festgesetzt. Da Teile des Amtes Kamberg von Trier und Nassau-Diez gemeinschaftlich besessen wurden, erging auch an letzteres eine Einladung. Das hierauf bezügliche Schreiben gab gleichzeitig das Programm für die Zusammenkunft zu erkennen. Außer den Abrechnungen drehte es sich hauptsächlich um „die anmaßend jagd und Landstraß-Ableitung zu Mentzfeld, die Menge wayd zu Limburg" und den neuen Zoll für die Limburger. Auch wurde über die Errichtung eines Zollstocks an der Landstraße zu Niederbrechen geklagt. Man hoffte, die 1720 zum Teil schon angefangene gütliche Unterredung fortzusetzen und hierdurch sonstigen Weiterungen vorzubeugen.

In Diez zeigte man sich bereit, an der Konferenz teilzunehmen und versprach, die Deputierten pünktlich zu entsenden. Bereits am 4. Juli hatte man Trier eine Zusammenkunft vorgeschlagen, worauf aber keine Antwort erteilt worden war. Als Diezer Abgeordnete nahmen der Regierungsrat Reinhardt und der Kammerrat Schirmer an der Konferenz teil; Kurtrier hatte den Hofrat von Schmidt und den Kammerrat Nell entsandt. Ob die Konferenz am 6. September begann, ist nicht recht ersichtlich. Das „Abhören" der Rechnungen fand erst am 19. September statt; jedoch muß Reinhardt schon früher in Kamberg gewesen sein, denn in einem Schreiben vom 13. September gab er an, „ob es nicht ratsam sei, ein schmahltier oder Rehbock auch etliche Haaßen nach Kamberg zu schicken, damit man mit den Kurtrierer Deputierten, mit denen man außer den Fasttagen an einer Tafel speise, sich in gleicher maaßen aufführen könne".

Die Rechnungen der Jahre 1711—1724 wurden geprüft, und da vieles nicht in der gewünschten Ordnung war, wurde am 4. Oktober ein „Ohn Vorgreifliches Project, Wie denen Camberger bißherigen Confusionen in Rechnung vndt sonstigen Mißellen abzuhelffen" verfaßt. Dies Projekt umfaßte nicht weniger als 30 Paragraphen! Wegen der sonstigen Streitpunkte wurde von Kurtrier das im Einladungsschreiben Angegebene vorgebracht. Uns interessieren dabei am meisten folgende Aussagen der Trierer: 1. Man habe den Paß auf der Lahn dem Erzstift und dessen Untertanen zum Nachteil durch ein Wehr (Oranienstein) gesperrt. Ein solches Hindernis sei niemals gewesen, noch werde durch kaiserliches Privilegium zu Diez ein Wasser- oder Wegezoll gefordert. 2. Habe man der Stadt Limburg Handel und Wandel, Jahr- und Wochenmärkte sowie den Verkehr auf der Landstraße, besonders zu Diez, gehemmt. Es sei den Diezern nicht nur der Frucht-, Holz- und Viktualienverkauf auf die Limburger Märkte verboten worden, sondern man habe auch Leute ausgestellt, welche die Zuwiderhandelnden zur Anzeige brächten.

Zu Punkt 1 wurde von Diez angegeben, man habe niemals entgegen dem Vertrage von 1564 gehandelt und Pässe gesperrt oder sonst etwas nachteiliges gegen das Erzstift unternommen. Was das bei dem fürstlichen Schlosse zu Oranienstein (Dirstein) befindliche Wehr betreffe, so sei allgemein bekannt, daß dies ein Mühlenwehr sei, und daß derartige Bauten zur Treibung der Mühlen allenthalben zu finden wären. Man habe sich hier eines Rechtes bedient, das einem jedem Stande des Reiches zukomme und halte auf dessen Besitz, umsomehr als man die Waren, die per Achse von Limburg nach Diez und auch die Lahn hinauf gebracht würden, altem Brauche nach, jederzeit passieren lasse. Was die Zölle anginge, so habe Nassau-Diez diese seit vielen hundert Jahren. Man müsse daher diese „neuerliche contradiction auff ihrem unwehrt lediglich beruhen lassen". Weiter berührte man die früheren Anhaltungen und Verzollungen der zum Emser „Baadtbau" bestimmten Baumaterialien und der Horchheimer Zehntweine. Bezüglich seines Stapelrechts erklärte Diez, dieses käme Nassau-Diez nebst den davon abhängenden Emolumenten seit „unerdenklichen" Jahren zu. Es könne daher ihm von niemand entzogen werden, wie es sich auch gegen alle ungebührlichen Zunötigungen schützen würde; es sei ferner ohne Zweifel, daß fürstlich nassauisches Gut von Kurtrier auf der Lahn angehalten und zur Verzollung gezwungen worden sei. Wenn nun der Diezer Zöllner aus diesem Grunde ein gleiches getan habe — wovon man jedoch nichts wisse —, so sei es diesem nicht zu verdenken, „da die Nachbarliche freundschafft auff beyden seiten gehalten werden müßte."

Diese Äußerungen ließen die Kurtrierer Deputierten nicht gelten und wiesen die Behauptung, daß das Wehr bei Diez ein Mühlenwehr sei, schroff zurück. Sie sagten, es sei nichts als eine Sperre der Lahn, die man früher bis Limburg schiffbar gehabt habe und erinnerten, daß der Kurfürst Johann Hugo und der Landgraf von Hessen bei Anlage der Sperre widersprochen und eine solche im kurtrierischen Gebiete angedroht hätten. Diese Drohung könnte auch jetzt noch verwirklicht werden. Den Landzoll, welchen man Diez nach dem Vertrage von 1564 zugestehen könne, dürfte man jedoch nicht auf die Wasserzölle ausdehnen und wegen einer widerrechtlichen Sperrung des Lahnflusses Zoll fordern. Ferner gehe es doch gar zu weit, „wann man das occasione des Commercii in der Graffschafft Dietz stipulirte reciprocum in dem Ambt Limburg auf die Churtrierische Rhein Vndt Wäßer Zölle, gegen die kundbahre ungleichheit auf Niderlahnstein vergleichen wollte." Auch habe Diez zwei Marmor-

altäre, für den Dom zu Trier bestimmt, wegen des Zolls angehalten. Hiergegen protestierten sie und kündigten die Zurückforderung aller zu Unrecht erhobenen Zölle an. Am 9. Oktober wurde die Konferenz geschlossen; was sie zur Förderung der Lahnschiffahrt gebracht hatte, ergibt sich aus Vorstehendem.

Infolge des ungünstigen Ergebnisses dieser Zusammenkunft, kam Kurtrier auf den schon angekündigten Gedanken, das Wehr zu Balduinstein (unterhalb Diez) zu sperren. Es geschah dies am 11. Juni 1728. Durch diese Maßnahme war die Stadt Diez in ihrer Existenz bedroht, zumal ein großer Teil der Bürger von dem Verkehr, den der Stapel brachte, leben mußte. Kein Wunder, daß alle möglichen Mittel versucht wurden, um die Sperre wieder aufzuheben. Sofort am folgenden Tage schickten die Diezer Räte ein Protestschreiben nach Ehrenbreitstein und beschuldigten in erster Linie den Oberamtmann von Hohenfeld als den Veranlasser der Balduinsteiner Sperre und drohten ihm mit einem „Kalamitätsprozeß". Sie ersuchten, sofort den früheren Zustand wieder herzustellen. Um sich gegenseitig Schaden zuzufügen, begannen jetzt wieder Konfiszierungen und Arretierungen. In Diez hielt man die Limburger Waren fest, und umgekehrt in Limburg Diezer Eigentum. Auf erneute Vorstellungen der Diezer Räte erwiderte die kurfürstliche Regierung am 23. Juni, daß das arretierte Bauholz herausgegeben werden sollte, wenn man ebenso die Limburger Waren freigäbe. „Sie fänden aber gnädigst nicht, warum Ihro Verbotten seyn solle, zu Baldenstein einen salmenfang anzulegen und sich der utilität des lahnflusses auf ahrt und weiße wie dero vassall zu oranienstein ihn gebrauchet, auch zu bedienen, da zumahlen man zu Dietz die navigabilität biß Limburg und ferner hinauf eigenwillig gehindert und alles pro relicita halten will, wan es auch benachbarten schädlich und nachtheilig seyn mag." Das Limburger Eigentum wurde auch herausgegeben und infolgedessen von Kurtrier die bereits verfügte Hemmung des Diezer Handels in dem Amt Montabaur, sowie in den Städten Ehrenbreitstein und auch „Zollstatt" Koblenz rückgängig gemacht. Weiter erbot es sich, bei der Rückkehr des Kurfürsten aus dem Bade Ems diesem zu referieren und sofort nach Diez zu antworten.

(Fortsetzung folgt.)

# Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Usingen

## und seine Gründung Wilhelmsdorf.

3) *Gedenkblatt zur Zweihundertjahrfeier Wilhelmsdorfs von Dr. W. M. Dienstbach.* (Schluß.)

Die Usinger Regierung kannte die Ursache dieses landwirtschaftlichen Notstandes sehr wohl. In den alten Ortschaften war das Übel aber bereits zu tief eingerissen und ohne allzu schwer eingreifende soziale Umwälzungen nichts mehr zu machen. Für die neuen Dörfer aber sollte dieser den wirtschaftlichen Lebensnerv bedrohenden Gefahr beizeiten vorgebeugt werden, und deshalb erließ der Fürst am 18. Februar 1716 folgendes Edikt:

„Von Gottes Gnaden wir Wilhelm Heinrich Fürst zu Nassaw, Graff zu Saarbrücken und Saarwerden, Herr zu Lahr, Wiesbaden und Itzstein stein pp. fügen hiermit denen Gemeinden Wilhelmsdorff, Michelbach und Hasselborn befehlend zu wissen:

Nachdem wir bey erster Anlage dieser drey neuen Dörffer es nothwendig dahin zu richten gehabt, daß die Anzahl der Einwohner denen ihnen angewiessenen Feldgütern proportionirt und gleich seyn mögte, damit nicht durch Überhäuffung einer nebst dem andern verdorben werde, für das künftige aber leicht absehen können, daß bey Vermehrung jetziger Einwohner durch Erbtheilungen und Aussteuer bey Heurathen eine solche Zerstückelung und Schmählerung der Feldgüter erfolgen wird, welche den gänzlichen Untergang diesser Dörfer nach sich ziehet; als ordnen und gebieten wir hiermit:

Daß an Eingangs bemelten Orten die portiones Feld-Gut, wie sebige zu Anfang eingetheilet worden, also beständig und für alle Zeit beysammen bleiben und weder durch Erbtheilung, Braut-Gabe, Contracten oder einerley disposition, wie die Nahmen haben mag, vermindert oder geschmählert werden sollen; zu dem Ende von jeder Familie der älteste Sohn, wenn aber keine Söhne vorhanden die älteste Tochter oder auch das tüchtigste und beste von denen Kindern, welches die Eltern vor anderm mit unßer Genehmigung hierzu erwählen wollten, nach tödlichem Abgang oder erfolgendem Unvermögen solcher ihrer Eltern die Hofraiden und Feld-Güter ganz oder alleinig zu übernehmen, die Geschwister nach vorheriger Taxation und Ermäßigung derjenigen, denen wir solches committiren werden, mit Gelde abzulegen, alßo die Haushaltung ohne Abgang zu continuiren und wo Jemand der Eltern noch im Leben, selbige bestens zu versorgen hat, wornach mehrgedachte unsere Unterthanen und jeden Orts Vorgesetzte sich zu achten."

Diese Verordnung erreichte ihren Zweck. Sie wehrte der Güterzersplitterung und Verarmung in Wilhelmsdorf mit Erfolg. Das zeigt uns auch das 1740 durch den Landmesser Joh. Phil. Schmidt von Elkershausen angelegte Flurbuch der neuen Gemeinde, aus dem wir ersehen, daß die Gleichheit der Besitzteile und damit des Vermögens sich seither, also über die Jahrzehnte hindurch gehalten hatte. Die zehn Stämme waren damals alle vergeben, und es besaßen um diese Zeit

1. Schultheiß Lorenz Löw, 31 Morgen,
2. Joh. Adam Löw, 28 Morgen,

3. Joh. Anton Bank, 29 Morgen,
4. Franz Peter Sorg, 28 Morgen,
5. Joh. Heinrich Alb, 28 Morgen,
6. Joh. Peter Löw, 28 Morgen,
7. Hans Niclas Moses, 27 Morgen,
8. Joh. Vetter, 28 Morgen,
9. Joh. Georg Jonas, 27 Morgen,
10. Joh. Niclas Binz, 27 Morgen.

Gemeinschaftlich waren noch ungefähr 40 Morgen.

Die größere Anzahl neuer Namen, die diese Liste aufweist, brachten Schwiegersöhne, deren Frauen gemäß der zitierten obrigkeitlichen Verordnung Stammerbinnen geworden waren, aus den umliegenden Orten in das Dorf.

Mit der Nachbarschaft lebte die neue Gemeinde in großer Harmonie, abgesehen von einem längeren Rechtsstreite bzg. der Weidgerechtigkeit um 1720. Die Wilhelmsdorfer sahen sich nämlich in diesem Punkte als die Rechtsnachfolger der früheren Hofbesitzer an; die umliegenden Ortschaften aber hatten sich von den herrschaftlichen Hirten mancherlei Übergriffe gefallen lassen, die sie den bäuerlichen Nachbarn nicht zugestehen wollten. Durch die Usinger Regierung, die für die neuen Ansiedler vermittelnd eingriff, wurde dieser Zwist schließlich doch zur allgemeinen Zufriedenheit beigelegt.

Besonders eng war das Band, das die Glieder der neuen Gemeinde mit dem nahen Merzhausen verknüpfte. Sie besuchten dessen Kirche und schickten ihre Kinder dort in die Schule.

Die Akten wissen nur von einem Streitfall in den langen Jahren zu berichten. Die Ursache wird uns Moderne heute etwas eigentümlich anmuten; darum sei die Sache hier erwähnt:

Wie der betreffende Vorfall zeigt, war es vor 150 Jahren in unserer Gegend Brauch, daß die einzelnen Schüler das für den Schulbetrieb nötige Brennholz selbst lieferten, und zwar brachte jedes Kind täglich eine Anzahl Scheite mit. Vorgeschrieben waren für die Merzhäuser Schuljugend jeden Tag 2 Scheite pro Kopf. Die Wilhelmsdörfer aber aber brachten nur eins. Den Merzhäusern dünkte diese Ungleichheit schließlich eine Ungerechtigkeit, und sie beschwerten sich darob bei hoher Obrigkeit, gleiche Pflichten für beide Ortschaften verlangend, auch die Wilhelmsdorfer Buben und Mädchen sollten in Zukunft täglich 2 Scheite mit in die Schule bringen. Die alten Wilhelmsdorfer aber weigerten sich, und eine Umfrage der Regierung bei den Vorstehern der benachbarten Gemeinden ergab, daß die Kinder der Filialdörfer überall nur 1 Scheit mitbrachten, in anbetracht des weiteren Schulweges und von sanitärem Standpunkte aus eine nicht unbillige Vergünstigung.

Die Merzhäuser scheinen dies schließlich auch eingesehn und nachgegeben zu haben; denn die Akten melden nichts weiter darüber.

Heute erhält die Wilhelmsdorfer Jugend ihre Schulbildung in Hundstadt; Holzscheite brauchen sie nicht mehr mitzubringen. —

Ordnung, Fleiß, Zusammenhalten des Besitzes brachten Wohlstand in die neue Gemeinde, und 1770, als der Sohn Wilhelm Heinrichs, Fürst Karl, regierte, zeigten sich die günstigen Folgen davon. Die Gebäulichkeiten des „Neuhofes" und ungefähr 20 Morgen Land hatte die „Herrschaft" seither in Wilhelmsdorf noch in eigenem Besitz gehabt. Die „Bäue" waren teils verpachtet, teils aber als Wohnung für den Zeugknecht (Förster) benutzt worden. Der seitherige Pächter zeigte Lust, dieselben eigentümlich zu erwerben, und Forstmeister Schott von Schottenstein befürwortete auch sein Gesuch, besonders wegen der unbedingt nötigen größeren kostspieligen Reparaturen in Haus und Ökonomiegebäuden. Die Regierung aber ließ der Wilhelmsdorfer Gemeinde das Vorkaufsrecht, und die 10 „Gemeindemänner" erstanden darauf den ganzen herrschaftlichen Restbesitz für 1200 fl. Die neuerworbenen Grundstücke teilten sie untereinander gleichmäßig, so daß jeder vollberechtigte Bürger (genannt werden: C. Saltenberger, W. Bank, J. Schäfer, W. Sorg, L. Schäfer, J. Hack, H. Alb, P. Vetter, Ph. H. Vetter, Ph. Fritz in Gemeinschaft mit H. Schudt) ungefähr 8 Morgen Hohlberger, 6 Morgen Florrother und 8 Morgen Galgenkopfer Feld, dazu außerdem 4 bis 6 Morgen Wiesen sein eigen nannte.

Dem Zeugknecht wurde eine herrschaftliche Scheuer zur Dienstwohnung umgebaut. Das „Saalgebäude" aber wanderte auf Abbruch ins Homburger Land, wo ein Zimmermann es für 200 fl. käuflich erstanden hatte. Um 1805 ward des Zeugknechts Häuslein ebenfalls niedergelegt, und damit sind auch die Gebäude des alten ehrwürdigen „Neuhofes" alle verschwunden, die letzten Zeugen früheren herrschaftlichen Besitzes im heutigen Wilhelmsdorf.

Ein schmuckes Dörfchen steht jetzt an des Hofes Stelle, nun bereits auf eine kommunale Vergangenheit von 200 Jahren zurückblickend. —

So lange das Usinger Fürstenhaus, der Sohn und die Enkel des Gründers, regierten, hat es sich in stetig aufsteigender Richtung entwickelt. Der lange Friede im ersten Jahrhundert seines Bestehens trug sein gut Teil dazu bei, und die Truppendurchmärsche, die die französische Revolutionszeit und Napoleons Kriege in unsere Heimat, wegen der Lage an der Landstraße auch nach Wilhelmsdorf brachten (u. a. zog auf dem Marsche in die Champagne 1792 auch König Friedrich Wilhelm II. mit seinen Preußen durch), haben dort keine bleibenden Spuren hinterlassen.

Die 50 Jahre nassau-weilburger Herrschaft, die dann folgten, ließen das Dorf durch fleißiges, angestrengtes Arbeiten seiner Bewohner weiter gedeihen, wenngleich jetzt nach Neubau größerer Chausseen in der Nachbarschaft (über Gränenwiesbach und Merzhausen) der Fremdenverkehr nicht mehr im alten Maße durch die Dorfstraße ging.

Die 40 Jahre unter den Hohenzollern im neuen deutschen Reiche haben, wie überall in unserer ganzen Gegend, auch in Wilhelmsdorf neuen Aufschwung gebracht. Als verheißungsvolle Zukunftsgabe winkt den Dorfbewohnern eine Eisenbahn und damit neues Verkehrsleben und Anschluß an den Fremdenstrom, wie weiland ihren Vätern, wenn auch in anderer, verbesserter Form. Hoffen wir mit ihnen, daß auch nach dieser Richtung hin alle ihre Wünsche in Erfüllung gehen.

Es ist ein tüchtiges, nüchternes, fleißiges Geschlecht, das jetzt in Wilhelmsdorf das Erbe seiner einst „unter vielen auserwählten“ Vätern inne hat. Und wohltuend berührt, wie von jeher, auch in unsern Tagen vor allem die schöne Eintracht in der Gemeinde. Als es im Juni vorigen Jahres galt, den 200. Geburtstag des Heimatortes zu feiern, da stand niemand zurück; alt und jung, groß und klein, arm und reich, alles bemühte sich nach Kräften, in festlichem Gedenken des Gründers der Gemeinde die väterliche Dankesschuld abzutragen. Und mit den Wilhelmsdorfern vereinigten sich an diesem Tage mehrere Tausend Bewohner des Usinger Landes, um den Fürsten Wilhelm Heinrich, den Schöpfer dreier heute noch blühenden Dörfer der engeren Heimat, den „Kolonisator“ unter den Usinger Regenten, mitfeiern zu helfen.

Als dauerndes Zeichen der Dankbarkeit aber soll an dem Walrad-Denkmal zu Usingen neben dem Bilde des großen Vaters in Zukunft ein Relief auch die Züge des Sohnes tragen, der — auf ein Hervortreten in der großen Welt verzichtend — hier im östlichen Taunus in der Stille in hohem Maße kolonisatorisch wirkte, und als Landesvater unserer Vorfahren, „ausgefüllt mit treuem Fleiß den Kreis, den Gott ihm zugemessen.“

Ehre seinem Andenken!

Anmerkung: Gründungsurkunde in nächster Nummer.

# Der Wetzlarer Kongreß wider die Diebe und Räuber, 1801.

Von Eugen Sandmann.

In der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts war es um die Sicherheit in deutschen Landen übel bestellt. Allerorten trieben Wegelagerer, Diebe und Räuber ihr Unwesen; sie überfielen den friedlichen Wanderer, der auf Messen und Märkte zog, und brachen bei Nacht und Nebel in Städten und Dörfern ein, um den Ortseinwohnern Habe und Gut heimlich oder mit Gewalt zu entreißen. Schwer heimgesucht war von dem Raub- und Diebsgesindel das Gebiet am Rhein, an der Lahn und Nidda, und die gewaltsamen Einbrüche in Hundsangen, Daisbach, Ehringshausen, Haingründen, Breitenau, Hillscheid und Bonstadt, besonders aber die durch eine bewaffnete Räuberbande an dem Kaiserlichen Posthalter zu Würges verübte Mißhandlung und Beraubung legen Zeugnis ab von der herrschenden Unsicherheit des Staatsbürgers. Um nun den Dieben und Vagabunden das verwerfliche Handwerk zu legen und die Landeseinwohner gegen räuberische Überfälle zu sichern, trat am 1. Januar 1801 ein Kongreß von Abgeordneten mehrerer Regierungen in Wetzlar zusammen, dessen Verhandlungen wir nachstehend wiedergeben.

Die Veranlassung zu dem Wetzlarer Kongreß behufs Beratung des Landfriedens gab die kurtrierische Regierung. Sie hatte den Erfolg, daß der Kongreß beschickt wurde von Nassau-Oranien durch den Regierungsrat von Erath, von Nassau-Usingen durch den Amtmann Vigelius, von Nassau-Weilburg durch den Amtmann Wüstenfeld, von Anhalt-Schaumburg durch Kanzleidirektor Marschand, von Solms-Braunfels durch Hofrat Hüffel, von Wied-Neuwied durch Hofrat Gombel, von Wied-Runkel durch Leutnant Zengerle, von Solms-Lich durch Regierungsrat Ackermann, von Solms-Rödelheim durch Regierungsrat Buff, von Solms-Laubach und Justizrat Meister, von der Reichsstadt Wetzlar durch Kosulent Münch und von Kurtrier durch den Oberamtmann Freiherrn v. Schütz. Die gleichfalls eingeladene fürstliche Regierung zu Gießen erwiderte, daß S. Durchlaucht der Landgraf von Hessen-Darmstadt ein beträchtliches Truppenkorps unter dem Kommando des Obristen von Schäffer detaschiert und sämtliche Beamte angewiesen habe, unverzüglich Fühlung mit den Nachbarn zu nehmen, nicht nur nötigenfalls Streifzüge anzuordnen, sondern auch alle Maßregeln zu ergreifen, welche zur Erreichung des gemeinnützigen Zweckes erforderlich seien. Auch konnte bekannt gegeben werden, daß der französische Resident Bacher zu Frankfurt a. M. sich bereit erklärt habe, durch militärische Beihilfe die Bekämpfung des Raubgesindels nach Kräften zu unterstützen.

Nach dieser Feststellung der Personalien und eingegangenen Mitteilungen von Hessen und Frankfurt schritt der Kongreß zur Beratung eines Entwurfs von Maßnahmen, die in folgenden Sätzen festgelegt wurden. 1. Sollte sich in nächster Zeit das Raubgesindel in den zwischen Rhein, Lahn und Nidda gelegenen Reichsländern wieder häufen, so wollen die Landesobrigkeiten auf dessen alsbaldige Vertilgung bei Zeiten bedacht sein. 2. Diejenige Obrigkeit, die in ihrem Landesbezirk davon Spuren findet, bestimmt den Tag zu einem allgemeinen Streifzug und ladet alle diejenigen, welche die gegenwärtige Konvention abschließen oder derselben beitreten, dazu ein, und wird deren Einladung sofort durchgängig willfahrt. Der alsdann vorzunehmende Streifzug geschieht nach den Umständen mit Militär, Landmiliz oder sonstiger waffenfähigen Mannschaft gleichzeitig und möglichst allgemein. Vorzüglich wird damit eine genaue Visitation aller Dörfer, Mühlen, Höfe, entlegenen Häuser und sonstiger Schlupfwinkel verbunden, indem diese den Vagabunden während der rauhen Jahreszeit weit mehr zum Aufenthalt dienen als die Waldungen. 3. Außer diesen allgemeinen Streifzügen bleibt es den Landesobrigkeiten, sowie allen unteren Beamten unbenommen, nach Erfordernis der Umstände auf einzelnen Punkten sofort Streifzüge und Visitationen zu unternehmen. Die dazu eingeladenen Beamten des benachbarten Landes wirken dabei mit, ohne deshalb vorher bei ihren Regierungen anzufragen. 4. Die Landesobrigkeiten wollen in die am meisten bedrohten Gegenden so viel Militär legen, als solches der übrige im Lande zu verrichtende Dienst erlaubt, und soll solches zu den allgemeinen und einzelnen Streif-

zügen und Visitationen nicht allein mitwirken, sondern auch für sich, nach der dem sie kommandierenden Offizier deshalb zuzustellenden Order, sowohl die Wege und Landstraßen bereiten als in den Dörfern Nachsuchung tun. 5. Alle allgemeinen und partikulären Streifzüge und Nachforschungen dürfen sich über die Landesgrenzen erstrecken mit dem Vorbehalt, daß das aufgefangene Gesindel jedesmal dem Foro deprehensionis übergeben wird, und auch selbst in dem Fall, daß der Streifzug erfolglos gewesen wäre, soll den Ortsbeamten davon Nachricht gegeben werden. 6. Bei zusammenrottiertem, mit Waffen und Prügeln versehenem Raubgesindel, tritt § 2 der Kur- und Oberrheinischen Kreisordnung in Kraft, in dem es heißt: Wofern Vagabunden sich zu 3 oder 4, oder in größerer Zahl betreten lassen und mit Waffen versehen sind, sollen solche zur Niederlegung der Waffen und zur Ergebung aufgefordert werden; falls sie sich weigern, soll man alsbald scharfes Feuer auf sie geben. Werden sie lebendig eingebracht, so soll man sie, falls sie schuldig sind, durch einen summarischen Prozeß verurteilen und mit dem Strang vom Leben zum Tode bringen. 7. Im Fall eine Räuberbande einen Einbruch verübt, sollen die Ortseinwohner sich gegenseitig zu Hilfe eilen. Es soll gleichzeitig mit allen Glocken gestürmt werden, ohne abzusetzen. Sollten die Räuber, wie öfters vorgekommen ist, den Zugang zu den Glocken besetzt halten, so sollen die Einwohner durch Schießen Lärm machen, und falls die Nachbarn nicht zu Hilfe eilen, sollen sie eine angemessene Geldstrafe erhalten. 8. Da Dorfschultheißen, Heimberger und Bürgermeister sich häufig vor dem Diebs- und Raubgesindel fürchten und ihm trotz Verbots Herberge im Orte gestatten, so soll jeder Beamte sich in seinem Bezirk eine oder mehrere vertraute Personen halten, die der Behörde von dem Erscheinen der Vagabunden sofort Kenntnis geben. 9. Die Landesobrigkeiten verbinden sich, das aufgefangene Gesindel nicht über die Grenze zu bringen und den Nachbarn zuzuweisen, sondern im Fall sich Personen nicht legitimieren können, sollen sie wegen ihre Vagabundenlebens lebenslänglich eingesperrt oder an fremdes Militär- und Seewerbungen abgegeben werden. Angeschuldigte und überführte Räuber soll man nach der peinlichen Halsordnung sofort richten. 10. Sind irgendwo in einem Lande Zucht- und Arbeitshäuser, so sollen nach gegenseitiger Übereinkunft Vagabunden in ihnen untergebracht werden. Wünschenswert erschien es, der Versammlung, daß die Landesobrigkeiten von Hessen-Darmstadt, Oranien-Nassau, Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg sich bereit erklären möchten, in Untersuchung kommende Räuberbanden in die Landesgefängnisse abzunehmen gegen entsprechende Entschädigung. Ein Beschluß hierüber konnte nicht herbeigeführt werden, da es den Deputierten an der erforderlichen Ermächtigung fehlte. Eine eingehende Erörterung erfuhr auf dem Kongreß das Paßwesen. Inbezug hieauf wurde bestimmt, daß fortan Pässe nur von dem Foro domicilii durften erteilt werden. Mit Signalement und Siegel versehen, mußten sie die Unterschrift des Ausstellers tragen; desgleichen eine bestimmte Marschroute enthalten. Durchpassierenden Fremden wurde vorgeschrieben, wann sie auf der nächsten Station einzutreffen hatten.

Die vorstehenden Beschlüsse waren vorerst gültig auf ein Jahr. Außer den beteiligten Deputierten, die sie ohne Ausnahme anerkannten, wurden noch Kurmainz, Hessen-Kassel, Hessen-Hanau, Hessen-Homburg, Nassau-Sayn, Sayn-Altenkirchen, Wittgenstein, Berleburg, Leiningen-Westerburg, die fürstlich isenburgischen Häuser, der Graf von Bassenheim, die Reichsstätte Frankfurt und Friedberg, die Mittelrheinische Ritterschaft und Freiherr von Riedesel, zum Beitritt eingeladen; auch dem Kaiserlichen und Reichskammergericht wurden die Beschlüsse mitgeteilt.

Sicherlich hat die Förderation der oben genannten Reichsfürsten für die Zukunft gute Früchte getragen und die gefährdete Landessicherheit erhöht.[1]) Dauernden Erfolg brachte jedoch erst eine Beseitigung der elenden Kleinstaaterei, die, weil die Einheit fehlte, der Lösung großer Aufgaben nicht gewachsen war.

[1]) Infolge ihrer wurde auch der Schinderhanes gefangen. (D. H.)

# Gartenbau auf dem Westerwald vor 300 Jahren.

Von K. Wolff.

Über die westerwälder Gartenkultur vor 300 Jahren geben uns die Kollegienhefte des Professors der Medizin an der ehemaligen Hochschule zu Herborn, Zacharias Rosenbach, aus dem Jahre 1623 interessanten Aufschluß. Von dem westerwälder Klima sagt Rosenbach z. B., die angenehme Temperatur des Frühlings trete nicht gleich mit der Tag- und Nachtgleiche ein, sondern meist später. Noch im Monat April starre das Erdreich in Kälte und Schnee, und Regen verfinstere den Himmel. Schon im Oktober finde sich Reif und Eis ein, und Mitte August nehme der Herbst seinen Anfang. Der Sommer dauere kaum zwei Monate. Den Stoppelberg bei Wetzlar bezeichnet Rosenbach als einen verlorenen Posten des Westerwaldes; von ihm, als dem letzten „Bergknäul“ desselben, entwickele sich die Wetterau in fruchtbaren Ebenen. In der Gegend von Herborn ist nach ihm das Klima milder und gedeiht daselbst die Vegetation schon besser, als zwei Stunden nördlicher. Die Kälte des Westerwaldes schreibt er den dichten Waldungen, den nackten Basaltkuppen und dem mit hohem Schnee bedeckten Gebirge zu, womit die Sonne des Juli noch zu kämpfen habe, da deren Strahlen, durch die rauhe Bergluft noch geschwächt, kaum armselige Grashalme zur Nahrung des Viehes hervorbringen.

Dem allen aber trotze die Körperkraft der Bewohner. Wegen der strengen Witterung und der rauhen Lebensart habe sich das Sprichwort gebildet: „Hart wie ein Westerwälder“, d. h. zäher, harter Sinn und rauhe Sitten. Die Luft, sagt Rosenbach, sei in Herborn gelinder als zu Driedorf und Siegen; wenn es in ersterem Orte regne, schneie es in letzterem. Kein Obstbaum komme daselbst auf, deshalb sei man auch zu Herborn in der Kultur der Gewächse weit voraus. Man pflanze daselbst Salat, Melde, Mangold, Kohl und Kappes (Weißkraut), welch letztere wegen ihrer Größe weit und breit bekannt seien. Man ziehe daselbst auch Rüben und Möhren und die so erfrischenden Gurken. Vornehmere speisten sogar Spargel und die jungen Zweige des Hopfens als Salat, auch im Frühling Rapunzeln. Jetzt fange man sogar an, welsche Bohnen zu pflanzen; Steckbohnen würden häufig zu Haiger gezogen, woselbst man sie unter die Brotfrüchte menge, wie in anderen Orten die Erbsen. Dies Gemisch gebe ein weißeres, aber gröberes und stärkeres Hausmannsbrot. — Außer diesen führt Professor Rosenbach keine weiteren Gewächse an, es ist daher anzunehmen, daß diese den ganzen Gartenflor des damaligen Westerwaldes ausmachten. Die Kartoffel z. B. war damals noch wenig bekannt, nur der Adel aß sie als Leckerbissen. Auch Rosenbach erzählt von ihr die alte Sage, daß Dr. Matthaeus zu Herborn ein Exemplar derselben im Blumentopf vor dem Fenster gezogen hat. Ein angesehener Herborner Bürger habe sich ihre Blumen bei der Verehelichung seiner Tochter zu deren Myrtenkranz ausgebeten. Die Braut sei dann auch wirklich mit der Kartoffelblüte geschmückt zum Altar getreten.

Der Apfelbaum ward damals auf dem Westerwald schon lange gepflanzt. Alte ehrwürdige Bäume, kaum von zwei Männern zu umspannen, bestanden bereits zu Rosenbachs Zeit. „Allein ihre Früchte“, meint der Gelehrte, „konnten einen zarten Gaumen nicht ergötzen.“ Kirschen soll es damals zwei Arten gegeben haben, die Amarell- und die Weichselkirsche. Zu Greifenstein — man höre! — sollen gar Kirschen von ein und zwei Lot Schwere und solche, deren mehrere an einem Stiele hingen, gezogen worden sein. Die Zwetsche kannte man damals auf dem Westerwald noch nicht. Im Jahre 1624 fing man nach Rosenbach erst an, solche zu pflanzen, doch mit wenig Erfolg. Von Birnen kannte man auf dem Westerwald die Alandsbirne, den Langstiel, Graling, die Kuh-, Seibel-, Schmalz-, Würz-, Brat- oder Winterbirne u. a. m., von welchen wohl heute kaum noch eine kultiviert werden dürfte. Aus den Blumenknospen des wilden Ginsters und der Sumpfdotterblume bereitete man zu Rosenbachs Zeiten durch Einmachen sogenannte Kapern.[1])

Langsam, wie der Anbau der Kartoffel, ging auf dem Westerwald auch der Tabakbau voran. Rosenbach selbst zog eine Tabakspflanze in seinem Garten. Da das Tabakrauchen noch wenig bekannt war, ward sie als seltenes Gewächs allgemein angestaunt. Die Studenten baten daher Rosenbach, ihnen in den botanischen Vorlesungen die Eigenschaften der merkwürdige Pflanze zu erklären. Das geschah. Die erste Vorlesung war theoretisch, die zweite praktisch. Während letzterer gab Rosenbach jedem seiner Zuhörer die getrockneten Blätter der Pflanze zu rauchen und alles, Rosenbach auch, dampfte kräftig von der „edlen“ Gottesgabe. Doch traurig soll dies Herborner „Tabakskollegium“ geendet haben: denn die Wirkungen des Rosenbach'schen Krauts waren so drastisch, daß sich die „wissenschaftliche“ Versammlung schleunigst auflösen mußte. Infolge dieser „traurigen Erfahrungen“ bemächtigte sich Rosenbachs und seiner Hörer ein tiefer „Tabaksgroll“, der sich zuletzt unter dem schönen Namen „Antitabakianer“ gegen die immer zahlreicher werdenden Tabakfreunde in offener Fehde richtete. Um ihre Abneigung gegen das Rauchen zu bekunden, stellten Rosenbach und seine Anhänger den Teufel mit einer „brennenden Pfeife“ dar, die Tabakfreunde aber, denen das Pfeifchen besser bekam, präsentierten auf einem Holzschnitt den „Engel Gabriel, wie er aus einer Pfeife den Opferdampf aufsteigen läßt.“ Darunter stand die Devise: „Bene et modice!“ (Gut und mäßig!) Doch Rosenbach und seine Anhänger hatten die „hochwürdigen Herren“ auf der Seite, die erklärten, daß die Geisteskräfte durch den Tabak geschwächt würden, auch seine heißen Dämpfe ein klares Denken verhinderten. Die Gegner des Tabakrauchens unterschrieben daher von ganzem Herzen Rosenbachs Spruch: „Verum nos abstinebimus ab ipso (tabaco) ne ex nasis nostris vel capitibus caminos faciamus et cerebrum stupefaciamus.“

(Wahrlich, wir enthalten uns seiner (des Tabaks), damit wir nicht aus unseren Nasen und Köpfen Schornsteine machen und unser Gehirn betäuben).“

[1]) Wie heute noch allenthalben. Wieviel Dotterblumenknospen essen wir als Kapern! (D. H.)

# Der Graf von Geroldstein.

3) **Geschichtliche Erzählung von F. C. Jung.** (2. Fortsetzung.)

Es war damals ja nichts Seltenes, daß Ritter diesen Weg wählten, sich Herz und Hand ihrer Dame zu gewinnen, und da man in der ganzen Hochzeitsgesellschaft die Veranlassung zu diesem Zweikampf wohl wußte, so sah man dem Ereignis mit großer Spannung entgegen.

Es mußte einen schrecklichen Kampf geben; denn auch Gerold war als furchtbarer Kämpe bekannt, und wenn ihm auch der Dickenscheidter in roher Kraft vielleicht überlegen war, so besaß dafür jener größere Gewandtheit und Geschicklichkeit im Gebrauch der Waffen.

In schwerer Rüstung, mit geschlossenem Visier auf ihren mächtigen Schlachtrossen, traten sich die Gegner gegenüber und stürmten auf ein gegebenes Zeichen mit eingelegten Lanzen auf einander ein. Keiner wankte im Sattel. Gerold fühlte aber, daß er mit der Lanze gegen den schweren Dickenscheidter Riesen im Nachteil war, und sprang schnell entschlossen aus dem Sattel, um seinen Gegner, der sich eben zum zweiten Ansturm anschickte, zum Schwertkampf zu zwingen. Wohl oder übel mußte nun auch der Dickenscheidter vom Roß, was dem Koloß nur schwer gelang. Gerold erwartete ruhig seinen Gegner, der ungestüm mit wuchtigen Streichen auf ihn eindrang, und beschränkte sich auf die Abwehr der immer fürchterlicher werdenden Hiebe. Immer wilder und ungestümer erfolgten diese, wobei der Starke sich immer mehr erhitzte, bis Gerold, eine Blöße seines Gegners benutzend, ihm einen so heftigen Schlag auf den Helm versetzte, daß der schwergetroffene Ritter wankte und zu Boden sank. Er wurde bewußtlos und anscheinend tot vom Platze getragen. —

So endete die Hochzeit auf der Vitsburg, und Gerold von Geroldstein führte nicht lange darauf seine Truda heim.

Eine blühende Kinderschar entsproß diesem Herzensbund und nichts störte das Glück der Familie als die zeitweilige Abwesenheit des Gatten und Vaters, der ja dem Grafen zur Heeresfolge verpflichtet war.

Auch wurde das anfänglich kühle Verhältnis zu seinem Jugendfreund Udo im Laufe der Jahre immer noch schlimmer. Udo von Luchsheim hatte nämlich Kunigunde von Dickenscheidt als seine Gattin heimgeführt, fand aber in der Ehe nicht das Glück, das er erhofft hatte.

Zwar schenkte ihm Kunigunde zwei prächtige Kinder, einen Knaben Werner und ein Töchterchen Rosamunde, doch war es eine lieblose Ehe; die beiden Gatten verstanden sich nicht, und Kunigunde war schon vor einigen Jahren gestorben.

Durch diesen früh erfolgten Tod seiner Frau entging Udo auch noch der sogenannte Rabengrund, der, ehemals zu Dickenscheidt gehörig, nach dem Tode des alten Dickenscheidters seiner — Udos — Frau zufallen, also zum luchsheimischen Gebiete kommen sollte, nun aber an den Landesherrn zurückfiel, der das Land nach Belieben vergeben konnte.

Inzwischen starb auch Gerolds Schwiegervater auf Kammereck. Diese Burgherrschaft kam nun an eine in Loriche ansässige Nebenlinie der Familie. Dabei fiel der zur Burgherrschaft Kammereck gehörige wertvolle, ausgedehnte Kammergrund als das ausgemachte Heiratsgut Trudas an die Herrschaft Geroldsheim.

Hierdurch war das Gebiet des Ritters Udo von Luchsheim, so ausgedehnt es auch war, von zwei Seiten von geroldsheimischem Gebiet umschlossen.

Der freundliche Leser möge diese Erklärungen nicht langweilig finden oder gar überflüssig; denn sie gewähren einen Einblick in die verwickelten Besitz- und Lehnsverhältnisse im allgemeinen. Außerdem dienen sie zum Verständnis unserer Erzählung, da sie zudem auch den Haß und den Zorn des Luchsburgers gegen den Geroldsteiner begreiflich machen.

Dieser hatte nun auch noch, wie wir bereits wissen, auf seinem Gebiet, aber an der Wisper, ein Dorf erbaut und zu dessen Schutz auch gleich die neue feste Burg, die er Geroldstein benannte. Dazu kam, wie wir am Eingang unserer Erzählung sahen, auch noch die Eröffnung Rosamundes an Udo, daß sie den Sohn seines Feindes liebe, und die Schenkung des Landesherrn an Ritter Gerold hinzu, so daß wir die böse Laune des Ritters begreiflich finden, wenn wir auch dessen unbändigen Haß nicht billigen können.

Udo von Luchsheim hatte aber auch noch einige gleichgesinnte Genossen und zwar einige benachbarte Ritter, die dem Geroldsteiner ebenfalls nicht hold waren.

Da war zunächst der junge Ritter Wentzel von Kammereck, an den die Kammereck gefallen war, und der sich durch die Zuteilung des wertvollen Kammergrundes an den Geroldsteiner benachteiligt fühlte.

Dann Ritter Veit von Vitzheim auf Vitzburg, der auf Grund früherer Familienbeziehungen auch einen Teil davon beanspruchte.

Endlich der uns noch von der Hochzeit her bekannte Ritter Dick von Dickenscheidt, dessen Groll in den einigen zwanzig Jahren, die seit dieser Zeit vergangen waren, eher zu- als abgenommen hatte, und der natürlich auch seinen Teil an dem früher zur Herrschaft Dickenscheidt gehörigen Rabengrund beanspruchte.

Diese vier Ritter hatten in der letzten Zeit nicht umsonst so viele heimliche Zusammenkünfte gehalten. Sie planten im Vertrauen auf ihre festen Burgen und ihre Macht nichts weniger als den Überfall der Burgen Gladeneck und Geroldstein.

Und so zog sich über dem Haupte des Ritters Gerold ein Unwetter zusammen, das bei dem geringsten Anlaß zum Ausbruch kommen mußte.

## III.

### Auf Geroldstein.

Ungefähr eine halbe Stunde oberhalb der Luchsburg lag die neu erbaute prächtige Feste Geroldstein, ein umfangreicher, mächtiger Bau, der allerdings sämtliche Burgen im Umkreis, selbst die imposante, etwas weiter oben im Tale liegende Burg Riesenstein in den Schatten stellte.

Das neu erbaute, freundliche Dorf Geroldsheim lag direkt am Fuße der Burg Geroldstein, und auch dieses machte mit seinen netten, reinlichen Häuschen einen für die damaligen Verhältnisse recht wohlhabenden Eindruck.

Überall herrschte Leben und Bewegung; auch hier war man mit der Kornernte beschäftigt, und auf dem Rücken, auf Karren und Ochsenwagen wanderte der reiche Gottessegen in das Dorf und die mächtigen Burgscheunen.

Im Gegensatz zu Luchsheim, wo ein gewisser Druck auf den Leuten zu lasten schien, herrschte hier frohes, munteres Treiben, sah man nur zufriedene, glückliche Gesichter.

Hatten die Leute doch alles, was sie sich wünschen konnten: einen edeln Herrn, der ihnen hier

ein Heim, Obdach und Eigentum gegeben hatte und jedem mit Rat und Tat beistand. Es war ein milder, gütiger Gebieter, wie es keinen zweiten weit und breit gab, und auch der junge Ritter Diether war ein gar lieber Herr, für den die Leute des Geroldsteiner Fähnleins durchs Feuer gingen.

Und gar erst das holde Burgfräulein, des Burgherrn Tochter Berta! Keine Kranke, keine Wöchnerin gab's im geroldsteinischen Gebiet, die nicht ihren lieben Besuch erhalten hätte und ihre stärkenden Speisen und Tränkchen.

Kein Wunder war's, daß die Leute ihre Herrschaft verehrten und vergötterten und Ritter Gerold sich kaum der Leute erwehren konnte, die sich alle im Geroldsteinischen ansiedeln wollten.

So war durch Aufnahme neuer Untertanen das schöne Dörfchen und die herrliche Burg entstanden, und hier hatte die Familie von Geroldsheim ihren Sitz genommen.

Prächtig wie das Äußere der Burg war auch das Innere hergerichtet.

Der freundliche Leser folge mir in das Wohngemach, das Familienzimmer.

Es war ein trauliches, geräumiges Gemach und der damaligen Sitte entsprechend, ausgestattet.

Ein mächtiger, schwarz gebeizter, geschnitzter eichener Tisch; schöne sesselartige Stühle mit geschnitzter Lehne und Lederbezug, in der Ecke ein Waffenschrank mit blinkendem Rüstzeug; ein mächtiger Kamin mit grünen Kacheln ausgelegt; an der Wand eine kunstvoll geschnitzte eichene Truhe; in der mächtigen Fensternische, die fast ein Zimmerchen für sich bildete, ein Arbeitstischchen mit einem zierlichen gepolsterten Stuhl, auf welchem in der Winterszeit und an rauhen Tagen das Burgfräulein die fleißigen Finger regte. Denn gar kunstvolle Stickereien brachte Berta zu Wege, und das schneeweiße Linnen, das Vater und Bruder trugen, war alles selbst gesponnen und hergerichtet.

So hatte die sorgsame Mutter sie's gelehrt, und wenn auch deren früh erfolgter Tod eine schmerzliche Lücke in die glückliche Familie gerissen hatte, so war doch das umfangreiche Hauswesen unter der Tochter Leitung ruhig weiter gegangen.

In diesem traulichen Gemach erging sich Ritter Gerold, der von seinen Untergebenen Vergötterte, aber von seinen Feinden so sehr Gehaßte.

Wer diesen Mann sah, konnte ihm unmöglich böse sein.

Eine imposante, mächtige, schlanke Reckengestalt, mußte er in seiner Jugend ein wackerer Degen, ein furchtbarer Recke gewesen sein.

Alles erinnerte an seinen Jugendfreund Udo, die Gestalt, das narbendurchzogene edle Gesicht und der prächtige blonde Schnurrbart.

Nur die Augen, die treuen, milden, fast traurigen, paßten nicht zu dem Bilde, das wir uns unwillkürlich von dem Ritter gemacht haben.

Seine sinnenden Blicke ruhten eben auf einer vor ihm liegenden Urkunde von demselben Aussehen, mit demselben Siegel wie dasjenige, das wir am Eingang unserer Erzählung in den Händen des Ritters Udo von Luchsheim sahen, und über dessen Inhalt dieser so sehr in Wut geraten war.

Es war das landesherrliche Schreiben an Ritter Gerold wegen des Rabengrundes.

Ritter Gerold gedachte seines Jugendfreundes Udo, des Mannes, der ihn so glühend haßte und ihn um sein Glück so sehr beneidete.

Um sein Glück! Ein bitteres, schmerzliches Lachen entfuhr dem einsamen Manne, und er versank in tiefes Sinnen!

„Um mein Glück! Ja, damals, als ich meine süße Truda heimführte, da hätte ich mit keinem Könige getauscht! Eine blühende Kinderschar segnete unseren Bund; mein Besitz vergrößerte sich zusehends, ich war glücklich.

Und Udo! Grollend hatte er sich vom Freunde abgewandt, er gönnte ihm nicht sein Glück. Konnte ich dafür, daß Truda sich nicht für ihn, sondern für mich entschied? Hatten wir uns nicht gelobt, ihr die Entscheidung zu lassen, ohne daß unser Freundschaftsbund dadurch einen Schaden erleiden sollte?

War es meine Schuld, daß Udo Kunigunde nicht aus Liebe, sondern aus Berechnung ehelichte, daß er an ihrer Seite nicht das Glück fand und daß ihm durch den früh erfolgten Tod seiner Gattin der Rabengrund verloren ging?

Hat mich nach den Jahren des Glücks nicht auch das Unglück getroffen, so jäh, so schwer, daß ich unter der Wucht beinahe zusammengebrochen wäre!"

O er durfte nicht daran denken, wie damals seine zwei ältesten Söhne, prächtige, jugendliche Recken, Walther und Günther, an der Spitze des Geroldsheimer Fähnleins dem Rufe des Landesherrn folgend, freudigen Mutes Abschied nahmen, um die Heimat, die Eltern und Geschwister doch nie mehr wiederzusehen.

Günther, der jüngere, hatte sich in der Hitze des Gefechtes zu weit vorgewagt. Walther, ihm zu Hilfe eilend, konnte ihn nicht mehr heraushauen, und beide wurden tot unter Haufen von Leichen gefunden. Sie waren als echte Geroldsheimer auf dem Felde der Ehre gefallen.

Er durfte nicht daran denken, wie die schreckliche Nachricht auf Gladeneck eintraf und Truda vom Gesinde unvorsichtig hinterbracht, diese darniederstreckte und ihr das Herz brach, so daß er drei teure Angehörige in wenigen Tagen verloren hatte.

„Udo! Udo!" flüsterten seine bebenden Lippen, „und du beneidest mich und verfolgst mich meines Glückes wegen?"

Nun war ihm noch sein Sohn Diether und seine Tochter Berta verblieben.

Wohl waren dies prächtige Sprossen seines Geschlechtes und liebe, gute Kinder, und doch machten ihm beide schwere Sorgen.

Diether, den kriegerischen Neigungen der Geroldsheimer ergeben, zeichnete sich trotz seiner Jugend durch tollkühnen Mut und Tapferkeit in der letzten Fehde derart aus, daß er fürchten mußte, auch ihn, den letzten seines Stammes, zu verlieren.

Berta, die Werner von Luchsheim, den Sohn Udos kennen und lieben gelernt hatte, war durch die vermeintliche Untreue und den Verlust ihres Geliebten dem Tode nahe gewesen und nur die Aufdeckung einer abscheulichen Intrigue des durch

seinen sinnlosen Haß verblendeten Ritters Udo vom Tode errettet worden.

Nun trauerte sie um den armen Werner, der durch die Schuld seines eigenen Vaters, an Bertas Treue verzweifelnd, in die weite Welt gegangen war, und von dem seit Monaten jede Nachricht fehlte.

(Fortsetzung folgt.)

## Miszellen.

E. S. **Der Äpfelwein im Maintal.** Unter Bezugnahme auf den Artikel in Nr. 23 der „Nassovia" möchten wir zu dem Kapitel vom Äpfelwein einiges bemerken. Wenn in demselben gesagt ist, daß die Zeit, in der man am Main noch keinen Äpfelwein trank, kaum 100 Jahre, für Frankfurt etwa 150 Jahre zurückliege, so ist das eine Sage, die nicht einmal den Schein der Wahrheit für sich hat. Sie wird in Sachsenhausen kolportiert und ist unseres Wissens zum ersten Male vor einigen Jahren durch einen Berichterstatter des Frankfurter General-Anzeigers veröffentlicht worden. Neuerdings erklärt ein Frankfurter Geschichtsforscher jene Angabe von der Existenz des Äpfelweins am Main und in Sachsenhausen für „einen Defekt in der Überlieferung". Zum Beweise, daß der Äpfelwein schon viel früher am Main zu Hause gewesen ist, führt er den Frankfurter Historiker Kriegk an, der allerdings nur behauptet, daß vor dem Jahre 1571 in Frankfurts Geschichte kein Äpfelwein erwähnt werde. Der neuere Frankfurter Forscher geht noch weiter und sagt, daß überall im Rhein- und Mainland der „apfeltranc" auf die älteste Zeit zurückgehe, und daß die Landbewohner sich dessen viel früher bedient haben, als des Bieres. Laith, sagt er, ist schon eine altgallische Bezeichnung des Obstweins; aber erst recht volkstümlich wurde der lit im deutschen Mittelalter. Daß dieser lit nichts anderes ist als Äpfelwein, dafür spricht die gothische Form leithus. Die alten Glossare nennen ihn ephiltranc oder apfeltranc; oft wird er auch Most genannt, was vom Lateinischen mustum hergeleitet ist. Zur Zeit der Karolinger war der Äpfelwein am Rhein und Main Nationalgetränk, das während des ganzen Mittelalters eine hervorragende Rolle gespielt hat, und wenn die Äpfelwein-Geschworenen in Sachsenhausen und Umgegend noch behaupten wollen, der Äpfelwein sei in Sachsenhausen erst nach dem Siebenjährigen Kriege durch Franzosen eingeführt worden, so ist das nicht nur unerwiesen, sondern angesichts der Allgegenwart des Äpfelweins im Maintal seit ältester Zeit gänzlich haltlos. Der Äpfelwein ist ein Volksgetränk, sagt der Mitarbeiter der Frankfurter Zeitung, auf die wir uns hier stützen, und solche Volksgetränke beruhen auf ältester Basis. Wir möchten dem beipflichten und gerade den Umstand als Beweis noch hervorheben, daß Karl der Große schon für tüchtige Obstweinbereiter auf seinen Gütern gesorgt hat. — In dem Artikel vom Ursprung des Äpfelweins am Main wird ferner behauptet: das Altertum kannte den Äpfelwein noch nicht; dasselbe sagt Professor Kobelt in seiner Schwanheimer Chronik. Demgegenüber betont man, daß der Äpfelwein auch den Alten bekannt gewesen sei. Südgallien habe ihn mit Vorliebe getrunken, in Nordfrankreich und Cornwall in England habe man ihn bis heute bewahrt, ebenso in Nordspanien. Ganz hinfällig ist die Behauptung in dem Kapitel vom Äpfelwein, daß erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts das Bier und im 18. Jahrhundert der Schnaps sich im Maintal eingeschlichen habe; dieselbe Behauptung stellt Professor Kobelt in seiner Schwanheimer Chronik auf. Schon Karl der Große betont in seinem oben angezogenen Capitulare de villis, daß man auf seinen Gütern für Anstellung von tüchtigen Brauern sorgen möge, die gut Bier zu bereiten verständen. Schon zu seiner Zeit war das Bier ein weitverbreitetes Getränk, und da sollte es erst am Ende des 17. Jahrhunderts hier am Main Eingang gefunden haben? Unglaublich! Ebenso ist es mit dem Schnaps oder gebrannten Wein, mit dem schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts auf der Frankfurter Messe ein schwunghafter Handel betrieben wurde. In 1586 erließ schon die nassau-ottoische Regierung eine Verordnung, in der es heißt: „Die Schultheißen sollen zu jeder Frankfurter Messe des gebrannten Weinkaufs sich erkundigen, und solchen Kauf nach Anordnung tun, daß der gebrannte Wein von den Wirten nit übersetzt werde". Schon um die damalige Zeit wurde im Dillenburgischen dem Schnapsteufel nach allen Regeln der Kunst gehuldigt, und da sollte man in der Umgegend von Frankfurt noch keinen Schnaps gekannt haben? Undenkbar! Auch die weitere Behauptung Kobelts, daß um 1790 der Äpfelwein erst allgemein in Gebrauch gekommen sei, ist nicht haltbar, vielmehr war, wie die Kriegsrechnungen vieler Gemeinden am Main aus dem Ende des 18. Jahrhunderts dartun, der Äpfelwein damals schon allgemein verbreitet und vielbegehrtes Getränk.

## Theater zu Wiesbaden.

### Hoftheater.

= **Ein Fallissement,** Schauspiel in vier Aufzügen von Björnstjerne Björnson, neu einstudiert, zum erstenmal am 15. Januar. — Die Intendantur hat scheinbar mit Vorbedacht dieses norwegische Stück nach einer Pause von fünfzehn Jahren wieder hervorgeholt; leben wir doch leider gegenwärtig in der Zeit der vielen und großen Geschäfts-Fallissements. Denjenigen, denen der Inhalt des Schauspiels des berühmten Norwegers nicht bekannt ist, kurz die Grundzüge. Der Großhändler Tjälde, sieht sich nach jahrelangen inneren und äußeren Kämpfen dem Bankerott gegenüber, nachdem sich ihm die einzige Hilfsquelle, die rechtzeitig vor dem Spekulanten gewarnt wurde, verschlossen hat. Der Advokat Berent bringt Tjälde nach langem Sträuben dahin, daß er seine Zahlungsunfähigkeit unterschreibt und übergibt das Schriftstück dem Gericht. Nun wird alles beschlagnahmt, und der Großhändler sieht sich mit seiner Familie vis-à-vis de rien. Da, in der Not, bietet der brave Prokurist Tjäldes, Sannäs, seinem Herrn seine Sparsumme an, mit der die beiden von neuem anfangen. Sannäs liebt die älteste Tochter des Prinzipals, wurde aber von dieser stets kalt behandelt. Im letzten Akt aber wirbt sie um ihn, der anfänglich gar nicht will; denn ihr früheres Gebaren hatte ihn zu sehr gekränkt. Nun, nach bald dreijähriger gemeinsamer Arbeit im Bureau weiß ihn Walburg zu schätzen, und schließlich werden sie doch vereint. Die jüngste Tochter, Signe, hat sich in ein Hausmütterchen verwandelt, nachdem sie infolge des „Krachs" von ihrem Bräutigam, dem Leutnant Hamar, verlassen worden war. So lebt die Familie in Frieden auf einer einsam' liegenden Handelsansiedelung an der Küste Norwegens weiter. Herr Leffler war in jeder Beziehung groß als Tjälde. Die kränkliche Frau Tjälde wurde von Frl. Santen angemessen verkörpert. Frl. Ressel als Walburg faßte ihre Rolle etwas zu pathetisch auf. Recht natürlich und frisch war wie stets Frau Braun-Grosser als Signe. Herr Malcher gab den Sannäs mit Wärme, und Herr Kächy erfreute als Advokat Berent. Auch allen übrigen Darstellern gebührt vollstes Lob.

### Residenztheater.

* **Die Japanerin.** Schauspiel in 1 Aufzug von Franz Woas. Zum erstenmal am 11. Januar. Franz Woas hat als Offizier den Feldzug nach China mitgemacht und längerer Zeit im Reiche der Mitte und dem der aufgehenden Sonne geweilt. Das kleine Stück ist ein Ausschnitt aus dem dortigen europäisch-asiatischen Leben, ein Situations- und Charakterbildchen, das dem Autor sehr gut gelungen ist. Der in China beim Bahnbau angestellte deutsche Baumeister Wessendorf hat in Deutschland eine Verlobte, die er sich nach seinem geschmackvollen Ausdruck „kaltgestellt hat". Aber die Langeweile im Zopflande kürzt ihm die blumenschöne, niedliche Japanerin Tot-tjen, die ihm treu ergeben ist. Nichtsdestoweniger sehnt er sich aus dem „Sumpf" nach Hause und will gegen ein Krankheitsattest Tot-tjen dem Arzte abtreten, damit er selbst nach der Heimat reisen kann. Die Japanerin vernimmt davon und wird tieftraurig. Unterdes erhält der Baumeister von einem auf der Reise befindlichen Postinspektor ein Zeitungsblatt, das die — Hochzeitsanzeige seiner Braut enthält; sie hat ihn „kalt gestellt". Nun faßt ihn der Galgenhumor: Wieder zurück in den Sumpf! Er ruft nach Tot-tjen; aber diese hat inzwischen ihren Entschluß gefaßt: vor den Augen der Männer, die es nicht rasch

verhindern können, springt sie ins Wasser. Gespielt wurde sehr gut. Den Baumeister, eine kraftstrotzende, brutale Natur mit dem heimwehkranken Herzen gab Herr Hager ganz entsprechend. Den sarkastischen Arzt verkörperte Herr Wilhelmy. Herr Sascha hatte die Rolle des Postinspektors. Die liebende, hingebende, niedliche Mademoiselle Chrysanthème war bei Frl. Delosea außerordentlich gut aufgehoben; besonders die zarten Liedchen gelangen ihr schön. Der Beifall des Publikums war ehrlich, und der Verfasser durfte sich öfters bedanken.

Direktor Dr. Rauch hat das Kölner Residenztheater vom 1. Mai ab auf 10 Jahre an Direktor Bruck in Köln verpachtet, um in Wiesbaden ein größeres Unternehmen zu begründen.

## Literatur.

* **Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Wiesbaden.** Von Ferdinand Luthmer. Bd. III. Lahngebiet. 297 S. Pr. 10 M. Frankfurt, Heinrich Keller. — Dieser Band umfaßt ein hochinteressantes Baugebiet. Die herrlichen alten Lahnschlösser, die berühmten Klosterruinen und der interessante Limburger Dom geben Stoff in Hülle und Fülle, an dem der Kunstbegeisterte sich erfreuen kann. Was wir bei den beiden früheren Bänden bereits vorteilhaft hervorheben konnten: des Herausgebers klare Darstellung, die Betonung des Charakteristischen in übersichtlicher Art und Weise, die Anreihung der Details in der rechten, das Ganze schmückenden Form, so daß sich jede der einzelnen Monographien als ein wohlgetroffenes Bild gibt, das können wir in verstärktem Maße von dem III. Bande sagen. Es scheint, als ob sich die Feder unterm Arbeiten mehr und mehr beschwingt hätte. Man merkt sowohl die liebevolle Vertiefung in den Gegenstand als auch das Bestreben, stets sorgsamer in der Arbeit zu werden. Recht erfreut hat es uns auch, daß der Herausgeber nicht nur die großen Kirchen- und Profanbauten der Beachtung unterzogen, sondern daß er auch die bemerkenswerten Kleinhäuser, die Holz-Fachwerkbauten in künstlerischer Hinsicht zahlreich gewürdigt hat. Trefflich sind die Illustrationen, Zeichnungen, Grundrisse, Abbildungen, Reproduktionen, die insgesamt 256 betragen. Zum ersten Male sind durch dieses Werk die kostbarsten und prächtigsten Stücke des Limburger Domschatzes einem größeren Leserkreise im Bilde zugänglich gemacht worden. Eine Karte des Baugebietes ist beigegeben. Die Ausstattung des Werkes ist wieder tadellos und gereicht dem Verlage zu besonderer Ehre. Wir können den Band — den bisher stärksten — allen Nassauern nur warm empfehlen.

* **Die Pfälzer.** Von W. H. Riehl. III. Auflage, 315 S. Stuttgart, J. G. Cotta, Nachfolger. — Diesen Band hat Riehls Sohn Berthold, in München Professor, eingeleitet und dabei gesagt, daß im Laufe der Zeit sich in Land und Leuten, d. h. in den Verhältnissen, mancherlei geändert habe. Das läßt sich hören, und wir möchten den Einleitenden gebeten haben, dies bei Riehls Schilderungen des Westerwaldes doch ja auch anzugeben; es würde das die Mißstimmung gegen Riehl bei uns bedeutend verringern. Mit dieser Bemerkung zufrieden, lesen wir auch die Volksbiographie unseres allemannisch-fränkischen Nachbarstammes, der uns Nassauern ja in so vielen Stücken verwandt ist, wiederum gern. Wir möchten fast sagen, daß Riehl die Pfälzer im allgemeinen besser studiert und gerechter behandelt hat als seine Landsleute. Wenigstens treffen seine Ausführungen in den meisten Fällen den Nagel auf den Kopf. Die Landesart und der Landesanbau sind in logische Beziehung zueinander gesetzt, wie auch Volksstamm und Volksart. Aus dem Volksgeiste heraus, als dessen Wahrzeichen, sind die Kunstdenkmale betrachtet. Siedelung und Wohnung sind aus dem Volkscharakter zu verstehen. Auch die Eigenart der Bekleidung: Rock und Kamisol sind nur aus der Pfälzer Anschauung und Lebensformen zu erklären. Die Nahrung nicht minder. Die politischen und sozialen Charakterzüge sind dem Volke in der Zeit der fünfziger Jahre abgelauscht, — dies ist zu beachten. Das kirchliche Volksleben desgleichen. Da hat sich mancherlei geändert. Nichtsdestoweniger behält das Buch, wie erwähnt, seinen Wert, wenn man es unter den veränderten Verhältnissen und Einschränkungen verständig liest.

## Neues aus Nassau.

**August Wilhelmj †.** Am 22. Januar starb als 1. Professor des Violinspiels an der Guildhall-Academy zu London August Wilhelmj, geb. 21. IX. 1845 als Sohn des noch lebenden, im 95. Lebensjahre stehenden Prokurators a. D. A. Wilhelmj zu Hattenheim. Über seine glänzende Virtuosenlaufbahn, die er schon 1864 begann, ist Rühmliches genug gesagt worden. Wir Nassauer konnten auch auf diesen Landsmann mit Stolz blicken. Ehre seinem Andenken!

Frau Johannette Dörner in Katzenelnbogen, 94 Jahre alt, und früherer Taunusbahnhofrestaurateur J. A. Thum in Wiesbaden, 92 Jahre alt, sind gestorben, wohl mit die ältesten Leute in Nassau.

Der Eppsteiner Schulstreit ist nun auch vom Oberverwaltungsgericht zu Berlin dahin entschieden worden, daß die Gemeinde die Schule in eine Simultanschule verwandeln kann. Damit ist das Schuledikt von 1817 als Norm für Nassau bestätigt.

Die Gemeinde Wölferlingen, 400 Einwohner, ist wohl eine der glücklichsten im Nassauerland; in ihr zahlt nicht nur niemand Gemeindesteuern, sondern jeder hat auch Wasserleitung und elektrisches Licht umsonst und bekommt obendrein noch seinen Anteil Brennholz. Möge diese gesunde Kommunalwirtschaft fortdauern.

Bei Wiesbaden unterhalb der Bierstadter Warte soll eine Bismarcksäule errichtet werden.

Niederwalluf erhält eine Werft für Motorboote und Jachten, die Prinz Heinrich-Werft heißen soll.

Die elektrische Bahnverbindung Frankfurt-Homburg kommt nun zustande. Die Bahn wird auf der Landstraße laufen.

Der Wiesbadener Bahnhof erhält das 3. und 4. Geleise. Man hätte voraus wissen können, daß solches nötig wurde, und es gleich ausführen sollen.

Zu Nastätten wird eine landwirtschaftliche Winterschule eingerichtet.

Nunmehr sind auch zu Weilburg und Wetzlar Rechtsauskunftsstellen errichtet worden.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Februar.**

**2. 1606.** Johann Adam Hilchen von Lorch stirbt. Mit ihm erlischt die eine Linie dieses alten Hauses.

**3. 1809.** Gefecht bei Almaraz. Das 2. Regiment Nassau wirft die Spanier von der Tajobrücke zurück (Vgl. 27. Januar.) [Spanischer Feldzug.]

**9. 1814.** Strandung einer Abteilung des 2. Regiments Nassau bei der Überfahrt von England nach Holland auf der Haaksbank.

**13. 1446.** Gräfin Margarete von Nassau-Weilburg, 1. Gemahlin Graf Philipps II., stirbt. Eine geborene Gräfin von Loon, war sie mit 14 Jahren, 1440, ihrem Gatten vermählt worden.

**14. 1713.** Graf Ludwig Kraft zu Nassau-Saarbrücken stirbt. Geboren am 24. III. 1663 als ältester Sohn des Grafen Gustav Adolf, folgte er diesem 1677, zunächst unter Vormundschaft, in der Regierung. Ihn beerbte, da er von seiner Gemahlin Philippine Henriette von Hohenlohe-Langenburg nur Töchter hatte, sein Bruder Karl Ludwig.

**15. 1809.** Zerstörung der Brücke von Almaraz. Die Franzosen (darunter das 2. Regiment Nassau) behaupten sich. (Vgl. 27. Januar und 3. Februar.) [Spanischer Feldzug.]

## Briefkasten.

A. L. in L. Dankend erhalten.
H. L. in E. Ist verwertet. Anderes demnächst.

**Redaktionsschluß: 26. Januar.**




№ 4. Wiesbaden, den 16. Februar 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



## Hohe Stellung.

„Ein Feuer sei, das still im Herd verglimmt,
Verbreitend freundlich warmen Schein,
Zu segensvoller Tätigkeit bestimmt,
Sei du des Hauses Flamme rein;
Und blühend' Leben, wenn es aus Gefahren
Der Welt in deinen Lichtkreis tritt,
Wird sich, geborgen, dankbar um dich scharen
Und segnen dich bei jedem Schritt."

So sprach der Gott. — Erzitternd rief der Funken:
Die Sendung hast du mir bestimmt?
Wie wähnt' ich mich so arm, wie tief gesunken,
Wenn meine Kraft im Herd verglimmt!
Ich soll' sie für ein Häuflein frierend' Leben,
Das über diese Erde schleicht,
Dahin im Opfertode selbstlos geben,
Da sie zu größerm Ziele reicht?
Erhöre mich, o Gott, und laß mich leuchten,
Ein Licht, das sichtbar aller Welt.
Die am erhabensten von je mich deuchten,
Die hoch vor allen du gestellt,
Die ew'gen Sterne gib mir als Gefährten,
Gesell' den Strahlenden mich zu,
Laß ganz mich einer von den Ihren werden
Und schenk' mir ihre heit're Ruh!"

Da nahm der Gott den Funken, der dem Born
Allgütiger Liebe sich verschloß,
Und schleuderte ihn rasch in seinem Zorn,
Ein weithin leuchtendes Geschoß,
Bis nach der Himmelswölbung stillen Fernen. . . .
Dort zieht er glänzend seine Bahn,
Trabantengleich, umkreist von tausend Sternen,
Doch keiner darf ihm jemals nah'n,
Wie er auch ihre Wege nie berührt. —
Stumm, einsam wandelt er dahin,
Nur ewiges Schweigen, das er drückend spürt,
Begleitet ihn. — —

Minna von Konarski.

---

## Abschied.

„Du fragst mich oft: „O sage mir,
Wodurch du nur so lieb mir bist,
Daß, wenn ich trenne mich von dir,
Mir ist, als ob ich sterben müßt'?

Ist es der Stimme holder Klang,
Der wie Musik ins Herz mir dringt?
Ist es dein starker, stolzer Gang,
Der mich zu deinen Füßen zwingt?

Ist es die Hand, die zart und weich,
Liebkosend mir die Stirne streicht?
Ist es dein Mund so wonnereich,
Der sich zum Kusse zu mir neigt?

Ist's deine Seele sternenklar,
Die Ruh' und Frieden mir gebracht?
Ist es dein Wort, das immer wahr,
Dein Auge, das so siegreich lacht?"

— — — — — — — — — — —

„O liebe mich und frage nicht!
Freu' dich des schönen Flammenscheins!
Nur Lieb' ist Leben, Lieb' ist Licht
Und Inbegriff des höchsten Seins!"

Anna Stolte.

# Die Entwicklung der Lahnschiffahrt bis 1810.

4) Von Ernst Goebel. (3. Fortsetzung.)

Mit dem Landgrafen Karl standen die Diezer in fortwährender Korrespondenz. Sie berichteten am 6. Juli, daß Kurtrier ihnen Bauholz und 4 Nachen konfisziert habe und gegen sie ganz „ungewöhnliche und bedrohliche Expressionen" zur Anwendung brächte. Der Schaden, den Diez durch die Unterbrechung der Schiffahrt erlitten, betrage in der kurzen Zeit für die Schiffer 200 und für die Herrschaft 20 Gulden. Alles müsse jetzt in Balduinstein per Achse mit dem größten Aufwand der Handelsleute — besonders, da man daselbst einen steilen Berg passieren müsse — befördert werden. Hierdurch sei nur die Verlegung des Diezer Stapels geplant oder die Herbeiführung der Öffnung des Oranienſteiner Wehres. Da Trier sich gegen den Vertrag von 1564 vergangen hätte, so könnten sie diesen auch brechen. Es müßte daher der Besuch der Limburger Jahr- und Wochenmärkte den Untertanen verboten und zur Überwachung der Landstraßen vom „Diezer Kontingent und der regulierten Land-Militz" Patrouillen nach Freiendiez, Birlenbach, Staffel, Dauborn und Eufingen geschickt werden. Ferner müßte an die übrigen nassauischen Agnaten geschrieben und den interessierten Mitständen, nämlich Kurmainz wegen Oberlahnstein, Hessen-Darmstadt wegen Braubach und Ems, Nassau-Saarbrücken wegen Dausenau und Nassau und Anhalt-Schaumburg wegen Laurenburg und Geilnau, der durch die Balduinsteiner Sperre erwachsende Ausfall an Zöllen, Wegegeld u. s. f. vor Augen gestellt werden. Auch auf andere Weise schlugen die Diezer Räte vor, wie man vielleicht eine Öffnung des Wehres erreichen könne. Da dieses nämlich an der einen Seite in dem Gebiete von Anhalt-Schaumburg lag, wollte man „dahin zu disponieren suchen", daß das Wehr dort geöffnet, und die Freischiffahrt erlaubt würde. Dies wäre wohl zu erreichen durch Vorstellung des großen Nutzens, den Schaumburg hätte, wenn daselbst ein Wirtshaus angelegt werde.

Während dieser Irrungen Nassaus mit Kurtrier drehte es sich nicht nur um die Balduinsteiner Lahnsperre, sondern auch um Errichtung von Gebäuden beim Niederselterser Sauerbrunnen. Dieser lag ziemlich hart an den beiderseitigen Grenzen, und sowohl Nassau-Diez wie Kurtrier behaupteten die „unstreitige" Hoheit. Auch reparierte Trier nicht die gemeinschaftlich bei Ettersdorf zu unterhaltende Brücke; hierdurch wurde die alte Heer- und Landstraße unterbrochen. Ebenso schickte es sich an, die sogenannte Hohe Straße von Frankfurt nach Köln bei Kamberg abzuleiten, um so dem Zoll an der „Diezer Linden" oberhalb Mensfeldens zu entgehen, der Nassau-Diez 1564 zugestanden worden war. Am 16. Juli 1728 beschwerte sich der Kurfürst bei dem Landgrafen, „daß man nunmehr zu Dietz aus den schränken der ehemaligen devotion gegen das Erzstifft so frey auszutretten und mit Vieler impertinenter schreiberey sich mit dem lehnhoff zu egalisiren erkühnet, da doch die alte correspondenz von jahren viel hundert bis zu dero letzten Vorfahren eine weit andere bescheidenheit mitbringt; so viel aber die neuerlich in contestation gebrachte sperre bey baldenstein betr. glaubten sie nichts gethan zu haben, als was nach dem exempel ihres vassalli erlaubt zu seyn dafür gehalten werden, und wie sehr sie das aufnehmen ihrer lehnbaren landt und graffschafft (Diez) wünschte, allsosehr wären Erzstiffts stätt, Flecken und Dorffschaften zu protegieren." Es führte der Kurfürst weitere Beschwerde über den Diebstahl an der gemeinschaftlichen Weide (Abpflügen zu Acker), über das Handelsverbot und die vielen neuen Zölle und Wegegelder, die man Trier „abgepreßt" habe. Kurzum, man sieht, daß das Verhältnis der beiden Höfe immer gespannter wurde.

In Diez dachten die Räte nunmehr daran, ihre Rechte mit Gewalt zu verteidigen. Schon früher hatten sie den Landgrafen von dieser Absicht in Kenntnis gesetzt. Da die Entsendung des Landrentmeisters Weitzell und dessen Vorstellungen bei Kurtrier keinen Erfolg hatten, riet der Landgraf (Kassel, d. 17. Juni 1728) „Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und obengemeldetes Wehr (Balduinstein) wie auch den Bau zu Niederselters unter dem schutz gewaffneter Hand, dazu Wir einige von Unseren Trouppes beyfügen möchten," zu hindern. Er verlangte weiterhin, ein von ihm an den Erzbischof zu versendendes Schreiben zu verfassen. Sollte dieses kein Gehör finden, noch die Möglichkeit bestehen, durch gütliche Zusammentretung beiderseitiger Räte die Differenzen abzuschaffen, so solle man reiflich überlegen, „ob anstatt der vergewaltigung, welche in nothfall noch allezeit geschehen kann," es sich nicht empfehle, „durch rechtliche Mittel und in solchen fällen übliche mandata sine clausula wieder solche Chur-Trierische gravamina bey dem Kaiserlichen und Reichs-Cammergericht oder Reichs-Hoff-Rath zu extrahiren und die processus bis zur erörterung zu verfolgen" oder den Kurtrierern durch ähnliche Maßnahmen ihr „commercium oder andere nützlichkeiten" stören könne.

Über alles erwartete der Landgraf eingehenden Bescheid, der auch von den Diezern erteilt wurde. Demnach hatten sie zum Betreten des Rechtsweges keine Neigung. Sie hielten eine Klage beim Kammergericht für zwecklos; denn einmal würden die Mandatasachen oft 15—20 Jahren hingehalten, und zum anderen sei es schwer, „gegen ein katho-

lisches Recht und einen christlichen Churfürsten die execution zu erhalten." Weiter seien auch beim „Höchsten-Reichs Gericht die guten Urteile billig unter die casus fortuitos zu zählen; sie schlugen daher dem Landgrafen vor „ohne großen éclat oder gewalt das gravamen zu beseitigen." Dies wäre sehr leicht möglich, weil das Dorf Balduinstein, wo die Sperre war, eine Stunde unter Diez läge und dessen Einwohner, die „ihre beste Nahrung" dorten hätten, ihnen nicht abgeneigt wären. Alles sei ferner um und um diezisch und schaumburgisch; auch lägen die nächsten kurtrierischen Ort Fachbach und Niedern 6 und mehr Stunden davon. Zur Bedeckung bei der Öffnung sollten 20—30 Mann vom Diezer Kontingent mitgenommen, und „das würklich zugemäuerte loch im Beyseyn Notarii und Zeugen" geöffnet werden. Sie verwiesen auch noch auf eine Stelle des Werkes Gail: De Pace publico, wonach es erlaubt sei, „seine wohl hergebrachte possession zu conserviren und gewalt mit gewalt zu vertreiben."

Auf weitere Vorstellungen der Diezer ermächtigte sie Landgraf Karl, dem Kapitän Eckhard am 11. August aufzutragen, 6 Mann nebst einem Unteroffizier vom Diezer Kontingent nach Birlenbach zu verlegen, um dadurch Limburg die Zufuhr abzuschneiden. Ebenso wurde am 13. August dem Landhauptmann Zaunschließer der Auftrag erteilt Befehl zu geben, daß die aus 7 Mann bestehende Wache zu Westerlohn durch ebensoviel Mannschaft von der westerwälder Ausschußkompagnie ersetzt würde wie denn auch einige Tage später unter Zaunschließers Leitung die Hohe Straße bei Dauborn repariert werden sollte. Die Wache von 7 Mann kam als solche nach Diez.

Am 9. August hatte der Landgraf den Diezer Räten befohlen, auf alles was auf kurtrierischer Seite vorginge, ein wachsames Auge zu haben, und sobald sie merkten, daß irgendwo sich ein Trierer Aufgebot vermuten ließe, die betreffende Stelle mit hinreichender Mannschaft zu besetzen. Sollte Kurtrier versuchen anzugreifen, was man jedoch nicht hoffe, so sollte „glimpflich remonstrirt werden", damit beiderseitige Gewalttätigkeiten vermieden würden. Die Errichtung des Baus beim Niederselterser Brunnen sei keinenfalls zu gestatten. Was nun die gewaltsame Öffnung des Balduinsteiner Wehres betraf, hielt es der Landgraf nicht für gut, diese auszuführen „sintemahlen dieße gewaltthätigkeit in alieno territorio böße folgerungen nach sich ziehen und Churtrier zu einer felonie klagde anlaß geben könnte." Da die Sache jedoch so beschlossen war, daß man ohne gütliche Konferenz nicht herauszukommen glaubte, schickte der Landgraf ein an Kurtrier abzusendendes Schreiben nach Diez, worin er eine im Herbste 1728 abzuhaltende Besprechung beantragte.

Auf den früheren Antrag der Diezer Räte bei dem Landgrafen, bei dem Trierer Domkapitel zu sondieren, wie dieses sich zu den Maßnahmen des Kurfürsten stelle, erklärte er, daß er dieses nicht gutheiße, da nicht zu erwarten sei, „daß das Thumb Capitel partes des fürstlichen Haußes gegen Ihren Landesherrn nehmen oder souteniern werde." Am 21 August billigte der Landgraf trotzdem den Antrag, nachdem Diez ein Beispiel angeführt, in dem das Domkapitel gegen den Kurfürsten Partei ergriffen hatte. Es hatte sich nämlich die oberrheinische Ritterschaft beim Kaiserlichen Reichshofrat zu Wien darüber beschwert, daß ihr neue Kollekten aufgebürdet werden sollten. In dieser Streitsache nahm gegen alles Erwarten das Domkapitel Partei für die Ritterschaft, und diese gewann den Prozeß. Aus dieser Tatsache folgerten die Diezer Räte, daß; wenn die Ritter sich von „denen neuerlich aufgebürdet werden wollenden collecten liberiret, und da dieß alß Cavalliers in dieser Sache reussiret und sich nicht vor des Churfürsten Ungnade deswegen gefürchtet, würde solches von Seiten des durchläuchtigsten Prinzen von Oranien und Nassau fürstliche Hoheit noch eher zu hoffen und weniger zu befürchten sein."

Als die Nachricht einlief, daß sich über 100 Mann vom Kurtrierer Ausschuß nach Niederselters begeben hätten, schickten die Diezer sofort am 13. August gegen Abend einen Teil des Diezer Ausschusses nach dieser Gegend ab. Eine Abteilung von 30 Mann, unter Anführung des Kapitänleutnants Schreiber, wurde in Dauborn gelassen und diesem aufgetragen, die im Diezischen liegenden „Wehrstöcke" zu bewachen. Infolgedessen wurden 2 Posten, jeder in einer Stärke von 1 Unteroffizier und 6 Mann, ausgestellt. In den ersten Tagen kam es zu keinen Zusammenstößen, aber es verbreitete sich das Gerücht, daß anläßlich der Durchreise des Kurfürsten in Niederselters dieser den Platz zu einem großen Gebäude „auf unstreitiger diezer Hoheit" habe abstecken lassen. Die bei Staffel über den Elbbach gehende Brücke sei abgebrochen und eine neue unweit des trierischen Dorfes Elz erbaut worden, um dadurch den Verkehr vom Diezer Gebiet abzuziehen. Da die Diezer Mannschaft ziemlich gering war, ersuchten die Räte den Landgrafen, zwei Kompagnien hessischer Truppen, die er ja schon früher angeboten hatte, nach dem Diezischen zu verlegen, was er ihnen auch genehmigte. Am 24. August sandte er ein darauf bezügliches Schreiben und fügte eine Ordre bei, die von Diez dem in der Niedergrafschaft Katzenelnbogen kommandierenden Offizier, Obristen v. Wilcke in Nastätten, durch den Oberschultheiß Wissenbach überbracht wurde (27. August). Es wurde den Räten aufgegeben, bei Durchzug der Kompagnien durch „fremder Herren territoria" die nötigen „requisitiones" nachzusuchen und sie bei ihrer Ankunft in Diez nach Gebühr einzuquartieren. Sollte man von Kurtrierer Seite zu Gewalttätigkeiten schreiten, so möge man sich der Truppen bedienen. Die 2 Kompagnien rückten noch am 27. August zum Teil in Diez, Dauborn und Eufingen ein.

Um sich ein rechtes Bild von der Stärke der Kurtrierer Mannschaften entwerfen zu können, wurde der Amtmann Gödecke zu Nassau beauftragt, Erkundigungen darüber einzuziehen und nach Diez Bericht zu erstatten. Nach seinen Ermittelungen betrug die Stärke: auf dem Ehrenbreitstein 4 Kompagnien; in Tal-Ehrenbreitstein 1; in Koblenz 10; in Trarbach 1; zusammen 16 Kompagnien. Jede davon sollte 110 Mann stark sein. Je 5 Mann

einer Kompagnie waren auf Kommando zu Montabaur und Limburg.

Am 18. August hatte man das vom Landgrafen Karl verfaßte Schreiben (vom 9. August) an Kurtrier gesandt und zu einer neuen Konferenz eingeladen; dabei wurde gebeten, die Tätlichkeiten einzustellen. Eine Antwort lief aber erst am 27. August von dem Oberamtmann v. Hohenfeld ein; man kann wohl annehmen, daß dieser von der Zuhilfenahme der 2 hessischen Kompagnien Kenntnis erhalten hatte. Um deren Verlegung ins Trierer Gebiet zu verhindern, erklärte er, daß die Trierer Regierung zu einer Konferenz geneigt sei, auch habe man die Soldaten von Niederselters und der Elbbachbrücke zurückgezogen. Auf diese Erklärung hin erhielt der Diezer Kapitän Eckhard den Auftrag, seine Truppen mit Ausnahme eines Postens von 1 Unteroffizier und 9 Mann, die in Birlenbach bleiben sollten, nach Diez zurückzuverlegen. Es wurde aber von Kurtrier gefordert, daß bis zur Zusammenkunft und während dieser es zu Niederselters weiter nichts vornähme und von Balduinstein keine Waren zu Lande nach Limburg bringen ließe. Weiter sollte den Fuhrleuten nicht mehr verwehrt werden, die alte Heer- und Landstraße durch das Diezische zu benutzen; auch machte man zur Bedingung, daß die Zusammenkunft im September stattfände. In diesem Sinne antwortete man v. Hohenfeld.

Selbst wenn Kurtrier auf vorbezeichnete Punkte eingegangen wäre, hätten die Diezer Räte den hessischen Mannschaften keinen Gegenbefehl gegeben. Sie glaubten besonders triftige Gründe hierfür zu haben. So hatten sie in Erfahrung gebracht, daß die Baumaterialien für Niederselters zum Aufschlagen bereit und schon zu Wasser von Koblenz nach Balduinstein gebracht worden seien, und wie an letzterem Orte das Lahnwehr durch eine starke Mauer noch mehr versperrt sei; wie man ferner bei Staffel die Wehrstöcke in Diezer Gebiet umgehauen und die Diezer Mannschaften „übel traktiert" habe. Das Gleiche sei bei Selters und Gnadenthal geschehen. Kurtrier hatte die Konferenz für Oktober angesetzt. In Diez glaubte man, Trier habe diesen Zeitpunkt gewählt, weil bis dahin die hessischen Mannschaften zurückverlegt wären, und es dann seine Früchte und seinen Wein vor der Konferenz befördern könne; mit dieser selbst möge es hernach gehen, wie es wolle.

Veranlaßt durch die Antwort, die man v. Hohenfeld gegeben, verfügte dieser die abermalige Besetzung des Niederselterser Brunnens, und zwar wurden die Mannschaften von Limburg dahin geschickt unter dem Vorwande, daß sie „das Frankfurter Meßgeleit an der Hohen Straße aufführen sollten." Der Oberschultheiß Wissenbach bemerkte auch noch, daß fast täglich Weinfuhren sich auf der Straße durch Freiendiez nach Limburg bewegten. Wurden die Fuhrleute gefragt, woher sie kämen, so gaben sie an, über Katzenelnbogen aus dem Rheingau zu kommen. Da nun genannte Straße nach Limburg nicht über Jakobsgelände oder Birlenbach, sondern über Flacht oder Holzheim ging, vermutete Wissenbach, daß diese Weine in Balduinstein ausgeladen und in einem kleinen Umweg gegen Jakobsgelände, an dem Birlenbacher Kommando vorbei, auf der „Fuchsenhöller Straße" nach Limburg transportiert würden.

Durch diesen Vorgang sah sich der Rat zu Diez veranlaßt, am 3. September dem Landhauptmann Zaunschließer aufzutragen, sofort einen Posten in Stärke von 3 Mann bei Jakobsgelände aufzustellen. Da ferner das Gerücht ging, Kurtrier wolle im Diezischen einfallen, so wurde dem Kapitän v. Blum, der bei Neuherberge unweit Dauborn lag, Befehl erteilt, ebenfalls Posten aufzustellen. Der befürchtete Einfall fand aber nicht statt.

(Fortsetzung folgt.)

# Emil Hopfgarten.

## Ein Immortellenkranz auf das Grab des Frühverblichenen.

1) Von Lothar Küstner.

Über fünfzig Jahre sind verflossen, seitdem der Engel des Todes einem Künstler den Meißel aus der Hand nahm, welcher ihn geführt hatte großzügig und ideal. Mit Flammenschrift ist der Name des Hofbildhauers Emil Hopfgarten eingegraben in die Tafeln der Kunstgeschichte, seine Werke sprechen eine tiefe, ernste Sprache, sie wirken in ihrem sanften Zauber auf die Generationen, in denen er dadurch fortlebt. Wenn auch ein unerbittliches Schicksal seinem Erdenwallen viel zu früh, in der schönsten Blüte des jugendlichen Mannesalters ein Ziel setzte, er hat, so lange der Lebenssonnenschein ihn umstrahlte, mit hingebender Liebe und seltener Begeisterung gestrebt und gerungen — für das Schöne in der Kunst —; er brachte es zur vollendeten Darstellung im Sinne jener klassischen Formensprache, die in ihrer Weichheit und Reinheit seelenvollste geistage Durchdringung fordert; lebensprühende Wirklichkeit, veredelt durch den Hauch des Genies, sie ist es, welche aus seinen Schöpfungen so erhaben entgegenleuchtet. Die Idealfigur unserer verewigten Herzogin Elisabeth in der Wiesbadener Griechischen Kapelle — Christus und die vier Evangelisten in der Marktkirche — weithin künden sie den Ruhm ihres Meisters, dem, wie schon seine Zeitgenossen, umso mehr die dankbare Nachwelt den Kranz der Unsterblichkeit gereicht haben.[1])

[1]) Eine umfassende Würdigung der künstlerischen Schöpfungen des Meisters im Zusammenhang mit seinen Lebensschicksalen ist bis jetzt noch nicht gegeben worden. Leider sind die vorhandenen Nachrichten zum Teil recht lückenhaft; in dem Königlichen Staatsarchiv zu Wiesbaden sind Personalakten nicht vorhanden, das Großherzoglich Luxemburgische Hausarchiv zu Weilburg hat eine diesbezügliche Anfrage unbeantwortet gelassen. Ein Kon-

Zählen wir auch Hopfgarten mit Stolz zu den Unsrigen, dem heimatlichen Boden entstammte er aber nicht; gleichviel: erst in Nassau, durch das persönliche Eingreifen Herzog Adolfs konnte sein Talent sich zu dieser edlen Blüte entfalten, und so gehört er doch zu den bedeutenden Männern unseres alten Regime; sein Meißel schmückte unser Land mit unvergänglichen Kunstwerken. Alexander Emil Hopfgarten war der Sproß einer im Herzen der sandigen Mark — Berlin — alt eingesessenen Künstlerfamilie.[2]) Der Vater, Johann Ludwig Heinrich Hopfgarten[3]) nahm als akademisch gebildeter Meister, der sich als Erzgießer hervorragend auszeichnete, eine ebenso bevorzugte wie vielbeneidete Stellung ein. In seinem Atelier wurden manche Schöpfungen Rauchs gegossen — mit ihm sowie seinem Bruder und Mitarbeiter Wilhelm Hopfgarten stand der große Plastiker in regem Verkehr[4]) —; beide Männer reich an praktischer Erfahrung wie künstlerischer Schaffenslust, erfuhren durch Rauch Unterstützung in jeglicher Hinsicht, er wies ihnen ehrenvolle Aufträge zu. Es erscheint daher naheliegend, daß Alexander Emil, geboren am 3. April 1821 zu Berlin[5]), in den Beruf des Vaters eingeführt wurde, um dereinst die zu so hoher Blüte gebrachte Werkstatt zu übernehmen. Der ernste und zielbewußte Hopfgarten ließ seinen Sohn in der Königlichen Erzgießerei beschäftigen, versäumte auch nicht, ihn persönlich mit den Geheimnissen seiner Kunst vertraut zu machen. Doch des Knaben Sinn strebte höher hinaus, er selbst wollte schaffen und bilden. Wie mächtig mag seine Phantasie durch die Werke der Berliner Meister, die ja gleichsam unter seinen Augen entstanden, angeregt worden sein! Rauch, Tieck und viele andere waren in dem väterlichen Atelier oft gesehene Gäste, gar manchmal mag er die Werkstätten dieser Künstler selbst aufgesucht haben; für ein empfängliches Gemüt, und das war Emil Hopfgarten, bot sich eine Fülle von Anregung, reichliche Nahrung fand die Gestaltungskraft, und wir dürfen wohl annehmen, daß etliche Künstlerpersönlichkeiten tiefern Eindruck auf ihn hervorriefen. Das aufgeweckte, muntere Wesen des begabten Knaben machte ihn beliebt; in diesem Milieu waren alle Vorbedingungen gegeben, die entscheidend für seine Zukunft werden sollten; der glühende Wunsch sich als bildender Künstler dereinst betätigen zu können, beherrschte ihn vollständig. Nur ungern sah dies der strenge, mit der Wirklichkeit rechnende Vater, dessen Lieblingswunsch es war, das von ihm begonnene Unternehmen den Händen seines Sohnes anzuvertrauen; heftige Konflikte folgten. Doch die Liebe zur Bildhauerei siegte in der Brust des Jünglings. Im Jahre 1838, also mit 17 Jahren, bezog er die Akademie der Künste zu Berlin[6]); sich mit Feuereifer den Studien widmend. Um jene Zeit gehörte der Einfluß von Rauchs und Schadows Anschauungen, welche eine gesunde, ernste Klassizistik

---

volut im Besitze der Nassauischen Landesbibliothek zu Wiesbaden weist neben Photographien seiner Werke ein Kontobuch von des Meisters eigener Hand (reichend von 1849—1851) auf, dem sich wichtige Daten entnehmen ließen. Vereinzelte Mitteilung bieten folgende Werke: Fr. Müller, Karl Klunzinger, Die Künstler aller Zeiten und Völker. Stuttgart 1860 II. S. 402—403. Seubert, Allgem. Künstler-Lexikon, Frankfurt a. M. 1882, S. 251; spätere Auflage des Werkes, besorgt von Hermann Alexander Müller und Hans Wolfgang Singer, Frankfurt a. M. 1895—1901 (Nachtrag 1906), II. S. 204—205; Meyers Konversations-Lexikon 4. Aufl. Leipzig 1887; Deutsches Kunstblatt 1854, S. 438; 1855 S. 240; 1856 S. 381 ff.; J. Chr. Glücklich, Die Loreley aus der Moosburg im Schloßgarten zu Biebrich. Ein Mahnruf an das deutsch Volk, Wiesbaden 1875; J. Chr. Glücklich, Das Loreley-Denkmal auf dem Loreleyfelsen am Rhein. Wiesbaden 1903; Ferd. Hey'l, Wiesbaden und seine Umgebungen, 19. Aufl. Wiesbaden 1898; Illustrierter Wiesbadener Kurkalender, herausgegeben von Dr. Robert Haas, VI. Jahrgang 1857. S. 4; Nassauische Allgemeine Zeitung 1856.

[2]) Nächst Emil Hopfgarten ist noch besonders August Ferdinand Hopfgarten, Maler, bekannt geworden. Geb. 17. März 1807 zu Berlin als Sohn von Heinrichs (vgl. Note 3) älterem Bruder, studierte in Berlin bei Dähling und Niedlich, weilte 1827—1833 in Rom. Malte 1853—1854 in der Griechischen Kapelle zu Wiesbaden die Evangelisten, vier Propheten und in der Kuppel zwölf Engel. 1854 Professor und Mitglied der Berliner Akademie. Sonstige bedeutende Schöpfungen: Schmückung einer Braut; Schwäne fütterndes Mädchen (beide bekannt); Tasso vor Leonore von Este (Berlin, National-Galerie); Fresken in der Berliner Schloßkapelle. † 26. Juli 1896 zu Berlin. (Vgl. Cottasches Kunstblatt 1834 S. 170; Deutsches Kunstblatt 1854 S. 401; Müller-Singer, Allgem. Künstler-Lexikon Frankfurt a. M. 1896, II. S. 204; Nachtrag 1906 S. 144.)

[3]) Johann Ludwig Heinrich Hopfgarten, geb. 1877 zu Berlin, sein Vater Seidenwirker, erzogen von dem Onkel, Gelbgießer Heimlinger, besuchte die Zeichenschule von Professor Collmann, ausgebildet in Bronzeur- und Ziselierkunst; mit 19 Jahren Reisen, arbeitete in Braunschweig und Wien, gründete 1803 ein eigenes Atelier in Berlin (dekorierte mit Ziselierarbeiten 3 Staatswagen für den König von Schweden), entdeckte das Erzguß-Geheimnis des Pariser Kunstgießers Lequino durch Vermittlung Rauchs. Aus seiner Werkstatt gingen hervor: Rauchs Monument Blüchers (kam nach Petersburg), ferner dessen Monument für das Waisenhaus Halle, Statue Friedrich Wilhelms II. zu Neuruppin von Türck, Bronzeguß einer antiken Muse (vergoldet) im Neuen Palais bei Potsdam. Ziselierte Büsten nach Rauchs Modellen: Prinz und Prinzessin Wilhelm von Preußen, Goethe, Humboldt, Hardenberg, Schinkel, Kaiser Alexander I. von Rußland, Königin Luise; ferner zwei kolossale Hirsche. Sein Todesjahr ließ sich nicht ermitteln. (Vgl. Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexikon. München 1835 bis 1852. VI. 305—307; Cottasches Kunstblatt 1834 S. 256.)

[4]) Wilhelm Hopfgarten, geb. 1779 zu Berlin, ebenfalls bei dem Oheim Heimlinger erzogen, erhielt Zeichenunterricht von Professor Collmann, begab sich nach Paris und Rom, gründete 1819 eine Gießerei, die sich hohen Ruf erwarb und von der Päpstl. Regierung unterstützt wurde. Bedeutende Gußwerke: Büste und Basreliefs zum Monumente des Sir Thomas Maitland (1820, Thorwaldsens Modell), errichtet auf Korfu; Restauration eherner Türen der Basilika St. Paul an der Via Ostiensis, bronzene Monumente im Inneren; Nachbildung der Reiterstatue des Mark Aurel im Kapitol. † Oktober 1860 zu Rom. (Vgl. Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexikon, München 1835—1852. VI. S. 307; Deutsches Kunstblatt 1855, S. 419; Müller-Singer, Allgem. Künstler-Lexikon, Frankfurt a. M. 1896. II. S. 204—205.)

[5]) Das genaue Datum findet sich bei keinem der genannten Autoren; es ist hier nach der Grabsteininschrift auf dem Friedhofe zu Biebrich a. Rh. ermittelt.

[6]) Sowohl Fr. Müller-Klunzinger (Die Künstler aller Zeiten 2c. 1860) als Seubert (Allgemeines Künstler-Lexikon 1882) lassen Hopfgarten im 17. Lebensjahre sich nach Rom begeben und verlegen die Berliner akademischen Studien in die Zeit vorher. Die Mitteilungen im Deutschen Kunstblatt 1856, S. 381ff. jedoch nehmen diesen Zeitpunkt als Beginn der Berliner Lehrjahre an, und alles spricht für die Zuverlässigkeit dieser Angabe.

dem gesamten Kunstleben imponierten, zu dem herrschenden; mehr oder weniger spielte manches von dem Ideale hinein, das Thorwaldsen in Rom offenbarte, und in die Wechselwirkung jener Strömungen wurden alle Künstler der damaligen Schule hineingezogen. Zu diesen gehörte auch der bedeutende Wilhelm Ludwig Wichmann[7]), der in Frankreich bei David und durch seinen Aufenthalt in Rom den strengen klassischen Formensinn schätzen und lieben gelernt hatte. Seine Bedeutung beruhte hauptsächlich in der Portraitplastik[8]), und auf diesem Gebiete beeinflußte er den jungen Hopfgarten, der den ersten Modellierunterricht bei ihm empfing, in hervorragender Weise. Dank seinem Eifer und Talente hatte der junge Hopfgarten so schöne Fortschritte zu verzeichnen, daß seine geistige Entwickelung energisch den bisher doch engen Kreis zu erweitern strebte, als Ziel der Sehnsucht schwebte ihm Rom vor.

Rom, die ewige Stadt, in dem lachenden Sonnenlande Italien! Welchen Zauberreiz übte sie zu allen Zeiten auf die Kunstjünger aus; galt sie doch damals als das Zentrum plastischen Könnens, man bildete sich an den unvergänglichen Schätzen der Antike, während begeisterte Persönlichkeiten — vor allem Thorwaldsen — neben ihm viele andere bedeutende Männer durch ihre Schöpfungen neuen Kunstidealen — begünstigt durch die phantastische Flut des südlichen Himmels und des lebhaft sinnlichen Volkes — Form und Inhalt verliehen. Glückliche Beziehungen gewährten Emil die Erfüllung dieses Wunsches; an jenen hochgepriesenen Stätten sollte auch ihm die Weihe echter Kunst zuteil werden; im Frühjahre 1840 trat er die Fahrt nach dem „gelobten Lande" an. Der Oheim Wilhelm Hopfgarten, sich lebhaft für die Begabung seines Neffen interessierend, war, wie wir bereits wissen, Gründer einer bedeutenden Gießerei in Rom geworden: er gewährte dem jungen Manne eine ungetrübte, sorgenfreie Existenz; bald fand er Eingang in dem deutsch-römischen Künstlerkreise, und damit beginnen seine anregendsten, genußreichsten Studienjahre. Als sein Lehrer wird zunächst Johann Martin Wagner[9]) genannt, einer der vielseitigsten Künstler jener Epoche: ursprünglich Maler, hatte er sich, angeregt durch zwei Reisen nach Griechenland, der Plastik zugewendet, und sich schließlich zum ersten Bildhauer der dortigen Kolonie heraufgearbeitet. Thorwaldsens Einfluß hatte bei ihm nicht diese tiefgreifende Wirkung gehabt, vielmehr erkannte er klar, was dessen Ideal ermangelte, und so tangierten seine Bestrebungen dahin, Mannigfaltigkeit der Charakteristik und Individualisierung zu bieten.[10]) Manchen dieser Züge finden wir auch später bei Hopfgartens Schöpfungen markant ausgeprägt. Viel wertvolle Anregung und Unterweisung erhielt er im Atelier von Emil Wolff[11]), einem Schüler von Thorwaldsen, der sich bis zu gewisser künstlerischer Selbständigkeit durchgerungen. — Die angenehmen Eindrücke, das frohe, gesellige Leben, dem Hopfgarten nie abhold gewesen, das alles wirkte günstig auf Gemüt und Geist: sein Genius versuchte hier den ersten Flug der Sonne zu — er gelang! Unbeirrt klärten sich seine Kunstanschauungen, sonderten und prüften; aus diesem eigenen Empfinden heraus entstand die erste Schöpfung, welche zugleich seinen Ruf begründete: „Merkur, die Leyer erfindend." König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen fand außerordentlichen Gefallen an dem Werke und befahl die Ausführung in Marmor. Auf der Kunstausstellung zu Berlin wurde es Gegenstand ungeteilten Beifalls, man beglückwünschte den jungen Künstler allgemein; die Gruppe erfuhr dann auf königliche Anordnung hin ihre Aufstellung in einem der Potsdamer Schlösser. Daß solcher Erfolg anspornend und begeisternd wirkte, ist begreiflich; an Aufträgen fehlte es nicht, zumal da Hopfgarten das Gebiet des Portraits jetzt lebhafter zu pflegen begann, wobei seine entsprechende Begabung den Meißel glücklich führte. Noch eine andere Genredarstellung aus der römischen Periode ist bemerkenswert: das Gipsmodell einer „Winzerin." Dem sprühenden Leben abgelauscht, und trotzdem Ruhe wie Würde in der Darstellung zeigend, erfreute sich auch diese Komposition wohlverdienter Anerkennung; über ihr Verbleiben fehlt jede Nachricht. Unter rüstigem Schaffen verflossen die glücklichen Tage, — neben ernster Anstrengung hatten sie manchen Erfolg gebracht — Hopfgartens Name wurde mit Achtung genannt, und als er die alte Kunstmetropole verließ, eilte dem Scheidenden sein Ruf in die Heimat voraus. Zu den deutschen Gauen zog es ihn nun wieder hin, der, ungeachtet aller einschmeichelnden fremden Einflüsse, sein treues deutsches Gemüt und die reine Seele bewahrt hatte. Nach vierjähriger Abwesenheit, 1844, traf er in Berlin ein, wo weitere Aufgaben seiner harrten.

Wie süß sollte er die traute Innigkeit des heimatlichen Frühlings diesmal empfinden! Die zarte Welt der Liebe läutete er ihm ein, und was der Menschenkinder höchstes Glück, er durfte die Braut heimführen. An seinem Geburtstage, dem 3. April 1845, geleitete er Antonie Soltsien[12]) zum Traualtare, in herzlicher Liebe und trautem Verstehen hat sie ihm das Dasein verschönt, und solcher Sonnenschein, gerade für den Künstler bedeutungsvoll, reflektiert auch in den großen Schöpfungen seiner Meisterhand. Neue Impulse waren ihm gegeben, und jenes Wort, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gelte, erwies sich glücklicherweise bei ihm nicht zutreffend. Der kunstpolitische Horizont

---

[7]) Wilhelm Ludwig Wichmann, geb. 1784 zu Potsdam, † 29. Juni 1859 zu Berlin. (Vgl. Seubert, Allgem. Künstler-Lexikon, Frankfurt a. M. 1882. III. S. 578.)

[8]) Rosenberg, Geschichte der Modernen Kunst. Leipzig 1889. III. S. 408—409.

[9]) Johann Martin Wagner, geb. 24. Juni 1777 zu Würzburg, † 8. August 1858 zu Rom. (Vgl. Seubert, Allgem. Künstler-Lexikon, Frankfurt a. M. 1882. III. S. 543.)

[10]) Rosenberg, Geschichte der Modernen Kunst. Leipzig 1889. II. S. 99—100.

[11]) Emil Wolff, geb. 2. März 1802 zu Berlin, † 29. September 1879 zu Rom. (Vgl. Cottasches Kunstblatt 1829—1841; Seubert, Allgem. Künstler-Lexikon, Frankfurt a. M. 1882. III. S. 605.)

[12]) Auguste Friederike Luise Henriette Antonie Soltsien, geboren am 13. März 1824 zu Berlin, gestorben den 2. Dezember 1897 zu Kapellen bei Koblenz.

des damaligen Berlin eröffnete günstige Aussichten, insbesondere durch das hochherzige, warme Interesse König Friedrich Wilhelms IV. für ideale Bestrebungen, denen der Monarch, wie erwähnt, auch tatkräftige Förderung angedeihen ließ. Eine eifrige Betätigung auf dem Gebiete des Kirchenbauers leitete die neue Epoche ein, und so ergaben sich für die Plastik dankbare Aufgaben. Hopfgartens Ideenwelt befaßte sich nun vorwiegend mit der Gestaltung christlicher Motive, die ihm, infolge der glücklichen Weichheit in der Formenbehandlung — mit der liebenswürdigsten Ingredienz seines Talentes — ganz vorzüglich gelangen. Zeugnis davon gibt die Statue des Apostels Jakobus (in Sandstein ausgeführt), welche im Vorhof der Berliner Jakobikirche[13]) zu sehen ist. Bei den umfangreichen Neu- und Anbauten des alten Königschlosses der Residenz war unserem Meister ebenfalls Gelegenheit geboten, seinen Namen dauernd mit diesem Werke zu verketten; als die Frage des plastischen Schmuckes der die Schloßkapelle bekrönenden Hauptkuppel[14]) beraten wurde, erhielt er einen ehrenvollen Auftrag; mehrere Apostelstatuen, in Sandstein gehauen, sind sein Anteil an dem großen Bau; sie zieren das Äußere desselben. Doch nicht ganz absorbierten ihn die Darstellungen auf religiösem Gebiete; zu weit schönerem Erfolge verhalf ihm eine reizende Genre-Gruppe: „Bacchus als Kind, den Weinstock pflanzend." In Marmor gehalten, gefiel die Schöpfung dem damaligen Prinzen von Preußen (späteren Kaiser Wilhelm I.) dermaßen, daß er sie für sich erwarb. Unvollständig würde eine Betrachtung des ersprießlichen Wirkens dieser Tage sein, wollte seine portraitplastische Tätigkeit übersehen werden. Die glückliche Wahl der Lehrer hatte in diesem Punkte wesentlich dazu beigetragen, seine entsprechende Begabung außerordentlich zu fördern, das Lebenswahre, Markante in der Darstellung fesselte allgemein. So sehen wir ihn als geschätzten Meister von bedeutenden Persönlichkeiten aufgesucht. Mit Achtung werden genannt die Büsten des Naturforschers Link[15]) und des Geographen Ritter.[16]) Auch der bekannte Feldmarschall von Boyen[17]) gewährte ihm eine Reihe von Sitzungen; letzteres Portrait vollendete der Künstler erst in Biebrich. (Schluß folgt.)

[13]) Vollendet 1845 nach Stülers Plänen, einfacher Backstein-Rohbau im Basilikenstil.

[14]) Die Ausführung dieser Baukomplexe erfolgte 1845 bis 1848 nach den Entwürfen von Stüler und Schadow.

[15]) Heinrich Friedrich Link, Botaniker, geb. 1767 zu Hildesheim, 1811 Professor in Breslau, seit 1815 Professor der Naturwissenschaften in Berlin, † 1. Januar 1850 daselbst.

[16]) Karl Ritter, Begründer der Geographie als Wissenschaft, geb. 1779 zu Quedlinburg, 1820 Professor in Berlin, † 28. September 1859 daselbst.

[17]) Leopold Hermann Ludwig von Boyen, geb. 1771 zu Kreuzburg (Ostpreußen) kämpfte 1813—1815 mit Auszeichnung, 1841 Kriegsminister, 1847 Feldmarschall, † 15. Februar 1848.

# Nassauische Wanderbilder I.

**Von Hans Ludwig Linkenbach.**

## Nach der Sporkenburg.

Noch immer wohnt der Winter im Lande. Regen und Wolkengrau, Schnee und Frost hat er uns beschert. Heute aber streute der Rauhreif feine, weiße Blütchen über den Bergwald aus, und nun blitzt es und schimmert von Ästen und Zweigen wie lauteres Silber. Kein Lüftchen regt sich, still und feierlich steht der Hochwald. Dunkle Tannenwipfel und Buchenkronen heben sich scharf vom blaßblauen Himmel ab, den in der Ferne die rötliche Silhouette der rheinischen Berge begrenzt.

Mein Heimatdädtchen Ems liegt seit Monden in tiefem Winterschlafe. Doch weil ihm jetzt die Sonne so freundlich ins Gesicht scheint, reibt sich's die Augen und grüßt mich wieder mit einem hellen, frohen Blicke.

Ich winke ihm kurzen Abschiedsgruß zu, indem ich die stillen Gassen verlasse und dem Laufe des plätschernden Emsbaches aufwärts folge. Hinter der uralten Dorfeiche betrete ich die glatte Landstraße, die nach der Augst und Montabaur führt.

Bald blinken freundliche Häuser, mit blumengeschmückten Fenern am Wege: die Arbeiterwohnungen des Emser Blei- und Silberwerks. Um mich her tollen pausbackige Kinder, in den Ställen meckert's und grunzt's; behäbige Enten watscheln zum Bach hinunter, und in den Wiesen tummelt sich lustig gackerndes Hühnervolk.

Dann taucht auf niederem Hügel die stattliche Werksschule vor mir auf. Auf der anderen Seite der Chaussee stehen graue, nüchterne Gebäude, durch deren offene Tore der Widerschein lodernder Hüttenfeuer schlägt. Und nun befinde ich mich im Bereiche der Grube Merkur, im Hauptgebiete des Emser Bergbaus, der schon den alten Römern bekannt war.

Dunkle Gestalten, das Grubenlicht in der Hand, das obligate Kaffeeblech um die linke Schulter gehängt, kommen mir entgegen, andere wandern mit mir den gleichen Weg. Die Belegschaft der Frühschicht ist grade ausgefahren, und die Männer, die drunten vor Ort bei mattem Lichterscheine das Fäustel schwangen, sie steuern nun wohlgemut durch den klaren Tag heimwärts, nach Arzbach, Kadenbach und Eitelborn, jenen freundlichen Dörfchen am Abhange des unteren Westerwaldes, die das Kirchspiel Augst bilden.

In der Ferne verklingt allgemach der Hammerschlag der Arbeit; weit hinter mir bleiben die mächtigen Grubenhalden.

Zur Linken rücken die Berge, die sich zu stattlicher Höhe erheben, immer näher, während sich rechts welliges, fruchtbares Hügelland dehnt.

In vielen Windungen schlängelt sich der Emsbach neben der Landstraße hin. Knorrige Weiden und Erlen säumen ihn ein. Unter den graugrünen Blättern der Pestwurz quiert es und gurgelt: silberne Wellchen, die hier kichernd Versteck spielen, um bald wieder lachend hervorbrechend in wilder Hast über Geröll und Steine zu stürzen.

Talfriede nimmt mich auf.

Aber nicht immer war es hier so stille wie heute. Drüben, jenseits des Baches stand einst das ansehnliche Eisenhüttenwerk, das der alte Mariott im 17. Jahrhundert errichtete, von dem aber nur noch wenige Spuren übrig geblieben sind. Und dort, zwischen die leichten Hügelwellen schmiegten sich vor langen, langen Jahren die Häuschen des völlig verschwundenen Dörfchens Klingelbach, das wahrscheinlich den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges zum Opfer fiel, während die Sage berichtet, daß es an einem schönen Sonntagmorgen abgebrannt sei, als sämtliche Einwohner drunten in Ems zum Gottesdienste gewesen wären. Aber noch mehr erzählt Frau Fama: ein unterirdischer Gang habe Klingelbach mit der Emser Martinskirche, sowie mit der Sporkenburg verbunden, und dieser Gang soll gar manches dunkle Geheimnis gesehen haben und Zeuge gewesen sein von Schuld und Sühne in jenen grauen Zeiten, da die „heilige Ordnung" hier noch kein Heimatrecht besaß, aber die Poesie auf unseren Bergen, in unseren Tälern wohnte.

Die heutige Zeit ist erschrecklich nüchtern. Verkehr und Industrie haben die schöne Göttin vertrieben, und das an harte, ernste Arbeit gewöhnte Volk vergaß allmählich ihre holden Gaben und rettete sich nur kümmerliche Reste ins 20. Jahrhundert hinüber.

Und doch! — Blüht nicht auch heute noch der ganze Zauber mittelalterlicher Romantik im Gebiete der Augst? Treibt nicht immer noch die blaue Wunderblume ihre duftenden Blüten in jenem einsamen Erdenwinkel, den die grauen, halb zerfallenen Mauern der Sporkenburg beherrschen?

Droben, auf steiler Bergkuppe ragt sie auf, die Burg der Helffensteiner, deren stolze Macht vor dem Ansturm rauhen Kriegsvolkes niedersank.

Wildrebe schmiegt ihre schlanken Arme um die düsteren Ruinen. In ihren waldumrauschten Frieden dringt kein schriller Laut von der Welt da draußen. Nur Vogelsang und Bienensummen vernimmt hier das lauschende Ohr zur Sommerszeit und die leise, raunenden Stimmen des Vergessens.

Wie oft habe ich zwischen den Trümmern gesessen in stiller Andacht. Wenn der Mai sein blühendes Szepter schwang, wenn Juliglut gleich flüssigem Golde auf Wegen und Stegen lag, oder wenn der Herbst seine bunten Flaggen hißte. Immer zog's mich hinauf zum Gipfel des alten Sporkenberges. Und auch heute kann ich der Lockung nicht widerstehen.

Ein stiller, aber bequemer Fußpfad führt mich aufwärts.

Kahl ragen Bäume und Sträucher zu beiden Seiten des Weges. Trockenes, rostbraunes Laub deckt die Böschung des Berges, an der ich im Frühling Maiblumen und duftigen Waldmeister pflückte. Kein Wandergruß schallt mir entgegen, kein Danklied des Lebens überklingt das frostige Schweigen. Aber über mir lacht Himmelsblau, und Sonnenschein sickert zwischen Ästen und Zweigen hindurch auf meinen stillen Pfad. Und ein wunderbar würziger, frischer Hauch weht über die Höhen und bläst meine Seele von allem Staube rein.

Dort, wo die alte Eiche ihre knorrigen Arme aufreckt, biegt der Weg zur Linken ab. An dieser Stelle bietet sich dem Auge ein unvergleichlich schöner Rundblick auf die im Rauhreif blinkende Hügelkette, in deren Mitte sich die beiden Arzbacher Köpfe hoch und würdevoll erheben.

Erloschene Krater sind's, anzuschauen wie mächtige Spitzkegel, mit denen die Riesen der Vorzeit spielten und die sie den Kindern unserer Zeit als Wahrzeichen zurückließen.

Gestrüpp und Kleinholz wuchert an ihren Hängen. Gruppen von drei bis vier größeren Bäumen krönen die Gipfel der beiden Trachytkegel, denen der Volksmund, mit einer Anspielung auf die witzblatthistorischen drei Haare des Reichsschmieds, den bezeichnenden Namen „Bismarckköpfe" gab.

Zu ihren Füßen breiten sich Felder und Wiesen und schmucke Obstbaumpflanzungen aus. Heckenbesetzte Wege durchziehen das Gelände, in das dunkler Tannen- und Kiefernwald, der im Hintergrunde treue Wacht hält, seine Boten vorausschickt.

Drüben aber, unweit der Arzbacher Köpfe, liegt auf felddurchwirkter Anhöhe das weißgetünchte Augster Kirchlein, inmitten des kreuzgeschmückten Kirchhofs. In dieser friedlichen Idylle wirkt die Einfachheit und Schlichtheit des kleinen Gotteshauses wunderbar stimmungsvoll, und auch das schmucklose Pfarrhaus, das nebenan steht, fügt sich harmonisch in den Rahmen des Gesamtbildes ein. Der katholische Geistliche, der es bewohnt, ist ein Mann vom echten nassauer Schlage, ein Praktiker der alten Schule, der wohl weiß, was seinem Kirchspiel not tut, und seine vornehmste Pflicht darin erblickt, den Wohlstand und das geistige Niveau seiner Pfarrkinder zu heben.

Und diesem schönen Ziele ist die Augst im letzten Jahrzehnt immer näher gekommen. Der zunehmende Wohlstand hat indessen auch mit so manchem schönen Brauche aufgeräumt. Ich denke hierbei in erster Linie an die alten, schmucken Volkstrachten, deren allmähliches Schwinden höchst bedauerlich ist.

Aber selbst dem ernstesten Willen wird es nicht gelingen, die Kehrseite der Medaille wieder blank zu putzen und dem modernen Ungeschmack die Türe zu verriegeln. Damit müssen wir uns eben abfinden und bedenken, daß künstlich nichts wieder erweckt werden kann, was dem Ansturm der Zeit erlag. Eitelborn hielt noch am zähesten fest an den alten Sitten. Ein Bild voller Anmut war es, wenn sich des Sonntags früh der bunte Zug der Kirchgänger auf steilem Wege zum Augster Kirchlein hinabschlängelte, oder wenn nach dem Gottesdienste die kleine Schar aufwärts stieg, und zwischen den dunklen Röcken der Männer und Burschen die farbenfrohen Trachten der Frauen und Mädchen hervorblitzten. Aber von Jahr zu Jahr hat dies Bild

an Reiz verloren. Wohl taucht auch heute noch hier und da in den Reihen der Andächtigen ein altes Weiblein auf, im kurzen, buntgesäumten Rocke, das breite, dunkle Umschlagetuch um die Brust geschlungen, den Kopf geziert mit dem perlenbesetzten, bändergeschmückten „Kommodchen". Wohl sieht man hin und wieder noch den blanken Silberpfeil im blonden Flechtenkranze junger Mädchen. Aber immer seltener werden diese Erinnerungen aus Großmutters Zeiten, und nicht mehr lange wird's dauern, dann ist auch ihr letzter Rest verschwunden, um dem stillosen, billigen Putze städtischer Warenhäuser Platz zu machen.

Aus meinen stillen Betrachtungen weckt mich heller Peitschenknall. Am Bierhaus, zu Füßen des Sporkenberges, hält ein Lastwagen. Der Kutscher hat sich drinnen in der warmen Wirtsstube die erstarrten Glieder aufgetaut und treibt nun die Pferde an. Freudig kläffend umwedeln ihn die Hunde. Ein Pfiff, ein neuer Peitschenwirbel, und weiter geht's auf einsamer Landstraße. Mein Blick schweift hinüber nach der Anhöhe, auf der das Augster Kirchlein in den Wintertag hinausträumt. Dort steht das altersgraue „Kloster", aus dem weißer Rauch in die klare Luft hinaufzittert. Dies einstige Kloster ist seiner ursprünglichen Bestimmung untreu geworden: es enthält jetzt eine Verkaufsstelle des Werks-Konsumvereins. Aber doch nicht so ganz ist es der Prosa der Neuzeit anheimgefallen. In seinen oberen Räumen wohnen barmherzige Schwestern, die das Emser Blei- und Silberwerk dort einmietete zur Pflege der Kranken, zur Unterweisung der Jugend in allerlei Handfertigkeiten. Und die Tätigkeit dieser Schwestern ist ein wahrer Segen für die ganze Augst, den die Bewohner des Kirchspiels wohl zu schätzen wissen. Früher mußten sie stundenlang laufen, um, wenn es galt, Rat und Hilfe zu holen; jetzt bedarf es nur eines Ganges nach dem „Kloster", wenn Krankheit oder Unglück sofortigen Beistand nötig erscheinen lassen.

Doch zu lange schon hing ich meinen Gedanken nach. Also weiter empor zur Höhe des Sporkenberges, von dem schon die schlanken Pfeiler der alten Feste zu mir heruntergrüßen.

Das stille Tal zu meinen Füßen verdeckt dichter Hochwald; nur hier und da zwischen kahlen Stämmen und Ästen blinzelt ein Stückchen seiner winterlichen Schönheit hindurch.

Und nun wendet sich der von Bergleuten benutzte Pfad rechts nach Eitelborn; ich aber schreite auf wenig begangenem, laubbedeckten Wege geradeaus zum Bergesgipfel.

Schon stehe ich mitten im Reiche der Romantik, dessen Eingang die uralte, hohle Geisterlinde bewacht.

Der blauen Blume holder Zauberduft regt mich wieder an, da ich längst verschollener Zeiten gedenke. Auch die moderne Zeit hat ihre Poesie. Noch steht mir lebhaft in Erinnerung jener Junisonntag des vorigen Jahres, an dem wir uns hier an diesen Ruinen zu stiller, würdiger Feier versammelten, um den Namen eines teuren Toden zu huldigen, dem der Taunusklub eine schlichte Bronzegedenktafel gewidmet hatte, die nun die südliche Mauer der Sporkenburg ziert. Und jetzt stehe ich einsam wieder hier oben und lese die Worte, die ich selbst auf diese Tafel setzen durfte, und die mir alle Einzelheiten jenes wahrhaft feierlichen, schönen „Waldfestes" ins Gedächtnis zurückrufen:

Dem Starken, der herrliche Schlachten geschlagen,
Dem Großen, der duldete ohne zu klagen,
Dem Teuren, den tröstend beim letzten Gang
Uns're Wälder umrauschten mit leisem Gesang,
Dem Edlen, der einst diese Stätte geweiht, —
Kaiser Friedrich zu Ehren für alle Zeit!

# Der Graf von Geroldstein.

4) **Geschichtliche Erzählung von F. C. Jung.** (3. Fortsetzung.)

Diether, der mit Werner aufs engste befreundet war, und dessen Bemühungen es gelang, die ganze Intrigue aufzudecken, hatte bei dieser Gelegenheit Rosamunde von Luchsheim kennen gelernt, und beide liebten sich innig, wurden aber aufs tiefste unglücklich, weil, wie wir ja auch schon am Beginn unserer Erzählung sahen, der unselige Haß des Ritters Udo einer Vereinigung der Liebenden eine unüberbrückbare Schranke entgegenstellen mußte.

Und um alles dieses „Glückes" wegen wurde Gerold so beneidet und gehaßt!

Und nun kam auch noch die gewiß ganz wohlgemeinte Schenkung des Landesherrn hinzu.

Wohl war ihm hinterbracht worden, daß die Ritter Dick von Dickenscheidt, von Bitsburg und von Kammereck häufige Zusammenkünfte auf der Luchsburg hatten, und die feindselige Gesinnung derselben hatte sich ja im Laufe der Jahre so oft gezeigt, daß es Ritter Gerold gar nicht mehr zweifelhaft erschien, daß die Schenkung des Landesherrn den heftigsten Zorn und den Haß dieser Ritter herausfordern mußte, daß dadurch dem Faß der Boden ausgeschlagen wurde.

Er hatte das unbestimmte Gefühl, daß dadurch der lang genährte Haß und Neid seiner bösen Nachbarn in offene Feindschaft ausarten würde.

Wenn er auch nicht gerade Furcht hatte, mit seinen zwei prächtigen, festen Burgen einen Waffengang aushalten zu können, so war er doch ein Freund des Friedens und hatte seinem verblendeten Jugendfreunde immer noch seine Freundschaft bewahrt. Gerade in der letzten Zeit hätte sich ja durch die beiderseitigen Kinder ein so schöner Ausweg gefunden, und sein ganzes Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, durch eine Vereinigung der Kinder auch die Versöhnung der Väter zu Wege zu leiten.

Sinnend ruhten seine Blicke auf der verhängnisvollen Schenkungsurkunde.

Er hatte seine Kinder von der Sachlage unterrichtet, sie gebeten, ihn zum Zwecke reiflicher Überlegung allein zu lassen und ihrerseits die Sache gründlich unter sich zu überlegen, da ja auch ihre Herzensinteressen dabei in Frage kämen.

„Nein, ich muß um des lieben Friedens und um des Glückes meiner Kinder willen auf diese Schenkung verzichten! Ich werde meinem Sohne Diether die Burg Geroldstein geben und für ihn um die Hand Rosamundes werben. Meiner Tochter Berta gebe ich Gladeneck und schlage ihm ihre Verbindung mit seinem Sohne Werner vor."

„So muß es gehen", murmelte er innerlich befriedigt, und von jeher ein Mann der Tat, schrieb er gleich in diesem Sinne an Udo von Luchsheim einen Brief, in dem er mit herzlichen Worten an ihre treue Jugendfreundschaft erinnerte und es als einen Fingerzeig Gottes bezeichnete, daß er die Herzen der Kinder zusammengeführt habe, um in dem Glück der Kinder auch den Väter das Glück zurückzugeben.

Er schellte und gab dem herbeieilenden Knappen einen Befehl.

Nach kurzer Zeit traten zwei Personen ein, von denen wir ohne weiteres annehmen können, daß es Geschwister und zwar die Kinder Ritter Gerolds sind.

Diether war das verjüngte Ebenbild seines Vaters, hoch und schlank wie eine Eiche, in dem kleidsamen grünen Jagdwams, geschmückt mit zierlichem Behäng. Seine blonden Locken wallten voll auf die breiten Schultern nieder; eine kriegerische Narbe diente nicht zur Verunzierung des jugendschönen, kühnen Gesichtes, das aber im übrigen nicht den Frohsinn der Jugend zeigte, sondern eher einen sinnend ernsten, beinah' schwermütigen Ausdruck.

Das liebliche Mägdelein an seiner Seite hatte sich leicht auf den starken Arm seines Bruders gestützt.

Gar anmutig kleidet sie die einfache häusliche Tracht; ein Kleid aus lichtem flandrischen Tuch, daran die Säumlein zierlich veilchenblau gerändert und mit silbern schimmernden Zindeln eingefaßt sind, umschließt die hohe, schlanke und doch dem stattlichen Bruder kaum über die Schultern ragende Gestalt. Sie schaut aus wie der lichte Lenz selber, läge nicht um den feinen Mund ein so bitterer Schmerzenszug und blickten die wunderbaren dunklen Augen nicht sinnender, ernster, ja kummervoller, als man von einem so jungen Blut erwarten sollte.

Freundlich boten die Kinder dem Vater ihren Gruß, der sie einlud, Platz zu nehmen und also das Wort nahm:

„Nun, meine Lieben, was habt ihr beschlossen?"

„Lieber Vater", begann Diether, „es ist nicht an uns, in dieser wichtigen Sache zu entscheiden! aber wenn wir einen Wunsch äußern dürfen, so ginge unser Begehr darauf hin, auf diese Schenkung zu verzichten, da wir uns sonst die Feindschaft aller unserer Nachbarn, die uns ja ohnedies nicht hold sind, zuziehen würden; auch müßten wir dann wohl für immer auf unsere Herzenswünsche verzichten". . . . „Und das sollt ihr nicht, meine Lieben", sagte nun Ritter Gerold, der bei den Worten seines Sohnes den vor ihm liegenden Brief ergriffen hatte und ihn seinen Kindern überreichte, „nein das sollt ihr nicht! Leset diesen Brief, er wird euch sagen, was ich beschlossen habe."

Diether und Berta lasen den Brief, und Gerold weidete sich an dem Erstaunen und der Überraschung seiner Kinder, die keine Worte finden konnten und fassungslos bald den Brief bald den Vater ansahen.

„Ihr wißt, meine Lieben", fuhr Gerold fort, „daß es mein Wunsch ist, meine Tage in Loriche zu beschließen, und wenn meine Übersiedelung auch erst später hatte stattfinden sollen, so will ich dieselbe nunmehr sobald als möglich bewerkstelligen, da dies zu eurem Besten und zur Schlichtung des unseligen Zerwürfnisses dienlich ist! Ich habe ja dort ein so schönes Heim und kann auch im übrigen, so oft, als ihr mich hier haben wollt, bei euch sein."

„Nein, lieber Vater, um diesen Preis dürfen wir unser Glück nicht erkaufen", sprach Diether und auch Berta stimmte eifrig bei, „nie und nimmer können wir ein solches Opfer annehmen."

„Ihr werdet euch wohl oder übel mit meinem Entschluß zufriedengeben müssen, denn er ist fest und unabänderlich", entschied fest, aber herzlich der Ritter, und wir wollen hoffen, daß es zu unser aller Glück ausfallen wird."

Auf diese mit Nachdruck gesprochenen Worte gaben sich die beiden jungen Menschenkinder dem Glück und der Freude hin, und nicht genug wußten sie ihrem edlen Vater zu danken und ihre tiefe Verehrung zu bezeugen.

Ja, nun war alles gut! Das mußte den starren, bösen Sinn des Ritters Udo brechen, das mußte ihn versöhnen, wenn noch eine Spur edler Gesinnung, ein Funken Liebe zu seinen Kindern, die durch ihn unglücklich geworden waren, in ihm war.

Sofort wurde der Knappe Wolf, des Burgvogts Sohn, mit dem Briefe abgesandt, und während man sich auf der Burg Geroldstein in der sicheren Erwartung wiegte, daß ein solches Angebot Annahme finden mußte, weiß bereits der freundliche Leser, daß man für diese Friedensbotschaft keinen ungünstigeren Zeitpunkt, als gerade diesen, hätte wählen können.

## IV.

### Berta von Geroldstein.

Während Vater und Sohn im Turmzimmer die Antwort des Ritters Udo von Luchsheim erwarteten, hatte Berta von dem Söller aus den Knappen nach der Luchsburg davonjagen sehen, und indem sie sich auf ihr Lieblingsplätzchen nieder ließ, träumte sie bereits von Liebe und Glück und von künftigen sonnigen Tagen.

Ein frisches Rot färbte die blassen, schmalen Wangen, und während die sanften, blauen Augen minder sorgenvoll als seither in die Weite blickten und die herrliche Gotteswelt vor ihr überflogen, gedachte sie vergangener schöner Tage.

Noch nicht lange war es ja her, da sie von hier aus ihren geliebten Werner zum erstenmal erblickte.

Ein glänzender Ritter, an der Spitze einer stattlichen Kriegerschar, kam er das Tal herunter und sie in der Meinung, es sei Diether, den man täglich

mit dem Geroldsteiner Fähnlein vom gräflichen Hof zurückerwartete, hatte ihm jubelnd zugewinkt.

Voller Freude war sie ihm entgegengeeilt.

Zu ihrem größten Erstaunen war es aber gar nicht Diether, ihr geliebter Bruder, sondern ein junger, fremder Ritter, der ihr mit ritterlichem Anstand auf dem Burghofe entgegentrat!

Herrlich wie ein Kriegsgott stand er vor ihr; tief senkten sich seine stolzen, kühnen und doch so zärtlichen Augen in die ihrigen, daß sie erglühend das Antlitz senken mußte.

War er doch das Ebenbild seines Vaters und ein lieber Freund Diethers, seines Sohnes.

Als Werner von Luchsheim, Diethers liebster Freund, hatte er sich vorgestellt und gebeten, eine Botschaft des gräflichen Herren und Diethers herzliche Grüße überbringen zu dürfen.

Wie im Traume war sie an seiner Seite dem ebensosehr erstaunten, als freudig überraschten Schloßherrn entgegengetreten, der den Sohn Udos auf das herzlichste willkommen hieß.

**(Fortsetzung folgt.)**

## Miszellen.

**Die Gründungsurkunde der Gemeinde Wilhelmsdorf.**
(Original im Besitze der Bürgermeisterei.)

„Von Gottes Gnaden wir Wilhelm Heinrich Fürst zu Nassaw, Graff zu Saarbrücken und Saarwerden, Herr zu Lahr, Wiesbaden und Idstein pp. Thun hiermit kund und bekennen; Nachdem wir beschlossen, zu mehrer Prüffung unssers Nutzens unssern Hoff „den neuen Hoff genannt" in ein Dorff mit dem Nahmen Wilhelmsdorff zu versetzen und die zu diessem Hoff gehörige Aecker und Wiessen unter eine gewisse Anzahl Acker-Leuthe austheilen zu lassen, in massen wir solches durch ein öffentliches Edikt unterm 26. May dieses laufenden Jahres in unssern Land kund gemacht, auch unter diejenige, so sich hierauff zu Erbauung neuer Hoff-Reyden am angewiessenen Ort angegeben und ihr Versprechen, solches Bauwesen fordersambst auszuführen, ziemblich glaubhafft gemacht, an der Zahl 10 Mann, solche zu diessem Hoff gehörige Acker auf die 300 Morgen sich betragend und dabei liegende 100 Morgen Wiessen, so nach Möglichkeit und zwar gute und schlechte in gleiche Looß gebracht, jüngsthin austheilen lassen, daß wir allsolchem nach mit Wiederhohlung dessen, was in obengezogenem Edikt dem Neubauenden zugesagt, wir nochmals geredet und versprochen, wie wir denn hiemit und inkrafft dieses gereden, versprechen und verordnen:

1. daß einem Jedem, der seine gethane zusage bewirken und sein Bauwesen mit Stellung Hausses, Scheuer, Stallung, Vieh und übriger zur Hausshaltung und Ackerbau erforderlicher Nothdurft vollführen wird, sein zugtheiltes Looß an Ackerland und Wiesswachs ohne entgelt und eigenthümlich verbleiben, auch
2. das zu dem Bauen benötigte Bauholz gegeben, weniger nicht
3. die Dienstfreiheit der 3 ersten Jahr, als in welchen die nötige Bäue in Stand gesetzt werden sollen;
4. so soll auch diese neue Gemeindte zu ihrer Viehweyde diejenige geniessen, welche bisher unsern Hof-Leuthe gewesen, doch daß sie auch mit denen benachbahrten Gemeinden und Anstossern sich nachbarlich und friedlich begehe, und obgleich
5. wir Uns die Schäfferey des Orts zu dreyhundert Stück Hämmel (denen wir das Winterfutter, Streue, anschaffen lassen wollen) vorbehalten, so soll ihnen doch der Pferch gegen Haltung des Schäfers zu Pferchung derer Aecker gelassen werden und zugut kommen, gleich ihnen auch
6. das benöthigte Brenn- und Bauholz aus der Hunstätter und Eschbacher Gemark nach unserer Waldordnung zu allen Zeiten hinkünfftig gereicht,
7. als auch Sie, diese Unterthanen, der Pfarr und Schuhl zu Merzhaussen biß zu unserer anderweitlichen Verordnung, welche wir Uns zu allen Zeiten bevor und offen behalten, einverleibet werden des im Land zur kirch und Schuhl Gewöhnlichen dieses Dorff der Filialgerechtigkeit von ged. unsserer Pfarr zu Merzhausen geniessen solle, auch damit
8. Sie sogleich beim Antritt die Felder ausstellen und die Wiessen geniessen können, soll ihnen zur Besserung derer Aecker der auf dem Hoff befindliche Dung nebst dem Pferch ohne entgeltlich gegeben, auch biss zur Erbauung derer Scheuern und Stallungen soviel Platz als in denen herrschaftlichen Bäuen entbehret werden kan, zugestellt werden,
und wie nun diesses alles, was wir diessen zukünfftigen unssern Unterthanen zu ihrem Unterhalt und ihr und der ihrigen Aufnahme an Aeckern, Wiessen, Beholtzigung, Weyde und dergleichen schenken und reichen lassen, auf ein Merkliches und sich dahin erstrecket, daß, wenn sie das ihrige als fleißige Acker- und Hauß-Leuthe beyfügen wollen, sie mit der Hülffe Gottes ein gutes Auskommen und auch absonderlich wegen der durchgehenden Landstraße gute Nahrung haben werden, als wollen wir
9. diesses Dorffs Einwohner denoch mit Schatzung, Zinssen, Dienstgeld, Frohnden und allen dergleichen Beschwehrungen nicht härter als andere unsers Lands eigenthümbliche Unterthanen und zwar nach proportion derer Güther und deren Güte belegen, sondern in allen Dingen gleich halten lassen.

Zu Bekräfftigung dessen haben wir dieses nicht allein eigenhändig unterschrieben, sondern auch unsser Fürstl. Secret. Insiegel beidrucken lassen;

so geschehen Usingen den 24. Junij 1707.

(L. S.) gez. W. H. Fürst zu Nassau.

## Theater zu Wiesbaden.

**Hoftheater.**

Neuheiten und Neueinstudierungen sind nicht zu verzeichnen.

**Residenztheater.**

= **Kinder**, eine Gymnasiasten-Komödie in 4 Akten von Robert Misch, zum erstenmal am 18., zum viertenmal am 24. Januar. — Bodo, der Sohn des Regierungspräsidenten von Tausig-Brandstein, ist ein Faulpelz. Seine Aufgaben schreibt er gewöhnlich seinem Freunde Walter, Sohn des Rechnungsrates Falk, ab. Kurz vor der Prüfung bringt er Walter dahin, für ihn die Aufgabe in der Mathematik sowie das deutsche Thema bei dem Professor Nehring heimlich aufzunotieren. Durch einen Zufall entdeckt dieser alles. Nun aber entlädt sich das ganze Gewitter auf das Haupt des armen Walter, während der „Gentleman" Bodo straflos ausgeht. Durch die Güte des Dr. v. Gollwich wird es dem quasi fortgeschickten Walter möglich, auf einem anderen Gymnasium weiter zu studieren; gleichzeitig klärt Gollwich auch seinen Vetter, den Präsidenten auf, wer der Anstifter und eigentliche Schuldige ist. Helene, die Schwester Walters, entlobt sich dem allzu sensiblen Professor Nehring, und der Ersatz winkt ihr in dem braven Gollwich. Von den Darstellern gebührte vor allem Herrn Wilhelmy das größte Lob; er gab den Walter lebenswahr und gefühlvoll; Herr Köhler traf Ton und Wesen des Bodo ebenfalls recht gut; Frl. Noormann spielte die Helene mit echtem Empfinden, Frl. Sandori die Angebetete Walters recht kindlich, und Herr Bartak wiederum war ein tapferer Verteidiger der Unschuld. Nicht vergessen sei auch Herr Bertram als Professor der Geschichte, den er mit gutem Humor verkörperte.

= **Kolonialpolitik**, Komödie in vier Aufzügen von Ernst von Wolzogen, zum erstenmal am 25., zum viertenmal am 30. Januar. — Dr. Franz Ewert ist Afrikareisender und eine rechte Kraftnatur. Er hat den Landteil Unjamweve entdeckt und will die deutsche Regierung, bezw. den Reichstag dafür interessieren, wozu ihm sein Freund Graf von Bohlen und der Konsul Gerth behilflich sein sollen. Es stellen sich erst viele Schwierigkeiten in den Weg, doch Ewert verliert nicht den Mut, flirtet inzwischen mit der Frau Konsul, sowie mit deren Schwester, so daß beide eifersüchtig aufeinander werden. Aber das alles ist nur Mittel zum Zweck. In Wahrheit ist er mit einer kleinen Schauspielerin engagiert, von der er auch einen Jungen hat. Schließlich tritt das Reich für die Interessen des Forschers ein; dieser selbst söhnt den Konsul und dessen Frau, die nämlich mit dem schneidigen Reisenden gern hatte auf und davon gehen wollen, mit einander aus, und stellt schließlich den Anwesenden das Frl. Kathi als seine „Frau" vor, so daß die ganze Gesellschaft fröhlich zu „Dressel" wandert. In den Hauptrollen taten sich besonders hervor Herr Hetebrügge als Dr. Ewert, Herr Wilhelmy als Sekretär Fröschl, als welcher er vortrefflich „schwäbelte", Herr Hager als Konsul Gerth, Frl. Hammer als dessen Frau, Frl. Delosea als Kathi und Frl. Sandort als zwöfjähriges Töchterchen des Konsuls.

## Literatur.

* **Deutschlands Ehr' im Weltenmeer.** Von Reinhold Werner, neubearbeitet von Kontreadmiral z. D. E. Holzhauer. 360 S. Leipzig, F. Hirt u. Sohn. — Admiral v. Werner, seit Jahren unser engerer Landsmann in Wiesbaden, ist bereits ins neunte Jahrzehnt seines Lebens eingetreten. Sein Buch von der deutschen Flotte war das erste fachmännische populäre Werk für jung und alt. Manche Wandlungen hat es im Laufe der Jahre durchgemacht, Wandlungen wie die deutsche Flotte selbst. So auch diese Neuauflage, die der alte Herr einer jüngeren Kraft zu bearbeiten anvertraut hat. Die eigentliche Geschichte der deutschen Seemacht bis ins 19. Jahrhundert ist arg zusammengeschrumpft; zwei Drittel des Buches werden von der Entwickelung der Marine Deutschlands seit 1883, von den Dienstanweisungen, Bildern aus dem modernen Seeleben und praktischen Um- und Ausblicken eingenommen. Wir hätten von früher gern manches behalten, gestehen aber zu, daß das Interesse an der Neuzeit, ja an der kommenden Zeit überwiegt. Die Darstellung ist kernig-patriotisch, gar nicht im Tone der Hurrarufer und vielleicht gerade deshalb so unmittelbar wirkend. Glatter Stil und flotte Wiedergabe im allverständlichen Erzählton werden dem Buche bei alt und jung Sympathien erwecken. Dazu kommt die vorzügliche Ausstattung. Hirt und Sohn sind immer nobel, wenn sie Bücher hinaussenden. Stöwer und Gehrts haben die feinen Buntbilder geliefert; die Schwarzdrucke und Holzschnitte sind vortrefflich ausgeführt. Papier, Druck, farbiger Einband sind erstklassig. Eine herzliche Empfehlung dem schönen Werke!

* **Die deutschen Volksstämme und Landschaften.** Von Prof. Dr. O. Weise. („Aus Natur und Geisteswelt".) 125 S. Pr. 1 M. Leipzig, B. G. Teubner. — Die vorliegende Auflage ist die dritte des netten Büchleins. Uns Nassauer interessiert dabei der Abschnitt über die Franken am meisten. Wir erfahren, daß wir religiös, politisch und sozial zersplittert waren oder sind, viele Juden haben und mit fröhlichem Gemüt, beweglichem Temperament und außerordentlicher Rührigkeit auf allen Gebieten begabt erscheinen. Unsere Heimat ist die sagenreichste, und wir haben viele Vertreter von Kunst und Wissenschaft aufzuweisen, Goethe voran. Summa: die Franken sind das Salz Deutschlands, und da nach kaiserlichem Ausspruch die Deutschen das Salz der Erde sind — also: der Leser ziehe den ferneren stolzen Schluß selbst. Aber Scherz bei Seite: das Büchlein ist bei seiner Übersichtlichkeit, präzisen Form und guten Darbietung nebst entsprechender Illustration sehr empfehlenswert.

## Neues aus Nassau.

Die preußische Regierung hat im Landtage ein neues Quellenschutzgesetz eingebracht. Die Magistrate der nassauischen Thermalbadeorte wünschten, daß das alte nassauische Gesetz vom 7. VII. 1860 erhalten bliebe. Nun hat die Beratungskommission dem Wunsche zugestimmt. Hoffentlich bleibt es dabei.

Der Gutenfels bei Kaub ist aus dem Besitze des Baumeisters Walter in den des Prinzen Heinrich von Mecklenburg-Schwerin übergegangen, gerade 400 Jahre nachdem er seinen Namen von Pfalzgraf Ludwig empfangen hat.

August Wilhelmjs sterbliche Reste sind im Familienbegräbnis auf dem Friedhofe zu Wiesbaden beigesetzt worden.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Februar.**

17. 1749 Nikolaus Kindlinger, berühmter nassauischer Geschichtsforscher, wird zu Neudorf im Rheingau geboren. Er war erst Minorit in Münster, dann Archivar in Essen und Fulda, zuletzt Pfarrer in Neudorf und starb am 15. IX. 1819 zu Mainz. Seine berühmtesten Werke sind seine „Münsterischen Beiträge" und seine „Geschichte der deutschen Hörigkeit".

18. 1868. Dr. Gottfried Seebode stirbt zu Wiesbaden. Er war 1792 in Salzwedel geboren, stand erst in sachsen-gothaischen Diensten, trat dann in nassauische über, wurde Schulreferent bei der Regierung, Geheimrat, Direktor des Altertumsvereins und zuletzt der Landesbibliothek und ist Gründer der Seebodestiftung.

21. 1486. Übergabe (letzte förmliche) der Wormser Lehne an Graf Philipp II. von Nassau-Weilburg.

25. 1803. Reichsdeputationshauptschluß zu Regensburg. Durch ihn werden die beiden walramischen Fürstentümer Nassau auf Kosten der geistlichen Staaten ansehnlich vergrößert.

26. 1665. Georg August, Graf zu Nassau-Idstein, wird geboren. Er war der Sohn Graf Johanns, dem er 1677 in der Regierung folgte; 1688 nahm er den Fürstentitel an. Sohnlos starb er am 27. X. 1721; seine Länder fielen 1728 an Nassau-Usingen.

26. 1812. Dr. Georg Firnhaber wird zu Hildesheim geboren. Zuerst in hannoverschen, bald aber in nassauischen Diensten, wurde er hier Schulreferent bis 1867. Er ist der Verfasser des bedeutenden Werkes „Die nassauische Simultanvolksschule". Gestorben am 13. XII. 1888 zu Wiesbaden.

## Briefkasten.

Dr. A. W. in M. Das „Flickwort als" ist eine Abkürzung für „also". Wer war denn als (also) noch da? Wir werden uns als 'mal (also einmal) schreiben. Wir gehn als (also). Vgl. alte Erlasse; nach einem langen Vordersatze heißt es da: Als (also) finden wir nötig usw. Einen hochnotpeinlichen Verstoß gegen den Sprachgebrauch machen Sie beim Sprechen nicht; beim Schreiben werden Sie das „als" von selbst vermeiden.

J. B. in G. Besten Dank. Das Betreffende besprechen wir am besten gelegentlich mündlich.

Dr. F. S. in B. Besten Dank für Sendung. Wird kommen, doch bitte um etwas Geduld.

A. Z. in N. Dank für den Jahresbericht mit der nassauer Notiz Landsmännischen Gruß!

**Redaktionsschluß: 8. Februar.**




№ 5. Wiesbaden, den 1. März 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



# Frühlingshoffen.

Tiefer Schnee ruht auf der Erde,
Und es beugt sich mancher Ast
An der schneebedeckten Tanne
Nieder bis zur Erde fast.

Aber scheint die Frühlingssonne,
Schmilzt der Schnee in Wald und Flur,
Und ein großes Auferstehen
Feiert froh die Allnatur.

Ihre Äste reckt die Tanne
Kraftvoll und verjüngt empor,
Und die Blümlein heben leise
Ihre Köpflein all hervor.

Liegt, o Mensch auf deinem Haupte
Einst des Greisenalters Schnee,
Zag' nicht, beugt er auch dich nieder,
Hüllt dich ein in Leid und Weh!

Was den Blümlein ist beschieden
Nach des Winters harter Pein,
Sicher, einem Menschenkinde
Wird's nicht vorenthalten sein.

# Abend.

Die Sonne hat ihr Nachtgewand,
Ihr wolkiges angezogen,
Und herrlich prangt im Abendrot
Der weite Himmelsbogen.

Die Drossel singt ihr Schlummerlied
Hoch auf des Baumes Wipfel,
Und leis ein grauer Schatten kriecht
Hinauf zum Bergesgipfel.

Das Bächlein murmelt leis durchs Tal;
Tau netzt das Gras der Wiesen,
Wo allgemach die Blümlein bunt
Die zarten Blüten schließen.

Die Abendglocken klingen hell,
Und heimwärts zieh'n die Herden;
Dann wird es traulich still umher:
Friede zieht ein auf Erden.

# Blümlein und Sturm.

Das Blümlein sprach zum Sturme jüngst:
„Laß ab von deinem Brausen;
Du wirst, ich bange drum so sehr,
Mir Blüt' und Blatt zerzausen."
Der Sturm nur ärger tobt' und droht';
Lieb' Blümlein weinte fast sich tot.

Da kam ein Wandersmann daher;
Schon wollt' er schnell sich bücken,
Um mit dem schönen Blümlein rot
Den blanken Hut zu schmücken.
Da riß der Sturm den Hut ihm fort —
Und heut' noch blüht das Blümlein dort.

Georg Helwig.

# Die Entwicklung der Lahnschiffahrt bis 1810.

5) Von Ernst Goebel. (4. Fortsetzung.)

Obwohl nun die ganze Anlage eine friedliche Lösung nicht erhoffen ließ, und auch Landgraf Karl wie die übrigen nassauischen Agnaten damit einverstanden waren, zuerst das Wehr bei Balduinstein gewaltsam zu öffnen — wobei aber das hessische Militär nicht mitwirken, sondern nur in Reserve gehalten werden sollte — so sah sich die Regierung in Diez trotzdem noch einmal veranlaßt, den Oberschultheiß mit sämtlichen bezüglichen Akten nach Dillenburg, Siegen und Wetzlar zu schicken, um nochmals mit allen zu konferieren (24. September). Da Wissenbach in Wetzlar den hessischen Regierungsrat Reinhardt nicht traf, gab er dem Advokaten Dr. v. Gülich für diesen die Akten. Auch in Siegen konnte er den Fürsten nicht treffen, da dieser sich in jener Woche mit einer Tochter des Grafen August von Sayn-Wittgenstein vermählt hatte und noch in Berleburg weilte. Am 1. Oktober berichtete Siegen, daß man ebenso wie in Dillenburg der Meinung sei, zuvor ein Schreiben des Gesamthauses Nassau an Kurtrier zu senden, ehe zur gewaltsamen Beseitigung der Sperre geschritten werde. Dillenburg verfaßte auf sein Anerbieten die Schrift und sandte sie am 14. Oktober nach Koblenz ab. Es wurde darin Klage über die bekannten Streitpunkte geführt, besonders über die Lahnsperre, die Errichtung eines Gebäudes in Niederselters, den Einfall in Diezer Gebiet bei Staffel sowie über Abhaltung der Fuhrleute von der alten Landstraße. Weiter bemerkten die Dillenburger: „Nun seindt wir gäntzlich versichert und überzeuget, daß wenn Ew. Churfl. Durchl. die wahre Beschaffenheit dieser Sachen und dero dem fürstl. Hause Nassau Dietz deßhalb competirende befugniße und gerechtsame der Gebühr und mit allen darbey obwaltenden umbständen wären fürgetragen worden, dieselben nach dero weltgepriеßenen hohen aequanimität und eyffer zur heilsamen Justiz (davon Hochdieselbe noch jüngsthin ein eclatantes exempel in causa dero Geheimbden Cammeraths Cuno gegeben) ged. Oberamts Limburg, bißhero vorgenommene widerrechtliche proceduren keineswegs approbiret, sondern vielmehr alle bißhero unternommene attentata und erregte viele gravamina wieder ab und alles in pristinum statum herzustellen, demselben zweitens den Befehl zu ertheilen von selbsten würden geneigt gewesen seyn. Alldieweilen aber dem vernehmen nach solches bißhero allzumildes Vorstellen und eingeben einiger übelgesinnten interessirten und zu marckirung innerlicher unruhe geneigte Räthe (worüber Ew. Gnaden selbst eigenes Hohes Ertz Thumb Stifft zu Trier öffentiche Klagdte geführet) nicht geschehen, gleichwohl doch dieße Sache das fürstl. Nassau-Catzenelnbogische gesambt Hauses concerniret, mithin also auch Wir das fürstl. Hauß Nassau Dietz, als dem nothleidenten Theil, vermöge der fürstl. Nassau-Catzenelnbogischen Erbvereinen hierinnen zu vertretten unß verbunden erachten, zumahlen dabey der zu bevor beschehenen vertheilung derer fürstlich Nassau-Catzenelnbogischen Landen, die Stadt Diez, wegen des daselbst von seculis ruhig hergebrachten Stappel- und Niederlagsrechts in sonderlich hohen anschlag gebracht, alß haben Ew. Gnaden wir von subseniorats wegen hiermit dienstgefällig ersuchen wollen, den befehl dahin zu ertheilen" . . . die oben genannten Beschwerden zu beseitigen. Sie baten dann die von dem Landgrafen von Hessen angetragene und auch angenommene Konferenz zu beschicken und vorher Ort und Zeit mitzuteilen. Da sie aber nicht „gleichsamb mit gebundenen Händen" zu einer Besprechung schreiten könnten, bevor die Mißstände abgeschafft seien, wünschten sie nochmals deren Beseitigung.

Wie schon erwähnt, zeigten die Räte zu Diez immer mehr Lust, die Lahnsperre bei Balduinstein gewaltsam zu entfernen. Obwohl nun der Landgraf wie auch die übrigen nassauischen Agnaten sich für die Öffnung erklärt hatten, falls vorstehendes Schreiben nichts nützte, so versäumte man doch nicht, die rechtlichen Folgen einer Gewalttätigkeit reiflich zu überlegen.

Schon seit geraumer Zeit standen deshalb die Diezer Räte mit dem Advokaten Dr. Otto v. Gülich und dem Geheimen Rat Johann Ludwig Wiederholdt zu Wetzlar in Verbindung. Es drehte sich darum, ob Diez rechtlich dazu befugt sei, die Balduinsteiner Sperre gewaltsam zu beseitigen, und wie bei Einbringung einer Klage seitens Kurtriers die Sache vom Reichskammergericht aufgefaßt werde. Beide genannten Juristen gaben ihr Gutachten dahin ab, daß bei allgemeiner Überlegung der sicherste Weg der Rechtsweg sei, zumal es an rechtlichen Mitteln nicht fehle. Ferner wäre es aber unleugbare Tatsache, daß das Haus Nassau-Diez von unvordenklichen Zeiten her die Schiffahrt auf der Lahn bis in den Rhein ruhig betrieben und sich mithin „in indubitate possessione vel quasi juris navigandi" befände, auch von altersher so beispielsweise im Jahre 1676 für das Offenbleiben der Lahn zum Schiffahrtsbetriebe gesorgt habe. Weil nun Kurtrier „novi juris acquirendi causa sich letzthin unterfangen, das Wehr zu Balduinstein zu sperren und solchergestalt die Schiffahrt von Dietz aus zu größtem Nachtheil sowohl dieser Statt als aller übriger den Lahnstrom hinunter gelegener Örther zu hemmen, mithin das Hochfürstliche Hauß Dietz in liberio exercitio juris navigandi turbiret,

daß demselben allerdings frey stehet, nicht nur die remedia judicialia, von welchen vorhin erwehnung geschehen, sondern anderer extrajudicialia zu Hand nehmen pro defendenda enim ac conservanda possessione remedia tam judicialia quam extrajudicialia parata sunt ...... „Aß kann zu diesem remedio desto ehender geschritten werden, dieweilen der usus fluminis publici allen Menschen regulariter gemein, mithin auch dem publico daran gelegen ist, daß solche Waßerströme nicht gesperret, sondern allerdings offen gelaßen werden, und ist solcher Gestalt weit beßer durch wieder eröffnung des zugemachten Wehrs, sich bey seiner hergebrachten possessione vel quasi juris navigandi selbsten zu schützen, und dadurch denen Unterthanen in der kürze wieder zu ihrem gewerb, handel und nahrung zu verhelfen, als durch anstellung gerichtlicher Klagden, zu deren ausführung noch geraume Zeit erfordert wird, dießes alles erst zu Werck zu richten."

Freilich sollte die Vornahme der Zerstörung der Sperre derart vorgenommen werden, daß so viel wie möglich andere Tätlichkeiten vermieden würden. Gülich war auch dafür, daß nach geschehener Öffnung die Diezer Regierung, um eine abermalige Verbauung seitens Kurtriers zu verhüten, eine Klage beim Reichskammergericht einreichen sollte. Sei ein derartiges Mandat beim Kammergericht nach der Öffnung eingereicht, so könne man bei einer abermaligen beabsichtigten Sperrung Kurtriers besser opponieren; Gülich glaubte auch, daß die gewaltsame Herstellung der früheren Durchfahrt zu Balduinstein vom Kammergericht nicht so übel aufgenommen werden könne, da man sich nur sein hergebrachtes Recht damit schütze.

Das angeführte Dillenburger Schreiben an den Kurfürsten hatte keinen Erfolg; vielmehr schienen die maßgebenden Kreise noch mehr gegen Nassau-Diez erregt worden zu sein. Vor der Eingabe Dillenburgs hatte sich am 15. September 1728 der Landgraf persönlich an den Kurfürsten gewandt. Eine Antwort erhielt er aber erst (womöglich gab auch Dillenburg den Anstoß dazu) am 9. November aus Mannheim. Der Kurfürst bemerkte, das Schreiben (Dillenburgs) lasse erkennen, daß die angetragene Konferenz, durch das Festhalten der Diezer an den oftmals erwähnten Bedingungen, wieder verschoben worden sei. So wären dem Landgrafen auch sicher nicht die von Diez im Juni verübten Arrestierungen von Limburger Waren bekannt, wie auch das Verbot jeglichen Handels. Da hierfür noch keine Genugtuung geschehen, hätte man sich trierischerseits überhaupt nicht zu einer Konferenz bereit erklären sollen, wenn es nicht aus besonderer Hochachtung gegen den Landgrafen geschehen sei. Betreffend das, was zu Balduinstein — nach dem Beispiel von Diez — vorgenommen worden sei, so gehöre dieses Gebiet garnicht zum Vertrage von 1564; es sei ein besonderes Amt für sich und von dem Limburger stets getrennt gewesen. Der Selterser Bau stehe ferner auf unstreitiger ausgesteinter kurtrierischer Hoheit, wie auch das Gebiet bei der Elbbachbrücke „territorium commune" sei. Deshalb hätten sich die Diezer nicht einfallen lassen sollen, den weggenommenen Zollstock wieder aufzurichten und durch bewaffnete Musketiere die Fuhrleute zu erneuter Verzollung anhalten zu lassen. Trotzdem auch dieserhalb keine Genugtuung geleistet worden wäre, wolle man doch niemand zwingen, durch den Kamberger Grund zu fahren, obgleich Diez allen Handel und Verkehr durch einen öffentlich angeschlagenen Verbotsstock von den trierischen Landen abwenden wolle. In der gemeinschaftlichen Stadt Kamberg sei ebenfalls ein nach Gnadenthal zeigender Zollstock errichtet, der den Zweck verfolge, die Passanten dahin abzuleiten. Da die Diezer keine Konferenz wollten, müsse er selbst seine Untertanen schützen.

Es hatte sogar jetzt den Anschein als sollte außer der Sperre zu Balduinstein noch eine weitere unterhalb Ems, bei Nievern, von Kurtrier angelegt werden. Hierdurch sahen sich die Räte zu Diez veranlaßt, dem Amtmann Gödecke zu Nassau den Befehl zu erteilen, über das neue Wehr „umständlich" zu berichten und falls es für die Schiffahrt gesperrt sei, mit dem „mitherrschaftlichen Beamten zu Ems" diese Sperrung „quovis modo" zu verhindern. Weiter wurde am 7. Dezember eine Verstärkung des Birlenbacher Postens um einen Unteroffizier und 10 Mann angeordnet. Diesen Wachmannschaften gelang es, 12 Karren mit Früchten des Kurfürsten festzunehmen und umzuschicken, worüber dieser bei dem Landgrafen Protest erhob. Die Diezer Räte, hierüber vom Landgrafen zur Rechenschaft gezogen, berichteten, daß sie entsprechend den Maßnahmen Kurtriers gehandelt hätten.

Gleichzeitig machten sie ihm die Mitteilung, daß die gewaltsame Öffnung der Balduinsteiner Sperre vorgenommen worden sei. Mit der Ausführung der Tat war der Oberschultheiß Wissenbach beauftragt worden. Dieser begab sich am 7. Januar 1729 mit dem Notar Faber, dem Diezer Kapitän Jäger, 15 Musketieren, dem Stadtwachtmeister Böhm und 30 bewehrten Bürgern nebst den Diezer Schöffen, abends um 10 Uhr über Altendiez und Langenscheid nach dem Balduinsteiner Wehre. Gegen 12 Uhr langten sie an. Zuerst wurde mit einem Unteroffizier und 5 Mann die dortige Mühle besetzt, und die übrigen blieben auf der Mitte der zugefrorenen Lahn als Bedeckung. Morgens zwischen 5 und 6 Uhr hatten die Schiffer die Öffnung fertiggestellt und 7 Schuh von der ehemaligen Lücke eine neue von 12 Schuh hergerichtet. Alsdann zog sich alles auf dem anfangs gewählten Wege nach Diez zurück, ohne daß es von den Kurtrierern bemerkt worden war.

Nachdem auf diese Weise die verhaßte Balduinsteiner Sperre beseitigt war, glaubte man, daß nun Kurtrier entweder Klage beim Reichskammergericht einreichen oder auf gleiche Art das Wehr zu Oranienstein öffnen werde. Um letzteres verhindern zu können, erhielt der Kapitän Eckhard den Befehl, (12. Januar), einen Unteroffizier und 7 Mann vom Diezer Kontingent nach Oranienstein zu senden und einen Posten beim dortigen „Blumengarten" auszustellen.

Im Falle eines Angriffs von Kurtrier war befohlen, einen Lärmschuß auf einem Böller abzugeben, woraufhin die benachbarten Diezer zu Hilfe

eilen sollten. Die Birlenbacher Mannschaft wurde bis auf 3 Mann zurückgezogen. Da die erwähnten 7 Mann vom Diezer Kontingent, die sonst die Brückenwacht zu Diez ausübten, nach Oranienstein verlegt waren, wurde dem hessischen Hauptmann von Munck die Bewachung der Brücke aufgetragen.

Die befürchtete Klage Triers beim Reichskammergericht wurde nicht eingereicht; wußte doch, wie Dr von Gülich berichtete, selbst 5 Tage nach dem Ereignisse der kurtrierische Anwalt Dr. Brandt zu Wetzlar nichts von dem Vorgefallenen. Ja, Gülich erachtete vielmehr, daß Kurtrier eher das Wehr wieder schließe als den Rechtsweg betrete. Daß seine Vermutung noch im Laufe des Tages, an dem er nach Diez berichtete, in Erfüllung ging, mochte er wohl nicht gedacht haben. Kaum hatte man den übrigen nassauischen Regierungen von der geglückten Öffnung der Sperre Mitteilung gemacht und teilweise noch nicht deren Glückwunschschreiben in Empfang genommen, als die Nachricht eintraf, daß unter Bedeckung eines Kommandos von Limburg, das Wehr zu Balduinstein in der Nacht vom 13. auf den 14. Januar wieder verbaut worden sei.

Die Vornahme der Öffnung des Wehres am 7. Januar hatte noch ein Nachspiel. Es protestierte nämlich nicht nur der Erzbischof am 17. Februar und verlangte die Sistierung und Auslieferung der Haupttäter bis zum 22. Februar, sondern es war auch am 14. Januar von der Schaumburger Regierung ein Protestschreiben eingegangen. Das Wehr lag nämlich, wie schon früher gesagt, auf der einen Seite im Schaumburgischen, ebenso die bei der Öffnung besetzte Mühle. Schaumburg erhob Klage, daß durch das Vorgehen von Nassau-Diez die Hoheitsrechte des Fürsten von Anhalt-Schaumburg verletzt worden seien, man habe weiter in der Mühle verschiedene Sachen entwendet und sich erdreistet, den Müller, der des Nachts habe verreisen müssen, mit 3 Musketiren zu begleiten. Sie forderten dafür Genugtuung. Die Diezer wollten diese auch, betreffs der entwendeten Sachen leisten, behaupteten aber, daß den Nassauer Fürsten immer das Recht zugestanden habe, für das Offenbleiben der Lahn zu sorgen, — also von einer Hoheitsverletzung keine Rede sein könne. Sie baten aber dennoch, man möchte es „nicht übel deuten, zumal ein Stand des Reichs dem andern in dergleichen Fällen zu Hülffe zu treten, vermöge des Landfriedens nicht allein wohl befugt, sondern auch dessen schuldig und gehalten sei." (Schluß folgt.)

# Emil Hopfgarten.

## Ein Immortellenkranz auf das Grab des Frühverblichenen.

2) Von Lothar Küstner. (1. Fortsetzung.)

Einem kleinen Lande, unserem Nassau, war es bestimmt, den Meister gastlich aufzunehmen, durch seine Dynastie ihm den höchsten Künstlerruhm zu gewähren, während anderseits er den Zauberglanz idealsten Schauens um jene uns so fernen Zeiten durch die beredte, innige Sprache seiner Werke gewoben hat. Nassau wird nie vergessen, was es ihm schuldet, wir zählen ihn mit Stolz zu den Edelsten die in unserem Lande gewirkt! Von nun an beginnt er uns zu gehören, eng verknüpft mit Herrscherhaus und Volk gestaltet sich die Laufbahn. Mit glücklichem Blick erkannte der verewigte Herzog Adolf Hopfgartens große Fähigkeiten. Zuverlässige Nachrichten besagen, daß gerade seine Portraits die Aufmerksamkeit des hohen Herrn erregt hätten; er beschloß seine Berufung; und im Sturmjahre 1848 zog der bescheidene junge Künstler als herzoglicher Hofbildhauer in die rheinumrauschten, sagenumsponnenen Gefilde, nach Biebrich, der alten Residenz. Damals schon wie heute beherrschte die Sehnsucht nach dem Rhein Norddeutschlands Söhne, und es läßt sich lebhaft vorstellen, welche Wonnen Emils zartempfindendes Gemüt erfüllten! Auf diesem Boden erwuchs rasch der Lorbeer, den ihm die Nachwelt zum Kranze wand. — Herzog Adolfs Pläne basierten zunächst darauf, seine in schönster Jugendblüte verschiedene Gemahlin Elisabeth[18]) durch die Kunst feiern zu lassen. Die lieblich idealen Züge der zarten Herzogin strahlen uns in einer Büste (aus carrarischem Marmor) entgegen, welche im westlichen Saaltrakte des Biebricher Schlosses aufbewahrt wird; es ist wohl die erste Schöpfung der neuen Ära; feinste Delikatesse der Formen, durchgeistigtes Schauen spricht aus dem leise geöffneten Mund, der schwungvolle Linienfluß gestaltet Nasenwinkel wie Augen mit unnennbarer Grazie: alles lebt und vibriert in vornehmer Ruhe; es ist schwer, bei solchem „Charme" objektiv zu bleiben. Ein zweites Portrait (im Gegensatz zum obigen ohne Gewandumhüllung) weist ebenfalls die charakteristische zarte Nasenflügelfalte auf, ist jedoch in strengeren Formen gehalten; über seinen Verbleib fehlen die Nachrichten. (Abgebildet im Hopfgarten-Sammelband der Nassauischen Landesbibliothek, Blatt 8.)[19]) In dieselbe Zeit ist auch die Büste des jugendlichen Herzogs Adolf zu setzen (Biebricher Schloß, Arbeitskabinett des Finanzkammerpräsidenten), in Gips ausgeführt, von ausgezeichneter Wirkung; eine noch bessere Arbeit (Charakteristikum: antike Gewandung) scheint gleichen Datums zu sein, das Original läßt sich leider nicht mehr nachweisen. (S.-B. Bl. 8.) Es sei der Zugehörigkeit halber gleich eine Büste des Prinzen Nikolaus von Nassau erwähnt, die 1850 entstand. (S.-B. Bl. 9, Mittelstück.) Wie glücklich sein Talent sich hier bewies, demonstriert ein weiterer Auftrag, der Hopfgarten über ein Jahr beschäftigte: es handelt sich um die „Gruppe der Großfürstinnen" (1850—1851), über welche nähere Mitteilungen fehlen; wir wissen nur, daß unser Meister mit der

[18]) Elisabeth, Herzogin zu Nassau, geb. 26. (14.) Mai 1826 zu St. Petersburg, als Tochter des Großfürsten Michael und der Großfürstin Helene von Rußland (vgl. Note 20), vermählt 31. Januar 1844 mit Herzog Adolf zu Nassau, † 28. Januar 1845 zu Schloß Biebrich.

[19]) Im folgenden abgekürzt mit: S.-B. Bl. (= Blatt).

kunstsinnigen Großfürstin Helene von Rußland[20]) darüber korrespondierte. Das Original befindet sich im Besitze der Kaiserlich Russischen Krone.

So zeigen die ersten Jahre einen vollbeschäftigten Künstler, der allen Aufgaben mit unvergleichlichem Geschick gerecht wird, „es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken", und die günstige Fügung läßt sie ihm zuteil werden. Bei seiner Berufung erhielt er als Morgengabe das Ehrenvollste, was einem Künstler in Nassau blühen konnte: den Befehl, ein würdiges Grabmonument für die jungverblichene Herzogin Elisabeth zu schaffen. Und mit diesem schönen Auftrag sollte er sich die Palme der Unsterblichkeit erringen. Sogleich nach seinem Eintreffen in Biebrich begannen neben den genannten Arbeiten umfangreiche Vorstudien, er entschloß sich für die Form des Sarkophages, wie sie Rauch im Charlottenburger Mausoleum bei der Königin Luise gegeben hatte,[21]) mit lebhafter Phantasie reihte sich ein Kranz von Gestalten, das Postament zu beleben und zu verzieren, an, voll Schaffensfreude widmete sich Hopfgarten diesen Ideen. Daß zu solchem Werke das Beste noch gerade genug sein durfte, ist erklärlich; die Munifizenz Herzog Adolfs ermöglichte einen längeren Aufenthalt in Italien. Am 8. Oktober 1849 verließ er mit seiner Familie Deutschland, um sich zunächst nach Carrara zu begeben. Hier suchte er das kostbarste Marmormaterial aus und trat mit den bedeutendsten Steinmetzen in Verbindug. Mit rastloser Hingebung arbeitete er an dem großen Werke, das in Italiens Sonnengluten seiner Vollendung entgegenreichte. Bis zum nächstfolgenden Jahre (Ende 1850) dehnte sich sein Aufenthalt in Carrara aus, der durch häufige Reisen „in Geschäften" unterbrochen wurde.[22]) Besondere Freude gewährte ihm die zweite Fahrt nach der „ewigen Stadt", wo er im März 1850 eintraf, diesmal als ausgereifter Künstler; die alten Beziehungen wurden erneuert, in den Ateliers seiner früheren Lehrer fand er herzliche Aufnahme, man war stolz auf ihn. In lichten Farben tauchte die Fröhlichkeit und Frische glücklicher Studienjahre wieder auf, nur allzuschnell verflossen diese römischen Tage. Bereits am 11. April finden wir ihn daheim — in Carrara. Es ist zweifellos, daß der schönheitstrunkene Süden auch diesmal ihn wieder stark beeinflußte, anders freilich wie in den Jünglingstagen; doch seine Hinneigung zur Weichheit der Formenbildung und scharfen Charakteristik fand neue Vertiefung und Vergeistigung — die nun folgenden Werke zeugen davon.

Fünf goldene Kuppeln strahlen von den Höhen des Neroberges bei Wiesbaden weit in die Gefilde hinein: es ist das prachtvolle Mausoleum unserer verewigten Herzogin, das Pietät und Dankbarkeit ihres hohen Gemahls errichtet. In diesem Meisterbau[23]) von Oberbaurat Philipp Hoffmann[24]) leuchtet Marmor und Gold, farbenglühende Malerei, nicht zum wenigsten der kühne Linienschwung in wunderbarer Harmonie zusammen. Die symphonische Weihe jener Andachtsstätte findet gleichsam ihr Andante religioso in der fünfseitigen, mit einer Glaskuppel gekrönten Rotunda, welche ein mildes Licht auf die ruhende Marmorgestalt der lieblich schönen verewigten Fürstin ausgießt. Wir stehen vor Hopfgartens Meisterwerk. Es ist einer jener großen, tiefen Eindrücke künstlerischen Schauens und Erlebens, die uns hier erfassen, unvergeßlich in seinem poetischen Zauber. Möge nun ein Zeitgenosse das Wort ergreifen[25]) zur Schilderung dieses Wunders der Kunst — Tausender Herzen durchlebt ein gleiches Empfinden — damals wie heute: „Die verblichene neunzehnjährige Fürstin, in schneeweißem carrarischem Marmor dargestellt, liegt auf dem Sarkophag wie in einem seligen Schlaf, zwar fern von aller Hoheit und Größe dieser Welt, aber durchdrungen ausgeprägt mit der Majestät ihres kräftigen und schönen Körpers und ihres inneren Adels. Von den unverhüllten Armen liegt der linke gerade ausgestreckt, der rechte über der Brust und deckt mit der Hand das Herz, das so frühe ausgeschlagen hat. Ein Rosenkranz schmückt das sanft vorgeneigte, schöne Haupt, dessen Antlitz im Silberblicke zarter Anmut, den ganzen Leib überstrahlt. Dieser ist bis zur Brust mit einer leichten Hülle überdeckt, unter deren Falten sich die schönen Formen in edler Treue ausprägen. Darum wird jeder Besuchende, der dieser Statue naht, von der eigentümlichen Wehmut ergriffen werden, daß selbst solche menschliche Schönheit und Fülle in der besten Kraft ihrer Jahre und in den glänzendsten Verhältnissen dieser Welt, ein Raub des Todes wurde, nachdem der allerhöchste Ruf an sie herangetreten war, wie ein rascher Sensenwurf das Gras zu Boden streckt." — An den vier Ecken des Sarkophages befinden sich allegorische Darstellungen der Tugenden in sitzender Haltung: Glaube, Hoffnung, Liebe und Barmherzigkeit, durch zarte, klassische Ausführung wohltuend berührend; an den Längsseiten gewahrt man die Statuen der zwölf Apostel (S.-B. Bl. 13, 14), welche besonders durch ihre scharfe Charakterisierung und maßvolle Gewandbehandlung unsere Aufmerksamkeit beanspruchen. Eine prächtige Ergänzung des plastischen Schmuckes bedeutet die meisterhafte Ausmalung der Kapelle, bei welcher Hopf-

[20]) Helene Paulowna, Großfürstin von Rußland, geb. als Friederike Charlotte Marie, Tochter des Prinzen Paul von Württemberg am 9. Januar 1807 (28. Dezember 1806), vermählt 20. (8.) Februar 1824 mit dem Großfürsten Michael, Witwe seit 16. (4.) August 1849, † 21. Januar 1873.

[21]) Das Meisterwerk entstand 1812—1813 in Carrara und Rom, seine Aufstellung erfolgte 1815.

[22]) Von diesen Reisen sind zu nennen: November 1849 nach Livorno und vice versa; Februar 1850 Livorno und Florenz; Juni 1850 Livorno und vice versa; September 1850 Livorno.

[23]) Begonnen 1848, vollendet 1855 in genialer Verbindung des russischen mit dem byzantinischen Stil, unter Vorherrschen des letzteren.

[24]) Der Künstler begab sich zu Spezialstudien nach Rußland und Italien. Nach seinen Plänen sind ferner erbaut: Katholische Kirche zu Geisenheim a. Rhein, Schloßkapelle auf dem Rheinstein, Bonifatiuskirche (1844 bis 1849, Türme 1865—1866) und Synagoge (1864—1869) zu Wiesbaden. Er wurde 1864 Oberbaurat, trat 1. Oktober 1870 in den Ruhestand.

[25]) Dr. Robert Haas in seinem Illustrierten Wiesbadener Kurkalender, VI. 1857. S. 4. Ebendaselbst gibt er eine detaillierte kirchlich-artistische Beschreibung der Kapelle.

gartens Vetter August[26]) und der russische Hofmaler Neff hervorragend beteiligt waren. Die feierliche Einweihung am 14. Mai 1855, welche das Bildwerk der Welt zugänglich machte, gab Anlaß zu ehrenvollen Auszeichnungen des Meisters. War seine gesellschaftliche Stellung schon von Anfang an eine glänzende gewesen — sein bescheidenes Auftreten und stets heiteres Gemüt gewann aller Herzen —, so erhielt sie nun auch das äußere Relief durch die Ernennung zum herzoglichen Professor[27]); der Großherzog von Oldenburg verlieh ihm das Ehrenkleinkreuz seines Haus- und Verdienstordens, und die russische Krone dokumentierte durch Verleihung des Kaiserlichen Stanislausordens 2. Klasse ihre außerordentliche Gnade.

In der idyllisch-romantischen Moosburg[28]) bei dem Biebricher Schlosse, umrauscht von alten Bäumen und den Gewässern des schwanenbelebten Teiches, hatte der Herzog ein behagliches Atelier für seinen Hofbildhauer eingerichtet, und hier entstand neben der großen Arbeit noch eine Anzahl anderer Schöpfungen, deren Besprechung seine Vielseitigkeit zeigen wird. Nachdem das Jahr 1851 ihn im März nach Berlin und Dessau sowie im November nach Paris geführt hatte, beginnt eine Zeit ununterbrochenen Aufenthalts in der neuen Heimat. 1850—1851 arbeitete er an einem „Triton“, über den uns nähere Nachrichten fehlen. Auch das Portraitgebiet erfuhr wieder liebevolle Aufnahme: so modellierte er die Büste des damaligen Prinz-Regenten von Baden Friedrich (später Großherzog Friedrich I.), des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar (S.-B. Bl. 9, zweimal), sowie diejenige des Professors Chelius[29]); das Modell eines stimmungsvollen Grab-Reliefs (Engel mit umgestürzter Fackel), an Ausdruck und Gefühlsinnigkeit von seltener Wärme, ist ebenfalls jener Epoche zuzuschreiben (S.-B. Bl. 5). Seine reiche Phantasie entwarf mit spielender Leichtigkeit die zierlichsten Gestaltungen, und die Kühnheit der Konzeption setzte oft in Erstaunen. Zu den reizendsten Gedanken dieser Art (der leider eine Realisierung nicht hat finden können) gehört: „Die Geburt der Aphrodite“; Nereiden, auf wasserspeienden Delphinen sitzend, heben sie aus dem schäumenden Meere [30]), als Brunnengruppe in einem Wasserspiel gedacht. Unter dem 8. September 1852 bot er sie Erzherzog Stephan von Österreich[31]), der gerade mit dem Ausbau des Schlosses Schaumburg an der Lahn durch Oberbaurat Boos beschäftigt war, an, jedoch es erfolgte ablehnender Bescheid.[32]) Wie Hopfgarten sich das Aphroditen-Ideal dachte, hat er in einer herrlichen Vollstatue (S.-Bl. 2, 3), welcher alle Schönheiten des weiblichen Körpers mit feinster Zartheit und Delikatesse, gehoben durch den Adel reinster Auffassung zu eigen sind, dargestellt; mit der Linken sich das Haar trocknend, hebt sie mit der Rechten in graziöser Bewegung ein Tuch herauf. Über den Verbleib der Statue ist nichts bekannt geworden.

(Schluß folgt.)

[26]) Vgl. Note 2.

[27]) In dem „Verordnungsblatt des Herzogtums Nassau“ ist von einer diesbezüglichen Titelverleihung nichts publiziert, aus dem Grunde, weil Hopfgarten nicht zu den „festangestellten“ Beamten zählte. Seubert (Allgem. Künstler-Lexikon 1882) gibt gleichzeitig mit der Ernennung zum Hofbildhauer auch diejenige zum Professor an; alle Wahrscheinlichkeit aber spricht für die Verleihung im Jahre 1855.

[28]) Errichtet als künstliche Ruine zu Anfang des 19. Jahrhunderts von Herzog Friedrich August zu Nassau.

[29]) Max Joseph von Chelius, Chirurg, geb. 1794 zu Mannheim, 1817—1864 Professor in Heidelberg, † 17. August 1876.

[30]) Hopfgartens eigene Worte in seinem Schreiben an Erzherzog Stephan von Österreich.

[31]) Früher Palatin von Ungarn, seit 1848 im Besitze der Schaumburg, † 19. Februar 1867 zu Mentone. (Vgl. Spielmann, Erzherzog Stephan, ein Lebensbild, Ems 1900.)

[32]) Erzherzog Stephan äußert sich darüber in einem Handschreiben an Oberbaurat Boos vom 12. September 1852 unter anderm: „Wäre Schaumburg Frankfurt, die Aphrodite eine zweite Bethmannische Ariadne — à la bonheur — so aber würde das Kunstwerk nur von wenigen begriffen und bewundert von Kunstkennern, aber im Verhältnis Forderungen an die innere Einrichtung des Schlosses gestellt werden, die ich nie erfüllen könnte — denn mein Hauptzweck ist: wohnlich und nicht prachtvoll“. (Das Originalschreiben wie auch Hopfgartens Gesuch sind im Besitze von Frau Oberbaurat Boos zu Wiesbaden.)

# Der Höchster Fischerstreit 1783—1788.

Von K. Wolff.

Im Jahre 1690 ward zu Höchst die Fischerzunft errichtet. Derselben gehörten auch die Fischer zu Nied als zünftige Mitglieder an, zumal sie von altersher in Gemeinschaft mit den Höchstern die Mainfischerei ausgeübt hatten. Im Juli 1783 entstand jedoch unter den Mitgliedern der Höchster Fischerzunft ein großer Streit um die Mainfischerei. Die Höchster Fischer behaupteten, das Fischrecht von der Frankfurter Grenze bis nach Kostheim allein zu besitzen; die Nieder erklärten, ihre Vorfahren hätten zu allen Zeiten dasselbe Fischrecht besessen wie die Höchster, letztere hätten ihnen die Mainfischerei nicht gegeben, könnten ihnen dieselbe auch nicht nehmen. Vor dem Vogteigericht zu Höchst kam die Sache zum Austrag, und die Nieder verloren den Prozeß. Auf ihre Appellation ordnete das Hofgericht zu Mainz eine genaue Untersuchung an, suchte auch zugleich auf einen gütlichen Vergleich hin zu arbeiten, der aber nicht zustande kam. Mit der Abfassung des rechtlichen Gutachtens ward Oberamtmann Scheppler betraut, der aus den vorhandenen Akten gar bald erkannte, daß den Niedern Unrecht geschehe. Er nahm sich daher ihrer kräftig an. Seinem ziemlich langen Bericht an das Mainzer Hofgericht lagen ungefähr folgende Gedanken zugrunde: Die Fischerei im Main war ursprünglich nur ein Recht des Landesherrn, sie ward erst später mit obrigkeitlicher Zulassung zu einer Nahrungs-

quelle in den Mainorten, woselbst sich der Fischerstand bildete. In Griesheim, Nied, Höchst, Sindlingen, den ganzen Main hinab, trieben die Fischer ihr Gewerbe. Sie hatten alle das Privileg, den Main von der Frankfurter Grenze bis nach Kostheim zu befischen. Wenn die Höchster Fischer behaupteten, allein dies Recht zu besitzen, so sei dies ein Irrtum. Als 1690 die Höchster Fischerzunft errichtet ward, wurden die Nieder Fischer förmlich und anstandslos in dieselbe aufgenommen. Das einzige Vorrecht, das die Höchster Fischer hatten, bezieht sich auf das sogenannte Bannwasser von der „Niedgalle" bis zur „Martinskirche", dort durften nur Höchster Fischer fischen. Die übrige Fischerei stehe allen Zunftmitgliedern offen, auch den auswärtigen. In den Artikeln 19 und 22 der Zunftordnung stehe geschrieben, daß keiner des Fischens berechtigt sein solle, der nicht Mitglied der Zunft sei, und daß ein jedes im Amt Höchst wohnende Zunftmitglied gehalten sei, wöchentlich zweimal den Fischmarkt in Höchst zu besuchen, ohne Erlaubnis des Marktmeisters aber keine Fische außer Lands verkaufen dürfe. Die Nieder Fischer seien zünftige Glieder der Höchster Fischerzunft, hätten wie diese zünftig lernen, sich aufdingen und lossprechen lassen müssen, hätten die Wanderjahre bestanden, das Meistergeld entrichtet und das Handwerk verschätzt. Außer dem Main hätten sie kein Fischwasser als die kleine Strecke vom Ausfluß der Nied bis zur Niedbrücke, aber auch diese Strecke befischten sie mit den Höchster Kollegen gemeinsam. Oberhalb der genannten Niedbrücke stehe die Niedfischerei der Gemeinde Nied, der Stadt Frankfurt und dem Grafen zu Solms-Rödelheim zu. Es wäre also gar nicht denkbar, daß die Nieder Fischer ehemals auf einen solch kleinen Teil des Niedflusses angewiesen gewesen seien, davon Abgaben gezahlt und der Fischerzunft zu Höchst 5 fl. fürs Aufdingen, 3 fl. fürs Lossprechen, 6 fl. fürs Meistergeld und 15 bis 20 fl. für Nebenkosten gezahlt hätten. In alten Zeiten, als die Orte Nied und Griesheim noch unter Hanau standen, seien ihre Bewohner, wie aus den Urkunden von 1645 hervorgehe, bereits des Fischens im Mainstrome berechtigt gewesen. Als dann beide Orte 1684 an Mainz und zum Amt Höchst gekommen, habe ihnen niemand den Fischfang im Main entzogen, und als 1690 die Fischerzunft in Höchst errichtet worden sei, wären die dermalen lebenden Fischer zu Nied als Meister in dieselbe aufgenommen worden. Er begreife nicht, wie man die Nieder Fischer, meist arme Leute, aus ihrem Gerechtsamen verdrängen könne. Da nun das Heil der Nieder Fischer nicht von dem Wohlwollen ihrer Höchster Kollegen abhänge, letztere den ersteren weder Zugeständnisse machen, noch Rechte nehmen könnten, so bittet zum Schluß Herr Scheppler, das Urteil des Vogteigerichts aufzuheben und die Nieder Fischer in ihren alten Rechten zu belassen. In dem auf den 16. Juli 1784 nach Höchst anberaumten Vergleichstermin erklärten die Nieder Fischer, sich mit dem Fischwasser des Mains von der Frankfurter Grenze bis zum Ausfluß der Nied zufrieden geben zu wollen. Damit waren die Höchster Zunftmeister Michel Dannhäußer und Jakob Loë nicht einverstanden. Sie erklärten durch Frankfurter, Eddersheimer und Flörsheimer Fischer bereits sehr geschädigt zu werden, sie könnten ihr Recht nicht noch mehr schmälern lassen, zumal in Höchst allein bereits 38 Fischer wohnten, eine Zahl, die sich von der Main-Fischerei kaum noch ernähren könne. Sie verlangten daher ein hofgerichtliches Urteil. Bei Fällung des letzteren im Jahre 1788 ward der Nieder Antrag von 1784 zu Grunde gelegt und demgemäß ziemlich zugunsten der Nieder Fischer entschieden. (Staatsarchiv Wiesbaden.)

# Der Graf von Geroldstein.

5) **Geschichtliche Erzählung von F. C. Jung.** (4. Fortsetzung.)

Wie gebannt lauschte Berta den Worten des jungen Ritters, und leuchtend hingen ihre Augen an seinem Munde, als er erzählte, wie Diether und er sich als Freunde gefunden hatten.

„Graf Philipp, des unseeligen Zerwürfnisses unserer Familien eingedenk, war stets bestrebt, Diether und mich getrennt zu halten und verwandte uns mit unseren Fähnlein möglichst so, daß ein Zusammentreffen vermieden wurde.

War es absolut nicht zu vermeiden, und trafen wir uns, so war unser Verkehr förmlich aber nicht unfreundlich, weshalb denn auch?

Eines Tages, wir belagerten damals gerade Molsberg, kam die Nachricht, daß der Graf von Sayn mit großer Mannschaft zum Entsatz von Molsberg unterwegs sei.

Kurz entschlossen, wie das des Grafen Art ist, rückte er dem Sayner mit dem größten Teil seiner Streitkräfte, darunter auch Diether und ich, entgegen, stellte ihn bei Montabaur, und wir griffen denselben wild und ungestüm an.

Der Feind war in der Übermacht und hielt Stand; unsere Lage ward bald bedenklich, so daß ich an die Spitze meines Fähnleins sprengte, das nun mit mir arg bedrängt und in Gefahr war, umzingelt und abgeschnitten zu werden. Von allen Seiten drang der Feind auf uns ein, und schon gab ich mich verloren, als ich plötzlich den hellen Ruf vernahm: „Drauf Luchsheimer! hie Geroldsheim!" Ich sah noch, wie hoch zu Roß ein Geharnischter, furchtbare Hiebe austeilend, an der Spitze seiner Leute sich förmlich eine Gasse durch den Feind bahnte, alles niederhauend, was sich ihm in den Weg stellte, so daß er bald an meiner Seite war, hörte noch das furchtbare Schlachtgebrüll unserer Leute: „Hie Geroldsheim! hie Luchsheim!" und drauf ging's in den Feind! Er wurde gesprengt und geworfen, floh in wilden Haufen, und auf der

Wahlstatt, reichten wir —, Diether und ich, uns die Hände.

Groß war der Jubel in uns'ren Reihen!

Der Graf dankte uns tiefbewegt vor versammelter Ritterschaft und allem Kriegsvolk. Er erwähnte der Heldentaten der Väter und der treuen Waffenbrüderschaft derselben, die die Söhne heute aufs neue geschaffen hätten. Unsere Leute wurden reichlich belohnt, und seitdem kämpfen Geroldsheim und Luchsheim immer zusammen! Auch gibt es seitdem keine treueren Freunde, als Diether von Geroldsheim und Werner von Luchsheim", fügte er mit weicher Stimme hinzu, indem er bewegt Ritter Gerold und Berta die Hand reichte.

„Nachdem nun die Fehde beendet ist", fuhr Werner fort, „ist Diether noch in der gräflichen Kanzlei von nöten, und so ist mir die Aufgabe und die Ehre geworden, mit dem luchsheimschen Fähnlein auch das Fähnlein des Herrn Ritters Gerold von Geroldsheim in die Heimat zurückzubringen, und mich der Botschaft des Grafen zu entledigen."

Das war also Ritter Werner von Luchsheim, von dessen Tapferkeit und edlem ritterlichen Wesen soviel Rühmliches verlautete, und der im Sturm sich ihr Herz erobert hatte!

Auch der Vater war von seinem ganzen Wesen eingenommen und hatte ihn augenscheinlich auch in sein Herz eingeschlossen.

Hatte er ihn doch nach beendigtem Bericht gerührt und innig erfreut an die Brust gezogen und die Hoffnung ausgesprochen, daß der neu geschlossene Freundschaftsbund und die treue Waffenbrüderschaft der Söhne auch die Väter wieder vereinen möge!

„Diether und ich haben uns gelobt, alles daranzusetzen, das unselige Zerwürfnis zu bannen und den unheilvollen Zwist beizulegen. Wir hoffen bestimmt, daß uns dies gelingen wird, da ja die feindseligen Gesinnungen nicht beiderseitig sind und mein Vater von Herzen gut und edel ist."

Mit welcher Innigkeit sie sich diesem Wunsche angeschlossen hatte! Was war es doch, was sie so eigen, so stürmisch zu dem stattlichen Ritter hinzog, vor dessen bewundernden, heißen Blicken sie so wonniglich erschauerte?

Die heimkehrenden Krieger hatte die Burgherrschaft auf der Dorfwiese festlich bewirtet, auf welcher sich bald ein fröhliches, lustiges Treiben entwickelte.

Die Trommler und Pfeifer hatten sich etwas erhöht im Grase gelagert und machten einen Marsch und und nach dieser primitiven Musik hopsten Männlein und Weiblein, gerade wie sie aus dem Felde kamen, lustig und fidel durcheinander.

Inzwischen ließ man sich an roh gezimmerten Tischen und Bänken nieder, wer keinen Platz bekam, blieb stehen, oder lagerte sich im Grase. Mächtige Krüge mit Gerstenbier [1]) wurden aufgetragen und in Trinkbecher ausgeschenkt, dazu gab's Schinken und Brot, genügend um den anspruchslosen Leutchen einen Spaß, einen guten Tag zu machen.

Als nun gar der geliebte Burgherr mit Werner und Berta unter den Leuten erschien, was als besondere Gunstbezeugung empfunden und gewürdigt wurde, war des Jubels und der Freude kein Ende.

Glaubten doch auch die Leute, das herrliche junge Paar als Vorboten der Versöhnung der beiden Häuser der von Geroldsheim und Luchsheim ansehen zu müssen.

Und als Werner ihr beim Abschied die Hand so zärtlich drückte und ihr dabei so tief in die Augen sah mit der Frage: „Darf ich wiederkommen?" was konnte sie da anders sagen als das kleine Wörtchen „Ja!"

Wie schnell war alles anders gekommen.

Noch einmal kam Werner und dann nicht mehr! Der junge, kaum geschlossene Herzensbund war zerrissen. Werner war in die weite Welt gegangen, sie selbst durch die vermeintliche Untreue des Geliebten erkrankt und dem Tode nahe gewesen, bis Diether die Wahrheit an den Tag brachte und ihr dadurch das Leben wieder gab.

Langsam genas sie wieder, und so lebte sie in der Hoffnung, daß es den Bemühungen und Nachforschungen Diethers gelingen werde, den Aufenthaltsort des Geliebten zu ermitteln und ihn zu ihr zurückzubringen.

Und nun der hochherzige Entschuß ihres Vaters!

Mußte er ihr nicht die Hoffnung geben, daß sich noch alles zum Guten wenden und sie bald mit ihrem geliebten Werner vereinigt sein würde?

Unter diesen hoffnungsvollen Gedanken verging die Zeit des Wartens, und der Bote mußte nun bald zurück sein.

Auch der Vater und Bruder waren eben voll größter Spannung auf den Söller hinausgetreten, von dem man den Weg bis zur nächsten Krümmung überschauen konnte.

Da! ein Reiter sauste um die Ecke; das war kein Ritt, ein Rasen war's.

Es war der Knappe Wolf, der Bote, der mit verhängtem Zügel einherjagte und eben auf schaumbedeckten Pferd im Burghofe einritt.

Atemlos stürmte er inden Rittersaal, wo der Schloßherr mit seinen aus allen Himmeln gefallenen Kindern ihn erwartete.

Der Knappe überreichte hier den zusammengeballten Brief, den, wie wir das im Eingang unserer Erzählung bereits gesehen haben, der ergrimmte Ritter Udo von Luchsheim ihm ungelesen an den Kopf geworfen hatte mit den Worten: „Scher' dich zum Teufel und melde das deinem Ritter Gerold von Geroldsheim als meine Antwort."

Tief erschüttert vernahmen die Geschwister diese Schreckenskunde.

[1]) Die Bierbereitung war damals sehr einfach. Jeder braute es sich selbst. Gerste, Korn oder Weizen wurden gemahlen und mit wildem Hopfen zusammen tüchtig gekocht und in der warmen Küche vergären lassen. Dann sonderte man die Hefe ab und stellte die Brühe in dickbauchigen Krügen, die man mit Schweinsblase zuband, bis zum Hals in die Wisper zum Kühlen, wo das Bier bis zum Gebrauch verblieb. Wenn es auch nicht so hell war wie heutzutage, was man übrigens auch nicht sehen konnte, da man dazumal noch aus Holz oder irdenen Gefäßen trank, es schmeckte doch, und ein Räuschchen konnte man davon bekommen so gut wie heutzutage.

Das war der Bruch, der Fehlschlag ihrer Hoffnungen, das war die Zerstörung ihres Lebensglückes.

Doch, stolz und mannhaft trat der Sohn auf den Vater zu, und beide Vertreter des tiefbeleidigten Geschlechtes derer von Geroldstein reichten sich stumm die Hände.

Gerold von Geroldstein reckte seine hohe Gestalt! Tatkraft, Mut und Entschlossenheit leuchtete aus seinen Augen, und mit fester Stimme befahl er dem Knappen: „Sende mir den Burgvogt, Wolf!"

Die heftig weinende Berta war von Diether inzwischen ins Frauenzimmer geleitet worden, wo die gänzlich Fassungslose mit Hilfe der Frauen, so gut es ging, beruhigt und getröstet werden sollte.

Als Diether wieder im Burgsaal eintraf, hatte sein Vater dem Burgvogt Wolf, der bereits in der Vorhalle der Befehle seines Herrn gewartet hatte, schon die nötigen Anordnungen gegeben. Dabei hatte er einer augenblicklichen Eingebung folgend, den verhängnisvollen Brief in der Truhe geborgen.

Der Burgvogt enteilte, und kurze Zeit darauf schlich sich bereits des Burgvogts Sohn, Knappe Wolf, mit einigen zuverlässigen Mann auf gedeckten Pfaden durch den dichten Wald in der Richtung nach der Luchsburg davon.

Sie hatten den Befehl, die Luchsburg von zwei Seiten aus genau zu überwachen und alles Verdächtige sofort zu melden.

Und nun begann auch schon der Auszug der Bewohner von Geroldsheim in die Burg, und während der erfahrene, umsichtige Burgvogt die Bergungsarbeiten leitete und der Burgherr der Burgbesatzung die nötigen Anweisungen gab, war Diether bereits mit der Abfassung eines genauen Berichtes an den Landesherrn beschäftigt, der um die nötige Unterstützung und Schlichtung des Streites gebeten wurde.

Vater und Sohn hatten darauf noch eine lange Beratung, und sie hatten dabei einen Plan ersonnen, dem Luchsheimer einen Streich zu spielen, von dem dieser und die Ritter, die sich bereits in der Luchsburg zusammengefunden hatten, sich natürlich nichts träumen lassen konnten.

Inzwischen hatte sich im innern verdeckten Burghofe bereits die waffenfähige Mannschaft gesammelt; aus der wohlversehenen Rüstkammer wurde das Rüstzeug herausgeschleppt, und die Mannschaften wurden sofort eingekleidet.

Bald standen sie in langen, wohlgeordneten Reihen und Abteilungen.

Es war im ganzen genommen, eine stattliche Streitmacht, und als Vater und Sohn, die nach einer Weile in blinkender Rüstung auf ihren feurigen Schlachtrossen im Burghofe erschienen, diese wohlgeordneten kriegerischen Scharen erblickten, die ihnen begeisterte, stürmische Zurufe darbrachten, da leuchteten die Augen der Ritter freudig auf. Hier hatten sie den Lohn für die milde, väterliche Behandlung ihrer Untergebenen, von denen jeder für ihren geliebten Herrn und zur Verteidigung seiner Burg freudig sein Leben einzusetzen bereit war.

Noch ein Händedruck, ein letztes Lebewohl der oben am Fenster winkenden Schwester Berta, ein lauter Gruß den Leuten, und Diether trabte an der Spitze seiner reisigen Abteilung den Burgweg hinunter nach Gladeneck zu, wo man, durch einen Eilboten bereits benachrichtigt, unter Leitung des umsichtigen Burgvogtes Winebak gewiß auch schon ebenso wie auf der Burg Geroldstein, bereit und gerüstet war, dem Feind einen warmen Empfang zu bereiten.

## V.

### Die Verschwörung.

Udo von Luchsheim hatte, wie wir am Eingang unserer Erzählung bereits gesehen haben, gleich nach der Entfernung des Geroldsteiner Knappen, die Ritter der benachbarten Burgen, seine Freunde, mit denen er schon längst wegen des Geroldsteiners Beratungen gepflogen hatte, zu sich entbieten lassen.

Die Burg Kammereck lag etwa drei Viertelstunden weiter unten im Tale nach Lorche zu, die Vitsburg dagegen in einem Nebentale, das beinahe am Fuße der Kammereck, da, wo die Burgmühle belegen war, in das Tal der Wisper einmündet.

Die Burg Dickenstein aber lag am Ausgange eines Nebentales, das etwas oberhalb der Burg Geroldstein von links (dem Lauf der Wisper nach von rechts) in das Tal der Wisper einmündet.

Weiter oben im Tale lag noch eine mächtige Burg, der Riesenstein, dessen Besitzer dem Geroldsheimer ebenfalls nicht hold war, den aber Udo von Luchsheim und seine Mitverschworenen nicht mit in den Bund haben wollten, weil er ein roher, wüster Patron war, der an den wehrlosen Bauern und sogar auch in seiner eignen Familie die größten Schandtaten verübte. Auch glaubten sie mit ihrer vierfachen Macht allein mit dem Geroldsteiner fertig zu werden.

„Nein, wir wollen mit diesem jungen Teufel nichts gemein haben", erklärte eben Udo von Luchsheim den bereits erschienen Rittern Wentzel von Kammereck und Veit von Vitzheim.

„Ist auch meine Meinung," bestätigte Veit von Vitzheim, ein Mann mit nicht gerade gewinnenden Gesichtszügen, umsomehr als ihm ein Auge fehlte, das er im Kampfe eingebüßt hatte; „seine Macht wäre uns ja schon willkommen, doch bin ich der Ansicht, daß unsere vereinigten Streitkräfte vollkommen genügen werden, Geroldstein zu bezwingen."

„Genügt vollständig", bestätigte eifrig Wentzel von Kammereck, ein noch sehr jugendlicher Herr, dessen glattes Gesicht noch keine Narben aufwies, und der sich anscheinend erst noch die Rittersporen verdienen mußte. „Wir müssen nur schnell über ihn kommen, dann werden wir ihn zerschmettern."

Udo von Luchsheim lächelte im Stillen über den siegesgewissen jungen Helden; er wußte, daß, wenn Gerold von Geroldstein noch der Alte war, er sich so leicht nicht zerschmettern ließ. Natürlich gegen ihre vierfache Macht und besonders, wenn sie überraschend über ihn kamen, mußte er unterliegen.

„Ja", sagte Veit von Vitzheim, „schnell müssen wir handeln, dann ist der Geroldsteiner geliefert."

Die Ritter waren einig in dieser Zuversicht. Sie wußten ja nicht, daß gerade noch vor ihrer Ankunft auf der Luchsburg von zwei verdeckten Stellen der umliegenden dicht bewaldeten Höhen aus, aufmerksame Augen alle Vorgänge auf der Burg beobachteten, und ihre Anwesenheit auf ihr bemerkt, ja,

vielleicht jetzt schon auf Geroldstein gemeldet worden war.

Hätte erst Udo von Luchsheim geahnt, welch kühnen Schachzug die beiden Geroldsteiner gegen ihn vorhatten, dann hätte er sicher nicht Befehl gegeben, daß alle Mannen, bis auf eine geringfügige Besatzung, sich zum Fehdezug bereit zu machen hätten.

„Ohm Dick bleibt lange“, knurrte er eben in den Bart; „wäre er über Espenscheidt gekommen, dann müßte er bereits hier sein.“

„Ist auch meine Meinung“, bemerkte darauf der Bitzheimer, „aber seitdem er vor Idstein den mächtigen Hieb auf den Schädel erhalten hat, ist er so schwerfällig geworden wie ein Regenfaß!“

„Auch hier, meine ich“, sagte Wentzel von Kammereck, indem er eine bezeichnende Gebärde nach dem Kopfe machte. Er war kein besonderer Freund des Dickensteiners, der sich ein Vergnügen daraus zu machen schien, stets das Gegenteil von dem zu vertreten, was er — der Kammerecker — meinte, und ihm in seiner besonnenen, bedächtigen Weise mit besonderer Vorliebe dann stets seine jugendliche Unerfahrenheit vorzuhalten pflegte.

Es hatte dabei schon mehrfach Streit zwischen den beiden so verschiedenartigen Charakteren gegeben; doch hatte Udo von Luchsheim stets zur richtigen Zeit interveniert, bis auf das letzte Mal, als der Dickenscheidter derart in Wut geraten war, daß er dem Kammerecker einen vollen Humpen nach dem Kopfe warf.

(Fortsetzung folgt.)

## Miszellen.

E. S. **Die Schlacht bei Ried am 5. August 1246.** Der Hohenstaufe Friedrich II. gehört zu den deutschen Kaisern, die die großen Aufgaben diesseits der Alpen zum großen Teil übersahen, um ihren Lieblingsplänen in Welschland nachzuhängen. — So ging er nach dem glänzenden Reichstage von Mainz 1235 nach Italien, um den Kampf gegen das Papsttum aufzunehmen; dafür traf ihn der Bann. Ohne seine Kämpfe in Italien beendet zu haben, mußte er 1237 nach Deutschland zurückkehren, um seinen zweiten Sohn Konrad in Wien zum Nachfolger wählen zu lassen. Von neuem wandte sich der Kaiser nach Italien, während er das Deutsche Reich Konrad überließ, der in Rothenburg in Schwaben saß und von da aus regierte. Auf Veranlassung des Papstes erstand Konrad ein Gegenkönig in Heinrich Raspe, Landgraf von Hessen und Thüringen, der in Würzburg gewählt wurde. Letzterer schrieb bald nach seiner Wahl einen Reichstag nach Frankfurt aus, dem Konrad in der Weise begegnete, daß er in Frankfurt eine bedeutende Heeresmacht vereinigte. Der Landgraf raffte natürlich auch seine Macht zusammen, und er war im Vorteil, denn ihm stand als mächtigster Verbündeter zur Seite, der Herr der Kirche. Der Papst hatte nämlich allen Teilnehmern am Kampfe einen Ablaß zugesichert und ihnen erlaubt, das Kreuzeszeichen tragen zu dürfen. Mutig griffen die Kreuzsoldaten Konrads Truppen bei dem Dorfe Ried, unweit Höchst, eine Meile von Frankfurt a. M. am 5. August 1246 an und schlugen nach kurzer Gegenwehr den Feind aus dem Felde. Frankfurt öffnete sofort dem Sieger die Tore, und dieser nahm 25 000 Pfund Silber in Empfang, die ihm „Pabist Innocentius aus Venedig sandte“. Nur kurz war die Freude des Siegers; er starb bald danach auf der Wartburg nach Genuß eitelen Glükkes, das Titel und Sorgen eines Königs gewähren.

J. B.-G. **Eine Eheberedung anno 1627.** **In nomine sacrosanctae Trinitatis.** Auf heute bin ich zu End bemeldeter auf Erfordern Herr Magister Heinrich Blumen, gewesener Pfarher zu Massenheim, zu samt seiner jetzigen Frauen Elisabeth in seiner Behausung zu Eppstein erschienen und mir hiermit zu vernehmen gegeben, wessen Gestalt er seine Hausfrauen bekommen und zur Ehe genommen, versprochen und vermacht hat, erstlich anzeiget, daß er ihr 100 Gulden vermacht habe, den Gulden zu 30 Albus gezählt, item noch 5 Malter Korn Mainzer Maß, item ein Ohm Wein und ein geschlacht Schwein, item 5 Gulden an Geld und daneben 30 und 7 Gulden Geld, welches sie ihm geliehen und vorgestreckt hat, solches obgemeldt soll ihr, sobald ich mit Tod abfahren werde, welches in dem Willen Gottes steht, von meinen Kindern gereicht werden soll, welches sie für ihr Eigentum haben und erblich ihr sein und bleiben soll. Hierwider soll weder geistlich noch weltlich Recht tun. Zum andern derweil denn meine jetzige Hausfrau, welches ich Magister Heinrich selbst erkennen kann, viel Mühe und Arbeit mit mir hatte und haben muß, also soll ihr dieweil sie lebt, von meinen Kindern gereicht werden: 4 Malter Korn. Diese Eheberedung soll nun hierfüro zwischen mir obgemeldtem Magister Heinrich Blumen also strikt und fest gehalten werden, und da jemand aus meinen Erben diese Eheberedung disputieren und nicht halten will, soll er seines Erbteils ganz und gar entlassen sein. was ferner diese 4 Malter Korn anlangt, sollen sie, sobald als sie Gott von dieser Welt abfordern wird, wiederum auf Magister Heinrich Blumen Erben verfallen sein, welches dann Magister Jakob Blum, Pfarher zu Massenheim, unterschrieben, geschehen den 19. Augusti anno 1627. Jakob Dietz, Schultheiß zu Eppstein und andere.

J. B.-G. **Soldatenlöhne im dreißigjährigen Krieg.** Während des großen Krieges hatten die nassauischen Untertanen häufig unter Einquartierungen zu leiden, für welche sie enorme Opfer bringen mußten. Als Beleg hierfür gaben wir ein Regulativ wieder, das 1623 dem Grafen von Nassau zuging und bestimmte, daß in den Winterquartieren wöchentlich zu beziehen habe: ein Obrist 200, der Obrist-Leutnant, dessen Kompagnie in Haiger lag, 150, der Major 50, der Obrist-Quartiermeister 50, der Proviantmeister 20, der Kapellan 10, der Sekretarius 10, der Profoß mit den Seinigen 30, der Rittmeister 80, der Leutnant 30, der Kornet 20, der Quartiermeister 10, der Trompeter, der Fourier, der Feldscherer, der Fahnenschmied und der Korporal je 4 und der gemeine Reuter 2 Rchtlr. In Ansehung des Weins und des Brotes für die Offiziere sollte etwas Gewisses verglichen werden; die Reuter aber sollten nach Notdurft Fleisch und Bier von ihren Wirten unentgeltlich erhalten und überhaupt alles mit Hafer, Heu und Stroh gehörig versehen werden. Außer dem baren Gelde mußte den Offizieren alles, was sie verlangten, in Küche und Keller geliefert werden. Wie hoch sich diese Leistungen beliefen, ersieht man daraus, daß dem Obrist-Leutnant in Haiger geliefert wurden wöchentlich 280 Pfund Rindfleisch, 3 Kälber, 3 Hämmel oder Schafe, 6 Gänse oder Enten, 14 Hühner, 200 Eier, 20 Maß Butter, Wein, Bier und Gemüse so viel wie nötig war und für Gewürz, Essig und Konfekt 10 Rchtlr.; Freitags mußte die Küche mit Fischen versehen werden. Der Rittmeister bekam fast ebensoviel, und der Leutnant bekam 2 Kälber, 2 Schafe, 7 Hühner, 4 Gänse, 100 Eier, 12 Maß Butter, 6 Rchtlr. für Konfekt und Wein. Der Kornet bekam 1 Kalb, 1 Schaf, 5 Hühner, 3 Gänse, 50 Eier, nebst dem Getränk an Wein und Bier 8 Maß. Der Unteroffizier bekam 1 Kalb, 1 Schaf, 5 Hühner, 30 Eier und 6 Maß Butter nebst Brot und Bier. Drei Kompagnien, welche 1623 in Dillenburg lagen und 300 Mann zählten, verursachten monatlich 15 000 Gulden an Unkosten, und wenn man den baren Sold hinzurechnete, so belief sich der Betrag auf 60 000 Gulden.

E. S. **Jugend von ehedem.** Wir leben in einer Zeit, in der man in vielen Kreisen an Schwarzseherei leidet, besonders so weit es sich dabei um die liebe Jugend handelt, von der man behauptet, sie sei verderbter als je. Daß sie vor Zeiten auch nichts getaugt hat, beweist uns eine Verordnung der Dillenburger Landesregierung aus

dem Jahre 1787, in welcher es also heißt: Um der überhandnehmenden Zügellosigkeit, dem Müßiggange und dem Freveln eines großen Teils der hiesigen Jugend in und außer der Stadt desto wirksamer Einhalt zu tun, ist verfügt worden, daß die Unterpolizeibedienten, einschließlich der Feld- und Gartenschützen, auf die müßig herumlaufenden, Mutwillen und Frevel treibenden Kinder, wessen Standes sie auch seien, ein wachsames Auge halten, selbige nach Hause weisen und dem Schullehrer zur Züchtigung oder dem Fürstlichen Amte zur weiteren Verfügung anzeigen. Eltern und Vormünder, die bisher die Zucht der Kinder verwahrlost haben oder in Zukunft versäumen, werden an die ihnen obliegende teure Pflicht nicht nur allen Ernstes erinnert, sondern auch zugleich gewarnt, ihre Kinder von dem Straßenlaufen und Müßiggange als der Grundlage des Mutwillens und Frevelns und aller Laster ab und zu Hause zum Lernen und zur Arbeit, welche allenfalls der hiesige Spinnmeister zu verschaffen angehalten ist, anzuhalten, widrigenfalls sie sich die entstehenden Folgen, Schäden und Kosten selbst beizumessen haben.

E. S. **Der wissensdurstige Schullehrer.** Im Dillenburger Wochenblatte vom 18. Sept. 1773 veröffentlichte ein nassauischer Schullehrer, dem sein Bildungsgrad nicht genügte, folgende Bitte: Ein Schulmeister auf dem Westerwalde, der zimmlich schön schreiben kan, möchte sich auch im rechtschreiben üben und hierdurch den Weg zu einer Gelegenheit bahnen, bei welcher er auch wol schreiben oder seine Gedanken richtig ausdrücken lernen könne. Er möchte zu dem Ende gern Gottscheds ausführliche Sprachkunst mit Gelegenheit doch bald kaufen. Er sucht jedoch die neueste Ausgabe, wie sein Geschmack ganz neu ist. Wer sich dieses Schulmeisters gegen baare Bezahlung annehmen will, beliebt das Buch an die Ausfertigung des Blattes zu senden.

# Theater zu Wiesbaden.

### Hoftheater.

* **Gewißheit.** Schauspiel in 1 Akt von Georg Hirschfeld. Zum ersten Male wiederholt am 18. Februar. Auf einsamer Schären-Insel an der Ostküste Schwedens, harrt Frau Karin Hedengrin, die Gattin des kühnen Nordpolfahrers, seit 10 Jahren seiner Rückkehr; lange schon ist sie ohne jegliche Nachricht. Da klingt im tiefsten Innern ein Ton der Resignation in ihrer Seele an — sie will es sich selbst nicht gestehen — doch im Gespräch mit ihrer Schwiegermutter Frau Berta zeigt sich der Gegensatz: die alte Frau glaubt, daß der Sohn ruhmgekrönt als Entdecker des Nordpols wiederkehren werde. Frau Karin hofft wohl auch; aber — sie ist doch himmelweit von dem fanatischen Glauben der alten Dame entfernt. Direktor Stensdorf, Freund des Hauses, versteht mit zündender Dialektik die Seele der jungen Frau zu beunruhigen; er stellt ihr vor, wie nutzlos es sei, ihr Leben so zu vertrauern; der Gatte habe seine Pflichten gröblich vernachlässigt, indem er die Phantome seines Ehrgeizes höher setzte als das stille Familienglück. Erst verteidigt Frau Karin den geliebten Mann; schließlich bricht sie, erschüttert von der Wucht der Argumente Stensdorfs und innerlich ihm Recht geben müssend, weinend zusammen. Die schreckliche Enttäuschung, die er voraussagte, sie soll überraschend schnell eintreten. Admiral Arnoldsen überbringt der unglücklichen Frau die Kunde, ihr Mann sei aufgefundenen Nachrichten zufolge, schon seit einem Jahre tot, doch sein „Tagebuch“ sei gerettet; es weise aus, daß er den Nordpol wirklich erreicht habe. Ganz Schweden feiere in ihm den großen Helden. Da bricht Frau Karin in bittere Klagen aus — sie wiederholt fast Stensdorfs Anschauungen. Doch die vernünftige, ernste Zurede von Admiral Arnoldsen weist sie auf ihre hohen Pflichten als Gattin eines solchen Helden, als Mutter seiner Kinder hin; ihm, seinem Gedächtnis will sie sich weihen. Eine hehre Läuterung ist über sie gekommen, alle Schwäche flieht. Noch einmal, in diesen Momenten heißesten Ringens naht sich Stensdorf, der Versucher; er gesteht seine Liebe, er sucht ihre opferwillige Entsagung zu erschüttern. Doch umsonst: Frau Karin bleibt fest, und ihre Seelengröße zeigt das Weib, dessen hingebende Liebe über den Tod hinaus triumphiert, das „in memoriam“ seinen Lebenszweck erfüllen will. — Frl. Eichelsheim brachte die vielen Feinheiten der Rolle treffend zur Geltung; auch Frl. Santen verstand die Eigenart der Persönlichkeit Bertas scharf zu charakterisieren. Herr Tauber verkörperte den weltgewandten Stensdorf mit anerkennenswerter Geschicklichkeit. Admiral Arnoldsen, der ruhige, ernste Seemann wurde von Herrn Leffler mit ernster, gediegener Würde gegeben. Die Regie lag in den bewährten Händen des Herrn Dr. Oberländer. Starker Applaus lohnte die Mitwirkenden. — Als zweite Gabe des Abends wurde Otto Dorns Spieloper „Die schöne Müllerin“ geboten. Ein reizendes Kabinettsstückchen, so recht im Geiste des 18. Jahrhhunderts. Zierlich, fein, frisch, dabei graziös tänzelnd und prickelnd. Ganz so ist die Musik, reich an Schönheiten, geistvoll vorgetragen, nirgends ermüdend; feiner Humor schillert überall durch. Dieses Spiel von Koketterie und Flirt führt uns einen alten Grafen vor, der an die niedliche Eva (die Müllerin) sein Herz verloren. Doch die Kleine scherzt nur mit ihm; in Wirklichkeit hat ihr's Adam, der Müllerbursche, angetan. Und nun entspinnt sich eine Reihe von köstlichen Abenteuern. Die hübsche Gräfin verdreht mit ihren leuchtenden Augen dem guten Adam den Kopf; beim Menuett überrascht die Müllerin beide, da geht es dem Armen schlecht. Noch weniger Glück hat der alte Graf mit seinem „Liebeswerben“. Geschickt weist ihn das kokette Mädel ab; da schreibt er ein fein stilisiertes Brieflein: Rendezvous in der Mühle am Abend mit Souper! Adam läßt diese Einladung der Gräfin schicken. Während der alte Don Juan, von dem Müllerburschen eingeschlossen, zusehen muß, wie sich Adam und Eva an dem Mahle vergnügen, erscheint die Gräfin. Allgemeine Versöhnung, das Frauchen verzeiht galant; Adam und Eva werden ein Paar. Diese niedlichen Szenerieen fanden eine entsprechende musikalische Ausgestaltung, welche ihnen erst Leben und die rosige Frische des Rokoko einhauchte. Frau Hanger sang und spielte das gräfliche Püppchen mit charmanter Pikanterie, während Frau Hans-Zoepffel als „schöne Müllerin“ alle Seiten weiblicher Koketterie, verbunden mit anziehender Naivität offenbarte. Herr Hensel als Graf wußte dieser Rolle voll gerecht zu werden; auch der schlaue Adam des Herrn Rehkopf gelang vorzüglich. Die Künstler ernteten reichen Beifall. Unsere Hofbühne hat mit dieser neuesten Schöpfung unseres einheimischen Komponisten eine entschieden günstige Akquisition gemacht. — Die **Slavische Brautwerbung,** Tanzbild von Graeb-Hertel, bildete dank der schönen Einstudierung unserer Ballettmeisterin Fräulein Balbo einen würdigen Abschluß.

### Residenztheater.

+ **Panne,** Lustspiel in drei Akten, von Richard Skowronnek. Zum ersten Male am 15., zum dritten Male am 18. Februar. — Aktuellität ist die Losung und daneben: schwankhafte Behandlung der Lustspiele. Auch R. Skowronnek, der beagbte Masure, huldigt dem Zeitgeschmacke. Ein Hamburger Millionär, seine Tochter und ihr aufgedrängter Bräutigam erleiden einen Automobilunfall (Panne) und finden Zuflucht beim braven Erben eines verschuldeten Grafensitzes. Die Situation wechselt und verwickelt sich derart, daß schließlich der erste Bräutigam den Laufpaß erhält und der Gutsbesitzer, ein Leutnant der Kavallerie, als „Richtiger“ (der „bekannte Richtige“) an seine Stelle tritt. Das Stückchen ist mit guter Technik verfaßt, und über die Komik der Situationen läßt man die minderwertige Behandlung der Charaktere vergessen. Also ein tatsächlicher Sprung ins Schwankgebiet zum größten Gaudium der Menge, die an Vertiefung keinen Gefallen findet. Darum wird auch „Panne“, wie sie's schon getan hat, volle Häuser machen. Die Inszenierung durch Dr. Rauch war sehr gut, und die Darsteller glänzten in ihren Rollen. Den ollen Hamburger gab Herr Bertram, die liebebedürftige Tochter Frl. Blanden, den abgedankten Bräutigam Herr Bartak, den erobernden Leutnant Herr Hetebrügge. Auch die anderen Künstler waren ganz im Fahrwasser, das ja, wie gesagt, im Schwank nicht tief ist.

## Literatur.

*** Erzählungen aus der Pfarrchronik und dem Volksleben.** Von G. Lehr. 112 S. Weilburg, H. Zipper. — Der Verfasser ist den Lesern der „Nassovia" durch mehrere interessante Beiträge bestens bekannt. In der vorliegenden Schrift schildert er ein gutes Stück Leben eines nassauischen Landpfarrers mit den Leiden und Freuden, die damit verknüpft sind: Lehrjahre, Wanderjahre, Prüfungszeiten. Eigenes Erlebnis und Chronikalisches ist miteinander verwoben; Wir lernen die Schicksale aller L'er (genannt Berghausener) Pfarrer kennen. Ferner tun wir Blicke in das Kirchenleben und kirchliche Leben der Vergangenheit und Gegenwart, erfahren namentlich von den mancherlei Streitigkeiten, die im Inneren keiner Gemeinde ausbleiben. Aber über all das wird leidenschaftslos berichtet. Neben der Kirche steht die Schule; auch ihr wird die verdiente Beachtung geschenkt. Schließlich wird auch das politische Gebiet gestreift. Die hübsche, in sich organisch verbundene, in gemütvollem Plaudertone gehaltene Darstellung möge im Nassauerland eine freundliche Aufnahme finden.

## Neues aus Nassau.

Nassauisches Militär-Museum. Der bevorstehende Museums-Neubau hat Herrn Oberstleutnant Wilhelmi den Anlaß gegeben, der Stadtverwaltung die Errichtung eines Museums der ehemaligen nassauischen Truppen (1800—1866) in dem neuen Gebäude vorzuschlagen. Wie die Idee von dem Magistrat sofort beifällig aufgenommen wurde, so wird sie zweifellos auch in ganz Nassau, insbesondere bei den ehemaligen nassauischen Soldaten freudig begrüßt werden. Um dem beabsichtigten Ziele näher zu kommen, wird vorgeschlagen, auf drei Punkte besonderes Gewicht zu legen: 1. auf das Sammeln von Waffen, Uniform-Ausrüstungsstücken und Armee-Material in Originalen oder Nachbildungen, insbesondere des Artillerie-Materials in kleinen Modellen, 2. auf das Beschaffen von Bildern, welche die Uniformen nassauischer Truppenteile darstellen, sowie von Portraits hervorgetretener Angehöriger dieser Truppenteile, 3. auf Auslegen und eventuell Neuanfertigung von Plänen, Ansichten und Bildern, welche sich auf die hervorragenden Ereignisse in der Geschichte der nassauischen Truppenteile beziehen oder mit ihnen irgendwie in Zusammenhang stehen. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß in manchen Familien noch derartige zur Vervollständigung des im Museum bereits vorhandenen Bestandes geeignete Stücke vorhanden sind, ebenso, daß diese bereitwilligst zur Verfügung gestellt werden. Da anzunehmen ist, daß von den Bekleidungsstücken wenig mehr vorhanden ist, so wird vorgeschlagen, nach vorhandenen Bildern oder der Erinnerung von Personen möglichst getreue Nachbildungen zu machen und lebensgroße Figuren mit den verschiedenen nassauischen Uniformen zur Aufstellung zu bringen. Bei den Plänen und Bildern wird in erster Linie gedacht an die ruhmreichen Kämpfe der nassauischen Truppen in den spanischen Feldzügen, ihre erfolgreiche Beteiligung an der Schlacht bei Waterloo, an das Strandgefecht bei Eckernförde, an die Manövergelände und Übungslager, endlich auch an andere Gegenstände, die geeignet sind, die Art und Weise militärischer Ausbildung und des Dienstbetriebs zu veranschaulichen. — Erwünscht ist, daß diejenigen Personen, welche derartige Gegenstände besitzen oder von deren Vorhandensein Kenntnis haben, hiervon dem Museumsdirektor Professor Dr. Ritterling zu Wiesbaden, Friedrichstraße 1, Nachricht geben. — (Es ist Ehrenpflicht aller Nassauer, die Sache zu unterstützen. D. H.)

Kaspar Kögler, nächst Ludwig Knaus der älteste der nassauischen Maler, hat am 12. Februar seinen 70. Geburtstag gefeiert. Der Meister ist 1838 zu Molsberg auf dem Westerwalde geboren, ein Schüler Moritz v. Schwinds, hervorragend besonders im dekorativen Kunstgemäldefach. Die Wand- und Deckengemälde im Ratskeller, Theater und Kurhaus zu Wiesbaden werden sein Andenken rühmlich erhalten. Kögler wohnt in Wiesbaden seit 1869 und hat auch eine Wiesbadnerin zur Frau. Möge ihm ein freundlicher Lebensabend beschieden sein.

Der Kaiser hat die Automobilrennbahn Grävenwiesbach—Oberursel noch nicht genehmigt, da er alle Stimmen für und wider hören will.

Demnächst beginnt der Bau der dritten katholischen Kirche im Südend von Wiesbaden durch Professor Becker in Mainz. Kosten: rund 300 000 Mark für den Rohbau.

Mit dem 1. Mai wird Kaub Vollstation für Dampfer der Köln-Düsseldorfer Rheinschiffahrtsgesellschaft.

Der Verkauf des Höchster Schlosses und des Mainzollgebäudes an die Familie v. Brüning ist vom Kaiser genehmigt worden.

Am 27. April wird zu Elfeld das Königliche katholische Lehrerinnenseminar eröffnet.

In Herborn ist eine Rechtsauskunftsstelle errichtet worden.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**März.**

**6. 1594.** Graf Albrechts von Nassau-Weilburg Söhne, Ludwig II., Wilhelm und Johann Kasimir, teilen und mutschieren. Ludwig aber überlebt alle und beerbt sie, ebenso seinen Oheim Philipp IV. und die Idsteiner Linie, so daß er 1605 alle walramischen Länder vereinigt.

**6. 1637.** Die Herrschaft Wiesbaden mit Sonnenberg huldigt dem Kurfürst-Erzbischof von Mainz, dem sie vom Kaiser zugeteilt wurde. Die mainzische Herrschaft dauerte bis 1646; dann kamen die Gebiete an Nassau-Idstein zurück.

**7. 1809.** Fürst Friedrich Karl von Wied-Neuwied stirbt. Geboren am 25. XII. 1742 als Sohn des Grafen Alexander und seiner Gemahlin Karoline von Sayn-Hachenburg-Kirchberg, trat er 1791 die Regierung an, wurde aber bald zeitweilig unter Kuratel gestellt, dankte 1802 ab und lebte zu Freiburg i. Br., wo er auch verschied.

**8. 1835.** Geheimrat und Generaldomänendirektor Ludwig von Roeßler stirbt zu Wiesbaden. Geboren war er am 15. März 1785.

**9. 1801.** Dr. Karl Wilhelm Schultz, Kirchenrat, Dekan und Stadtpfarrer zu Wiesbaden wird zu Hachenburg geboren. Er starb am 4. IV. 1856 zu Wiesbaden. (Vgl. „Nassovia" Nr. 10 von 1906.)

**12. 1876.** Ein mächtiger Zyklon richtet im Rheinischen und Nassauischen (wo zugleich der Rhein Hochwasser führte) arge Verheerungen an.

## Briefkasten.

**W. S. in D.** Das bewog uns auch mit zur Annahme des Aufsatzes über die Lahnschiffahrt: „man lernt so allerhand über die allgemeinen Zustände jener Zeit nebenbei", wie Sie richtig bemerken.

**F. K. in E.** Als Buchhändlerabonnent können Sie, wie bereits verschiedentlich von uns mitgeteilt, nicht immer auf pünktliche Zustellung der „Nassovia" rechnen. Die Buchhändler beziehen über Leipzig; der dortige Kommissionär läßt da manchmal liegen; dann tritt vier- oder gar achttägige Verspätung ein. Expedition und Buchhändler können nichts dafür, und ein Appell an die Redaktion nützt auch nichts.

**Dr. S. W. in H.** Die jüngste Stadt in Nassau ist Biebrich. Im Jahre 1891 wurden die beiden Dorfgemeinden Biebrich und Mosbach zu einer Stadtgemeinde unter dem Namen Biebrich vereinigt.

**G. K. in D.** Jetzt ist's das Richtige. Kommt demnächst.

**Redaktionsschluß: 25. Februar.**




№ 6. Wiesbaden, den 16. März 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



# In die Wälder!

In die Wälder will ich tauchen,
Auf die Berge will ich geh'n,
Wo die Essen friedlich rauchen
Und im Forst die Tannen steh'n.

Denn mich quälet das Getriebe
Dieser aufgeschwoll'nen Stadt,
Dieser Kampf um Haß und Liebe,
Dieses ew'ge Nimmersatt!

Will zum selbstzufried'nen Bauer
Setzen mich auf eine Bank,
Und mit meinem Herz voll Trauer
Singen seinen Lobgesang.

Will mit ihm den Acker pflügen,
Sä'n und ernten auf dem Feld,
Mit ihm aufsteh'n, mit ihm liegen
In der schönen Gotteswelt . . . .

Und mir armen Großstadtkranken
Klärt sich dann der trübe Blick,
Und es spinnen die Gedanken
Sich zur Ewigkeit zurück.

Werde dann vielleicht vergessen,
Daß noch and're draußen sind, —
Bis mir unter den Zypressen
Dieses Leben leis verrinnt. —

Wo die Essen friedlich rauchen,
Wo im Forst die Tannen steh'n: —
In die Wälder will ich tauchen,
Auf die Berge will ich geh'n!

# Sein und Schein.

Wie die Dinge sind,
Wie die Dinge scheinen,
Wirst du, armes Menschenkind,
Nimmermehr vereinen. —

# Lebenskampf.

Im Kampfe magst du unterliegen,
Beraubt auch um das letzte Glück;
Ein Bettler — wirst du dennoch siegen,
Find'st du dich zu dir selbst zurück.
Endgültig nur verloren ist,
Wer auf sich selber ganz vergißt.

Franz Woas.

# Die Entwicklung der Lahnschiffahrt bis 1810.

6) Von Ernst Goebel. (Schluß.)

Es erweckt überhaupt den Anschein, als habe die Schaumburger Regierung diesen Protest, aus Furcht vor dem Kurfürsten nach Diez gerichtet; denn einige Tage vor der gewaltsamen Öffnung hatte der Fürst von Anhalt folgenden Brief an den Regierungsrat, Freiherrn v. Wülkenitz geschrieben:[1])

à Schaumbourg le 6 de Janvier 1729.

Monsieur,

Je vous rens graces de toutes les Honnetetés reçues dans votre maison, et comme J'ay fait reflexion que vous vous êtes informé, du traject sur la Lahne, Je vous marque que J'ay demandé sur ce Sujet, et qu'on m'a dit, que le chemin de la Barque, étoit fermé déjà deux jours, comme peutêtre cette nouvelle vous importe, J'ay voulu vous la donner, étant très parfaitement.

Monsieur Votre très Affectioné Serviteur.
V. A. A. Pr. D'Anhalt.

Von der Verbauung des Balduinsteiner Wehres durch Kurtrier mußte man in Diez gleich Mitteilung erhalten haben. Bereits am 15. Januar wurde den Schultheißen Stautz und Pfeiffer zu Dauborn aufgetragen, die Kurtrierer Bewegungen genau zu beobachten und den Befehlen des Amtmanns Rühl zu Gnadenthal, der gewisse Instruktion erhalten hatte, sofort, unter Androhung gefänglicher Einziehung, nachzukommen. Auf Bitten der Regierung zu Diez wurde ein neues hessisches Kommando nach Freiendiez gelegt und dem Gemeinberger Johannes Langenschied daselbst aufgegeben, bis zu anderweitiger Verwendung, diesem Lager und Obdach zu verschaffen.

Die Verlegung dieses Kommandos hatte wenig Zweck, da von Kurtrier — was man allerdings nicht wissen konnte — kein Angriff gemacht wurde, vielmehr dieser Umstand böses Blut bei Limburg hervorrief. Bald darauf beschwerte sich der Limburger Stadtschreiber Knoodt über die von den Wachen verübten „Insolentien." Diez gab zur Antwort, daß diese keine Befehle dazu hätten und dergleichen Vorkommnisse nicht mehr stattfinden sollten. Auch bei Balduinstein wurde eine Kalkbrennerin mit einem Kruge Branntwein von den Wachen aufgehalten und 1 Stunde eingesperrt, später dann entlassen mit der Androhung, daß, wenn sie nochmals mit dem Kruge vorbeikomme, dieser ihr abgenommen werde. Dieses geringfügige Vorkommnis veranlaßte genannten Stadtschreiber, dem Kurfürsten darüber zu berichten. Letzterer forderte daraufhin von Diez ein Generalverbot an die Wachen und drohte mit der Sperrung der Ämter Limburg und Montabaur für den Diezer Handel. Vorstehendes wurde von dem Stadtschreiber am 15. Februar 1729 der vormundschaftlichen Regierung zu Diez mitgeteilt.

Was der Kurfürst eventuell beabsichtigte, war in Diez bereits am 22. Januar ergangen. Niemand sollte „bey schwerer Geld- und Leibesstraf" Holz, Früchte, Butter, Eier und dergleichen außerhalb Landes verführen und verkaufen. Alles sollte zu den Diezer Wochenmärkten gebracht und zu einem leidlichen Preise verkauft werden. Alle Schultheißen und Beamten wurden veranlaßt, diese Verordnung „unter Glockenanschlag" zu verkünden und die Übertreter zur Anzeige zu bringen.

Dieser neuen Verordnung standen die Diezer Untertanen nicht sympathisch gegenüber; mehr wie einmal klagte der Oberschultheiß über die schlechte Beschickung des Diezer Marktes. Vieles wurde ausgeschmuggelt, wobei sich besonders die trierischen Balduinsteiner hervortaten. Sie sorgten sich in Diez für ihre Bedürfnisse und brachten die eingekauften Waren über eine Holzbrücke des Kanals fort. Die Brücke war zwar verschließbar, es versäute jedoch der Kapitän Eckhard, der den Schlüssel davon besaß, diese tagsüber verschlossen zu halten. Wissenbach forderte deshalb vom Oberamtmann, daß Eckhard der Schlüssel entzogen werde.

Von Limburg war inzwischen mit Diez auch jeglicher Handel abgebrochen und den im Amte Montabaur viehkaufenden Diezer Metzgern bei 10 Goldgulden Strafe verboten, zu handeln, wie auch anderen Diezern, die in Limburg Fleisch kaufen wollten, dieses zwar verabreicht, aber beim Verlassen der Stadt wieder abgenommen und von den Metzgern nur die Hälfte des Einkaufspreises ersetzt wurde.

Lotharius Franz, Kurfürst zu Mainz, war gestorben, und da man glaubte, daß der Kurfürst Franz Ludwig von Trier, als Koadjutor folgen werde, zumal er sich nach der kurmainzischen Stadt Oberlahnstein begeben hatte, auch annahm, daß die Wahl eines anderen Trierer Kurfürsten längere Zeit beanspruche, ersuchten die Diezer Landräte den Landgrafen am 15. März 1729 um Rückverlegung der zwei hessischen Kompagnien. Hieran knüpften sie die Bitte, dem Obristen von Wilcke dahin Befehl zu erteilen, daß er auf eine von Diez ausgehende Weisung wieder zurückkehre. Kapitän Warneck sollte in Oranienstein nur so viel Mann lassen, als die dortige Wachstube fassen konnte. Mit dem Diezer

[1]) Er war 1690 zu Köthen in Anhalt geboren, war 1716 Regierungsrat zu Diez, 1730 Geheimrat und Oberamtmann daselbst, später zu Dillenburg. Gestorben 1751. (Steubing, Topographie der Stadt und Grafschaft Diez, S. 28.)

Vorschlag war der Landgraf einverstanden, und er befahl, bei dem bevorstehenden Abzuge der Kompagnien alles in Ordnung zu bringen und Ordre zum Abmarsch zu erteilen.

Ihre Absicht, die Balduinsteiner Sperre zum zweitenmal beseitigen, hatten die Diezer Räte bereits am 18. Januar kund gegeben; aber erst am 21. März wurde dem Oberschultheißen aufgetragen, die Sache am frühen Morgen des 22. zu bewirken. Unter Bedeckung einiger Soldaten des Kapitäns Eckhard, die sich mit ihrem Nachen derart postieren sollten, daß Wissenbach von Balduinstein aus nicht an seinem Unternehmen gehindert werden könnte, wolle man zu Werke gehen. Zur Abwehr der etwa von Limburg zu Hilfe kommenden Kurtrierer wurde dem Kapitän Warneck, der sich damals in Dauborn aufhielt, befohlen, nach Freiendiez und Birlenbach zu marschieren und den Paß bei ersterem Orte mit seiner ganzen Kompagnie zu besetzen. Quartier sollte jedoch Diez sein. Trotzdem alles derart vorbereitet war, muß die Öffnung nicht vorgenommen worden sein, — womöglich weil man sich Kurtrier gegenüber zu schwach fühlte. Dieser Umstand erklärt wohl auch die Bitte an den Landgrafen (am 12. April), das Wilckesche Regiment, welches in Nastätten lag, auf drei Tage nach der Grafschaft Diez zu verlegen. „Es zeige sich immer dringender, daß die Öffnung der Balduinsteiner Sperre vorgenommen werden müsse, zumal im Emser Bad die Kurzeit beginne und die Gäste sich des Wasserweges nicht bedienen könnten."

Außer dem Landgrafen wurde noch Dillenburg und Siegen um Unterstützung durch Truppen ersucht. Während Dillenburg seine „regulierte Landmiliz" zur Verfügung stellen wollte, konnte sich Siegen nicht dazu entschließen; die dortigen Räte bemerkten (in ihrem Schreiben vom 4. Mai), daß erstlich ihr Fürst in Holland weile und zum zweiten ihr Ratskollegium nicht vollzählig genug sei, um in einer so bedeutsamen Sache Entschlüsse zu fassen. Sie drückten jedoch die Hoffnung aus, daß der Fürst bald zurückkehren werde und sie in der Angelegenheit berichten könnten.

Landgraf Karl bemühte sich zwischenzeitlich, die fortwährenden Streitigkeiten mit Kurtrier aus der Welt zu schaffen. Der Kurfürst wollte sich jedoch nur dann zu einer Konferenz verstehen, wenn wegen des gewaltsamen Vorgehens zu Balduinstein Genugtuung geleistet, die Aufstellung der Wachen und Hemmung des Handels beseitigt und die von dem Landgrafen schon 1720 versprochene Mitwirkung bei der Öffnung des Oraniensteiner Wehres in die Tat umgesetzt sei (24. Februar). Anfangs April übernahm der Kurfürst zu Mainz sein neues Amt. Bis zur Neuwahl Franz Georgs von Schönborn (1729—1756) zum Trierer Erzbischof verstrich noch eine geraume Zeit. Dies benutzte der Landgraf von Hessen, um das Domkapitel zu Trier für die Beilegung der Irrungen zu gewinnen. Er schrieb am 23. April 1729: . . . „Es seien den Herren wohl die verschiedenen Neuerungen, die zum Nachteil des ihm pflegebefohlenen Prinzen von Oranien, vorgenommen worden, bekannt; so habe man unlängst wieder einige Heiligenstöcke auf unstreitigem Diezer Gebiet errichtet. Er hoffe, daß solche Tätlichkeiten unterblieben und die Herren es sich angelegen sein ließen, durch Zusammentreten der beiderseitigen Deputierten das gute Einvernehmen wiederherzustellen."

In Diez hatte man wenig Stimmung zu einer Konferenz. Man schlug dem Landgrafen vor (3. Mai), zuerst die Öffnung des Balduinsteiner Wehres und Aufhebung der anderweitigen Irrungen mit Kurtrier zu verlangen; falls er aber eine Zusammenkunft wünsche, so möge er beantragen, daß diese an einem dritten, nicht kurtrierischen und katholischen Orte abgehalten werde. Am 16. Mai zitierten die Räte zu Diez den Oberschultheiß Wissenbach und die Schiffer und gaben bekannt, daß jetzt ein „Actus" vorgenommen werden müsse, um sich im Besitze der Schiffahrt auf der Lahn zu erhalten. Infolgedessen begaben sich die Genannten mit einigen Soldaten per Nachen nach Balduinstein, und da das dortige Wehr geöffnet war, fuhren sie ungehindert hindurch und weiter bis Geilnau. Nach geglückter Durchfahrt gaben sie eine Salve ab. Über diese Vorkommnisse reichte die Ehrenbreitsteiner Regierung eine Beschwerdeschrift ein und erhob Einspruch gegen die Durchfahrt „mit gewaffneter Mannschaft"; weiter rügte sie, daß man einen Steinhauer, der mit Steinen über Birlenbach nach Ems habe fahren wollen, angehalten und zurückgewiesen habe; „dies laufe den gütlichen Absichten des neuen Kurfürsten und des Landgrafen entgegen" (30. Mai 1729).

Einige Monate später beantragte Diez bei Kurtrier eine Konferenz (7. Juli) und brachte Ems oder Hadamar als Zusammenkunftsort in Vorschlag. Hiermit war der Landgraf einverstanden (13. September 1729) und riet, „solche temperamenta auszufinden, daß, wenn nicht alle, so doch einige Differenzien, insonderheit das Wehr zu Balduinstein, abgeschafft werde. Anderenfalls werde man das Recht ergreifen und gehörigen Orts zu klagen haben, andergestalt das Erzstift Trier, der diezischen Extra-Judicial-Contradiction ungeachtet, in dessen Besitz geraten und hiernach solches abzuhalten schwer halten wird."

Obwohl nun die Ehrenbreitsteiner Räte am 13. Oktober die beantragte Konferenz angenommen, Limburg als den geeignetsten Ort in Vorschlag gebracht und als Zeitpunkt den 22. bezw. 23. November gewünscht hatten, erklärten die Diezer, daß der bestimmte Termin der vielen anderen Geschäfte halber ihnen nicht passe „insonderheit aber, weilen die hohe Land-Regierung dieserorten sich demnächst verändern dürfte." Sobald sie Zeit hätten, wollten sie jedoch zur Konferenz zusammentreten. Die Folge dieser Antwort war, daß die Diezer Schiffer ihre Waren von Koblenz nicht befördern durften und auch die nach Diez fälligen Horchheimer Weinzehnten angehalten wurden. Auf Beschwerde von Diez erklärte sich Kurtrier bereit, sämtliche Sperren aufzuheben, wenn ein gleiches von Diez angeordnet werde. Damit trat eine zeitlang Stille ein.

(Ein Schlußaufsatz folgt später.)

# Emil Hopfgarten.

## Ein Immortellenkranz auf das Grab des Frühverblichenen.

3) **Von Lothar Lüstner.** (Schluß.)

Aufgaben religiöser Kunst führten den Meister bald wieder zu diesem von ihm mit so viel Glück bearbeiteten Gebiet zurück. Die neue Wiesbadener Bonifatiuskirche[33]) sollte für ihren Hochaltar plastischen Schmuck erhalten, und es ergab sich von selbst, daß auch ihm ein Anteil davon zufiel. Die 4 kleinsten Statuen (ganz oben befindlich) stammen aus dem Atelier des vielbeschäftigten Mannes; sie zeigen alttestamentarische Gestalten: Moses, David, Abraham und Melchisedek; ernste und strenge Auffassung paßt sich der Würde des Sujets an. Weit bemerkenswerter, selbst von Kunstkennern meist übersehen, ist der Kopf im Giebelfelde „Gott Vater".

Es war eine schöne Fügung in dem leider so kurzen Erdenwallen unseres Bildners, daß es ihm vergönnt war, eine zweite, große Aufgabe der Vollendung entgegenzuführen. Als im Jahre 1853 Oberbaurat Boos[34]) den imposanten fünftürmigen Bau der protestantischen Hauptkirche[35]) in der Residenz Wiesbaden begann, gedachte Herzog Adolf der Gemeinde ein wertvolles Geschenk zu bereiten, dem Gotteshause einen dauernden Schmuck verleihend. Auf seine Anregung hin modellierte Hopfgarten Christus und die vier Evangelisten, Kolossalstatuen (S.-B. Bl. 12), welche nächst dem Sarkophage in der Russischen Kapelle zu den bedeutendsten, eindrucksvollsten Schöpfungen gehören, welche seine Meisterhand den kommenden Geschlechtern hinterlassen hat. Daß gerade die Seite seines religiösen Empfindens packende Darstellung in wuchtiger Formengebung ausstrahlen konnte, hatte er bereits durch eine Reihe kleinerer Arbeiten bewiesen. Hier galt es nun, alles an christlichem Wollen und christlichem Sein zusammenzufassen, — zusammenzudrängen gleichsam in den typischen Gestalten des Neuen Bundes, in ihren Persönlichkeiten nicht nur das Charakteristikum ihres Wirkens zu geben — nein, vielmehr, die Verkörperung zu schaffen jener idealen Kräfte, als deren Träger das Christentum in seinen ernsten, strengen, dabei doch läuternden Ideen Jahrhunderten geistig vertiefend und befruchtend als lebenspendender Faktor erschienen ist, in welchem Sinne wir die Weiterentwicklung gedeihlich zu gewärtigen haben. Und diese Unsumme geistiger Momente sollte ihren Gipfelpunkt finden in der lichten, klaren, einfachen Gestalt des Heilandes, des Welterlösers, dessen sanfter Blick und Geberde, liebekündend, tröstend, eine Erfüllung innigsten Sehnens verheißt, welches die Menschenbrust zu allen Zeiten durchbebte! Es läßt sich denken, daß die Ausprägung solchen geistigen Gehaltes einer Reife bedurftete, wie sie nur Gottbegnadeten beschieden; — Hopfgarten gehörte zu ihnen. In das tiefste Geheimnis mystischen Schauens eindringend, getragen von dem hohen Ernst des christlichen Ideales, stellte er uns jene feierlichen Persönlichkeiten vor Augen, die in dem Halbdunkel des Chores, umspielt von den Lichtreflexen der bunten Fenster in uns jenen weihevollen Stimmungszauber auslösen, wie ihn allein echte, tiefempfundene Kunst auf Phantasie und Gemüt hervorzubringen vermag. Mit ausgebreiteten Armen erscheint die edle Gestalt des Erlösers, mit dem milden, ruhigen Blick, der schmerzliche Wunden heilt. „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken," diese tröstende Botschaft kündet er der leidenden Menge; würdevolle Majestät, gepaart mit den Zaubern des rein Menschlichen leuchtet uns hier entgegen, und gerade diese zu Herzen sprechende Innigkeit findet sich nicht in dem Maße bei dem Thorwaldsenschen Christusideale. Zu den Seiten sind je zwei der Evangelisten gruppiert. Wundervolle Weichheit — die sich jedoch nirgends in Süßlichkeit verliert — charakterisiert die Johannesstatue, aus kühnem Faltenwurf erscheint der rechte Arm herausragend; die Gestalten von Matthäus und Markus weisen in ihrer fast leidenschaftlichen Erregung und virtuosen Gewandbehandlung michelangeleske Züge auf, während in Lukas eine souveräne Ruhe imponierend wirkt. Meisterhaftes technisches Können wagt sich an schwierige plastische Probleme, deren Lösung glücklich gefunden wird; Hopfgarten hatte in diesen Schöpfungen den Gipfelpunkt erreicht; was er als künstlerisches Bekenntnis von Verbindung charakteristischer Individualität mit zartester Formengebung, Überragen und Beherrschen der stärksten Gefühlsmomente durch den Adel intuitiven klassizistischen Schauens in seiner Seele trug — hier findet es sich überzeugend klar exprimiert. Leider war es ihm nicht mehr beschieden, die Ausführung in carrarischem Marmor vollständig in die Hand zu nehmen; Christus und Johannes allein nahten ihrer Vollendung, als der Todesengel den Meister überschattete.

Er war in der Blüte seines Schaffens, und nicht ohne Wehmut gleitet der Blick zu einer Reihe von Bildwerken hin, denen die letzte Weihe versagt bleiben mußte. In erster Linie ist das Modell zu einem Epitaph des Fürsten Ypsilanti[36]) bemerkenswert; die Vorstudien beschäftigten ihn schon geraume Zeit — er weilte November 1851 zwecks Besprechung mit der fürstlichen Familie in Paris — die Bearbeitung und Konzeption des Modells verzögerte sich indessen und wurde nur im großen und ganzen von ihm entworfen. Daß es sich um eine in Monumentalstil entworfene Komposition

---

[33]) Vgl. Note 24.

[34]) Georg Christian Karl Boos, geb. 8. September 1806 zu Weilburg, 1857 Oberbaurat, seit 1867 im Ruhestand, † 18. Juli 1883 zu Wiesbaden. (Vgl. Lüstner, Biographie von Oberbaurat Karl Boos, Nassovia 1906, Nr. 21 und 22.)

[35]) Errichtet 1853—1862, vergl. darüber: Boos, Die evangelische Haupt-Kirche in Wiesbaden, Sep.-Abdruck a. d. Allgemeinen Bauzeitung 7. u. 8. Heft, Wien 1878.

[36]) Fürst Demetrios Ypsilanti, griechischer Freiheitsheld, geb. 1793, seit 1821 an der Spitze des griechischen Aufstandes, eroberte Tripolizza, 1828 Commandeur en chef der Truppen in Ostgriechenland, † 3. Januar 1832 zu Wien.

handelt, läßt sich aus der Beschreibung ersehen, welche das Deutsche Kunstblatt[37]) davon gibt: Demzufolge war der Held auf dem Totenbette liegend dargestellt, im Schmuck der Uniform mit den Orden; der Körper ist mit leichter Decke verhüllt, in der Linken hält er den krummen Pallasch. Der leere Ärmel des fehlenden rechten Armes liegt so, daß die Hand auf dem Herzen ruhen würde; Hopfgarten modellierte den Kopf nach zwei ähnlichen Bildnissen. In Wien an der Grabstätte war es aufzustellen, wir wissen, daß die Ausführung in Marmor von seinem Nachfolger im Atelier überwacht worden ist. Seltsam ergreifend in seiner herben Strenge und doch zugleich formenreinen Schönheit wirkt der Ecce Homo (S.-B. Bl. 6.), ebenfalls aus dieser letzten Zeit stammend: die liebevolle Behandlung des Haares scheint besonders eigentümlich; so weit bekannt, ziert das Original eine Lünette des Kaiserdoms zu Speyer. Es mag noch eines kleinen Christuskopfes (S.-B. Bl. 11, Mittelstück) von sehr zarter Modellierung gedacht werden, über dessen Verbleib nichts zu ermitteln war.. Bis zuletzt ist der Meister ein treuer Vertreter der Portraitkunst gewesen. Nach seinem Modell entstand das Portrait des Kirchenrats und Dekans Schultz[38]) auf dem alten Wiesbadener Friedhofe. Davon zeugt ferner eine Büste des Prinzen von Preußen in carrarischem Marmor, welche von den zeitgenössischen Berichten als Meisterstück gepriesen ward; auch hier nahm ihm der Tod den Meißel aus der Hand.

Langsam hat sich der Tag geneigt — in diesem Künstlerleben, so reich an Phantasie und Gaben des Gemüts; — wir stehen am Rhein, den auch er so innig geliebt . . . in purpurnem Schimmer fluten die letzten Strahlen auf seinen Wassern, es ist ein Märchensonnenglanz, der in verlockendem Zauber noch einmal weltferne Schöne in den Gefilden aufleuchten läßt, erinnernd an die Träume der Jugend: — da erklingt es, sehnsuchtsvoll schmelzend in schwärmerischer Verzückung. Ist es das leidenschaftlich erglühende Motiv von der Lorelei? Was Rheinpoesie in Wort und Ton entlockt, wir empfinden's so wundersam, ergreifend mit unnennbarem Weh. „Die schönste Jungfrau sitzet dort oben wunderbar" — — — so hat sie im Abendscheine der Meister erschaut, und in phantastischer Verklärung gestaltete sich ihm das Märchenbild — sein letztes Werk, gleichsam sein Dank dem schönen, wonnigen Rhein! Da thront sie auf dem Felsen, das sanfte Gesicht mit den Kinderlippen leicht zum Gesang geöffnet, umflossen von dem welligen, üppigen Haar; die schlanken, zarten Linien des Oberkörpers sind unbedeckt, in der Rechten hält sie die Leier, mit der Linken die Saiten leicht berührend; man glaubt sie erklingen zu hören: mit allem Zauberreiz der Jugendfrische und Jugendschöne hat Hopfgarten das Traumwesen umgossen, es ist die Lorelei, das Ideal unserer Heimatspoesie. Ungeteilte Bewunderung der Zeitgenossen begrüßte die Vollendung des Modells, und schon damals, im Jahre 1856, es muß dies besonders hervorgehoben werden, war im deutschen Volke die Idee lebendig, „die Höhe des Lurlei-Felsens damit zu schmücken." Es wird berichtet, daß die Schöpfung „in kolossalen Dimensionen von 30 Fuß in Zink gegossen werden sollte", und die angesehnste kunsthistorische Zeitschrift jener Tage, welcher die vorhergehenden Bemerkungen entnommen sind, äußerte sich dazu wie folgt[39]): „Wünschen wir, daß sich der poetische Plan bald realisiert; die neuerstandene Sirene wird sich sicherlich durch ihren Zauber viele Verehrer von nah und fern heranlocken, und zwar nicht um sie zu verderben, sondern um sie zur Bewunderung und Verehrung der Kunst hinzureißen." Man vergleiche damit die Tonart gewisser Preßorgane zu Anfang unseres Jahrhunderts in dieser Frage (sic). Tragisches Geschick waltete über diesem Märchenkinde.. Als Herr J. Christian Glücklich-Wiesbaden im Winter 1874 den künstlerischen Nachlaß des Meisters vor dem Untergange rettete — es wird im Folgenden davon die Rede sein — fand das Lorelei-Denkmal-Modell Aufstellung bei dem kunstsinnigen Herrn William Cannon Murray (†) aus Charleston (Nordamerika) in seiner Wiesbadener Besitzung (Kapellenstraße). Er wollte es unentgeltlich zur Verfügung überlassen, ebenso sagte Prinz Wilhelm zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein seine Unterstützung zu, falls die Denkmalsidee an Boden gewinne. Am 1. Januar 1875 sandte Herr Glücklich einen schwungvollen, begeisternden Aufruf an alle Deutschen hinaus[40]). Obwohl Kaiser Wilhelm I. die Idee herzlich begrüßte, hielt er es doch für geboten, wegen des zu errichtenden Nationaldenkmals auf dem Niederwald von einer „Zersplitterung der Kräfte" abzuraten, und so sistierte Herr Glücklich alle weiteren Schritte. Die Ungunst der Zeitläufte ging nicht spurlos an dem Modell vorüber; es ist nach Murrays Tode leider zerfallen[41]). Erst in unseren Tagen erwachte die Denkmalsidee wieder zu neuem Leben, doch nur für kurze Zeit.[42])

Wer den genialen Künstler in der Moosburg rüstig und wohlgemut beim Schaffen gesehen, umgeben von einer Anzahl freudiger Schüler, hätte nicht ahnen können, daß er so rasch dahingerafft werden würde. Anfang Juli 1856 traten die Symptome einer zerstörenden Krankheit auf, seine Gemahlin, auf das rührendste besorgt, veranlaßte sogleich energische Maßnahmen, um dem Leiden die Spitze abzubrechen; Sodens Quellen schienen die heilsamste Wirkung auszuüben, und Ende Juli

[37]) Jahrgang 1856 Nr. 30. S. 264.

[38]) Karl Wilhelm Schultz, geb. 9. März 1801 zu Hachenburg. 1844 Erster Stadtpfarrer zu Wiesbaden, † 4. April 1856 daselbst. (Vgl. Lüstner, Biographie von Kirchenrat Schultz, Nassovia 1906, Nr. 10.)

[39]) Deutsches Kunstblatt, 1856, Nr. 30, S. 264.

[40]) Die Loreley aus der Moosburg im Schloßgarten zu Biebrich. Ein Mahnruf an das deutsche Volk. Von J. Chr. Glücklich, Wiesbaden 1875.

[41]) Vgl. Glücklich, Das Loreley-Denkmal. Wiesbaden 1903. Eine Photographie des Modells, auf Veranlassung des genannten Herrn aufgenommen, findet sich Seite 15 reproduziert.

[42]) Am 22. November 1903 erfolgte zu St. Goarshausen die Konstituierung eines permanenten geschäftsleitenden Komitees des Loreley-Vereins; 1908 sistierte dieses seine weiteren Bemühungen. Bildhauer akad. Feile zu Wiesbaden hat anstelle des untergegangenen Hopfgartenschen Modells eine neue Loreley geschaffen. (Abgebildet in Glücklich's Schrift S. 39.)

besserte sich der Zustand des Kranken wesentlich. Doch trügerische Hoffnung! Schon plante man eine Nachkur in Pyrmont, da trat plötzlich ein Rückfall ein, der ihn nötigte, sofort nach Biebrich abzureisen. Am 12. August kehrte er in sein Heim zurück und verließ von da ab das Krankenlager nicht mehr; trotz sorgsamster Pflege verschlimmerte sich das Leiden, es war ein harter Kampf, den das junge Leben im Blütenalter zu durchzittern hatte .... langsam senkte der Todesengel seine Schwingen hernieder, bis am 12. September sein Geist sich emporschwang zu den lichten Höhen ......

Aus dem weiten Himmelsraume
Tönet mächtig ihm entgegen:
Weltenfrieden, Weltverklärung! —

Mit der Gattin und den Schülern stand ganz Nassau, man kann sagen die ganze Kunstwelt trauernd an der Bahre des Meisters der — viel zu früh den Seinen, viel zu früh für die Kunst — aus ruhmvollem Wirken in der Blüte seiner Jahre entrissen war. Innige und herzliche Teilnahme suchte das schwere Leid der Hinterbliebenen zu mildern. Auf dem Biebricher Friedhof, von dessen sanft ansteigendem Gelände man in die Rheinebene schaut, fand unser Hopfgarten seine letzte Ruhestätte, geweiht dem Kunstfreunde, geheiligt für uns Nassauer; — war er doch einer jener Großen, deren Andenken unauslöschlich sein wird.

Von seltenen Gaben verband er mit einem goldenen Herzen gewinnendste Liebenswürdigkeit; ewig heiterer Sinn und stets zufriedenes Gemüt zeichneten ihn aus, angenehm berührte sein einfaches, bescheidenes Wesen. Im geselligen Verkehr, dem er durchaus nicht abhold, ward seine Uneigennützigkeit und Freigebigkeit allgemein gerühmt. Treu den Freunden, ist er ihnen allezeit ein gewissenhafter Berater gewesen „Ein Mann, ein Wort," so steht er vor uns, ein gediegener, ernster Charakter, erfüllt von Wohlwollen und Offenherzigkeit. Glückliches Familienleben verschönte seine Tage, hier fand er Erholung und reinste Freude von den Anstrengungen des Berufs. Mit zärtlicher Liebe hing er an den Seinen und war rührend besorgt um ihr Wohlergehen; als sparsamer Haushalter brauchte er nichts für sich, — er war bescheiden in den Ansprüchen — alles ließ er den geliebten Angehörigen zu Gute kommen. Kluge, mild in die Welt blickende Augen, überschattet von einer starken Stirn, eine edel geformte Nase und ein feiner, von Vollbart umrahmter Mund gaben seinen Zügen ein kraftvoll männliches, dabei durchgeistigtes Aussehen. In einem trefflichen Relief hat Karl Keil, der zu des Meisters Füßen gesessen, sein Bild der Nachwelt überliefert (S.-B. Bl. 1); das Original (1856) bewahrt das Biebricher Schloß auf.

Hopfgartens Bedeutung als Lehrer verdiente mehr hervorgehoben zu werden: er wirkte mit begeisternder Kraft, und sein scharfes Künstlerauge, verbunden mit dem stets wohlwollenden seiner Kritik wirkte anregend, befruchtend. War es auch der jungen nassauischen Generation nicht lange beschieden von den Strahlen seines Geistes Licht und Wärme zu empfangen, so läßt sich doch sein Einfluß in den plastischen Bestrebungen unseres kleinen Landes deutlich verspüren. Von seinen Schülern[43]) sei unter den älteren Franz Grünthaler[44]) genannt, Karl Keil[45]) und Hermann Schies[46]) bei den jüngeren. Ihre Namen haben sich sämtlich einen guten Klang am Rheine und auch darüber hinaus erworben. Schwer war es, zur Leitung des Hopfgartenschen Ateliers eine geeignete Persönlichkeit zu finden, denn ersetzt konnte ein solcher Bildhauer nicht werden. Die Wahl fiel auf den Italiener Scipione Jardela, welcher Oktober 1856 es übernahm[47]) und dessen Aufgabe in der Vollendung der genannten Arbeiten (Evangelistenstatuen, Ypsilanti-Epitaph) bestand.

Mit einigen Worten sei noch der Schicksale des künstlerischen Nachlasses gedacht[48]); — die Moosburg bewahrte ihn jahrzehntelang. Da, im Winter 1874 erhielt die Witwe plötzlich die Aufforderung, in kürzester Frist (2—3 Tagen) denselben herausschaffen zu lassen, anderenfalls er ohne weiteres entfernt würde. In ihrer Verzweiflung wandte sich die damals schwerkranke Dame an den damaligen Herausgeber der „Wiesbadener Montagszeitung", J. Ch. Glücklich, dessen Eingreifen die Rettung der Modelle zu danken ist. Als alle Bitten sich fruchtlos erwiesen, war es dann der Regierungspräsident von Wurmb, dessen Munifizenz den Kunstwerken Schutz gewährte; er stellte einen kleineren Anbau des Regierungsgebäudes zur Verfügung, und in diesen schwarz ausgeschlagenen Räumen arrangierte Herr Glücklich eine Hopfgarten-Ausstellung. Bemerkt sei noch, daß auf 6 schwarzbehängten Wagen, umgeben von Fackelträgern, zur Abendstunde die Kunstwerke nach Wiesbaden verbracht wurden. Lebhaftes Interesse veranlaßte zahlreichen Besuch. Am ersten Tage bereits erwarb die Biebricher Hofhaltung das Originalmodell des Sarkophages (in der Russischen Ka-

[43]) Nach gütigen Mitteilungen des Herrn Bildhauer akad. Nikolaus Grünthaler zu Wiesbaden.

[44]) Verfertigte viele Grabdenkmäler auf dem alten und neuen Friedhofe zu Wiesbaden; Vater des in Note 43 Erwähnten.

[45]) Karl Philipp Franz Keil, geb. 31. Mai 1838 zu Wiesbaden, bis 1856 Schüler von Hopfgarten, dann von Drake in Berlin dank der Munifizenz Herzog Adolfs. Bedeutende Werke: Zwei Fackelträger, Schloß Schaumburg a. d. Lahn; Marmorbüste Kaiser Wilhelm I. an der Wilhelmsheilanstalt zu Wiesbaden (1871); Kriegerdenkmal Bremen; Grabmal des Bürgermeisters Christian Schlichter Wiesbaden (1886); Königl. Preuß. Professor, † 1. August 1889 zu Kiedrich i. Rheingau. (Vgl. Müller-Singer, Allgem. Künstler-Lexikon, Frankfurt a. M. 1896, II. S. 318; die hier enthaltene Angabe des Todesdatums: 31. Juli ist falsch.)

[46]) Hermann Schies, geb. 29. Juli 1836 zu Wiesbaden, bis 1856 Schüler Hopfgartens. Schuf außer vielen Grabdenkmälern: Kriegerdenkmal mit Germaniafigur im Nerotal zu Wiesbaden (1872—1873, entfernt 1905); Christusfigur am Westportal der Bergkirche (1878—1879); Kunsthandwerk und Industrie (Terrakottenfiguren) an der Gewerbeschule (1880—1881); Bronzeportrait des Landesgeologen Dr. Karl Koch; Bürgertugenden, 4 allegorische Figuren am Rathausportal (1885—1887) sämtlich zu Wiesbaden; restaurierte teilweise die Gruppen auf der Rotunde des Biebricher Schlosses. † 18. Februar 1899 zu Wiesbaden.

[47]) Notiz in der Nassauischen Zeitung, 1856.

[48]) Folgende Mitteilungen verdanke ich Herrn J. Christian Glücklich zu Wiesbaden, dem ich auch an dieser Stelle meinen Dank ausspreche.

pelle), Freiherr von Zwierlein aus Geisenheim kaufte die Modelle zu den fünf Kolossalstatuen (Christus und die Evangelisten), welche sofort nach dem Kloster Nothgottes transportiert wurden. Dieselben Statuen, kleineren Maßstabes, überwies Frau Hopfgarten dem Betsaal des Evangelischen Rettungshauses. Der wundervolle Ecce homo kam als Geschenk an die katholische Notkirche zu Wiesbaden und befindet sich jetzt in der Wiesbadener Gewerbeschule. Bemerkenswert ist noch ein feines Relief, Ceres darstellend, (S.-B. Bl. 4) von ernstem, sinnigem Ausdruck (im Besitz des Herrn Glücklich-Wiesbaden). Von dem Lorelei-Modell wurde schon gesprochen.

Erwähnt möge noch werden, daß die Tochter des Künstlers, Frau Marinestabszahlmeister Frida Korte, mit ihren Angehörigen in Wiesbaden lebt. Zum Andenken Hopfgartens ist eine Straße in Biebrich nach ihm genannt.

An unserem geistigen Auge führte er eine Fülle von Erscheinungen und phantasievollen Gestaltungen vorüber, hehre Schönheit kündend; im Anblicke seiner Schöpfungen werden wir stets ermahnt, jener höheren Ideale des allgemein Menschlichen eingedenk zu sein, in ihrem Sinne zu leben. Und wenn in diesem Jahre milder Frühlingszauber die rheinischen Gefilde umspielt, leuchtender Sonnenschein neues Leben der Natur entlockt, und rosiges Licht den Hügel in der Rheinebene umschimmert, dann winde, o Nassau, duftige Kränze auf das Grab des einsam Ruhenden, der dir seine ganze Seele widmete. So seien auch diese Zeilen eine bescheidene Gabe des Dankes dem Frühverblichenen; wirkt er doch unter uns fort, denn

„In ihm lebte der göttliche Funken!“

# Nassauisches Artillerie-Jubiläum.

## (15. März 1908.)

L. W. Am 15. März feiert das 1. Nassauische Feldartillerie-Regiment Nr. 27 Oranien die 75. Wiederkehr seines Stiftungsfestes. Durch allerhöchste Kabinettsorder vom 24. Januar 1899 wurde der Stiftungstag auf den 15. März 1833 festgesetzt und gleichzeitig das Regiment zum Träger der Geschichte der ehemaligen Herzoglich Nassauischen Artillerie-Abteilung, mit welcher es sich als eins ansehen sollte ,bestimmt.

Bereits im Jahre 1814 faßten Herzog Friedrich August und Fürst Friedrich Wilhelm in einem Edikt die Errichtung von Artillerie ins Auge; doch fand dieser Gedanke erst unter der Regierung Herzogs Wilhelms Verwirklichung, als im Frühjahr 1822 nach den trefflichen Organisationsplänen des Generals Freiherrn August von Kruse eine Artillerie-Kompagnie durch den aus der kurhessischen Artillerie hervorgegangenen Oberleutnant Freiherrn Heinrich von Hadeln ins Leben gerufen wurde. Die nassauische Artillerie war eine Elitetruppe, sie erhielt einen nach jeder Richtung hin ausgesuchten guten Ersatz und hatte die Vergünstigung, bei Paraden auf dem rechten Flügel stehen und als erster Truppenteil vorbeidefilieren zu dürfen. Freiherr Heinrich von Hadeln, der als einzig artilleristisch Gebildeter in Nassau sich zunächst einen Stamm von Offizieren und Unteroffizieren theoretisch wie praktisch ausbilden mußte, der jeden Zweig der Ausbildung und Verwaltung selbst ganz neu organisierte und ein vortreffliches Artilleriematerial neu konstruierte, muß mit Recht als der Schöpfer der nassauischen Artillerie angesehen werden. In der langen Reihe von Jahren, in welchen er als Korpschef dieser Waffe vorstand, und auch später, als er sich als Höchstkommandierender an der Spitze der nassauischen Truppen befand, hat er stets mit nie versagender Energie an dem Ausbau und der Entwickelung seiner Schöpfung gearbeitet.

Vom 15. März 1833 an bildete die Artillerie eine Division, bestehend aus einem Stabe und zwei Kompagnien. Am 5. April 1849 war es ihr vergönnt, an dem Strandgefecht bei Eckernförde ruhmvollen Anteil zu nehmen, in welchem sechs nassauische Geschütze unter Kommando des Hauptmanns Müller im Verein mit zwei schleswig-holsteinischen Strandbatterien, von dene die eine mit vier, die andere mit sechs Kanonen besetzt war, gegen ein dänisches Geschwader mit 148 Kanonen im Kampfe standen und die beiden dänischen Kriegsschiffe „Gefion“ und „Christian VIII.“ zur Übergabe zwangen.

Im Jahre 1855 wurde die nassauische Artillerie noch durch eine Munitionskolonne vermehrt, sie bestand nunmehr aus 3 Kompagnien und erhielt den Namen Artillerie-Abteilung. Daß auch Herzog Adolf diese als seine Lieblingswaffe betrachtete, ist wohl noch jedem alten Nassauer in Erinnerung.

Nach 1866 wurden aus den nassauischen Batterien mit noch zwei preußischen die in Wiesbaden garnisonierende 2. Fußabteilung Hessischen Feldartillerie-Regiments Nr. 11 formiert, dessen 3. Fußabteilung in Mainz und Kastel stand. Diese ehemalige Wiesbadener 2. Fußabteilung bildet den Grundstock des jetzigen Regiments Oranien, ihre vier Batterien sind noch heute unter den sechs Batterien des Regiments enthalten. Die 4. leichte ist die heutige 2., die 4. schwere die 3. Batterie. Dies sind die aus der nassauischen Artillerie-Abteilung formierten Batterien. Die 3. leichte ist die 4., die 3. schwere die jetzige 5. Batterie. Nur die 1. Batterie stammt aus der 3. Fußabteilung und hieß dort 5. schwere, die 6. Batterie wurde 1872 neu formiert.

Am Feldzug 1870/71 nahmen fünf Batterien des jetzigen Regiments teil. Die 2. Fußabteilung unter Führung des Major von Uslar bei der 22. Division des 11. Armeekorps, Batteriechefs waren Premierleutnant von Heppe (4. leichte), Hauptmann Reichert (4. schwere), der wie sein Trompeter Beul, späterer langjähriger Stabstrompeter und Musikdirigent des Regiments Oranien, noch aus der nassauischen Artillerie hervorgegangen ist, Hauptmann Goßler (3. leichte) und Hauptmann Kühne I (3. schwere). Die 5. schwere unter Führung des Hauptmanns Herfahrdt gehörte der Korpsartillerie des 11. Korps an.

Schon bei Wörth, wo Hauptmann Herfahrdt durch sein schneidiges Vorgehen gegen Elsaßhausen zur Abwehr der französischen Angriffe beitrug, und besonders bei Sedan, wo es dem Premierleutnant von Bardeleben vergönnt war, mit der 3 .schweren und einem Zug der 4. schweren unter den Augen des allerhöchsten Kriegsherrn durch Floing hindurch vorzugehen und Schulter an Schulter mit der Infanterie die große Kavallerie-Attacke Galliffet abzuweisen, hatten die nassauischen Artilleristen Gelegenheit, Proben ihrer Tapferkeit abzulegen. Ganz besonders aber erfüllten ihre Leistungen in 22 größeren und kleineren Gefechten und Schlachten des beschwerlichen Winterfeldzuges an der Loire mit seinen ungewöhnlichen Leiden und Entbehrungen alle Welt mit der größten Hochachtung. Am 2. Dezember waren die Batterien der 22. Division der Fels, an welchem bei Pouprh die mit weit überlegenen Kräften geführten Angriffe des französischen

15. Korps zerschellten. In den dreitägigen heißen Kämpfen vom 8. bis 10. Dezember auf den Schneefeldern von Beaugency-Cravant scheiterten die Angriffe des französischen 17. Korps an dem konzentrischen Feuer der Batterien der 22. Division, was General von Moltke bei der Beschreibung dieser Schlacht zu folgenden Worten veranlaßte: „Wenn es dem Großherzog (von Mecklenburg-Schwerin) gelungen war, sich bis zum Eintreffen der ersten Hilfe gegen drei feindliche Korps zu behaupten, so verdankt er dies nicht zum wenigsten den Leistungen der Artillerie."

Nach dem Feldzuge wurde im Jahre 1872 die 2. und 3. Fußabteilung des Hessischen Feldartillerie-Regiments Nr. 11 zum Nassauischen Feldartillerie-Regiment Nr. 27 vereinigt, welches im Jahre 1893 nach mehrfachen organisatorischen Wandlungen auf vier Abteilungen zu 3 Batterien angewachsen war, um im Jahre 1899 wieder in zwei Regimenter geteilt zu werden, nämlich das 1. Nassauische Feldartillerie-Regiment Nr. 27 Oranien und das 2. Nassauische Feldartillerie-Regiment Nr. 63, Frankfurt, welche zusammen die 21. Feldartillerie-Brigade bilden. Seinen Namen Oranien erhielt das Regiment am 27. Januar 1902 zum Andenken an das nassau-oranische Fürstengeschlecht, dessen Wiege in Dillenburg gestanden hat. Dieser Name soll den im Regiment dienenden Söhnen Nassaus, wie sich die allerhöchste Kabinettsorder ausdrückt, ein Ansporn sein, ihre Heimat im Wetteifer mit anderen deutschen Stämmen zu Ehren zu bringen.

So kann das Regiment mit Stolz auf die verflossenen 75 Jahre seiner Geschichte zurückblicken.

Die Feier beginnt am 14. März abends in der Mainzer Stadthalle mit einem Festkommers. Der Hauptfesttag ist Sonntag, der 15. März, und er wird in Wiesbaden, dem Geburtsorte des Regiments, begangen. Mittags um 12 Uhr ist Appell im Hofe der Artillerie-Kaserne; um 2 Uhr finden in der Reitbahn des Schlosses Reiteraufführungen von Unteroffizieren und Mannschaften statt. Daran schließt sich ein Festessen im Kleinen Kurhaus-Konzertsaal, wo die dem Regiment zugedachten Geschenke überreicht werden. Beendet wird die Feier durch einen Festkommers im Paulinenschlößchen, von ehemaligen Regimentsangehörigen veranstaltet.

# Aus der älteren Geschichte St. Goarshausens.

Von H. Pfeifer.

Ein sehr wichtiger Zeitpunkt für St. Goarshausen, das damalige „Hausen" oder „Husen", war das Jahr 1324. In jener Zeit erbat der Graf Wilhelm von Katzenelnbogen für sein neuerbautes Schloß Reichenberg, das der feste Mittelpunkt einer Stadt werden sollte, und für Hausen, das er im Jahre 1319 von Bischof Baldewin von Trier zu Lehen erhalten hatte, den kaiserlichen Schutz Ludwigs IV. von Baiern.

„Als Graf Wilhelm zu Katzenelnbogen das Schloß Reichenberg auf seinem Erb und Eigentum von neuem erbaut und daselbst eine Stadt anzulegen begehrt, auch den König Ludwig ersucht, daß Se. Majt. gedacht Schloß und Stadt, zusamt dem Dorf Hausen in seinen Schutz und Schirm aufnehmen und mit einem freien Wochenmarkt befreien wolle, so bekennt der Röm. König Ludwig, daß er gemeldetes Schloß, Stadt und Dorf in seinen Schutz aufgenommen und die Stadt sich aller Freiheit und Rechte, der sich die Königl. Stadt Frankfurt gebraucht, erfreuen und jeden Dienstag einen Wochenmarkt halten und haben möge." — Dat. Frankfurt 1324, ad. XV. kal. Febr. (18. I. 1324).

Auch das Zollrecht auf dem Rhein muß St. Goarshausen besessen haben, wie aus einer Stelle im „denkwürdigen und wichtigen Rhein. Antiquarius" vom Jahre 1744 hervorgeht:

„Viel gedachtes St. Goarshausen oder Gewerrshausen auch Haussen genannt, das ehemals Haussenthal geheissen hat, von den Einwohnern auch Hausen genannt, lateinisch „husnia", liegt eine Stunde von Oberwesel, ist zwar nur ein rheinhessischer Flecken, hat aber einen stattlichen Rheinzoll, so von sämmtlichen waren, welche allda auf dem Rhein vorüber fahren, muß entrichtet werden. Diser Flecken oder „Städtgen", wie einige wollen, ist mit einer starken Mauer umgeben und mit einem stattlichen Turm geziert." Dieser Zoll scheint aber später nach St. Goar entrichtet worden zu sein, wenigstens ist in späterer Zeit immer von einem Zoll bei St. Goar die Rede.

Zu einer größeren Stadt hat sich indessen St. Goarshausen nie entwickeln können. Um das Jahr 1331 fragte Graf Wilhelm von Katzenelnbogen bei der Teilung seiner Länder zu St. Goarshausen beim Schultheißen an und erhielt die gewünschte Antwort. Oben erwähnten Zoll erhielt St. Goarshausen i. J. 1358, als Kaiser Karl IV. dem Grafen Wilhelm eine Summe von 2000 fl. schuldete und ihm zwecks Tilgung dieser Schuld die Anlegung eines Zolls bei St. Goarshausen gestattete.

Die Abgabe selbst wurde nach dem sogenannten „Zollfuder" berechnet. 8 Fuder Branntwein, 50 Kuhhäute, 8 Faß Tabak, 4 Faß Zucker, 50 Malter Früchte, 4 Kanonen usw. gingen auf ein Zollfuder, für das ein Goldgulden als Zoll erhoben wurde.

Mit dem gegenüberliegenden St. Goar war St. Goarshausen seit undenklicher Zeit mit einer fliegenden Brücke verbunden, die aber im Jahre 1796 von den Franzosen abgebrochen worden ist. Das Brückenhaus ist indessen noch erhalten; es steht in dem Garten vor der Schule.

Die Stadt selbst bestand aus 2 Teilen: Neubrückhausen, zwischen dem Hasenbachtal und dem Forstbachthal (bis zu dem heutigen Marktplatz) und dem eigentlichen St. Goarshausen vom Marktplatz an aufwärts. Letzteres ist unzweifelhaft viel älter als Neubrückhausen. Dies geht schon deutlich daraus hervor, daß nur das eigentliche St. Goarshausen mit einer Mauer umgeben war, die sich eng an die Burg Neukatzenelnbogen anschloß und ihre Hauptstützpunkte in 2 Türmen, einem runden (unten) und einem viereckigen (am oberen Ende), hatte. (Die beiden Türme sowie Reste der Stadtmauer bestehen heute noch.) Doch nun wieder zum geschichtlichen Teil zurück.

Im Jahre 1378 muß Graf Wilhelm von Katzenelnbogen seinen bei St. Goarshausen errichteten Zoll auf Befehl des Erzbischofs Kuno von Trier schon

wieder abstellen. Dieser Zoll kam später an das Haus Hessen, das ihn bis zum Jahre 1798 bei St. Goar erhob. (Erlaß des Kaisers Maximilian I. 1493 an Landgraf Wilhelm den Jüngeren von Hessen.)

Im Jahre 1425 kommt ein Pachtvertrag zwischen Clesgin Hagermans, einem Bürger in St. Goarshausen, und dem Kloster Eberbach über einen im Patersberger „Eldig" gelegenen Weinberg zustande.

Im Jahre 1454 werden drei Geistliche in St. Goarshausen erwähnt, der Ortspfarrer und 2 Kapläne des Niklaus- und des Marienalters. Wahrscheinlich hatten jedoch die beiden Kapläne den Gottesdienst auf der Burg Neukatzenelnbogen und in einigen kleineren Nachbargemeinden mitzuversehen. Am 26. März desselben Jahren wird ein Pachtvertrag abgeschlossen, indem ein Pastor Henne, ein Kaplan Langensifen, ein „Diener des Nikolausaltars" und Werner Bornich, ein Kaplan des „Altars unserer Lieben Frawen" die Pfarrweinberge am „Burgberg" und im „Werbeborn" mit insgesamt zwei Morgen Land an einen St. Goarshäuser Winzer verpachteten, und zwar gegen ein Drittel des Herbstertrages als Pachtsumme.

Anno 1522 verpachtete Herr Johann von Schönburg einem Bornicher Bürger einen Weinberg an der Lorelei und zwar um den halben Herbstertrag.

Die Reformation wurde im Jahre 1527 in St. Goarshausen eingeführt. Erster Seelsorger der jungen Gemeinde wir Stefan Krugk.

Die Größe der Stadt geht aus einer alten amtlichen Aufzeichnung desselben Jahres hervor, in welcher 810 Morgen Land und Weinberge, 39 Gebäude und 213 Seelen aufgeführt werden. Vielleicht mag die Nähe des Regierungssitzes St. Goar die Entwicklung St. Goarshausen ungünstig beeinflußt haben.

Zum Schlusse sei hier noch die „Lorelei", der „Lore Lei" (lei = Fels) oder auch die „Lurlei" mit ihrem wunderbaren Echo erwähnt. Wohl nirgends am ganzen Rhein hebt sich ein Felsen so steil in die Höhe wie die Lurlei. Wegen ihrer sicheren Lage war der Felsen schon ein Zufluchtsort der germanischen Ureinwohner. Das geht aus der Bloßlegung einer etwa 1,5 Meter dicken massiven Mauer hervor, die den Felsen nach der Feldseite hin schützte und die sich kreisförmig um das Felsplateau herumzieht. In früheren Zeiten gab das Loreleiecho den Ruf 17 mal wieder. Doch ist der Widerhall durch Felsverschiebungen und teilweise auch durch Sprengungen stark beeinträchtigt worden. Immerhin hallt ein Schuß auch heute noch 7 bis 8 mal wieder.

Auf die Sagen, die sich um den Felsen mit seiner „Bewohnerin" knüpfen, wird vielleicht an anderer Stelle näher eingegangen.

# Der Graf von Geroldstein.

6) **Geschichtliche Erzählung von F. C. Jung.** (5. Fortsetzung.)

Glücklicherweise hatte jedoch das seltsame, aus Ton gebrannte, massive Wurfgeschoß das von dem erzürnten Ohm ausersehene Ziel verfehlt, war aber dafür mit lautem Klirren durch das geschlossene, nach dem Burghofe führende Fenster geflogen, um dann schließlich auf der Sturmhaube des Dickensteiner Leibknappen Peter, der gerade auf dem Burghofe im Kreise des Burggesindes eines seiner beliebten Schwänkchen zum besten geben wollte, in tausend Scherben zu zerschellen.

Unter dem sich durch dieses plötzliche Ereignis nun anhebenden Schmerz- und Angstgebrüll des getroffenen Knappen und dem Zetermordiogekreisch der erschrockenen Frauenzimmer waren die Ritter ans Fenster geeilt, wobei sich aber herausstellte, daß außer einigen durch die herumfliegenden Tonscherben verursachten unbedeutenden Verletzungen nichts Ernstliches passiert war. Nachdem der gutmütige Dickenscheidter seinem Knappen einen gefüllten Humpen zur Beruhigung und Stärkung hinuntergesandt hatte, war in der allgemeinen Heiterkeit der Friede zwischen den beiden Kampfhähnen leicht wieder hergestellt.

Immerhin war bei dem ehrgeizigen Ritter Wentzel ein Stachel zurückgeblieben, der ihn zu seiner verächtlichen Äußerung veranlaßt hatte.

„Wir brauchen ja weniger seinen Verstand als seine Macht, die übrigens beide nicht zu verachten sind" hatte in etwas mißbilligendem Tone Udo von Luchsheim erwidert.

Dick von Dickenscheidt war immerhin der Bruder seiner verstorbenen Gemahlin und war seiner Tochter Rosamunde, die ihn nur „Ohm" nannte, sehr zugetan; außerdem war dieser Ohm trotz seiner Gutmütigkeit und seines harmlosen Aussehens ein Schlauberger, vor dem man sich hüten mußte, da er in allen Dingen sehr auf seinen Vorteil bedacht war. Und was seine kriegerischen Erfahrungen anlangte, so sollte der jugendliche Hitzkopf Ritter Wentzel von Kammereck schon sehr bald eine andere, bessere Meinung von unserem „Ohm" bekommen.

Der Burgherr war eben ans Fenster getreten, denn außer dem Waffenlärm der sich auf dem Burghofe sammelnden Wehrmannschaft schallte soeben auch Pferdegetrappel und eine laute, scheltende Stimme herauf.

Ritter Dick von Dickenscheidt war endlich angelangt. Er hielt in Begleitung seines Knappen breitspurig auf einem riesigen Brabanter Gaul, selbst ein Riese von gewaltiger Beleibtheit, und schimpfte mit zorngerötetem Gesicht vom Gaule herunter, was das Zeug hielt.

Eine merkwürdige Stimme, die aller Modulationen fähig schien.

Ohm Dick bediente sich z. B. des tiefsten Basses, wenn er im Brustton der Überzeugung sprach: „Diese Spansau hat 'mal großartig geschmeckt!"

Im Bariton klang's schon, wenn er auf den zweiten Gang, einen saftigen Rehrücken, etwas warten mußte.

im Tenor, wenn der bedienende Knappe übersah, den Humpen zeitig wieder zu füllen.

Einen Schafskopf, einen Esel, eine dumme Gans warf er einem nur im Diskant an den Kopf.

Schimpfen tat er aber in allen Tonarten vom tiefsten Baß bis zum höchsten Diskant, und wenn seine Stimme gar in überschnappendem Fistelton erscholl, dann war es das höchste der Gefühle, die sich dann in der Regel unter den unangenehmsten Begleiterscheinungen für den nach Ansicht des Ritters schuldigen Teil Luft zu machen pflegten. Eben war ihm die Stimme vollends übergeschnappt, und er sagte gar nichts mehr.

Er konnte nicht aus dem Sattel kommen, weil der Holzklotz, dessen er sich stets dazu bediente, fehlte. Da mußte es auch einmal so gehen, und er wurde denn auch mit Hilfe von drei Mann glücklich abgeladen, aber nicht ohne daß er einen Knappen, der über dem spaßhaften Anblick das Lachen nicht verbeißen konnte, eine so gewaltige Backpfeife versetzte, daß der Schwergetroffene in weitem Bogen in die Ecke flog und im Sturz noch einige andere mit sich fortriß.

Als wäre nichts geschehen, stand der schlagfertige Ritter alsbald vor seinen Freunden.

Auf zwei in ein paar mächtigen Reiterstulpstiefeln steckenden, nach oben unförmlich verdickten, massiven Beinen, wölbte sich in stattlicher Rundung ein Bauch, vor dessen imponierendem Umfang auch der gewaltige Brustkasten sich bescheiden zurückziehen mußte. Zwischen den breiten, mächtigen Schultern, an denen die dicken, muskulösen, mit Händen von entsprechender Dimension versehenen Arme nach auswärts gespreizt herunterhingen, saß auf einem gedrungenen Stiernacken ein Kopf, der schon an und für sich sehenswert gewesen wäre, wenn er auch nicht auf einem solch außergewöhnlichen Korpus gesessen hätte.

Unter starken, buschigen Brauen blickten ein paar kleine, gutmütige Äuglein listig in die Welt.

Narbe an Narbe saß im Antlitz, das auch sonst noch deutlich sichtbare Spuren gewalttätiger Behandlung aufweisen konnte.

Eine blutrote Scharre zog sich über die untere Partie des Gesichtes, quer durch die beiden Mundwinkel und konnte nur notdürftig durch den gewaltigen Schnauzbart verdeckt werden. Er hatte diesen Schmiß in einem Gefecht mit schaumburgischen Reitern vor Diez erhalten.

Seine Nase hatte durch einen in einem heftigen Kampf vor Limburg erfolgten seitlichen Hieb auf das Nasenbein, das ihm dadurch zerschmettert wurde, die gerade Richtung verloren und bildete einen stumpfen Winkel nach rechts.

Von seinem linken Ohre waren an dessen Basis nur noch schwache, hahnenkammähnliche Reste zu sehen; es war ihm im wilden Kampfgelümmel vor Kamberg ausgerissen worden.

Das blutrote, schreckliche Mal auf dem mit starrem, buschigen Haare besetzten Kopfe rührte von einem gewaltigen Hieb her, den er in einem wilden Scharmützel vor Idstein, als er mit seinem mächtigen Schlachtschwerte in den Reihen des feindlichen Fußvolkes wütete, mitten auf den Schädel erhalten, und der seinen kriegerischen Heldentaten vorläufig ein Ziel gesetzt hatte.

Seit dieser Zeit etwas schwerfällig geworden, saß er am liebsten auf seinem geliebten Dickenstein und pflegte sich.

Er war ein gewaltiger Esser vor dem Herrn und auch dem Humpen nicht abgeneigt, wie sein im Vollmond erglänzendes, feistes Gesicht und die im schönsten Kupfer leuchtende Nase in der überzeugendsten Weise bekundete.

Er hatte es ja! Eine prächtige, ausgedehnte, gut besiedelte Herrschaft und eine Burg, an der sich die Ritter von Langenscheidt und von Kemel schon die Zähne ausgebissen hatten.

Freilich, die Hälfte des Rabengrundes, der doch früher zu Dickenscheidt gehörte, hätte er gerne gehabt; auch hätte er dem Ritter Gerold von Geroldstein mit Lust eins gesteckt, der ihm einst den soliden Hieb versetzt und ihm seine holde Truda vor der Nase hinweg geheiratet hatte, als sie, nämlich seine Nase, noch gerade im Gesichte saß, und er noch ein hübscher Kerl war.

„Du bleibst lang, lieber Ohm“, bemerkte eben Ritter Udo, nachdem der Dickenscheidter die Anwesenden in seiner gewohnten, umständlichen und schwerfälligen Weise begrüßt hatte und sich mit behaglichem Grunzen schwer in einen anscheinend eigens für ihn angefertigten, besonders massiv und geräumig gebauten Sessel hatte fallen lassen.

„Ja, weißt du, lieber Udo, seitdem ich vor Idstein den mächtigen Hieb auf den Schädel erhielt, bin ich etwas schwerfällig geworden und wenn ich auch noch ganz gut reite“ . . . . .

„Das haben wir gesehen, lieber Dick“, unterbrach ihn etwas ungeduldig Udo von Luchsheim, „aber es handelt sich hier nicht um deinen Idsteiner Schädelhieb und deine Reitkünste sondern um den Geroldsteiner, der uns, wenn das so weiter geht, noch alle verschlingen wird.“

„Soll ihm schwerfallen bei mir, lieber Udo,“ entgegnete ihm Ritter Dick, indem er bedächtig und wohlgefällig seinen gewaltigen Bauch strich und aus dem ihm vorgestellten Humpen einen mächtigen Zug tat. „Es muß ihm das Handwerk gelegt werden“, rief der Bitzheimer mit wütenden Blicken auf den dickfelligen „Ohm“, der sich inzwischen mit sehr befriedigter Miene wieder in seinen Sessel zurückgelehnt hatte und sich dabei eifrigst bestrebte, seinen durch den gewaltigen Zug in Unordnung gebrachten Schnauzbart wieder in diejenige Lage zu bringen, die seinem augenscheinlichen Zwecke, das blutrote Mal möglichst zu verdecken, entsprach.

„Ihr müßt bedenken, Herr Ritter“, erwiderte er endlich mit größter Seelenruhe, „daß Geroldstein und Gladeneck zwei harte Nüsse sind.“

„Die von vier Hämmern mit Leichtigkeit zermalmt werden“, fuhr der Kammerecker hitzig und unvorsichtig dazwischen, indes Ohm Dick sich bemühte, seinem im stumpfen Winkel nach rechts in die Lüfte ragenden Riechorgan eine mehr normale Richtung nach vorne zu geben.

„Ihr vergeßt, Herr Ritter Wenkel von Kammereck, daß man mit dem Hammer in der Regel von oben nach unten schlägt, nicht aber, wie das bei diesen harten Nüssen ja nicht anders geschehen könnte, von unten nach oben, erwiderte Ohm Dick dem hitzigen jungen Ritter mit unverkennbarer

Ironie, indem er das widerborstige Haar über dem blutroten Schädelmal, soviel als das ihm dazu zur Verfügung stehende Material es erlaubte, zusammenstrich.

„Wir wissen längst, Herr Ritter Dick von Dickenscheidt", konnte sich der erboste Wentzel nun nicht mehr halten, „daß Ihr so schwerfällig seid, seitdem Ihr Euren berühmten Hieb vor Idstein erhalten habt!"

„Könnte Euch auch nichts schaden, so'n kleiner Hieb, Herr Ritter Wentzel von Kammereck; er macht nicht nur schwerfällig, sondern auch bedachtsam, besonnen und verständig, höchst wertvolle Eigenschaften, die manchem jungen Ritter fehlen", versetzte schlagfertig Ohm Dick, indem er, wie stets bei solchen Anlässen, auf die große Jugend des Kammereckers anspielte.

Dabei hatte sich sein sonst so gutmütiges Gesicht verfinstert; seine Äuglein blitzten den jungen Ritter nicht sehr liebreich an, und seine Stimme erklang im höchsten Diskant: alles Zeichen, die den Ausbruch eines ernstlichen Streites befürchten ließen und Ritter Udo bestimmten, sich nun doch ins Mittel zu legen.

Er kannte den schlauen Ohm, der mit seiner allerdings aufregenden Dickfälligkeit offenbar einen geheimen Zweck verfolgte, nämlich möglichst viel bei der ganzen Sache für sich herauszuschlagen, wie wir ja auch gleich sehen werden.

(Fortsetzung folgt.)

# Theater zu Wiesbaden.

### Hoftheater.

I. **Der Dummkopf.** Lustspiel in 5 Aufzügen von Ludwig Fulda. Zum 1. Male am 29. Februar, zum 2. Male am 6. März. Ein alter Erbonkel, auf den die edle Verwandschaft große Hoffnungen baute, setzt zum Universalerben seines Vermögens den "Dümmsten" der Angehörigen ein. Bankbeamter Justus Häberlin, eine grundehrliche, gutmütige Natur, ist der Glückliche oder vielmehr der Unglückliche. Die spießige Tante, Frau Schirmer, lockt ihn in ihre Fremdenpension und gibt ihrer Tochter Lisbeth den Wink, sich an diesen fetten Bissen zu halten. Den weltmännischen Vettern Kurt Engelhardt, Jurist und Finanzier, Gerhart Beck, Ingenieur, der von lenkbaren Luftschiffen faselt, und schließlich Buchhandlungsgehilfe Willibald Beck, einem modernen Dichterling, gelingt es, Justus zum Verzicht auf die Erbschaft zu bewegen und sie ihnen zu überlassen. Darauf setzt Tante Busch Justus an die Luft, und Lisbeth verlobt sich mit Willibald; doch alle diese Ereignisse erscheinen ihm im rosigsten Lichte. Die elegante, reiche Amerikanerin Doris Wiegand warnt Justus vergebens. Als schließlich Justus ins Elend gerät, suchen sich die Verwandten seiner durch provisorische Unterbringung in einen „Sanatorium" zu entledigen. Doris erfährt dies, sucht Justus dort auf — sein Tagebuch weist auf, daß er für Doris glühend schwärmt —; ihr gelingt es auch, ihn von seiner Vertrauensseligkeit zu befreien, und, horrible dictu, sie macht ihm ihren Heiratsantrag. — Der Erfolg des Abends war nicht dem Stück, sondern vor allem dem trefflichen Ensemblespiel zu danken. Dr. Oberländers feinsinnige Regiekunst hob die Sache erst auf ein höheres Niveau. Der Hauptheld Justus wurde von Herrn Malcher so ansprechend verkörpert, wie es bei dieser witzlosen Figur eben möglich war. Sehr patent und durchtrieben traten die Vettern: Herr Schwab als Rechtsanwalt Engelhart und Herr Striebek als Ingenieur Beck auf. Den himmelstürmenden Dichterling gab Herr Strial mit Lebhaftigkeit und Frische. Doris Wiegand fand in Frl. Doppelbauer eine ausgezeichnete Interpretin. Fescher und mit mehr Grazie hätte die Rolle gar nicht gespielt werden können. Frl. Koller als Tante Schirmer und Frl. Ghiberti in der Rolle des klugen Backfischchens Lisbeth gefielen sehr; auch seien Frl. Ressel (als Lucy Hensel), Herr Andriano (als Amtsgerichtsrat Oelschläger) und Herr Kober (als Dr. Thilenius) bestens hervorgehoben.

### Residenztheater.

= **Vom andern Ufer**, drei Einakter von Felix Salten, zum erstenmal am 22. Februar, zum fünftenmal am 11. März. — **Der Graf** ist das erste Stück betitelt. Ein Kellner weiß sich die Papiere des verstorbenen Grafen Max Festenberg anzueignen und als solcher derart aufzutreten, daß er die Nichte des Grafen Laurentin als Gattin gewinnt. Jedoch dessen Sohn Aristides hat von Anfang an ein Vorurteil gegen Max; er entdeckt schließlich den Schwindel des vermeintlichen Festenberg, bringt gleich einen Kommissar zur Verhaftung mit in dessen Wohnung. Zu seiner Rechtfertigung erklärt der Entlarvte, daß er von jeher eine Bestimmung zum Grafen in sich gespürt habe, doch erst, nachdem er Gräfin Helene gesehen habe, als Graf aufgetreten sei, um jene, die er liebte, zu gewinnen. Herr Hetebrügge gab den „Grafen", Herr Wilhelmy den Aristides, Herr Hager den alten Grafen und Frl. Hammer die Helene, sämtlich angemessen. Die Komödie war das wahrscheinlichste der 3 Stücke. — 2. **Der Ernst des Lebens.** Der Freiherr Hugo von Neustift hat durch seinen Wandel sein junges Leben zugrunde gerichtet. Dieses sagt ihm sein Schwager, der Arzt ist, ihm stets Moralpauken hält und ihm schließlich vorstellt, daß er auf seinen Tod, der in etwa sechs Monaten eintrete, gefaßt halten soll. Hugo will nicht sterben, und er sagt dem Schwager kurz heraus, er solle ihn ruhig sterben lehren; — er werde ihn jetzt erschießen (!). Dagegen sträubt sich jener, wagt sich aber nicht vom Fleck, der vorgehaltenen Pistole wegen. Die Theorie, die der Doktor stets seinen Widersacher lehrt, hält bei ihm selbst in der Praxis nicht stand. Verächtlich schenkt Hugo dem Schwager das Leben, nachdem sich der Ehrenfeste vor dem Jüngling auf die Knie geworfen hatte. Den Doktor Höpfner verkörperte Herr Rücker. Hugo wurde von Herrn Hetebrügge zu laut gegeben; er schrie manchmal entsetzlich. Die Schwester stellte Frl. Noormann dar. — 3. **Auferstehung.** Konstantin Trübner heiratet auf dem Sterbebette seine Geliebte von zwölf Jahren vorher, nachdem er aber inzwischen schon mehrere andere hatte. Er will sie zur Erbin einsetzen nebst ihrem Kinde, dessen Vater er ist. Marie geht auch darauf ein, trotzdem sie acht Jahre mit einem andern, dem Klavierlehrer Schenk, gelebt hat. Wider Erwarten wird der Sterbende gesund, und nachdem er sieht, wie alles auf seinen Tod gewartet hat, und nachher in Freuden mit seinem Gelde leben will, teilt er sein Vermögen mit seinen Lieben (!) und will für sich allein ein neues Leben anfangen. Die beiden letzten Stücke erschienen sehr unnatürlich. Herr Rücker gab den Trübner, Herr Bartak den Schenk, Frl. Blanden die letzte Geliebte, Frau van Born die Marie und Frl. Sandori ihr 12jähriges Kind. — Die Inszenierung aller 3 Stücke durch Dr. Rauch war tadellos.

# Literatur.

* **Stätten der Kultur.** Bd. 2. **Frankfurt a. Main.** Von P. F. Schmidt. 150 S. Pr. geb. 3 Mk. (Liebhaberband 5 Mk.) Leipzig, Klinkhardt und Biermann. — Das neue Unternehmen will eine Reihe hervorragender europäischer Städte als Stätten der Kultur vorführen und in Form einer in sich abgerundeten Monographie in den wichtigsten charakteristischen Kulturstadien schildern. Die Art und Weise dieser Schilderung hält die Mitte zwischen

dem „Führer" und der Stadtgeschichte. Sie gibt mehr, intensiver, lebendiger und malerischer als jener, und weniger, aber populärer, interessanter und kompakter als diese. So wird uns die Main-Metropole im Wesentlichen ihrer kulturellen Entwickelung vor Augen geführt. Der Eingang, „Das Stadtbild", zeigt die Entstehung und Ausdehnung der Stadt in übersichtlicher Weise. Die Herausbildung der Stadtverfassung entnehmen wir dem 2. Abschnitt: „Stadtkämpfe im Mittelalter". Aus der Gärung und Klärung entwickelt sich „Frankfurts Leben und Kultur im 15. Jahrhundert". Von da führt's zu den Kämpfen und Wirren und Verquickungen von „Religion und Politik". „Demokratische Wehen" laufen unter, und zur Geldmacht gelangen „Die Juden". In die Zeit der Aufklärung fallen „Die Senckenbergischen Händel"; die letzte Hälfte des 18. Jahrhunderts wird mit bestimmt durch „Goethe", Frankfurts größten Sohn. Dann folgt eine harte Zeit, „Die Franzosenzeit", in der die freie Reichsstadt schwer bluten mußte. Ein recht gemütliches Leben und dabei Macht und Ansehen wurde in der „Biedermeierzeit", da Frankfurt deutsche Bundeshauptstadt war, entfaltet. Der „Epilog" zeigt, daß es durch die Annexion nichts verloren hat und in fortschreitender Großstadtentwickelung sich befindet. Das Buch ist mit zahlreichen trefflichen Illustrationen aus alter Zeit und mit originalem Buchschmuck von L. Pollitzer versehen und präsentiert sich auch in seiner sonstigen Ausstattung sehr elegant. Dem Herausgeber Dr G. Biermann können wir zu der Idee nur gratulieren.

Le Traducteur (16. Jahrg.), The Translator (5. Jahrg.), Il Traduttore (1. Jahrg.), Halbmonatsschriften zum Studium der französischen, englischen, italienischen und deutschen Sprache. — Diese Sprachschriften bieten hauptsächlich folgenden Inhalt: Interessante Erzählungen, naturwissenschaftliche Aufsätze, Belehrungen über Länder- und Völkerkunde, Handel, Sitten und Gebräuche, entweder mit genauer Übersetzung oder mit Fußnoten. Neben dem Sprachstudium berücksichtigen sie auch die Aneignung ungemein wichtiger Sachkenntnisse. Ganz besonders nützlich dürften die in jeder Nummer enthaltenen Gespräche sein, in denen hauptsächlich die in den Schulen nicht genug gepflegte Umgangssprache berücksichtigt wird. Außerdem wird den Lesern Gelegenheit geboten, mit Ausländern zu korrespondieren. — Probenummern für Französisch, Englisch oder Italienisch kostenfrei durch den Verlag des „Traducteur" in La Chaux-de-Fonds (Schweiz).

## Neues aus Nassau.

### Seiner Majestät Schiff „Nassau".

Am 7. März lief in Wilhelmshaven in Gegenwart des Kaisers, des Großherzogspaares von Baden und des Prinzen Heinrich der Niederlande als Vertreters der Königin Wilhelmina das zum Ersatz für „Bayern" bestimmte Linienschiff vom Stapel; Oberpräsident Hengstenberg hielt die Weiherede. Die Großherzogin von Baden, geborene Prinzessin Hilda von Nassau, taufte das Schiff auf den Namen „Nassau". Als Vertreter Nassaus waren Regierungspräsident Dr. v. Meister und Landeshauptmann Krekel vom Kaiser eingeladen.

Die „Nassau" ist das größte Linienschiff der deutschen Flotte, der erste deutsche „Dreadnought", mit dem Raumgehalt von 18 000 Tonnen. Die Kosten betragen für den Schiffskörper 22 700 000 Mk., für die Armierung 14 490 000 Mk., also zusammen 37 190 000 Mk. Das Schiff läuft 19 Knoten und ist mit 870 Mann besetzt.

Stolz dürfen wir Nassauer sein, daß gerade dieses mächtige Schiff den Namen unserer Heimat trägt. War dieser Name noch hie und da unverdienter Weise mißachtet, so ist es mit der Mißachtung nunmehr aus und vorbei für immer.

S. K. Hoheit der Großherzog Wilhelm von Luxemburg weilt schon seit längerer Zeit an der Riviera. Der Aufenthalt dort bekommt ihm sehr gut, und alle Gerüchte von schlechtem Befinden sind unwahr.

Am 27. Februar besuchte Prinz Oskar von Preußen, der zweitjüngste Sohn des Kaisers, in Begleitung mehrerer Offiziere das Kurhaus zu Wiesbaden im strengsten Inkognito. Kurhauswirt Ruthe zeigte dem Prinzen die Innenräume, die von diesem sehr bewundert wurden.

Die dem Nassauischen benachbarte hessische Gemeinde Kastel ist durch Verfügung des Staatsministeriums der Stadt Mainz eingemeindet worden. Die Kasteler wollten nicht; — sie mußten halt. Der Schatten des Ereignisses fällt auf das nahe Biebrich, das wohl über kurz oder lang von Wiesbaden verschluckt werden wird nolens, volens.

Zum Landesdenkmal sind, nachdem die 10 000 Mark Beisteuer der Stadt Wiesbaden genehmigt worden, noch 30 000 Mark erforderlich. Gesamtkosten: 120 000 Mark.

Das Testament der Franziska Bogner zugunsten der Kamberger Armen ist von der Schwester der Stifterin mit Erfolg angefochten worden.

Lorchhausen erhält eine Kapelle. Mit den Grundarbeiten ist begonnen worden.

## Nassauischer Geschichtskalender.

### März.

15. 1632. Landgraf Moritz von Hessen-Kassel stirbt. Er war am 25. V. 1572 als Sohn Landgraf Wilhelms IV. und Sabinens von Württemberg geboren, trat 1592 die Regierung an. Er erbte auch die Niedergrafschaft Katzenelnbogen, verlor sie aber 1626 an Hessen-Darmstadt. Er resignierte 1627 zugunsten seines Sohnes Wilhelm V.

19. 1610. Graf Salentin VII. von Isenburg-Grenzau stirbt. Geboren 1532, trat er in den geistlichen Stand, wurde 1567 Erzbischof und Kurfürst von Köln, 1574 Fürstbischof zu Paderborn, resignierte 1577, um seinen Stamm fortzupflanzen und heiratete Antonie von Aremberg, die ihm zwei Söhne schenkte, mit denen das Haus ausstarb.

Johannes de Laspée, berühmter Pädagog, stirbt zu Wiesbaden. Geboren am 25. IX. 1783 zu Johannisberg, wanderte er zu Pestalozzi nach Ifferten und eröffnete, heimgekehrt, 1809 ein Privatinstitut zu Wiesbaden, das lange bestand.

20. 1864. Heinrich Frhr. von Wintzingerode, nassauischer Regierungspräsident, stirbt zu Wiesbaden. Geboren war er am 19. XI. 1800.

Die erst 1803 erworbenen Orte Kastel und Kostheim nebst ihren Gemarkungen und der Petersau müssen von Nassau-Usingen an Frankreich abgetreten werden. (Vollzogen am 13. X. 1806.)

26. 1637. Belehnung des Grafen Adam von Schwarzenberg, kurbrandenburgischen Ministers, mit der Herrschaft Idstein durch den Kaiser. Er nahm sie aber als zu arm und ertraglos nicht an.

## Briefkasten.

W. Z. in W. Wir antworten brieflich.
Dr. S. in N. Nassovia 13 von 1903.

**Redaktionsschluß: 12. März.**




№ 7. Wiesbaden, den 1. April 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



# Hye Berga romereike!

Auf Worringens Heide tobt die Schlacht;
Hinter Sandwällen lagern die bergischen Bauern,
Eine wuchtende, drohende Männerwacht,
Glühenden Auges und lauern.

Der Lite glotzt, und der Sasse starrt,
Wie drüben die Herr'n ihre Kräfte messen:
„Sie mögen in ihren Eisen hart
Sich selber würgen und fressen;

Wir tanzen dann, heidi! den Kehraus mit,
Wenn Lanzen und Schwerter splittern und brechen.
Mit Flegelschlag und Sensenschnitt
Wollen wir richten und rächen.

Eia, Herr Mönch, so stolz auf dem Gaul!
Bist doch auch der unsern, der Bauern einer,
Reißest auf gen Ritter und Pfaffen das Maul,
Wie von uns es gewagt noch keiner."

Walter Dodde nahm fest und sicher aufs Korn
Des Bischofs Karrosch im dichten Gedränge;
Er spannte von Zeit zu Zeit im Zorn
Um den kantigen Kolben die Fänge.

Nun richtet er sich im Sattel hoch auf:
„Alaaf! nun ist's Zeit für euch, mannliche Bauern.
Empor die Wehren, hervor und drauf!
Und zerbrecht die eisernen Mauern!

Es ist ein Gewoge, man kennt sich nicht aus;
Doch Herrn Adolfs Banner schwanken und sinken,
Und holt ihr den Grafen nicht schnell heraus,
Muß er rettungslos ertrinken.

Und das eiserne Meer überschwemmt eure Saat
Und zerstampft sie, und doppelt härtere Pflichten:
Rauchgeld und Grundzins, Butteil und Bestwat,
Müßt ihr dem Bischof entrichten.

Nieder drum, nieder das reisige Heer,
Jeder Helmbusch und jedes Helmbuschs Scherge!
Des Grafen Banner: das Ziel und nichts mehr!
Hie ruhmreiche Berge!"

Den Kolben hoch, flog der Mönch übers Feld —
Die härene Kutte peitschte den Schimmel —,
Und tausendstimmig der Schlachtruf gellt'
Aus dem wütenden Bauerngewimmel.

Und mit Sensenschnitt und mit Flegelschlag
Brachen sie über den Knäuel der Ritter,
Bis er niedergeschmettert am Boden lag
Von dem plötzlich erwachten Gewitter.

Vom Flegelschlag barsten Helm und Haupt;
Die Sense schnitt gleicherweis' Bein und Schiene
Bis die Rachewut endlich ausgeschnaubt
Und friedlich ward aller Miene.

Rotstreifig die Kutte, stand vor dem Graf
Walter Dodde. — „Ihr habt mich wacker gefunden.
Doch der Weg ging ob manchen Ritter, mir brav,
Der vom Tritt wird nicht gesunden."

„Was tut's! Ihr seid frei, und den Erzpfaffen führt
Übern Rhein gefangen der jauchzende Ferge.
Herr Graf, heut' Ehre, wem Ehre gebührt!
Hie ruhmreiche Berge!"

C. Spielmann.

*) Nach P. Janssens Bild in der Akademie zu Düsseldorf.

1)

# Das kurpfälzische Unteramt Kaub.

**Nach einer handschriftlichen Beschreibung aus ca. 1684. Mitgeteilt von Ch. Kappus.**

Der Baseler Professor Sebastian Münster teilt in seiner im 16. Jahrhundert erschienenen Kosmographie mit, daß Pfalzgraf Ludwig von Kurpfalz das Unteramt Kaub im Jahre 1289 von den Herren von Münzenberg für 2001 Mark Silbers erworben habe. Begrenzt wurde das kleine Gebiet westlich vom Rhein, südlich vom Erzbistum Mainz, im Osten vom Mainzer und nassauischen Gebiete, im Norden von der Landgrafschaft Hessen-Rheinfels. Die Ostgrenze war durch ein Gebück befestigt; tief einschneidende Täler machten nach den übrigen Himmelsgegenden einen künstlichen Schutz entbehrlich.

An fließenden Gewässern besaß das Unteramt Kaub außer dem Rhein nur einige kleine Bäche, von welchen der Urbach im Norden, der Schenkelbach im Süden die Grenze bildeten. Landstraßen waren nur zwei vorhanden. Eine derselben verband die Orte Lorch und Katzenelnbogen miteinander. Sie war teils auf kurpfälzischem, teils auf kurmainzischem Boden angelegt, gehörte also beiden Gebieten gemeinschaftlich. Die andere Straße führte von Lorchhausen nach dem Orte Weisel und teilte sich dann in verschiedene Abzweigungen.

Unteramt und Kellerei Kaub waren mit keiner anderen Herrschaft gemeinschaftlich, sondern gehörten allein mit allen Rechten zur Kurpfalz. Zum Unteramte zählten die Stadt Kaub und die Dörfer Weisel und Ober- und Niederdörscheid, von denen, wie die „Beschreibung" meldet, „das erste im jüngsten Dreyßig Jährigen Krieg gantz eingeäschert und ruinirt worden." Von dem zerstörten Oberdörscheid sind heute noch einige Mauerreste zwischen Weisel und (Nieder-) Dörscheid im Felde sichtbar. Außerdem gehörten zu dem Unteramt der Fronborner und der Eßroder Hof und Schloß mit Hofgut Sauerberg und dem kleinen Dörfchen Sauerthal. Der Eßroder Hof, welcher eigentlich schon jenseits der Grenze auf nassauischem Gebiete lag, hatte Kurpfalz gegen einen Hof zu „Espestet" (Espenschied) von Kurmainz getauscht. Zwischen Nassau und Kurmainz bestand seit alters ein Grenzstreit um ein Stück Land, zu welchem auch jener Hof gehörte, ohne daß eine Einigung erzielt werden konnte. Der Hofmann Dönges forderte von Kurpfalz auf Grund alten Rechtes die Zehntenfreiheit, die ihm jedoch nicht gewährt wurde.

Zum Unteramte Kaub gehörten auch einige Gerechtigkeiten in den benachbarten Gebieten. In der kurmainzischen Vogtei Ransel fielen zwei Drittel aller Abgaben dem Erzbistum Mainz, ein Drittel Kurpfalz zu. Später bezogen die Herren von Kronberg, dann deren Erben, die Junker von Brömser, zuletzt der Freiherr von Sickingen den kurpfälzischen Anteil, da sie vom Kurfürsten von der Pfalz mit dem Schlosse Sauerberg, zu welchem die Einkünfte der Vogtei gehörten, erblich belehnt worden waren. Von den betreffenden Dörfern lagen Wollmerschied, Oberwallmenach, Laukert und „Steiggart" im Vierherrischen[1]). Letzteres Dorf war wahrscheinlich ebenfalls im Dreißigjährigen Kriege vollständig zerstört worden, da es um das Jahr 1680 nicht mehr stand. Jährlich wurden im Dorfe Ransel drei „Dingtage" (Gerichtstage) abgehalten im Beisein des Vogts oder später des Lehnsträgers oder dessen Bevollmächtigten. Schöffen und Hübner sollten alles „dazu beibringen, was in der Vogtei ruchbar ist". Von den Einkünften dieser Gerichtstage erhielt der Freiherr von Sickingen das auf Kurpfalz fallende Drittel.

Leibeigene gab es nicht mehr in der Vogtei. Sie waren im Dreißigjährigen Kriege ausgestorben. Dafür zog das Haus Sauerberg gewisse Geldgefälle ein, darunter auch das Ungeld mit dem ihm zukommenden Drittel. Es war dies eine Steuer, welche auf die Getränke gelegt war.

Zu Kurpfalz gehörte auch das Schloß Rheinberg zwischen dem Dorf Ransel und der Wisper, nicht weit von der Kammerburger Mühle im Wispertal gelegen, „nebst einigem Geldzins, Wiesenwachs und Waldungen". Das Schloß selbst war schon sehr frühe zerstört worden; der Turm und einiges Gemäuer standen noch.

Den heutigen Harbach (damals Halbbach genannt), welcher auf der kurpfälzisch-hessen-rheinfelsischen Grenze floß, besischten die beiderseitigen Beamten gemeinschaftlich.

Die Gerichtsbarkeit stand der kurpfäfzischen Regierung im Unteramte Kaub allein zu, ebenso auch das Geleit zu Wasser und zu Lande..

Leibeigene hat es, wie aus den Aufzeichnungen hervorgeht (s. o.), im Unteramt Kaub niemals gegeben; die Bewohner waren nach altem Herkommen stets freizügig, allerdings nur innerhalb des kurpfälzischen Gebietes. Diejenigen Untertanen, welche außer Landes ziehen und sich in fremden Gebieten niederlassen wollen, mußten der Herrschaft die „Nachsteuer", das war der Zehnte von ihrem Vermögen, entrichten. Ausländer waren verpflichtet, falls sie sich im Unteramte niederlassen, oder verheiraten wollten, den Bürgereid abzulegen und für jede Person, männlichen und weiblichen Geschlechts, 3 Rtlr. Einzugs- und Bürgergeld zu zahlen. Ein Drittel dieser Einkünfte bezog herkömmlicherweise der Landesfürst, welcher aber laut Erlaß vom 15. Januar 1664 darauf verzichtete; die übrigen zwei Drittel fie-

[1]) Am sogenannten „Vierherrischen" besaß Hessen-Rheinfels zwei Anteile, Nassau-Diez und Nassau-Weilburg und -Usingen je einen.

len dem betreffenden Orte zu, in welchem der Ausländer sich niederließ. Nach Entrichtung des Einzugsgeldes war der Neueingewanderte zur Benutzung der Gemeindeweiden und des Wassers berechtigt, besaß also erst dann Landes- und Ortsbürgerrechte.

Streng suchte die Regierung gute Zucht und Sitte aufrecht zu erhalten, und hohe Strafen trafen darum die dagegen Fehlenden. Den Eltern unehelicher Kinder wurde zunächst „namhafte" Geldstrafe auferlegt, welche die kurfürstliche Rentkammer einzog; außerdem mußten sie ein „gewisses" Kapital hinterlegen, dessen Zinsen zum Besten des Kindes verwendet wurden. Zur Verrechnung kamen die Zinsen in den Amts-Kellereirechnungen. Starb der Bastard frühzeitig (oder in höherem Alter ohne Leibeserben), so zog die Regierung das hinterlegte Kapital samt dem übrigen Vermögen des Verstorbenen ein.

Alle erblosen Güter des Unteramts gehörten der Regierung nach altem Rechte. Demgegenüber beriefen sich die eine Gemeinde bildenden Orte Weisel und Dörscheid auf ein altes Herkommen, welches der Herrschaft dieses Recht zum Teil streitig machte. Sie beanspruchten danach auf solchen Grundstücken, welche durch Vernachlässigung des früheren Besitzers derart der Verwilderung anheimgefallen waren, daß man die auf ihnen stehenden Bäume und Sträucher nicht mehr mit einer Hippe (Sichelmesser) abhauen konnte, freien Weidgang und anderweitige Benutzung, der Regierung sollte nur das Eigentumsrecht zustehen. Gestützt war der Anspruch der beiden Orte auf einen Interimsbescheid vom Donnerstag nach Medardurs 1551, dessen Original auf dem Weiseler Rathaus aufbewahrt wurde. In diesem sprach die kurfürstliche Kanzlei zu Heidelberg in einem Streite zwischen der Regierung und den Dörfern um ein wüsten Stück Landes außerhalb des Weiseler Waldes bei Ransel der Gemeinde das Benutzungsrecht zu.

Alle im Unteramt Kaub frei werdenden Lehen zog die Herrschaft ein. So war es mit den Metzenhausenschen und Allendorfschen Lehen vor längerer Zeit und im Jahre 1677 mit den Heppenhöfer und Germersheimischen Lehen geschehen. Das Metzenhausensche Lehen bestand in „einem alten, ganz abgegangenen Hauß platz" am Burgweg unter der Burg Gutenfels zu Kaub, einer Anzahl Feldgüter und Einkünften, welche die Beschreibung nicht näher bezeichnet. Den „Hausplatz" der von Metzenhausen hatte der spätere Kommandant der Burg Gutenfels, Kapitän Jost Konrad Krug, als Weinberg und Garten in Benutzung. Die Gegend, wo früher das Gebäude gestanden hat, führt im Volksmunde heute noch den Namen „Das Groe Haus", d. h. wohl „des Grafen Haus".

Zum Allendorfschen Lehen gehörten ein Meierhof zu Allendorf bei Katzenellnbogen im Hessen-Darmstädtischen und einige geringe Geldgefälle zu Rüdesheim.

Etwa 1 Stunde von der Stadt Kaub liegt in dem Kauber Stadtwalde in beinahe östlicher Richtung das alte Schloß Sauerberg. Im Jahre 1505 verkaufte es Kurfürst Philipp von Kurpfalz an seinen Hofmarschall, den Herrn Philipp von Kronberg für 1000 fl. Batzen, worauf es dieser aber sofort wieder der Kurpfalz als Erblehen antrug und als solches wieder empfing. Das Kronbergische Lehen bestand aus dem Schloß Sauerberg und dem gleichnamigen nahegelegenen Hofe, dem damaligen Weiler und jetzigen Dorfe Sauerthal, dem Hofe Fronborn, nach Lorchhausen zu gelegen, samt den zugehörigen Äckern, Wiesen und Waldungen, obwohl der Lehnsbrief sie nicht namentlich aufführte. Die Reichsfreiherren von Sickingen erbten dies Lehen von den Kronberger Herren. Schloß und Hof Sauerberg waren nach dem Niedergange des einst so mächtigen Geschlechtes ihr letzter Besitz, wo der letzte des Namens, wie sein heimlich gesetzter Leichenstein auf dem Friedhofe zu Sauerthal besagt, „in Armut starb"[2]).

Das Germersheimische Lehen bestand in einer Anzahl zerstreut liegender Grundstücke: einer Wiese von ungefähr 3 Wagen Heuwachs zwischen Perscheid und Dellhofen bei Oberwesel im Erzbistum Trier und einem kleinen Weinberg zu Oberwesel, unfern der Liebfrauenkirche am Liebfrauenbild gelegen; er lieferte nur ½ Ohm Wein. Auf kurpfälzischem Gebiet gehörten dazu: ein Weinberg von ½ Fuder Ertrag im „Landschaden" zu Kaub und ein solcher im Hallerberg daselbst, welcher mit 3 Mark Geldes beschwert gewesen war, von welchen die Herrschaft den dritten Teil zu beanspruchen hatte, ferner eine Wiese zu Gosterthal bei Weisel von einem Wagen Heuwachs. Das Lehen wird als Erb-, Burg- und Kunkellehen bezeichnet und wurde im Jahre 1677 von dem bisherigen Inhaber Arnold Baußmann zu Kaub an die Herrschaft zurückerstattet. Bei einer daraufhin erfolgenden Versteigerung übernahm Anton Kimpel von Kaub die Wiese zu Gosterthal um 1 Gulden und den Weinberg im Landschaden um 1 Fl. 50 Krzr. Durch Erlaß vom 13. März 1678 bestätigte die herrschaftliche Kanzlei Friedrich Franck, Andreas und Arnold Hammer zu Wesel und Jakob Lamprecht zu Dellhofen als Lehnsleute der linksrheinischen Güter im Erzbistum Trier.

Im Krumbachtale zwischen Weisel und Reitzenhain lag das Lehen Heppenhof, später auch Brennershof nach dem Erbamtmann Brenner genannt. Seibert führt (in Nr. 11 d. „Nassovia", Jhrgg. 1907, Eingangsgedicht) auch den Namen „Hexenhof" an. Wie weit er berechtigt ist, vermag ich nicht zu entscheiden; jedenfalls ist er in der Umgegend ungebräuchlich und wird in alten Güterverzeichnissen niemals erwähnt. Ursprünglich erhob sich auf dem der heutigen Heppenmühle gegenüber liegenden Berge eine Raubritterburg, welche aber schon frühzeitig zerstört wurde. Zu dieser gehörte der Heppenhof im Tale, den der Erbamtmann Brenner 1740 wieder neu aufbaute. Das Hofgut, teils auf kurpfälzischer, teils auf hessischer Seite gelegen, bestand aus einigen

[2]) In der Umgegend lebt unter dem Volke eine Sage fort, wonach zwei Söhne eines der letzten Sickinger den alten Vater in ein Verlies sperrten, und ihn dort gefangen hielten. Einen Lorcher Förster soll der Alte um Hilfe gebeten haben. Als dieser jedoch ankam, sei der Kerker leer gewesen. Vielfach ist unter den Bauern die Ansicht verbreitet, diese Sage habe Schiller die Grundlage zu den „Räubern" geliefert (vgl. „Nassovia" Nr. 6 von 1901).

Wiesen zu 12 Wagen Heuwachs, einem Garten auf der Hofstelle und einem verwilderten, heckenbewachsenen Acker. Außerdem gehörte das die Burgruine umgebende Stück Waldes von 12 Morgen zum Lehen. Heute ist das einstige Hofgut im Besitze eines Müllers, der es zu einer Mühle eingerichtet hat.

Vom Kurfürstentum Mainz trugen die Junker von Sponheim ein Lehen zu Ober- und Niederdörscheid, welches in gewissen Geld-, Hühner- und Fruchtabgaben bestand und den Namen Jahreszins führte. Alljährlich hielten der eingesetzte Hübenschultheiß und die Hübenschöffen auf den St. Hilariustag (13. Januar) ein Hübengericht im Namen der Junker von Sponheim, deren Gefälle sie dabei erhoben.

(Fortsetzung folgt.)

# Braun- und Roteisenstein und ihre Verwendung in Nassau.

1) Von P. Hannappel.

Zu allen Zeiten bildeten Eisenerze und Brennmaterialien die Basis des industriellen Lebens. Nassau ist mit diesen beiden Stoffen reich gesegnet. Etwa 40 Prozent seiner ganzen Fläche sind mit Waldungen bedeckt; von den 10 Millionen Tonnen Eisenerzen, die im Jahre 1850 auf der ganzen Erde gewonnen wurden, hatte dieses Ländchen 2 Millionen Zentner (100 000 Tonnen), von den 12 Millionen Tonnen, die 1890 in Deutschland gefördert wurden, etwa 900 000 Tonnen geliefert. Der Bergbau und Hüttenbetrieb ist in Nassau schon sehr alt. An den Waldflächen oder in deren Nähe findet man Halden von Eisenschlacken, Reste von Eisensteinen und Spuren von Meilerstätten, welche darauf hindeuten, daß hier schon seit vielen Jahrhunderten Eisenerze gewonnen und Eisen ausgeschmolzen wurde; eine bestimmte Zeit läßt sich jedoch nicht angeben. Der Benediktinerpater Joseph Fuchs († 1783) aus Königstein i. T., hat eine Anzahl Schlackenhügel auf der „Schmiedröder" und in dem „Herrnwalde" untersucht und in ihnen Tonröhren und Backsteine gefunden, deren Inschriften auf römischen Ursprung hindeuten. Die wichtigsten Eisenerze, die in Nassau gefunden werden, sind neben etwas Magneteisenerz, Eisenglimmer und Spateisenstein hauptsächlich: Braun- und Roteisenstein.

Der Brauneisenstein (H 5—5,5; G 3,7) ist ein faseriges, feinkörniges, erdiges oder dichtes Eisenerz. Seine Farbe wechselt von ockergelb bis schwarzbraun. Der Strich ist gelblichbraun. Der Brauneisenstein ist im wesentlichen ein Eisenoxydhydrat $H_6\ F_4\ O_9$, enthält aber meistens noch Beimischungen von Ton, Phosphorit, Manganoxyd, Kieselsäure, Schwefelkies, Bleiglanz, Kupferkies, Galmei, Malachit, Kalkspat, Schwerspat, Braunspat, Flußspat, Quarz usw. Von den in Deutschland geförderten Eisenerzen sind ¾ Brauneisenstein. Auch Nassau hat reiche Lager, und zwar finden wir hier dieses Erz dem Unterdevon übergelagert, eingeschlossen von Grünstein oder Diabastuff, eingelagert in Basalttuffen und Tonen des Tertiärs, aber meistens über dem Stringozephalenkalk abgelagert.

In der silurischen Formation des Altertums, mehr jedoch in der devonischen, fanden infolge zahlreicher Eruptionen Hebungen und Anschwemmungen statt. Es bildeten sich Schichten, in denen die Diabas- und Schalsteine eine wichtige Rolle spielen. Durch sedimentäre gleichalterige Schichten, durch Tuffe und Schalsteine fand eine regelmäßige Wechsellagerung zwischen versteinerungsführenden und ursprünglich glutflüssigen Formationsgliedern statt. Diese Wechsellagerung wiederholte sich des öfteren. Eine außerordentlich gut entwickelte devonische Schichtung von Diabas- und Schalsteinlagern mit Wiederholungen haben wir in Nassau, besonders in der Lahngegend. Oft findet man auch bei diesen Gesteinen Porphyroide. In denjenigen Devonterritorien, in denen wir Schalstein und Diabas finden, treffen wir auch den Brauneisenstein. Er bildet hier Lager oder Nester, oft aber auch Gänge. Solche Erzlager sind am Abhange des Taunus (auf der Grenze zwischen Serizitschiefer und Quarzit) bei Aßmannshausen, Rüdesheim, Johannisberg, Östrich, Hattenheim, Geisenheim, im Hochtaunus am Feldberg (Königstein). Die in diesen Gegenden gefundenen Erze haben bis zu 30 Prozent Eisen.

Fast ebenso gelagert trifft man im jetzigen Kreise Usingen in den Gemarkungen: Kransberg, Friedrichsthal, Pfaffenwiesbach, Westerfeld, Hausen, Ansbach, Brauneisenerze. Sie sind jedoch auch oft über Grauwackenschichten zu finden und in einzelne Nester und Nieren zerstreut. Der Montanbetrieb auf derartigen Grubenfeldern ist jedoch sehr unzuverlässig und wenig lohnend.

Angenehmer ist es, wenn der Brauneisenstein in zersetztem Grünstein eingelagert angetroffen wird, wie dieses in der Gegend der Salzböde (Nebenflüßchen der Lahn) der Fall ist. Grünstein oder Diabastuff ist ein dichtes, im Bruche erdiges Aggregat von schmutzig grüner Farbe. Es ist meistens mit kohlensaurem Kalk verbunden und geht durch starke Beimischungen von Ton in Grauwackenschiefer über. Die Lager über diesem Gestein sind von großer Ausdehnung, aber nicht sonderlich reich an Gehalt. Der

1) Benutzte Werke: Becher J. Ph., Mineralogische Beschreibung der Oranien-Nassauischen Lande, 1902. Gredner Dr. H., Elemente der Geologie, 1897. Hundt u. a., Beschreibung des Bergreviers Siegen, 1887. Jakobi C., Geographie des Regierungsbezirks Wiesbaden, 1899. Meidinger Hrch., Deutschlands Eisen- und Steinkohlenproduktion, 1857. Ost, Dr. Hrch., Chemische Technologie, 1900. Odernheimer, Berg- und Hüttenwesen in Nassau, 1865. Riemann, W., Bergbau und Hüttenbetrieb in Nassau, 1894. Riemann, W., Beschreibung des Bergreviers Wetzlar, 1878. Weddinger, Dr., Eisenhüttenwesen, 1900. Wenkenbach, Beschreibung des Bergreviers Weilburg, 1879. Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde, Bd. 14, 15, 33. Beschreibung der Bergreviere Wiesbaden und Diez. Oberbergamt zu Bonn, 1898. Jahresberichte der Handelskammer zu Dillenburg, Limburg und Wiesbaden für 1902 und 1903.

Abbau lohnte sich jedoch dadurch, daß die Erze an Ort und Stelle verhüttet wurden.

Wie über Grünstein, so finden wir den Brauneisenstein auch in Basalttuffen des Tertiärs auf dem Westerwalde. Die Landschaft des Westerwaldes ist entschieden reicher an Mineralien als die des Taunus. Das Gebirge besteht zum großen Teil aus Basalt. Über diesem lagert Ton, welcher Brauneisenstein enthält. Letzterer ist entweder sandig und leicht zerreiblich, oder er bildet feste sphärosideritische Stücke. Die Farbe variiert zwischen braun, rot und gelb, und diese besagt schon, ob sich die Erze für den Hochofen eignen oder nur als Farberde verwendet werden können. Fundorte bis zu 6 Meter Mächtigkeit kennt man bei Elgendorf, Dernbach, Eschelbach; Dreifelden, Bottum, Rennerod, Homberg, Herborn. Diese leicht schmelzbaren Erze liegen ganz nahe der Erdoberfläche.

Auch im Tertiär des östlichen und südlichen Taunus trifft man Brauneisenstein an, so bei Soden, Sulzbach, Vilbel, Hallgarten. Den meisten Brauneisenstein findet man jedoch über dem Stringozephalenkalk. Kalk hat bekanntlich eine große Affinität zu Wasser und nimmt es aus seiner Umgebung begierig auf. Dieses löst die Oberfläche auf und bildet Sättel, Mulden, ja Höhlen: härtere Teile bleiben als Kämme, Wände und Zacken. Dadurch ist das Niveau der Kalkschichten sehr unregelmäßig, sowohl über der Erde, wie es ja an den Lahnkalkfelsen deutlich zu sehen ist, als auch in der Erde. In der Erdrinde sind nun diese Vertiefungen oft mit Braueneisenstein ausgefüllt und zwar da, wo der Kalkstein schon in Dolomit übergegangen ist. Diese Lagerungen kann man wohl kaum mit Schicht bezeichnen, weil sie ja bloß die Oberfläche ausgleichen, aber nicht als Schicht zwischen anderen Schichten liegen. Gewöhnlich ist der Brauneisenstein noch durch etwas Ton, sowohl von den über- als untergelagerten Schichten abgegrenzt. Solche Lagerstätten sind in den Gemarkungen: Niedertiefenbach, Dehrn, Merenberg, Weinbach, Gräveneck usw. Die Gebirgsfolge ist in den angelegten Gruben nach Angabe der Besitzer folgende:

3 m Dammerde, 3 m Basaltgeröll, 8—9 m Letten, 2—3 m Brauneisenstein, 9 m Kalk, 6 m Kies, 16 m Ton und bunter Letten, 10 m Brauneisenstein, 3 m Ton, 4 m gelber Schalstein mit Spuren von Roteisenstein. (Zwischen dem letzten Ton und Schalstein auch Phosphorit.) (Die Entstehung des Brauneisensteins aus Roteisenstein siehe bei der Behandlung des Roteisensteins.)

Reichlicher und lohnender ist bei uns in Nassau der Bergbau auf Roteisenstein. Während der Brauneisenstein bis 60 Prozent an Gehalt hat, besitzt der Roteisenstein bis 70 Prozent. Roteisenerz gibt einen kirschroten Strich. Die Farbe ist sehr verschieden von blutrot, braunrot bis stahlgrau. Der Roteisenstein (Hämatit, gr. haima, Genitiv haimatos, Blut) ist faserig, oft erdig, aber auch zuweilen dicht und glasig, daher der Name „roter Glaskopf" zum Unterschied vom Brauneisenstein, der „brauner Glaskopf" genannt wird. In reinem Zustande ist er ein Eisenoxyd $Fe_2 O_3$, meistens jedoch durch Ton, Kiesel, Kalk usw. verunreinigt. Er lagert zwischen gleichalterigen Gängen, Schichten zwischen Schichten; oft durchsetzt er auch gangartig die Gebirge. Der Roteisenstein mag ursprünglich Kalkstein gewesen sein, der durch Aufnahme von Eisenoxyd nach und nach in Roteisenerz umgewandelt worden ist. Die atmosphärischen Wasser enthalten Sauerstoff in beträchtlicher Menge; alle Stoffe, welche eine Verbindung mit ihnen eingehen, oxydieren. Durch Kontakt von Sauerstoff und Spateisenstein $Fe\ CO_3$, geht letzterer in Roteisenstein $Fe\ O_3$ über, durch weitere Verbindungen mit Wasser entsteht aus Roteisenstein Brauneisenstein $2\ Fe\ O_3 + 3\ H_2\ O = H_6\ Fe_4\ O_9$. Der chemische Vorgang ist etwa folgender: Das Wasser vertreibt die Kohlensäure aus dem Kalk; Eisenoxydul wird zu Eisenoxyd. Dieser Prozeß findet zunächst an der Oberfläche statt, setzt sich aber in Masse und Tiefe fort. Die ursprünglich gelbe Farbe der Substanz wird bräunlich, dunkelbraun und zuletzt schwarz. Der Verlust der Kohlensäure ist größer als die Substitution von Sauerstoff, und dadurch wird der Stein porös, verliert an Gewicht und zeigt Höhlungen und Gänge. Auf dieser an der Oberfläche höheren Oxydationsstufe beruht auch die Erscheinung, daß der Strich der Steine anders ist, als die Farbe ihrer Oberfläche.

Die meisten Roteisensteinlager gehören dem Oberdevon an. Sie liegen dann fast immer auf der Grenze zwischen zwei verschiedenen Gesteinsarten; meistens jedoch unter Schalstein, oft auch auf, unter oder zwischen Zypridinenschiefer; auch Diabas bildet nicht selten die Grenze. Die Nebengesteine sind bei guten Lagern in der Zersetzung weit fortgeschritten und im Bergbau bezeichnet man sie dann mit edel. Der beste Wegweiser jedoch ist und bleibt bei dem Aufsuchen von Roteisenstein der Schalstein. Er ist der Hauptsache nach ein schieferartiger, von kohlensaurem Kalke imprägnierter Diabastuff, gemengt mit Kalk und Tonschlamm. Die Farbe wechselt sehr. Sie ist grün, grau, gelblich, ja rötlich, oft auch bunt. Die Schalsteine stehen auf der einen Seite mit dem Diabas, auf der anderen mit den echten Sedimentärgesteinen in engster Beziehung. Schwinden nun im Lager die Schalsteine, so wird auch der Roteisenstein weniger und geht zuletzt in Eisenkiesel über. Merkwürdig ist, daß oft die Lager von Kalkstein durchsetzt sind und man bei „Tiefbauanlagen" bessere Erzlager anschlug. Zu erwähnen wären noch die sogenannten „Rolllager", die oft beträchtliche und sehr wertvolle, wohl auch die ersten Erze lieferten. Sie werden in der Bergordnung „Rollsteine" genannt. Diese Eisensteinlager haben sich nach und nach der Erdoberfläche genähert und mit Ton und Lehm gemengt. Sie gehören dem diluvialen, ja sogar dem alluvialen Zeitalter an. Man findet sie an Bergabhängen. Auf dem Eisenberg bei Oberndorf wurden zeitweise bis 200 Arbeiter mit dem „Auflesen" der Erzsteine beschäftigt. Gefundene Erzstücke haben nach einer Analyse von Schnabel (Percy, Metallurgie Bd. 2, Abtlg. 1, pag 337) folgende Analyse ergeben:

| | | |
|---|---|---|
| 92,45 | Prozent | Eisenoxyd (64,7 Eisen), |
| 5,63 | „ | Kieselsäure, |
| 0,65 | „ | Kalk, Tonerde, Magnesia, |
| 1,08 | „ | Wasser, |
| 0,19 | „ | Phosphorsäure. |

Es ist dies wohl ein ausgesuchtes, sehr gutes Stück gewesen, sonst war 43 bis 73 Prozent Eisenoxyd.

Roteisenstein findet man auch über Brauneisenstein. Er bildet hier aber seltener Lager, meistens nur Nester. Das für den Bergbau wichtigste Roteisensteinlager befindet sich in Nassau bei Oberneisen. Es ist in Berührung mit Lahnporphyr. Das „Liegende" bildet Porphyr, der jedoch schon stark zersetzt ist, oft aber auch noch frisch sich findet. Das „Hängende" ist dunkel gefärbter Kieselschiefer. Zwischen ihm und dem eigentlichen Erz treten Porphyrtone auf. Im „Hangenden" dieser Tone befinden sich mitteldevonische Kieselschieferschichten, wonach zu schließen ist, daß die ganze Bildung dieses Roteisensteinlagers dem Mitteldevon angehört. Die Erze sind mit Ton durchsetzt und haben bis 66 Prozent Eisen. Die Mächtigkeit des Lagers wechselt von 2 bis 8 m. Andere bedeutende Roteisensteinlagerungen begegnen uns bei Dillenburg (Langenaubach, Donsbach) und in der Nähe von Weilburg und Usingen. Folgende Übersicht gibt uns ein Bild von dem Bergbau auf Eisenerze „einst" und „jetzt":

| | Zentner | Gulden | Arbeiter | Werke in Betrieb | außer Betrieb |
|---|---|---|---|---|---|
| 1832 | 831644 | 91472 | 1217 | 188 | 93 |
| 1842 | 1194235 | 154327 | 2674 | 466 | 371 |
| 1852 | 2255014 | 306818 | 1163 | 423 | 740 |
| 1862 | 5352946 | 825303 | 3789 | 500 | 1579 |
| | | Mark | | | |
| 1872 | 7621178 | 3165249 | 3594 | 191 | 1444 |
| | Tonnen | | | | |
| 1882 | 290097 | 1810010 | 2311 | 142 | *) |
| 1892 | 551618 | 3642903 | 4332 | 157 | 3683 |
| 1902 | 459352 | 3002579 | 3765 | 116 | 3704 |
| 1903 | 543149 | 4523960 | 3871 | 142 | 3726 |

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Bezirke Dillenburg 73 in und 1207 außer Betrieb

# Reinhard VII., Graf zu Leiningen-Westerburg (1586–1655).

Von Oskar Fuchs.

Reinhard VII., Graf zu Leiningen-Westerburg, der wegen seiner vielen verkehrten und für das leiningische Haus schädlichen Handlungen sich die Beinamen „der Ungeratene, Ausgeartete oder Tolle" zuzog, wurde am 24. Oktober 1574 als zweiter Sohn des Grafen Georg I. aus der Linie Leiningen-Schaumburg (1547—1586) und seiner Gemahlin Margareta, Tochter des Grafen Reinhard zu Isenburg-Büdingen-Birstein und der Elisabeth, Gräfin von Waldeck-Wildungen, geboren. Gleich seinen Brüdern Philipp Jakob († 1612) und Christoph († 1635) wurde er bei den Jesuiten in Pont à Mousson erzogen, indessen war er so beschränkt, daß er, wie sein Hofmeister Messeler klagte, bei den Jesuiten nicht die geringste Erkenntnis von Gott und seinem Wort erlernt hätte; später studierte er in Ingolstadt. Obwohl seine Eltern sich zur evangelischen Lehre bekannten, erhielt er, kaum 6 Jahre alt, ein Kanonikat am Stifte zu Köln. Aus der Blödigkeit seines Verstandes, die sich namentlich gegen Ende seines Lebens zur Geistesschwachheit steigerte, erklären sich auch seine tollen und für sein Haus verderblichen Handlungen, die ihm den Beinamen des „Ungeratenen" eintrugen; die offenbarsten Widersprüche bezeichnen sein ganzes Tun und Treiben, auch war er bald geizig und habgierig, bald warf er das Geld mit vollen Händen von sich.

Nachdem er seine Kanonikusstelle zu Köln angetreten hatte, wollte er schon im Jahre 1595 sein väterliches Erbteil versetzen, jedoch kam es nicht dazu. Als ihm nach Erlöschen der Westerburger Linie (1597) die Herrschaft Schaumburg zufiel, trieb er es so arg, daß sein älterer Bruder Philipp Jakob sich genötigt sah, ihm einen derben Verweis zu erteilen. Im Jahre 1600 kaufte er von seiner Mutter für 6000 Gulden den Kramberger Hof, um seinen Besitz zu vermehren; aber im Jahre 1606 wollte er die ganze Grafschaft Schaumburg an seinen jüngeren Bruder Christoph verkaufen oder Schadeck dafür eintauschen, doch zerschlug sich schließlich dieser Handel wieder, da Reinhard der Kaufpreis von 26 000 Gulden, den sein Bruder bot, nicht hoch genug war. Nach dem Tode Philipp Jakobs († 1612) kam es trotz des gegenteiligen brüderlichen Testamentes durch den Schadecker Vertrag vom 25. September 1612 zu einer Teilung des Landes. Danach erhielt Reinhard die ganze Grafschaft Westerburg, sein Bruder Christoph Schaumburg, Schadeck und Kleeberg, zugleich behielt sich der letztere nach kinderlosem Absterben Reinhards den Rückfall Westerburgs vor. In demselben Jahre wurden Reinhards Einkünfte noch dadurch erhöht, daß er zum Domdechanten in Köln ernannt wurde. Hierdurch wurden sein Stolz und sein Hochmut noch vermehrt. So lange Reinhard in Köln lebte, wo er ein ausschweifendes, verschwenderisches Leben führte, hatten seine Untertanen wenigstens Ruhe von ihm; kaum hatte er jedoch die Herrschaft Westerburg übernommen, so fing er an, allerlei Torheiten und Exzesse zu verüben.

Schon bei der Huldigung in Westerburg machten ihm seine Unteranen Schwierigkeiten, da sie von seiner Seite Eingriffe in ihr evangelisches Bekenntnis fürchteten; erst, nachdem er sie ihrer Religionsfreiheit versichert hatte, leisteten sie den Treueid. Seine erste Torheit nach seinem Regierungsantritt bestand darin, daß er den Geheimen Rat und Amtmann Dr. Sohn in Westerburg, der 15 Jahre lang seinem Bruder Philipp Jakob mit großer Treue gedient und nur zum Segen des Landes gewirkt hatte, durch seine widersinnigen Befehle und falsche Rechtspflege zur Niederlegung seines Amtes nötigte. Nach der Abdankung dieses wackeren, tüchtigen Mannes ging das Unwesen erst recht los, und volle Unordnung riß mehr und mehr ein.

Reinhard ging nun auf längere Zeit nach Mainz und weilte dort meistenteils in schlechter, unwürdiger Gesellschaft. Einer dieser Günstlinge,

seines Zeichens ein Goldschmied, redete Reinhard, um ihn noch länger in Mainz festzuhalten und auszubeuten, ein, er habe aus sicherer Quelle vernommen, sein Bruder wolle ihn mit 500 gerüsteten Bauern auf der Heimreise überfallen und umbringen lassen. Der beschränkte Mann schenkte diesem Märchen Glauben und entbot, da er sich nirgends mehr sicher glaubte, durch einen scharfen Befehl die Westerburger Bürger bewaffnet nach Mainz und zog nun mit dieser seltsamen Bedeckung, durch welche er überall unterwegs Aufsehen erregte, erst nach Westerburg, darauf, da er sich dort nicht für sicher hielt, weiter nach Köln. In Köln angelangt, vermachte er, immer noch in dem Wahn, sein Bruder trachte ihm nach dem Leben, in einem Testament dem Erzstifte Köln fast die ganze Grafschaft Westerburg, worüber sein Bruder und die übrigen Verwandten in die größte Bestürzung gerieten, denn, da die Familienverträge damals noch nicht wieder vom Kaiser bestätigt waren, war ein solches Testament oder ein Prozeß um dasselbe mit dem mächtigen Erzstift Köln nach Reinhards Tod für die Agnaten ein gar mißlich' Ding. Christoph wandte sich daher schriftlich an seinen Bruder und stellte ihm das Unsinnige seines Verdachtes vor. Reinhard ließ sich jedoch von seiner fixen Idee nicht abbringen, behauptete sogar, er habe die verkappten Meuchelmörder schon in Köln herumschleichen sehen, auch wurde er begreiflicherweise von interessierter Seite in seinem Wahne nur bestärkt. Graf Christoph schrieb nochmals an seinen Bruder und gab ihm die feste Versicherung: er wolle Land und Leute verlieren, wenn ihm jemals der Gedanke eines Brudermordes in den Sinn gekommen sei. Reinhard schenkte dieser Erklärung seines Bruders anfangs Glauben, aber zu einem festen Entschluß konnte sich dieser beschränkte und schwache Mann doch nicht aufraffen, bald wollte er zugunsten seines Bruders Geistlicher bleiben, bald wollte er als Oberst nach Ungarn ziehen, bald wollte er heiraten und das Testament vernichten, aber immer tauchte die närrische Idee des Brudermordes wieder auf, zumal seine Kreaturen und Günstlinge den Bruderzwist immer neu anfachten, um weiter ungestört im Trüben fischen zu können. Um das Übel nicht noch schlimmer zu machen, stand Christoph davon ab, die Angelegenheit vor das Reichskammergericht zu bringen, er wandte sich nun nochmals in dieser Sache an das Wetterauer Grafen-Kollegium, das jedoch nicht viel ausrichtete. In einer von Christoph an dieses Kollegium gerichtete Anklageschrift wird u. a. erwähnt, daß Reinhard barbarisch mit Witwen und Waisen umgehe, daß er niemand Gerechtigkeit widerfahren lasse, daß er unanständige Heiraten zu treffen suche, daß er gar keine Religion habe, indem er heute bei den Evangelischen und morgen bei den Katholischen zu kommunizieren pflege. Hieraus kann man Schlüsse auf Reinhards Geisteszustand ziehen.

Endlich kam zwischen Reinhard und Christoph auf Schloß Schaumburg ein Vertrag zustande (13. Juli 1614), nach welchem die unwürdigen Beamten abgedankt, die vertriebenen wieder angestellt, vom Besitz nichts veräußert und der evangelische Glaube nicht gestört werden solle; der Friedberger Vertrag[1]) vom Jahre 1598 sollte aufrecht erhalten und sämtliche peinlichen Rechtsfälle dem Grafen Christoph überwiesen werden, weil Graf Reinhard ein „übles Gehör" habe und deshalb von seinen Dienern mißbraucht werde, auch solle Reinhard alles Mißtrauen gegen seinen Bruder fahren lassen und das Kölner Testament aufheben. Da aber Reinhard nur durch eine Heirat sein Testament kassieren zu können glaubte, so gab er den geistlichen Stand auf und vermählte sich am 1. Januar 1615 mit Anna, Gräfin zu Solms-Lich. Diese Heirat war von den günstigsten Folgen, weil Anna, eine einsichtsvolle, verständige Dame, den Torheiten ihres Gemahls zu steuern, seine Ausschweifungen zu zügeln und die schlechten Beamten zu entfernen wußte, zugleich erbat sie sich bei allen wichtigen Angelegenheiten den klugen Rat ihres Schwagers, des Grafen Christoph. Solange Reinhard unter dem trefflichen Einfluß seiner Gattin stand, ging alles gut. Als aber Gräfin Anna im Jahre 1634 plötzlich starb, fiel Reinhard, sich selbst wieder überlassen, in das alte Leben der Ausschweifungen und der Unordnung zurück. Sein einziger Sohn Moritz konnte sich nach dem Tode seiner Mutter mit seinem wunderlichen Vater nicht vertragen, er verließ ihn daher und begab sich nach Greifenstein, starb aber dort bald an der Pest. Reinhards Bruder, Graf Christoph starb in demselben Jahre (1635), sein Schwiegersohn Philipp Ludwig wurde im Jahre 1637 von einem hessen-darmstädtischen Oberstleutnant meuchlings erschossen, mithin war niemand da, der Reinhard hätte in Zaun halten können.

Im Jahre 1637 verkaufte Reinhard das Dorf Seck an den Grafen Johann Ludwig von Nassau-Hadamar für 12000 Gulden. Dieser verfuhr bei diesem Handel äußerst heimlich und hinterlistig, indem die Leininger Agnaten hiervon nichts erfuhren: Reinhard erhielt von dem ausbedungenen Kaufpreise kaum 1000 Gulden, den Löwenanteil brachten die Unterhändler an sich. Reinhards Neffe, Graf Wilhelm, legte gegen diesen Verkauf später Protest ein, jedoch vergeblich. Ebenso listig und verstohlen eignete sich Graf Johann Ludwig von Nassau-Hadamar im Jahre 1643 das Dorf Wilmenrod zum Preise von 4000 Gulden zu. Ja, er hätte vielleicht, da er ein verschlagener Mann war und Reinhards Schwächen genau kannte und meisterlich auszunutzen verstand, nach und nach die ganze Grafschaft an sich gebracht, wenn es ihm nicht an ausreichenden Geldmitteln gefehlt hätte.

Außer den Dörfern Seck und Wilmenrod veräußerte Reinhard VII. im Laufe der Zeit noch folgendes: den Hof zu Bellingen, viele Zehnten auf dem Westerwald, westerburgische Mühlen, einen Wald zu Weltersburg, den Schloßwald zu Westerburg, 3 Wälder zu Rennerod, verschiedene Potheimer (?) und Willenröther Güter und Gefälle, ferner verpfändete er die Zollgefälle zu Boppard und das Hofgut zu

[1]) Am 16. September 1598 schloß Philipp Jakob mit seinem Vetter Graf Ludwig den sogenannten Friedberger Vertrag, wonach ersterer die Herrschaft Westerburg erhielt unter Verzicht auf die pfälzischen Besitzungen und gegen Zahlung von 6000 Gulden. In demselben Jahre teilte er mit seinen Brüdern, wobei er Westerburg, Reinhard Schaumburg, Christoph Schadeck und Kleeberg bekam.

Weltersburg, so daß er seinem Hause unermeßlichen Schaden und Nachteil durch seine Verschwendungssucht und Veräußerungswut zufügte.

Gegen das Ende seines Lebens wurde Reinhard ganz kindisch und verwirrt, ließ angebliche Hexen hinrichten und trieb es so arg und toll, daß weder seine Tochter Maria Juliane, noch sein Schwiegersohn Graf Friedrich von Wied es noch bei ihm aushalten konnten.

Der Dreißigjährige Krieg traf Reinhard nicht so hart und empfindlich wie andere Grafen, da er durch seine Gemahlin viel bares Geld und Kapitalien erhalten hatte, sodaß er anständig und standesgemäß leben konnte und nicht nötig gehabt hätte, so viele Güter seines Hauses zu verschleudern. Während des Krieges ließ er im Schloß zu Westerburg einen größeren Schatz vergraben. In einem besonderen Vertrage wurde Reinhards Tochter, Maria Juliane, vermählte Gräfin zu Wied, ausdrücklich gestattet, diesen Schatz ein ganzes Jahr lang suchen zu dürfen, weil Reinhard in seinem kindischen Zustande den Ort vergessen hatte, an welchem der Schatz vergraben worden war. Bis Mitte des 18. Jahrhunderts hat man wiederholt das Geld zu heben versucht, aber alle Bemühungen waren umsonst. Vielleicht hat Reinhards Kammerdiener den Schatz bereits an sich gebracht; die Gräfin zu Wied setzte diesen Diener zwar gefangen und wollte ihn durch die Folter zum Geständnis bringen, es gelang ihm jedoch, sich ihren Nachstellungen durch die Flucht zu entziehen. Reinhard ließ auch Münzen prägen, von denen sich noch mehrere im Leininger Münzkabinett des durch reges, eifriges Sammeln leiningischer Altertümer bekannten und verdienten Grafen Karl Emich zu Leiningen-Westerburg-Neu-Leiningen zu München († 1906) befinden.

Nachdem Reinhard endlich nach einem höchst bedauernswerten und unglücklichen, für sein Haus verhängnisvollen Leben das 81. Lebensjahr erreicht hatte, starb er am 16. Oktober 1655; seine Beisetzung verzog sich jedoch aus unbekannten Gründen bis zum März 1656; sein Siegel wurde ihm mit in den Sarg gegeben.

Aus der Ehe Reinhards mit Anna entsprossen 3 Kinder:

1. Maria Juliane,, geboren am 29. August 1616. Sie war in erster Ehe vermählt mit ihrem Vetter, Graf Philipp Ludwig zu Leiningen-Westerburg-Schaumburg (1636), der ihr jedoch 1637 durch den Tod entrissen wurde (s. oben).

Ihr zweiter Gemahl war der Graf Friedrich zu Wied, die Vermählung fand im März 1639 zu Westerburg statt. Näheres über ihr Leben habe ich behandelt in der Beschreibung des Grafen Georg Wilhelm zu Leiningen-Westerburg (1635—1695). S. „Nassovia" Nr. 19 v. 1. Oktober 1907. Sie starb am 16. Juli 1657.

2. Margarete Sabine, geboren 12. März 1618, gestorben 23. April 1618.

3. Moritz Ernst, geboren 8. Dezember 1619, gestorben 1635 zu Greifenstein an der Pest (s. oben).

Da Reinhard VII. männliche Nachkommen nicht hinterließ, so erlosch die Leiningen-Schaumburger Speziallinie. Damit fiel die Herrschaft Westerburg an Georg Wilhelm von der Linie Schaumburg-Schadeck.

## 1) Weistum von Born (Schloßborn) und Crüftel von 1556.

Mitgeteilt von August Gasser.

Auf Montag, den 16. November 1556 ist durch Christoph Schenkuffen, Schultheiß zu Born, an die Gerichtsschöffen desselben Gerichts begehrt und sie auf ihren Eid ermahnt worden, dem Wohlgeb. Herrn Ludwig Grafen zu Stolberg und Königstein, Herrn zu Epstein und Münzenberg, Sr. Gnaden Gerechtigkeit und Herrlichkeit zu Borne und Crüftel zu weisen und auszusprechen.

Demnach haben solche Schöffen, nämlich:
Melchior Rode, Schultheiß zu Schwalbach,
Hans Krebsscher zu Born,
Clomansiles zu Schwalbach,
Peter Schep zu Ehlhallenn,
Cuntz Blur, Schultheiß zu Crüftel und
Schmidts Jakob zu Crüftel

nach gehabtem Bedacht, wohlgedachtem meinem gnädigen Herrn zu Königstein ihrer Gnaden Gerechtigkeit und Herrlichkeit mit Eide nach altem Herkommen und Gewohnheit zu Born unter den Wieden (Linden? D. H.) bei der Kirchen einmüthiglich ausgesprochen und geweiset:

§ 1.

Nämlich und zum ersten han sie geweiset, daß ein jeder Herr von Epstein, so Epstein innehabe, ein oberster Herr und Vogt zu Born und dessen Zugehörung sei und derselbe habe zu richten daselbst über Hals und Haupt, über Dieb und Diebin, alle gefangen zu binden und dieselben nach Ihrer Gnaden Willen wieder aufzulösen, alle unrechte Gewalt und Übel zu strafen. Seine Gnaden haben auch daselbst zu gebieten und zu verbieten über Wasser und Weide als ein rechter Herr und sonst niemand anders.

§ 2.

Item wer den Gerichtstag nicht persönlich vorgehe und vorstehe, der verliere 10 Pfennig. Wäre es ein Gerichtsmann, so wäre es 20 Pfennig und stehe nichts desto minder in meines gnädigen Herrn Strafe.

§ 3.

Item wer uff obgemelten Gerichtstag die kleinen Martinszins vor der Glocken, die man derhalben läutet, nicht ausricht, der hat verloren 1 Pfund Heller und einen Hälbeling, darumb man einen Beutel kauft, darin man solch Pfund Heller thue.

§ 4.

Item wer kauft über ein Gulden und ein Heller, der ist ein Pfogrecht schuldig. Daran gebührt meinem gnädigen Herrn zwei Theil und dem Dingmann ein Theil und ist ein solches Pfogrecht 18 Pfennig und wär dernhalben Kummer und Klag will führen, der soll das thun zu Born unter den vier Scheren und solche sein Klag in 6 Wochen und 3 Tagen ausführen. Wann er solch Klag anfängt, gibt er dem Schultheißen zu Born 14 Beiger Heller und wenn die 3 vierzehn Tag umb sein, ist er dem Gericht (die ihn wehren und setzen) ein Maß Wein schuldig, er sei theuer oder wohlfeil.

§ 5.

Item weisen ferner einmüthiglich meinem gnädigen Herrn als Herrn zu Epstein, sieben Wusten, nämlich 3 zu Crüftel, Werners Erben eine, Schneiders Erben die ander und Steigers Erben die 3te, sie verbieten sich aber Haus und Hof uff zu thun, damit meinem gnädigen Herrn die seinen erhalten werden. So weisen sie auch zu Born

viere. Weil aber mein gnädiger Herr die Öffnung daselbst ohne das hat, so hat man sie bishero auch also dabei bleiben lassen.

§ 6.

Item weisen sie: wann jemandts gen Born käme und wohnete daselbs Jahr und Tag und keinen nachfolgenden Herrn hätte, der sollte danach meinem gnädigen Herrn von Königstein als Herrn zu Epstein und sonst niemand angehören.

§ 7.

Item han sie geweiset, daß allewegen uff dieser Tag die Obrigkeit soll geben ein Achtel Weizen zu Wecken gut pfennigwerth, wohl gebacken, das soll man theilen in fünf Theil. Davon gebührt der Herrschaft 3 und dem Dingmann zwei Theil.

§ 8.

Item soll man holen zu Epstein zwierlei Fleisch, mit guter Wurtz wohl gekocht und 1 Pfund Licht, guten fränkischen Wein und einen hulzernen Becher mit einem Reif, dem Gericht gutlich thun, sollen der Herren Gut verzehren und mit Lieb scheiden. Komme der Amtmann geritten und wolle bei Gericht sitzen, solle er's Macht haben. Wollt er aber allein sitzen, soll man ihm geben ein Weißbrot, Essen und Trinken und ein Burg (?) Sommerhaber seinen Pferden.

§ 9.

Item soll man fuhren den Faut (nämlich Vogt, oder Amtsvogt) ein Wagen mit Holz, faul, sauer und übel geladen; wann meines gnädigen Herrn Jäger käme jagen, daß ein Has mit aufgereckten Ohren könne dadurch laufen, soll man dem Fuhrknecht geben 2 weiße Brot.

§ 10.

Item wenn sich zween schlügen, so sie blutrüstig wären, haben die Freiheit: wo sie das Leben nicht verwirkt hätten und genugsam Bürgen stellen könnten, soll man sie nicht thürnen oder plöcken (d. h. in den Thurm stecken, an den Pflock binden oder fesseln), schlügen sich aber zween mit druckenen Fäusten, sein sie dem Dingmann (Gerichtsmann) verfallen mit 9 Imiger (?) Tornos.

§ 11.

Item han sie ferner geweiset meinem gnädigen Herrn von Königstein als Herrn zu Epstein den Bezirk zum Flecken Born gehörig. Nämlich geht solche an uff dem Wolfshaus bei Ruppertshain und geht hinauf an den Landgraben, von dem Landgraben der Höhe nach bis in Eppenhainer Schlag, von dem Eppenhainer Schlag der Höhe nach bis in die Silbernbach, aus der Silbernbach in den tiefen Graben in Rülhens Wald, dem Graben nach bis hinten wider den Spitzenberg, hintern Spitzenberg hinein bis in die Herchenborner Bach, der Bach nach bis in Elhaller Schlage, aus dem Elhaller Schlage in die Dattenbach, der Dattenbach nach bis Runnporn, der Bach nach in die Poel, von Poel bis in die Höhe, der Höhe nach bis hinten bei den Judenkopp dem alten Graben nach bis in die Pfefferbach, der Bach nach in Hehlenborn, der Höhe nach bis in Diedelshainer Furt, daraus bis in die Sulzbacher Walleck, aus der Walleck bis in Betzenhain, aus Betzenhain bis in Diefengraben hinter dem Feldborn, die Dell hinein bis in Puel in dem Eschenstock der Straßen nach bis wieder ins Wolfshaus[1]).

§ 12.

Item weisen sie mehr wohlgedachtem meinem Herrn von Königstein als Herrn zu Epstein die Vogteibezirkung von dem Pfuel bis in Furtdeich, aus dem Furtdeich bis an Crefftelerstege, aus dem Crefftelerstege bis in Roderstein, aus dem Roderstein bis in Lemmerstrauch, aus dem Lemmerstrauch hinter dem Heiligenstock hinaus auf dem Holzwege, dem Holzwege nach bis in die Erle, von der Erle bis in die Lochbaume, den Lochbaume nach bis in die Hege.

§ 13.

Item weisen sie einmüthiglich, daß mein gnädiger Herr von Königstein als Herr zu Epstein in diesen beiden Bezirken habe zu fischen und zu jagen und sonsten niemand ohne alle Widerrede.

Solches alles haben sie sämmtlich einmüthiglich bei ihren Eiden geweist und ausgesprochen.

Actum ut supra.

[1]) NB. Es wäre sehr interessant, zu erforschen, welche Bezeichnungen der hier aufgeführten noch im Volke gebraucht und welche Malzeichen noch vorhanden sind. Weiß man noch z. B. wo das Wolfshaus stand? Schloßborn ist bekanntlich auch dadurch merkwürdig, daß in seiner Gemarkung der letzte nassauische Wolf geschossen wurde vom Förster Beck anno 1827. Derselbe steht ausgestopft im Museum zu Wiesbaden.)

# Johann Heinrich Heusser, der Reformator von Eiershausen.

Von J. Brumm.

Zwei Stunden nordöstlich von dem freundlichen Landstädtchen Dillenburg gelegen finden wir, in einem engen Tale eingebettet, das Dörfchen Eiershausen, mit dessen geschichtlicher Vergangenheit wir uns heute beschäftigen möchten, insonderheit mit seinem Reformator, dem Schullehrer Johann Heinrich Heusser.

Eiershausen, früher zum Amte Tringenstein gehörig, liegt am Schwarzenbach, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts die merkwürdige Eigenschaft aufwies, daß in seinem Wasser weder Fische noch Krebse lebten. Der Chronist sagt über diese Eigentümlichkeit, daß der Bach aus drei Quellen entsteht: „Die erste der Schwarzenbach, die zweite der Alteweg und die dritte der Haynseiffen. Diese drei Quellen machen „eine Bach" aus, die sich unterhalb Eiershausen mit der Simmersbach vereinigt. Bis dahin finden sich im Eiershäuser oder Schwarzenbach tatsächlich keine Fische, noch Krebse. Es erklärt sich dieser Umstand daraus, daß die erste und zweite Quelle Kupfer führen und die dritte Eisenstein enthält." Ob das die Ursache des Fischmangels in dem fraglichen Bach gewesen ist, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Denkbar ist es immerhin, daß das Wasser stark verschmutzt gewesen ist, und daß der Schmutz sich den Fischen in die Kiemen setzte, die dann durch Erstickung verendeten. Für andere Tiere wirkte das Wasser des Baches durchaus nicht schädlich; es wurde ohne Abscheu genommen. Daß aber ein Einwohner des Ortes, der davon trank, „krätzig" wurde, gehört offenbar ins Reich der Fabel.

Im Jahre 1785 lebten in Eiershausen von männlichen Personen über 15 Jahren 73, von weiblichen 82, von männlichen unter 15 Jahren 17 und von weiblichen 18, zusammen 190 Einwohner; 1803 hatte der Ort bei 43 Haushaltungen die gleiche Einwohnerzahl. Die Gemarkung umfaßte damals an urbarem Gelände 6 Morgen 109 Ruten Gärten, 205 Morgen 44 Ruten Wiesen und 254 Morgen 88 Ruten Äcker.

Noch gegen Ende des 17. Jahrhunderts befand sich Eiershausen in einem äußerst kläglichen Zustande. Obwohl man allgemein die Notwendigkeit einer Reform der Gemeindezustände anerkannte,

fehlte es an einem geeigneten Reformator, der mit festem Willen und steter Beharrlichkeit eine Besserung der örtlichen Zustände herbeizuführen imstande war. Unvermutet fand er sich jedoch in der Person des Johann Heinrich Heusser, welcher 1737 von Mandersbach aus als Schulmeister ins Dorf kam und dort bis 1785 ununterbrochen wirkte, da man ihn wegen großer Schwächlichkeit in den Ruhestand versetzte; er starb kurz danach alt und lebenssatt. Mit Recht darf man den Lehrer Heusser einen Reformator nennen, schuf er doch aus dem kleinen Eiershausen ein Musterdorf seiner Zeit.

Nachdem Heusser sein Amt angetreten hatte, war es ihm durch die Rechtschaffenheit seiner Gesinnung und die Kraft seiner Geistes-Superiorität bald gelungen, die Liebe und Achtung aller Ortseinwohner zu erringen. Hingezogen zu ihm fühlten sich besonders der Heimberger Philipp Baum und der Kirchenälteste Theis, zwei Männer, die dem Schullehrer wirksame Gehilfen bei der Verwirklichung seiner Ideen wurden. Heusser, der neben seinem Schulamte als Landwirt tätig war, sorgte zunächst dafür, daß eine bessere Feld- und Ortspolizei geschaffen wurde. Um den vielen Felddiebstählen zu begegnen, wurde ein tüchtiger Feldhüter angestellt, der die Diebe denunzierte, daß sie „unbittlich" den angedrohten Geldbußen verfielen. Auswärtige Frevler wurden beim Amte zur Anzeige gebracht, was die wohltätige Folge hatte, daß in der Gemarkung des Ortes bald die größte Sicherheit herrschte. Der Ackerbau wurde gehoben durch rationelle Bekämpfung des Unkrauts. Hierin ging der Schullehrer mit gutem Beispiel voran, und wer nicht folgte, hatte bei der jährlichen Feldbesichtigung durch den Heimberger und Ortsvorstand Strafe zu erwarten; für jeden Kopf einer Wucherblume mußten beispielsweise zwei Pfennige gezahlt werden. Ein tüchtiges „Subjekt" wurde als Tag- und Nachtwächter angestellt und von dem Dorf „salariert". Herumschweifende Bettler wurden aufgegriffen und fortgeschafft, Störenfriede in angemessener Weise bestraft. Ein vorzügliches Augenmerk richtete man auf die Sicherheitsanstalten gegen Feuersgefahr und hielt zu dem Zweck unvermutete Feuervisitationen ab. Alle Strafgelder flossen in die Gemeindekasse, um für gemeinnützige Zwecke verwendet zu werden.

Durch den fleißigen und vernünftigen Betrieb des Ackerbaues mehrte sich der geringe Wohlstand der Ortsbewohner sichtlich. Dazu kam noch, daß sie auch gewinnbringende Nebenbeschäftigung trieben. Anno 1785 befanden sich am Orte 30 und 1803 27 Nagelschmiede, von denen zwei bis drei, um Kohlen zu ersparen, an einem Feuer schmiedeten. Ein Schmied verfertigte den Tag 1000 Decknägel, wofür er einen Korb Kohlen und (Zahl unleserlich) Pfund Eisen verwendete. Alle Stunden, welche man nicht dem Landbau widmete, verwendete man auf die Nagelschmiederei. Die Lebensweise der Bewohner war äußerst einfach; in jedem Genusse war man mäßig. Einen derben Stoß erlitt die Mäßigkeit nur nach der Einführung des Kaffees. In Liebe und Herzlichkeit waren die Leute einander zugtan. Der Stärkere unterstützte willig den Schwächeren. War jemand bei der Einernte seiner Feldfrüchte durch Krankheit verhindert, so wurde die Arbeit durch die Nachbarn willig besorgt. Einzig in seiner Art und in ganz Nassau beispiellos ist die Tatsache, daß bei Lebzeiten der beiden Amtmänner Schnabelius und Becker dank der Bemühungen des Schullehrers und seiner Gehilfen kein Prozeß zwischen Eiershäusern bei Amt und Oberbehörden geführt worden ist. Entstanden wirklich einmal Irrungen unter Gemeindemitgliedern, so wurde durch den Ortsvorstand und die Angesehensten des Dorfes eine Versammlung abgehalten, um die Zwistigkeiten gütlich beizulegen, und waren sie verwickelter Natur, so ließen sich die Friedensrichter die Mühe nicht verdrießen, den Rat ihrer Beamten oder von benachbarten Rechtsgelehrten einzuholen. Zur Besiegelung des wiederhergestellten Einvernehmens trank man etliche Krüge einfachen Bieres.

Daß das Bestreben mancher Leute in Nachbarorten von Eiershausen darauf gerichtet war, in diesem Dorado seßhaft zu werden, läßt sich denken, zumal die Eiershäuser noch an beträchtlichen Gefällen der Gemeinde partizipierten. Es wurde jedoch mit Argusaugen darüber gewacht, daß keine ungesitteten, übelberüchtigten oder verdächtigen jungen Leute von auswärts ins Dorf heirateten, aus Besorgnis, sie möchten die Unverdorbenen verführen. Trat der Fall ein, daß ein Fremder ein Eiershäuser Mädchen ehelichen wollte, so ratschlagte die ganze Gemeinde über die „Statthaftigkeit" dieses Projekts, und Eltern und Mädchen zogen sich augenblicklich zurück, sobald man irgend welche „Unstimmigkeiten" merkte.

Als eine Sonderbarkeit sei aus der vorliegenden Zeitgeschichte des Dorfes Eiershausen hervorgehoben, daß sich in dem Orte nur vier Familien befanden, welche mehr als zwei Kinder hatten; viele waren kinderlos. Als ein einzigartiges Vorkommnis erzählte man, daß zurzeit des Siebenjährigen Krieges ein Einwohner sieben Söhne gehabt habe. Die Kinderlosigkeit schrieben einige einem Brunnen zu, der sehr kaltes und kupferhaltiges Wasser habe; andere suchten den Grund in dem beschwerlichen Kirchgang der Frauen nach dem hochgelegenen Hirzenhain; endlich herrschte auch die Ansicht, es sei Absicht der Eheleute, die, um reiche Kinder zu erhalten, nur eins, höchstens zwei zeugten.

Abgesehen von dem eben angeführten Mißstande in der Gemeinde Eiershausen, muß man zugeben, daß das Hinterländer Gebirgsdörfchen während des 18. Jahrhunderts ein in allen Teilen wohlausgebautes Gemeinwesen war, das dank der fleißigen und vorbildlichen Arbeit eines Schullehrers und treuer Gehilfen ein Musterdorf seiner Zeit bildete. Ob's heute noch so ist? Wer gibt uns Antwort darauf?

# Der Graf von Geroldstein.

7) **Geschichtliche Erzählung von F. C. Jung.** (6. Fortsetzung.)

„Ohm Dick, willst du uns deinen Beistand leihen oder nicht?“ fragte nun Udo von Luchsheim, nachdem er die beiden Kampfhähne einigermaßen beruhigt hatte.

„Ja, lieber Udo; aber man muß bedenken, daß der Geroldsheimer ein gefährlicher Gegner ist und reifliche Überlegung, Schlauheit und List angewandt werden muß, nicht hitziges, unbesonnenes Dreinschlagen. Außerdem weißt du ja, um es nicht zu vergessen, daß ich meinen Teil vom Rabengrund beanspruche, und wenn ich mit meiner ganzen Macht eintrete, so . . . .“

„So wirst du die Hälfte des Rabengrundes erhalten, lieber Dick“, sagte Udo und reichte dem nun befriedigten „Ohm“ die Hand.

„Nun, so können wir ja zur Beratung übergehen; denn, daß so 'was gründlich überlegt werden muß, ist ja, wie bereits erwähnt, bei der Gefährlichkeit unseres Gegners unerläßlich.“

Udo nickte dem erfahrenen Kriegsmann beistimmend zu; er kannte ja Gerold, seinen langjährigen Kampfgenossen genau und wußte, daß dieser nicht nur durch seine Tapferkeit, sondern auch ganz besonders durch seine Besonnenheit und List einst Großes vollbracht hatte.

„Wir müssen schnell und überraschend handeln“, meinte er.

„Sehr schön!“ machte der Ohm, „also doch in größter Stille und so, daß der Geroldsteiner nichts merkt. Nun kann ich aber nicht begreifen, daß zum Beispiel deine Leute auf dem Burghofe einen Skandal machen, daß man es auf dem Geroldstein hören kann.“

Der Schloßherr war aufgesprungen, an das Fenster geeilt und hatte zornig hinuntergebrüllt, worauf augenblicklich allerdings die größte Ruhe herrschte.

„Nun, lieber Udo, das konnte man übrigens auch auf dem Geroldstein hören und das dumme Getute auf dem Wartturm erst recht; außerdem kann man zum Beispiel vom Rabenkopf aus eine Maus über deinen Burghof laufen sehen, und man wird von dort aus jedenfalls den Skandal deiner Leute und auch dein Geflüster gehört, auf alle Fälle aber das kriegerische Leben und Treiben auf dem Burghofe bemerkt haben.“

Der Kammerecker staunte; soweit hatte er noch gar nicht gedacht.

Udo war aufs höchste bestürzt! „Du meinst doch nicht . . . . ?“

„Allerdings meine ich; wenigstens halte ich es bei der Schlauheit unseres Gegners nicht für ausgeschlossen, daß er sofort seine Späher absandte und nun die Luchsburg scharf beobachten läßt; ich habe deshalb einen Umweg durch den Wald gemacht, um von etwaigen Spähern nicht gesehen zu werden und von einzelnen Stellen genau den Berg beobachten zu können. „Außerdem bin ich der größeren Vorsicht halber langsam hierher spazieren geritten, während zum Beispiel Herr Ritter Wentzel von Kammereck wie ich nach dem Aussehen seines Gaules beurteile, geritten sein muß, als gälte es, die Burgen Geroldstein samt Gladeneck und den dazu gehörigen Dörfern heute noch in Grund und Boden hineinzureiten.“

Der Kammerecker biß sich auf die Lippen; daran hatte er wieder nicht gedacht! „Ich kann mir nicht denken, daß der Geroldsteiner so schnell seine Späher gesandt hat“, meinte er nun, wie um sich zu entschuldigen.

„Ritter Gerold von Geroldstein ist nicht jung und unerfahren, sondern ein alter, erprobter Krieger von großer Verwegenheit, Schlauheit und List; das gebe ich euch zu bedenken, verehrter Herr Ritter Wentzel von Kammereck. Vielleicht hat er es auch **nicht** getan, und ich will es selbst nicht hoffen; aber wenn man zum Beispiel einen Späher nach dem hätte, wüßten wir es und könnten uns darnach Höllenkopf (gegenüber vom Geroldstein) gesandt richten.“

„Ist auch meine Meinung“, bestätigte eben der Bitburger, um doch auch 'mal 'was zu sagen.

Udo von Luchsheim schlug sich vor den Kopf. Welche Fehler hatte er begangen! Hatten ihm der Haß und die Wut den Verstand geraubt?

Wentzel von Kammereck aber bekam heute einen anderen Begriff von „unserem Ohm“, der ihnen allen bei seiner vermeintlichen Schwerfälligkeit an Schlauheit, Erfahrung und List überlegen war, und er leistete ihm im stillen Abbitte.

Bald saßen die Ritter einträchtig hinter dem Humpen und rechneten ihre Streitkräfte zusammen; es war eine ansehnliche Macht und selbst der bedächtige Ohm wurde schließlich sehr zuversichtlich gestimmt, so daß sie sich allmählich in Sicherheit wiegten und bereits im Geiste das Fell verteilten, das Fell des Bären, der schon seine scharfen Krallen wetzte und sich zum Empfang seiner Feinde in Bereitschaft hielt.

Am folgenden Morgen in aller Frühe sollte bereits die Burg Geroldstein überfallen werden, und, nachdem alles genau abgesprochen war, ritten alle auf den Rat des schlauen Ohms einzeln und langsam, als wenn nichts vorgefallen wäre, nach Hause.

## VI. Der Überfall.

Tiefstes Dunkel lag noch im Tale der Wischebure, als bereits in aller Stille sich die Mannschaften von den Burgen der verschworenen Ritter in Bewegung setzten und zeitig vor der Luchsburg eintrafen, von wo aus sie den Marsch nach Geroldstein antraten.

Unbemerkt, wie sie glaubten, kamen sie kurz vor Tagesanbruch, vom Walde gedeckt, vor der Burg an.

Niemand hatte gesehen, daß ein Mann, der im Gebüsch gelegen hatte, beim Herannahen der kriegerischen Schar in der Richtung nach Gladeneck zu enteilte. In kurzer Entfernung abwärts vom Wege lagerte im dichten Gebüsch und in größter Stille eine stattliche Schar Bewaffneter, die sich nach erfolgter Meldung des erwähnten Postens unter Füh-

rung eines Ritters sofort in der Richtung nach der Luchsburg in Bewegung setzte.

Inzwischen hatten die Ritter eine Beratung vor der Burg abgehalten.

Ritter Dick von Dickenstein wiegte bedenklich sein Haupt, während der Kammerecker eifrig auf ihn hineinsprach.

„Ich bleib' dabei, der Geroldsteiner hat, wie ich es geahnt habe, die Luchsburg beobachten lassen, und . . . . da haben wirs's ja!"

Zwei Kundschafter, die auf den Rat des Ohms in das Dorf entsandt worden waren, kamen eben zurück und meldeten, daß das Dorf gänzlich verlassen und geräumt sei.

Befremdet sahen sich die Ritter an. Also doch! Auch die Burg zeigte kein Leben. Finster und drohend zeichneten sich ihre Umrisse auf dem hohen, unzugänglichen Felsen ab.

Es war ja möglich, daß die Geroldsteiner die ganze Nacht einen Angriff erwartet und sich schließlich zur Ruhe begeben hatten. Die Ritter zerstreuten so die Bedenken des „Ohms", und Udo gab den Befehl zum Angriff.

Die Sturmkolonnen brachen aus dem Walde hervor und legten die Leitern an. Da prasselte es auch schon von oben herunter, und Steine und Felsenstücke fielen nieder, zerschmetterten die Leitern und verwundeten einige der Beherztesten mehr oder weniger schwer.

Doch der Luchsburger befahl hierauf den allgemeinen Angriff. Von allen Seiten wurden die Leitern angesetzt, aber auch an allen Stellen erschienen die Köpfe der Verteidiger und unter dem Steinregen, der sich nun über die Angreifer entlud, mußten diese unter Verlust einiger Toten und Verwundeten unter dem Jubelgeschrei der Belagerer wieder zurück.

Der Angriff war abgeschlagen. — Udo von Luchsheim wütete; der Ohm war wieder 'mal mit dem Kammerecker hintereinandergeraten. Dieser wollte die Burg von hinten überrumpeln, was nicht den Beifall des Dickensteiners fand, der mit den anderen Rittern der Ansicht war, einen günstigeren Zeitpunkt dafür abzuwarten.

Da sprengte auf schweißtriefendem Gaul ein luchsheimischer Knappe heran mit dem Schreckensrufe: „Feinde in der Luchsburg! Alles niedergeworfen, gefangen oder tot!"

Nun war kein Halten mehr! Mit einem Wutschrei sprengte Ritter Udo vor: „Auf nach der Luchsburg!" schrie er und sauste an der Spitze der Reisigen wie der Wind davon.

„Das sind zwei böse Hiebe auf einmal", seufzte der Dickensteiner auf seinem massiven Brabanter, sammelte sein Fußvolk und folgte mit ihm den bereits vorausgeeilten Rittern Veit und Wentzel so schnell als möglich nach.

Udo von Luchsheim war inzwischen vor seiner Burg angelangt, die ebenso leblos verlassen dalag, wie vorhin die Burg Geroldstein, was also zur Vorsicht mahnte.

Es währte denn auch eine geraume Zeit, bis man die Mauern überstiegen hatte und in den Burghof eingedrungen war, immer in der Meinung, daß der Feind die Burg noch besetzt hielte und nur aus List die wenigen Mann einlassen würde. Es war aber totenstille, und als die Eingedrungenen die Zugbrücke niederließen, konnte der inzwischen angelangte Troß ungehindert einziehen.

Nun in den inneren Burghof! Nichts regte sich; kein Zeichen von Leben in der ganzen Burg.

Doch! Ein dumpfes Rufen aus dem Keller. Nachdem man die Türe gewaltsam erbrochen hatte, entstiegen demselben, vor Angst und Schrecken bleich, die wenigen Mannschaften, die zum Schutze der Burg zurückgeblieben waren, alle mehr oder weniger schwer verwundet, sowie das ganze Hausgesinde.

Was war geschehen?

Noch dunkel war's, da war plötzlich der Feind im Schlosse. Er hatte von hinten kommend, in aller Stille die Mauer überstiegen, schlug nieder, was sich ihm in den Weg stellte, erbrach alle Wohnräume, trieb alles auf dem Burghofe zusammen und sperrte Verwundete und Gefangene in den Keller ein. Das Schloßfräulein Rosamunde war von einem Ritter, in dem einzelne Diether von Geroldstein erkannt haben wollten, geraubt und fortgeschleppt worden.

Der Feind verschwand wieder auf demselben Wege und so schnell, wie er gekommen war.

Was half's, daß Udo von Luchsheim seine Leute mit allen möglichen Strafen bedrohte, daß er schrecklich wütete und tobte und wie besessen im Rittersaale herumlief, in dem seine Verbündeten sich ratlos niedergelassen hatten.

„Was nun?" fragte der Kammerecker niedergeschlagen, indes Ohm Dick, die Hände über dem Bauch faltend und von Zeit zu Zeit bedenklich das Haupt schüttelnd, sich mit der nun einmal bestehenden Tatsache abfand, daß sie sich da anscheinend ein schönes Süppchen eingebrockt hatten, das sie aber nunmehr wohl oder übel auch auslöffeln mußten.

„Ein unerhörter Streich!" schrie Udo, immer rasender durch den geräumigen Saal stürmend. „Der muß gerochen werden und wird gerochen, so wahr ich der Ritter Wentzel von Kammereck bin!" fuhr jetzt der hitzige junge Ritter auf und stürmte ebenfalls auf und ab.

„Es sind zwei böse Nüsse, habe ich ja immer gesagt, und da müssen wir meiner Ansicht nach stärkere Hammerschläge anwenden als seither", meinte eben Ritter Dick, als die beiden aus dem Häuschen geratenen Ritter endlich ihren Dauerlauf beendet hatten.

„Ist auch meine Meinung," nahm jetzt der Vikburger das Wort, „wir müssen mit größerer Macht angreifen und . . . ."

„Der Riesensteiner muß helfen," fuhr hitzig Ritter Wentzel dazwischen, „wir müssen sofort Botschaft senden und . . ."

„Bevor wir das tun, möchte ich den Vorschlag machen, Ritter Veit erst ausreden zu lassen", fiel trocken Ohm Dick dem Kammerecker ins Wort, dessen wütende Blicke einfach übersehend.

„Ist auch meine Meinung, denn ich habe eine Idee, die mir nicht übel scheint. Mein Eidam, der Waldecker im Sauertal, ist mir noch verpflichtet; er wird nur mit seinen 200 Mann zu Hilfe kommen, und auch wir werden alle unsere Kräfte aufbieten.

Es müßte ja mit dem Teufel zugehn, wenn wir nicht in einer finsteren Nacht die Burg von hinten überfallen und überrumpeln könnten."

„Das ist allerdings ein beachtenswerter Vorschlag" meinte nun Udo von Luchsheim, und auch die anderen Ritter waren so damit einverstanden, daß gleich alles Nähere beschlossen und festgesetzt wurde.

„Aber wie wird es mit Rosamunde?" fragte der Kammerecker.

„Rosamunde ist bei Gerold von Geroldstein in guter Hut", erwiderte Udo von Luchsheim, und auch wenn wir die Feindseligkeiten fortsetzen, wird Ritter Gerold niemals sich einem Edelfräulein gegenüber einer gewaltsamen, ehrlosen Handlungsweise schuldig machen, umsomehr, als Rosamunde sich dem jungen Diether von Geroldstein versprochen hat, wenn auch wieder meinen Willen."

„Ist auch meine Meinung", bestätigte der Bitzburger. „Trotzdem schlage ich vor, daß Ritter Udo mit Geroldstein wegen Auslieferung gegen Lösegeld in Verbindung tritt und sei's auch nur zum Schein, um den Geroldsteiner in Sicherheit zu wiegen.

„Udo von Luchsheim schüttelte abwehrend das Haupt; es regte sich nun doch etwas gegen einen solchen hinterlistigen Streich; auch der ehrliche Ohm wiegte bedenklich das Haupt.

Endlich trennten sich alle in dem Bewußtsein, daß es diesesmal gelingen müßte und taten in größter Stille die verabredeten Schritte.

Daß Udo von Luchsheim dem Bitzburger für seine außerordentliche Hilfeleistung den weitaus größten und schönsten Teil des Rabengrundes zusagen mußte, war allerdings ein bitterer Tropfen Wermut in dem süßen Kelch des Hasses.

In einer näher zu bestimmenden Nacht sollte der Überfall der Burg Geroldstein erfolgen.

**(Fortsetzung folgt.)**

## Miszellen.

K. W. **Die Zerstörung des Schlosses zu Höchst. 1635.** — Über das in Privatbesitz übergegangene Schloß zu Höchst steht in den meisten Geschichtswerken die irrige Ansicht vertreten, als sei das Schloß 1635 von den Frankfurtern zerstört worden. Diese Sage ist begründet auf den Angaben des Mainzer Chronisten Joannis, Rerum Moguntiacarum 2c. 1, 999, der sich wiederum auf ein Schreiben des Mainzer Erzbischofs beruft. Widerlegt wird dieselbe aber durch den Befehl des Herzogs Bernhard von Weimar, Schloß und Mainbefestigung durch Pulver zu sprengen, welcher Befehl denn auch in der Nacht vom 26. zum 27. Februar 1635 von der schwedischen Garnison zu Höchst bei deren Abzug nach der Gustavsburg vollzogen ward. Dieser Befehl Bernhards, am 20. Februar zu Worms erteilt, befindet sich abschriftlich im Stadtarchiv zu Frankfurt, abgedruckt steht er in Luthmer, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Wiesbaden II, 10. Er lautet:

„Demnach des gemeinen Wesens unumbgängliche Notturft erfordert, daß das Stättlein Höchst sampt dem Schloß umb allerhand erheblicher Ursachen willen demolirt und geschleift werde, als wird dem jetzo darin liegenden Commandanten hiemit Ordre ertheilt, daß er als balden dieses ins Werk zu richten, wie er dann das Pulfer der gestalt unter die Mauren, so gegen das Wasser stehet, an unterschiedlichen Orten unterbringen und also zünden kann, damit bemelte Mauer gegen dem Wasser zu falle, die Stadt auch beneben dem Schloß wie in gleichem die Thor aus brennen und alles, was dem Feind etwa zu seinem Vortheil und Sperrung des Mayn-Flusses dienlich sein möge, auffs äußerst ruiniren und sich sonsten mit Schiffen und aller Notturft also gefaßt halten, daß er als balden, wenn bemeltes Stättlein demoliert, sich neben seinen Soldaten zu Wasser nach der Gustavsburg begeben könne. Wie den solches albereits dem Commandanden daselbst zur Nachricht avisirt worden."

E. S. **Volksjustiz in Oberursel.** In früheren Zeiten wurde in Oberursel am Fastnacht-Dienstag oder Aschermittwoch an bösen Weibern, die sich tätlich an ihren Männern vergriffen hatten, eine eigenartige Justiz geübt. Der Ortsgerichtshof trat zusammen, und falls eine angeklagte Xanthippe schuldig befunden wurde, mußte das straffällige Weib rücklings auf einem Esel sitzend, durch die Straßen der Stadt reiten. Hatte sie bei der unsanften Behandlung ihres Mannes sich eines gefährlichen Instrumentes bedient, so wurde ihr noch der Schnabel aufgesetzt mit schriftlichen Notaten ihres Vergehens. Der Schnabel war eine halbe Larve, die in einem Vogelschnabel endigte. Hatte die Frau hinterlistig geschlagen, ohne daß sich der Mann wehren konnte, so war der Gerichtsdiener der Führer des Esels. War aber der Mann in offenem Streite mit seinem Weibe unterlegen, so mußte er selber den Esel leiten, was gleichzeitig als Sühne für seine Schwäche galt. Leider berichtet uns Alois Henninger nicht, was in Oberursel mit den Männern geschah, die im Laufe des Jahres ihre Frauen tätlich beleidigten.

E. S. **Der Dietkircher Markt.** Der kurtrierische Hofkammer-Rat J. Ch. O. Leo in Limburg an der Lahn bringt im Jahre 1777 am 27. des Brachmonats den Dietkircher Markt mit folgenden empfehlenden Worten in Erinnerung: Der Jahrmarkt zu Dietkirchen, einem eine halbe Stunde von hiesiger Stadt entlegenen Dorf, ist wegen der dort anzutreffenden jungen Pferde und schönen Ochsen, auch allerhand Krämerwaren berühmt. Die Pfälzer besuchten ehemals diesen Markt mit Fässern voll Weins und handelten Vieh dagegen ein. Käufer und Verkäufer haben sich aller Marktbequemlichkeiten zu erfreuen. Der Zoll ist sehr gering. Von einem verkauften Ochsen werden nur 3 Albus bezahlt und nach diesem Abmaß von dem übrigen Vieh; von nicht verkauftem wird freier Auf- und Abtrieb gestattet. Das „Hänßen" ist gänzlich eingestellt. Im Jahre 1774 wurde dieser Markt auf den ersten Dienstag nach Michaelis abgeändert. Da einige Fremden den neuerlich bestimmten Markttag versäumten, hat man es für nötig erachtet und wird hiermit erneut bekannt gemacht, daß der Markt in Hinkunft beständig an diesem Tage abgehalten wird.

## Theater zu Wiesbaden.

### Hoftheater.

Maifestspiele. Am Königlichen Theater finden nach den Anordnungen des Kaisers auch in diesem Jahre Maifestspiele statt. Es kommen zur Aufführung: „Gotberga" von Lauff, „Hoffmanns Erzählungen" von Offenbach, „Der Bibliothekar" von Moser und „Jägerblut" von Rauchenegger (letzteres mit Konrad Dreher).

### Residenztheater.

= **Narrenglanz,** ein Spielmannsdrama in 4 Akten von von Rudolf Rittner, zum erstenmal am 14., zum drittenmal am 19. März. — Unter der, wie stets, lobenswerten Regie des Herren Rücker ging das ergreifende, literarisch gute Stück in Szene. Der Verfasser, früher selbst Schauspieler, soll nach seinem Abgang von der Bühne dies Stück nach seinen eigenen Erfahrungen geschrieben haben, dabei in der Rolle des Spielmanns und Hofnarren Wolf Trutz sich selbst kopierend. Wolfnarr,

wie er genannt wird, lebt seit 16 Jahren am Hofe eines Kurfürsten (im 16. Jahrhundert), von dem er sozusagen gehätschelt wird, indem der Herr ihm mehr glaubt als seinem Kanzler. Natürlich fehlt es nun nicht an Neidern, sowohl unter den Hofrittern als unter den Bediensteten; vor allem sind es drei Personen, die ihn stürzen wollen und es auch zuwege bringen: Kaspar von Enterlein, (Herr Köhler), ein aufgeblasener Mensch, ferner der Hofpoet (Herr Bertram) und der Zunftnarr (Herr Tachauer). Die beiden letzteren belauschen Wolfnarr in seiner Tête-à-Tête mit der Edeldame am Hofe, Herrad von Wingen, die von ihrem Geliebten ein Kind zu erwarten hat und sich nun mit einem Ritter verheiraten will. Die Hochzeit findet statt und im Rausche singt Enterlein vor den versammelten Rittern und dem Kurfürsten, das von den beiden Schuften zustande gebrachte Lied, aus dem das ganze Verhältnis der Liebenden erklingt. Der völlig aus der Fassung gebrachte Wolfnarr, den der ihm freundlich gesinnte Ritter von Oppeln (den Herr Bartak mit Wärme verkörperte) verhindern will, reißt sich los und verwundet den frechen Enterlein schwer. Nun verlangen die anderen die Bestrafung des Narren, und da der Kurfürst von seinesgleichen die Sühne ansetzen läßt, soll Wolfnarr gepeitscht werden. Er fleht seinen Herrn an, ihm eine andere, härtere Strafe aufzuerlegen, nur nicht die entehrende Peitsche. Doch umsonst. Die Strafe wird vollzogen, und darauf — erdolcht sich der arme Narr. — Rührend war auch das Zwiegespräch zwischen Wolf Trutz und seinem armen Bruder. Diesen gab Herr Rücker ergreifend. Herr Hetebrügge als Wolfnarr kann diese Rolle zu einer seiner besten zählen. Frl. Hammer als Herrad war sehr verführerisch. Den Kurfürst gab Herr Miltner-Schönau recht würdig. Somit war die ganze Aufführung eine vollendete.

**Wiesbadener Volkstheater.** Das bisherige Mitglied des Residenztheaters, Schauspieler Hans Wilhelmy, wird am 2. Mai im „Kaisersaale" an der Dotzheimer Straße ein neues Theater eröffnen, das Hoftheater und Residenztheater ergänzen soll. Da ersteres vorzugsweise Opern, letzteres meist moderne Stücke aufführt, hat das Volkstheater es sich zur Aufgabe gestellt, gute Volksstücke von älteren und neueren Volksdichtern, auch vom klassischen Repertoire darzustellen und zwar zu ermäßigten Preisen. Herr Wilhelmy hat einige Jahre schon die Kurtheater in Langenschwalbach, Schlangenbad, Soden (und Münster am Stein) geleitet und ist in Nassau auch als Rezitator bestens bekannt. Wir werden künftig auch über die Vorstellungen im Volkstheater berichten.

## Literatur.

* **Strandgefecht bei Eckernförde.** Originalgemälde von Professor Adalbert v. Roeßler. Im Auftrage des Großherzogs Wilhelm von Luxemburg, Herzogs zu Nassau, hat unser berühmter Historienmaler A. von Roeßler für das Artillerieregiment „Oranien" ein Bild geschaffen, das den heldenmütigen Kampf der nassauischen Batterie bei Eckernförde (5. IV. 1848) vorführt. Wir sehen die Batterie hinter dem Sandknick dicht am wogenden Meere in Gefechtstätigkeit gegen die beiden großen Schlachtschiffe der Dänen. „Christian VIII." ist auf den Sand geraten; der Schiffskoloß brennt und ist in Rauch gehüllt. Eben geht der „Dannebrog" nieder, während die „Gefion" sich schwer auf die Seite neigt, aber die Flagge noch hoch hat. Im Vordergrunde links steht mit gezogenem Säbel, gespannt das Feuer seiner Geschütze überwachend, Batteriechef Hauptmann Müller; bei ihm sind Leutnant Frhr. von Hadeln und ein Trompeter; Oberkanonier Frhr. von Marillac trägt Munition zu. Das tote Pferd, der zerschossene Baum und das brennende Krankenhaus zu Eckernförde sind historisch, ebenso der rückwärts niedergesunkene, taub gewordene Artillerist. Die übrige Mannschaft: in grünen Röcken mit „Schwalbenschwanz" und im „Melkeimer", hantiert an den Stücken. Das 1. (Haubitze) ist am Laden, das 2. (Haubitze) am Richten, das 3. (Kanone) hat gefeuert, das 4. (Kanone) feuert eben. Die zwei anderen Geschütze stehen unter Oberleutnant Werren auf der anderen Seite der Bucht bei der Norderschanze. Das Bild atmet lebendige Realistik, den Eifer und zugleich auch wieder die Ruhe und Festigkeit, die unseren Braven zum Siege verhalf. Das reiche Kompositionsvermögen und die vornehme Farbengebung, die sich hier aufs neue bekunden, stellen das neue Werk den früheren unseres Landsmanns würdig zur Seite.

* **Artilleriejubiläumspostkarten.** Von C. J. Frankenbach. Wiesbaden. R. Bechtold u. Komp. — Drei verschiedene Ansichtspostkarten sind es, die uns Frankenbach bietet, eine mit den Typen der Entwickelung 1849 und 1908 und den ehrenreichen Gefechts- und Schlachtnamen, eine mit Eckernförde und eine mit Sedan. Sie sind gut konzipiert und flott ausgeführt, und auch die Herstellung ist von der bestens bekannten Firma gediegen erfolgt. Die Karten haben nicht bloß momentanen, sondern für alle Regimentsangehörigen dauernden Wert.

## Neues aus Nassau.

### Artilleriejubiläum.

Die Jubelfeier unseres 1. Nassauischen Feldartillerie-Regiments Nr. 27 Oranien nahm am 14. und 15. März nach dem in Nr. 6 mitgeteilten Programm schönsten und ungetrübten Verlauf.

Der Dienstälteste, Oberstleutnant a. D. L. Wilhelmi, übergab im Kurhause das vom Großherzoge Wilhelm von Luxemburg dem Regiment geschenkte Ölbild von Professor Adalbert von Roeßler „Strandgefecht bei Eckernförde" (s. u. „Literatur") mit folgenden Worten: „Meine Herren! Seine Königliche Hoheit, der Großherzog von Luxemburg, Herzog zu Nassau, hat mich huldvollst beauftragt, dem Regiment Oranien, welches berufen ist, die Tradition der alten nassauischen Artillerie zu pflegen und fortzuführen, und welches heute auf eine 75jährige ruhmvolle Vergangenheit zurückschaut, Höchstseine Glückwünsche zu übermitteln und als Festgabe dieses Bild zu überreichen. Es stellt eine glorreiche Waffentat der alten nassauischen Artilleristen dar, das Gefecht bei Eckernförde, was, wie Ihnen ja allen bekannt, eine jubelnde Begeisterung in ganz Deutschland weckte, die so wesentlichen Anteil hatte an dem wiedererwachten Nationalgefühl, dem Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit aller Deutschen, die dann im neuen Deutschen Reich endlich ihre Erfüllung gefunden hat. In dem Sinne stolzer Erinnerung an diese schöne Waffentat nassauischer Landeskinder wird Ihnen dieses Bild dargebracht, aber zugleich als Beweis, wie das alte Herrscherhaus sich allezeit eng verbunden fühlt mit dem Volke, dessen Wohl ihm immer so sehr am Herzen lag. Ich bin überzeugt, das Regiment, wie das nassauische Volk wird diesen Beweis unveränderter Huld und Gnade erwidern mit dem Gelöbnis herzlicher Verehrung und unwandelbarer Liebe und Dankbarkeit." — Beim Festessen im Kurhause brachte derselbe Herr auch den Trinkspruch auf das Regiment aus: „Meine Herren! Gestatten Sie mir, dem an Lebensjahren Ältesten, für die liebenswürdigen und warmen Begrüßungsworte des Herrn Regimentskommandeurs den Dank der Gäste zum Ausdruck zu bringen. Von nah und fern sind wir herbeigeeilt, um an der schönen Feier teilzunehmen. Indessen nicht nur wir hier an der Tafelrunde, sondern im ganzen Deutschen Reich und über seine Grenzen hinaus gedenken zahlreiche ehemalige Angehörige und Freunde des Regiments heute seines Ehrentages. Vor allem der Kaiser. Als er unser 27. Feldartillerieregiment zur Nachfolgerin der alten nassauischen Artillerie ernannte, war es gewiß ein wesentlicher Beweggrund, daß er damit die Bevölkerung unseres schönen Heimatlandes, die durch ihre geschichtliche Entwicklung zu dem nassauischen Volke zusammengewachsen ist, ehren wollte. Es ist der gleiche Gedanke, der ihn jetzt wieder bewog, dem neuesten, gewaltigen deutschen Kriegsschiff den Namen „Nassau" zu geben. In demselben Sinne geschichtlicher Pietät hat er die ehemaligen Herrscher unseres Landes ehren wollen, indem er dem Regiment in Erinnerung an das erlauchte und hochberühmte Herschergeschlecht, welches Nassau entstammt, den Namen „Oranien" gab. In hochherziger Weise hat auch Seine Königliche Hoheit, der Großherzog von Luxemburg, diese geschichtliche Verbindung mit seinem Interesse

begleitet; und wie seine erlauchte Schwester, Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin von Baden, die Taufe des Panzerschiffes „Nassau“ vollzog, so hat auch er huldvollst geruht, an unserem heutigen Feste Anteil zu nehmen. Mit dem Fürstenhause beteiligt sich das nassauische Volk voll hoher Begeisterung an der Jubelfeier des in der hiesigen Bürgerschaft, wie bei der nassauischen Landbevölkerung so sehr beliebten 27. Regiments. Diese Liebe hat ihren Grund in der Hochachtung vor der Tapferkeit und dem mutigen Ausharren in gefahrvollen Gefechtslagen, wodurch die Stämme des Regiments sich in 25 Schlachten und Gefechten mit Ruhm bedeckten. Kann somit das Regiment mit Stolz auf seine Geschichte zurückblicken, so wollen wir ihm von Herzen wünschen, daß der ruhmvollen Vergangenheit eine glänzende Zukunft folge, daß sein Nachwuchs dem von den Vätern und Großvätern erworbenen Lorbeerkranz neue Zweige hinzufüge. In diesem Sinne, meine Herren, lassen Sie uns die besten und wärmsten Wünsche für eine ruhm- und ehrenvolle Zukunft des Regiments zusammenfassen in dem Rufe: Das 1. Nassauische Feldartillerieregiment Nr. 27 „Oranien“ und der an seiner Spitze stehende Kommandeur, Herr Oberstleutnant Bothe, leben hoch, hoch, hoch! —

Das Regiment wurde auch im übrigen reich beschenkt. Seine inaktiven Offiziere schenkten ein Ölbild: „Schlacht bei Loigny-Poupry“, gemalt von Professor Koch-Berlin. Die Stadt Wiesbaden stiftete einen Schrank mit Silberbestecken, welcher der Ausstattung des Offizierkasinos beigegeben wird. Die Stadt Mainz widmete dem Regiment zwei kostbare Jardinièren. Die Reserveoffiziere des Regiments schenken zwei silberne Leuchter, die in leuchtender Emaille die Wappen des Regements tragen. Von den Offiziers-Damen waren ebenfalls zwei silberne Leuchter eingetroffen. Die alten Angehörigen der 27er überreichten einen silbernen Tafelschmuck in kostbarer Ausführung. Das Füsilierregiment Nr. 80 (v. Gersdorff) schickte eine silberne Jardinière und das Feldartillerieregiment Nr. 63 in Frankfurt a. M., sowie das Großherzogl. Hessische Leibregiment Nr. 117 gaben durch Überreichung je einer silbernen Tablette ihren freundschaftlichen Gefühlen Ausdruck.

Erbprinzessin Marie Adelheid von Luxemburg ist nunmehr durch Staatsakt zur Erbgroßherzogin von Luxemburg, Erbprinzessin zu Nassau förmlich ernannt worden.

Die evangelische Gesamtkirchengemeinde Wiesbaden hat eine neue Kirchengemeinde für das Südend gebildet, die ihren Namen der dort zu erbauenden Lutherkirche entnimmt.

Die Gemeinde Eppstein wollte zunächst nur die Unterklasse ihrer Schule paritätisch gestalten; die Regierung aber verfügte die sofortige durchgängige Simultanisierung der Schule und des Schulvorstandes. Dies beweist, daß die Regierung wohl schon ursprünglich die bestehenden Rechte anerkannte und nur auf ministerielle Weisung hin handelte, als sie bei den zuständigen Behörden gegen die Simultanisierung Einspruch erhob.

Der verstorbene Weinhändler K. Altenkirch zu Lorch hat seiner Vaterstadt 180 000 Mark zum Bau eines neuen Krankenhauses und zu Armenunterstützungen vermacht.

Eine alte Wiesbadenerin, Frau Wwe. Ch. Weyershäuser ist am 12. März im 94. Lebensjahr gestorben.

## Nassauische Personalien.

### I. Quartal 1908.

**Ernennungen u. a.:** O.-Steuerkontrolleure Poppe, Wiesbaden u. Lippoldt, O.-Lahnstein, z. St.-Inspektoren. Ger.-Referendar Dr. Hauser, Höchst, z. Assessor. Ger.-Assessoren Reinhardt, Höchst, z. A.-Richter, Hückmann, Usingen, z. Hilfsrichter das. Kaufmann Allendorf, Weilbach, z. Bürgermeister. A.-Ger.-Räte Wilhelmi u. v. Langen, Homburg z. Justizräten. Ger.-Assessor Vormbaum, Berlin, a. d. Reg. zu Wiesbaden. Med.-Rat Dr. Oberstadt, L.-Schwalbach, z. Geh. Med.-Rat. L.-Richter Dr. Friedländer, Limburg z. L.-Ger.-Rat. Lehrer Loh, Wiesbaden u. Komm. Sem.-Lehrer Ohms, Wetzlar, z. Mittelschullehrern. Forstk.-Rendant Lichtherz, Wiesbaden, z. Rechnungsrat. Postassistent Vetter, Weilburg, z. O.-P.-Assistent. Gem.-Rechner V. Schneider, Todtenberg, z. Bürgermeister. G.-Referendar Dr. Hauser, Wiesbaden, z. Assessor i. L.-Schwalbach. Reg.-Sekr. Kaiser, Wiesbaden, z. Rechnungsrat. Bgm.-Stellvertreter Ph. K. Diefenbach, Lindschied, z. Bürgermeister. Pfarrer Schardt, Altstadt, z. Kreisschulinspektor. Rentmeister Hertgen, St. Goarshausen, z. Rechnungsrat. Fabrikant F. Soehnlein, Wiesbaden, z. portug. Vizekonsul. Univ.-Prof. Dr. Deißmann, Heidelberg (Nassauer), a. s. n. Berlin. Lehrer Welcker, Eibach, z. Präp.-Lehrer i. Dillenburg. Dir.-Assistent Böckermann, z. Oberlehrer a. Pom. Inst. Geisenheim. Landwirt W. Thielmann, Übernthal, z. Bürgermeister. Lehrerin Ch. Hirschmann, Düren, a. s. n. Niedernhausen. Oberstleutnant Frhr. v. Gregory, Wiesbaden, (Rgt. 80), z. Oberst. Hauptmann Hildenbrand, Mainz (Rgt. 87) z. Major. Hauptmann Wilhelmi, Wiesbaden (Art.-Regt. 27), Pat. s. Dienstgr. O.-Arzt d. L. Dr. Schlipp, Wiesbaden, z. St.-Arzt. Kad.-Oberlehrer Berg, Oranienstein, z. Professor. R.-Kandidat Schütz, Wiesbaden, z. Ger.-Referendar i. Idstein. Dekan Lehr, Frücht, z. Kreisschulinspektor. Ger.-Referendar Frhr. Dr. Löw v. Steinfurth, Wiesbaden, z. Assessor i. Rüdesheim. R.-Anwalt Dr. F. Bickel, Wiesbaden, z. chilenischen Konsul. Konsist.-Sekretär Keerl, Wiesbaden, z. Rechnungsrat. Ger.-Assessor Dr. Schaub, Limburg, z. Rechtsanwalt. Prof. Kreis, Wiesbaden, z. Direktor d. Akademie d. bild. Künste i. Düsseldorf. Ass.-Ärzte d. R. Dr. Maaß und Dr. Hannig, Wiesbaden, z. O.-Ärzten. Reallehrer Ch. Kissel, Nassau, z. Sem.-Lehrer i. Segeberg. Reg.-Baumeister K. Kaufmann, Wiesbaden, z. Kr.-Bauinspektor i. Schmalkalden. Postinspektor Buchmann, Helmstedt, z. P.-Direktor i. Dillenburg. Reg.-Assessor Knöpfler z. Adlatus d. Landrats i. Limburg. L.-Richter Dr. Neff, Wiesbaden, z. A.-Richter i. Witzenhausen. G.-Assessor J. Schneider, Wiesbaden, z. R.-Anwalt das. Pfarrer Rauch, Höchst, z. Dr. jur. (Berlin). Kaplan Reichwein, Kriftel, z. Pfarrverwalter i. Lorch. Frühmesser Kettel, Hattersheim, z. Pfarrer i. Arfurt. Kaplan Pfaff, Zeilsheim, z. Expositus i. Dahlheim-Prath. Lehrer Hoßbach, Weyer, z. Hauptlehrer i. Walsdorf. Lehrerin Prenzel, Wetzlar, a. s. i. Dillenburg. Ger.-Assessor Schmorl, Wiesbaden, z. Hilfsrichter das. Ger.-Referendar Neuß, Wiesbaden, z. Assessor i. Wehen. O.-P.-Assistent Ketzer, Rüdesheim, z. P.-Verwalter i. Kelkheim. Reg.-Rat Dr. Hasenclever, Allenstein, a. s. n. Wiesbaden. Reg.-Bauführer M. Hane, Wiesbaden, z. Reg.-Baumeister. Architekt Siegle, Frankfurt, z. Inspektor d. gew. Fortbildungsschulen i. Nassau. Landwirt A. Sennlaub, Allendorf, z. Bürgermeister. Garteninspektor Zeininger, Wiesbaden, z. Gartendirektor i. Hannover. Ger.-Referendar Dr. A. Schlosser, Dillenburg, z. Assessor. Gen.-Leutnant Scholtz, z. Komm. d. 21. Division. Dr. J. Schwender, Pirmasens, z. O.-Lehrer a. d. H. Mädchenschule Biebrich. Reg.-Baumeister Caesar, Freiendiez, z. Kreisbaumeister. Lehrer C. Becker, Rodenberg, z. Hauptlehrer i. Straßebersbach. Ger.-Assessor Friedrich, Wiesbaden, z. A.-Richter i. Hechingen. Ger.-Assessoren Vogelsang und Heydenreich, Wiesbaden, z. Hilfsrichtern das. Kons.-Rat D. Eibach, Dotzheim, z. Geh. Kons.-Rat. Pfarrkandidat G. Noll, Battenfeld, z. Pf.-Vikar i. Oberroßbach. Hauptlehrer H. Wick Biebrich, z. Rektor. Kgl. Musikdirigent Hecht z. Kurkapellmeister i. Königstein. Lehrer Metzler, Dautphe, z. Präp.-Lehrer i. Usingen. A.-Richter Stenkhoff, Usingen, z. A.-G.-Rat. Stadtv.-Vorsteher J. W. Philippi, Usingen, z. Stadtältesten. Bahnhofs-Assistent E. Parian, Niedernhausen, z. Stat.-Vorsteher i. Hahnstätten. Weinbergsvogt J. Hefner, Geisenheim, z. W.-Inspektor i. Würzburg. Schulkandidat R. Klein z. Lehrer i. Niederweilnau. Bürgermeister Roth, Ober-

kirchen a. s. i. Braubach. Schulkandidat Hauperich, Griesheim, z. Lehrer i. Willingen. Major u. Bat.-Komm. Melms, Inf.-Regt. 87, z. Oberstleutnant. Major Elstermann v. Elster, Oranienstein, z. Oberstleutnant. Oberst Frhr. von Schütz zu Holzhausen, Stettin, z. Gen.-Major. Aff.-Arzt Dr. Greiner, Wiesbaden, z. O.-Arzt. O.-Lts. Ritter v. Marx, Höchst, u. Graf von Merenberg, Wiesbaden, z. Rittmeistern. Städt. Prorektor Dr. Herxheimer, Wiesbaden, z. Professor. Schulkandidat K. Fischer z. Lehrer i. Girkenroth, G. Petzold i. Böllsberg, P. Linscheid i. Stockum, M. Rey in Hof, Schmidt i. Dombach, Frl. Keller i. Bremthal, P. Litzinger i. Wernborn, Krämer i. N.-Reifenberg, K. Böttger i. Anspach, J. Mies i Hasselbach.

**Jubiläen u. a. Dezember:** 30. Gymn.-Pedell a. D. F. Giegerich, Wiesbaden 80 J. a. — **Januar:** 9. Kassenvorsteher d. Farbwerke R. Baring, Höchst 25 J. i. D. — 13. Wirkl. Geh. O.-Reg.-Rat Dr. H. v. Strauß u. Torney, Berlin (fr. Wiesbaden) 70 J. a. — 14. Musikdirektor J. Ortling, Wiesbaden, 75 J. — 15. Pfarrer Gruber, Soden 25 J. i. A. — 24. Stadtverordneter a. D. C. Hensel, Wiesbaden 80 J. a. — **Februar:** 6. Bürgermeister Alberti, Rüdesheim 25 J. i. A. — (?) Brunnenfrauen M. Stadtmüller u. M. Nöcker, Niederselters 40 J. i. D. — Rentner Scheerer, Idstein 60 J. Mitglied d. Turnvereins. — 12. Kunstmaler K. Kögler, Wiesbaden 70 J. a. — 15. Polizeisekretär Rauchhaar, Wiesbaden 25 J. a. O. — 22. Polizeidiener K. Becht, Delkenheim 40 J. i. D. — R. Gieß, Zorn, 25 J. Präsident d. Kriegervereins. — 25. Schlosser J. Sachs, Wiesbaden 40 J. b. K. Philippi. — **März:** 1. Schutzmann E. Druschel, Wiesbaden 25 J. a. O. — Katharina Gottron, Kiedrich 40 J. b. Fam. Schmidt. — 4. Veteran L. Giebermann, Erbenheim 81 J. a. — 11. Pfarrer Stahl, Biebrich b. Wiesbaden, 25 J. i. A. — Chordirigent Prof. W. Freudenberg, Berlin, 70 J. a. 13. Landrat a. D. Geh. Reg.-Rat L. Seyberth, Hanau (Nassauer) 90 J. a. — 18. Obergärtner G. W. Eichenauer, Kronberg, 50 J. b. Familie Osterrieth. — **April:** 1. Leichenbestatter Ph. Glasmann u. A. Stoll, Wiesbaden, 25 J. i. A. 13. Städt. Arbeiter J. Rossel, Wiesbaden 50 J. a. O.

**Pensionierungen usw.:** Lehrer E. Wald, Wiesbaden. Dekan Naumann, Hachenburg, Amt als Kreisschulinspektor niedergelegt. Hauptmann d. L. 1. A. W. Müller, O.-Lahnstein; O.-Leutnant d. L. 1. A. Krack, Wiesbaden; Leutnant d. G.-L. 2. A. Schröder, O.-Lahnstein. Lehrerin Stöber, Rauenthal. Dekan Dörr, Idstein, Kreisschulinspektion niedergelegt. Rechtsanwalt Dr. Rosenheim, Wiesbaden, Amt aufgegeben. Gen.-Leutnant u. Kommandeur der 21. Division Frhr. von Gayl, Frankfurt. — Pfarrer Dr. Wiese, Braubach.

**Todesfälle: Dezember:** 27. Bürgermeister a. D. Göbel, Igstadt (geb. 1832). — **Januar:** 2. Lehrer a. D. G. Böcher, Hadamar (gb. 1840). — 3. Kammermusiker E. Reinhardt, Wiesbaden (gb. 1851). — 4. Lehrer H. Usinger, Neuweilnau (gb. 1881). — 7. Monf. J. Molzberger, Arfurt (gb. 1832). — 8. Kanzleirat a. D. L. Kleinmann, Wiesbaden (gb. 1826). — Pfarrer a. D. H. Esch, Wiesbaden (gb. 1829). — 12. Rektor a. D. Th. Ferber, Wiesbaden (gb. 1824). 14. Geh. San.-Rat Dr. Wuth, Ems (gb. 1826). — 15. Kirchenrechner P. Belz, Hasselbach (gb. 1834). — Städt. Holzmesser Ph. Bouillon, Wiesbaden (gb. 1832). — 16. Kriegsveteran L. Morgenstern, Fischbach. — 17. Gen.-Major G. Henke, Wiesbaden (fr. i. 80. Regt., gb. 1843). — 22. Prof. A. Wilhelmj, London (gb. 1845 z. Usingen). — Lehrer W. Wagner, Schloßborn. — 25. Kriegsveteran A. Haupt, O.-Josbach (gb. 1826). — 27. Apotheker a. D. F. Reusch, Wiesbaden (gb. 1840). — 28. Bürgermeister a. D. J. Schardt, Frickhofen (gb. 1831). — 29. Reichsger.-Rat J. Haas, Leipzig (fr. Wiesbaden). — (?) Schriftsteller und Redakteur H. J. Thon, Shenectady (gb. 1848 i. Wiesbaden). — Kreisdeputierter A. Faust, Hofheim (gb. 1840). — Stat.-Vorsteher a. D. K. Kretzer, Limburg (gb. 1839). — 30. Städt. Installateur Herborn, Wiesbaden (gb. 1853). — 31. Kommerzienrat Hesse, Heddernheim (gb. 1825). — **Februar:** 1. Administrator Maschmann, Erbach. — 2. Monf. Dekan J. Ibach, Villmar (gb. 1825). — Amtsanwalt a. D. J. W. Hummerich, Erbenheim (gb. 1837). — 6. Reg.-Ziv.-Supern. W. Wehrheim, Wiesbaden (gb. 1875). — 7. Oberveterinär G. Moumalle, Wiesbaden (gb. 1871). — 10. Pfarrer A. Bonn, Wellmich (gb. 1834). — 15. Direktor d. Idiotenanstalt a. D. D. Horny, Nassau (gb. 1833). — 17. Bürgermeister a. D. Strenz, Nied (gb. 1822). — 21. Veteran H. Paul, Haiger. — Lehrer a. D. Gasser, Frankfurt. — 22. Gen.-Major F. Nowina v. Arxt, Hanau (fr. Wiesbaden, gb. 1852). — 25. Lehrer a. D. J. Müller, Remagen (Nassauer, gb. 1823). — 28. Lehrer M. Bott, Blessenbach (gb. 1887). — **März:** 1. Lehrer Wittlich, Holler (gb. 1882). — 2. Rektor a. D. K. Göz, Frankfurt (geb. 1830). — 3. Bürgermeister J. Giebel, Wisper. — Bürgermeister J. Billig, Fachbach. — 6. Steuerinspektor W. Krack, Wiesbaden (gb. 1854). — 12. Reg.-Bote a. D. Ch. Brummhardt, Wiesbaden (gb. 1826). — Veteran Ph. Haar, Idstein (gb. 1826). — Veteranen W. Krickau und W. Jung, Laubuseschbach. — 16. Lehrer a. D. J. Klas, Weilburg (gb. 1834). — 17. Major a. D. F. W. Buschmann, Wiesbaden (gb. 1841). — 18. A.-G.-Rat a. D. Frhr. K. von Schütz zu Holzhausen, Wiesbaden (gb. 1826). — 14. Lehrer Maage, Kirburg (38 J. a. O.). — 22. Theaterdirektor F. Deutschinger, Wiesbaden (gb. 1835). — 23. O.-Leutnant a. D. Landgraf (letzter homburgischer), Homburg (gb. 1840).

## Nassauischer Geschichtskalender.

### April.

**9. 1609.** Die Krone Spanien und die Republik der Vereinigten Niederlande schließen nach einem Kampfe von 32 Jahren einen Waffenstillstand auf 12 Jahre.

**9. 1889.** Herzog Adolf von Nassau übernimmt zum ersten Male die Regentschaft für den erkrankten König-Großherzog Wilhelm III. in Luxemburg. Am 3. Mai legte er sie infolge Genesung des Königs nieder.

**10. 1638.** Gräfin Margarete, Witwe des Grafen Johann VII. des Mittleren von Nassau-Siegen, stirbt. Sie war am 24. II. 1583 geboren, vermählte sich 1603, ward Witwe 1623.

**14. 1294.** Die Herrschaft Vallendar wird von Sayn abgezweigt. Sie kam 1392 zum Teil, 1767 ganz an Kurtrier.

**14. 1656.** Gräfin Anna Maria von Nassau-Weilburg stirbt. Sie war eine geborene Gräfin von Sayn, vermählte sich 1634 mit dem Grafen Ernst Kasimir von Nassau-Weilburg und wurde 1655 Witwe.

**16. 1640.** Graf Friedrich von Nassau-Weilburg wird geboren. Er war der Sohn des oben genannten gräflichen Ehepaares, kam 1655 zur Regierung, starb aber schon am 8. IX. 1675. Sein Sohn Johann Ernst wurde sein Nachfolger.

## Briefkasten.

**K. W. in S. u. a.** Die Sache ist nicht richtig. General von Preen hat 1848 keine Waffen, weder Kanonen noch Gewehre, an die Aufrührer ausgeliefert; also konnte er auch den betr. Ausspruch nicht getan haben. Damit wird auch die Mär eines gleichen Ausspruches des Herzogs hinfällig.

**H. Pf. in S. G.** Ein ähnlicher Aufsatz ist von uns angenommen und kommt schon in Nr. 7

**Redaktionsschluß: 26. März.**




№ 8. Wiesbaden, den 16. April 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



## Spaziergang.

Seh' ich die rosigen Ärmchen dich
Nach fliehenden Wölkchen breiten,
Wie gern, mein herzig' Kindchen will ich
Stilllächelnd neben dir schreiten.

Da ist kein Baum und auch kein Strauch,
Schnell muß ich ihn dir benennen;
Des Wölkchens Lauf und des Windes Hauch
Und des Bächleins Spiel muß ich kennen.

Nach rauschenden Waldes Heiligtum
Und wie sich die Geister vermählen,
Fragst du, und was sich auf zitternder Blum'
Die Schmetterlinge erzählen.

Warum so rot die Mohnblumen sind,
Warum sie doch welken müssen: —
Gleich möcht' ich dir, du herzliebes Kind,
Die Fragen vom Mündchen küssen.

Spring nur, mein Kind, in fröhlichem Lauf!
Mit dir mag ewig ich schreiten. —
Mein Herz, mein wildes Herz geht mir auf
Und führt mich in Himmelsweiten.

## Mögliche Phantasie.

O du wallend' Herz, du wildes,
Schlag' nicht heißen Sturmeslaut,
Daß das Auge trunk'nen Bildes
Märchenglanz gezaubert schaut!

Allzukühne Bilder schämen
Sich der nackten Wirklichkeit,
Und die Wucht der Flügel zähmen
Wind und Welt und Wenigkeit.

Hol', mein Herz, des Himmels Bläue,
Golddurchglüht vom Sonnenschein!
Wirb um grünen Waldes Treue
Um den Bach im Wiesenrain!

Schließ' der bunten Blumen Blühen
In dich ein mit stiller Lust!
Und mit holdem, heißem Glühen
Nimm die Menschheit an die Brust.

Wag' den Flug in Äthers Räume,
Wunschbefreit und licht und groß!
Aber träum' nicht Sehnsuchtsträume
Weltenfern und hoffnungslos.

Georg Knauer.

# Die älteren Emser fiskalischen Badhäuser.

1) Von Dr. C. Spielmann.

Die geehrten Leser der „Nassovia" haben in der Nummer 1 von 1902 einen Überblick über die äußeren Verhältnisse und die Entwickelung von Bad Ems erhalten. Wir laden sie nun ein, die Entstehung der älteren Lokalitäten, in denen die weltberühmten Kuren sich heute noch vollziehen, näher zu betrachten.

Die erste urkundliche Erwähnung der heißen Quellen von Ems findet sich 1172 in einer Urkunde, die den Streit des Erzbischofs von Trier mit seinem Vogte, dem Grafen von Nassau, über die dortige Silbergrube betrifft: **argenti fodina ad thermas Emptzianas.** Die älteste damalige Niederlassung war Dorf-Ems mit der Kirche; es war der Mittelpunkt der Vogtei der Grafen von Nassau, welche dann deren Besitz wurde und bei der Bruderteilung von 1255 an die ottoische Linie kam. Kaiser Ludwig von Baiern verlieh 1324 Ems Stadtrechte, deren sich der Ort aber wohl kaum bediente. Anno 1352, dann 1355 hören wir zuerst von einem Bade zu Ems; im letzteren Jahre belehnt nämlich der Erzbischof von Köln den Grafen Johann von Nassau-Merenberg — vorübergehend — „mit den Gerichten, Leuten, Weingärten, fortmehr der Mühlen, warmen Bad bei Eimetz gelegen." Das warme Bad (2 Bassins?) soll nach Vogels Vermutung in dem 1381 zuerst und später noch öfter genannten Turm gelegen und letzterer auf der Stelle des heutigen Rondells gestanden haben. Die Vogtei Ems ging 1403 durch Kauf an Katzenelnbogen über; da aber Nassau-Dillenburg dagegen protestierte, erhielt dieses einen Anteil, und später (1443 bezw. 1449) wurde der Besitz halbiert. An Katzenelnbogens Stelle trat 1479 dessen Erbe Hessen, 1567 die Linie Hessen-Kassel und 1643 Hessen-Darmstadt, das seinen Teil an Ems als Exklave zum Amte Braubach schlug. Die Gemeinschaft mit Nassau-Dillenburg, später Nassau-Oranien hat bis 1803 gedauert. Die „Samtherrschaft" (Gesamtherrschaft) war für die Untertanen milde; die Abgaben waren gering. Trotzdem ging die Klage: „Nimmt uns Darmstadt heute das rechte Ohr, so schneidet Oranien uns morgen das linke ab."

Um 1400 war die Situation zu Ems folgende: Lahnauf lagen die heißen Quellen und dabei das Turmbad; gegenüber auf dem südlichen Lahnufer standen einige Gehöfte, der „Spieß" genannt. Etwas unterhalb der letzteren sprudelte in der Lahn selbst eine warme Quelle. Die „Stadt" Ems lag, von den Quellen und dem Turmbad getrennt, weiter lahnab; die lange heutige Verbindungsstraße (Römerstraße) bestand noch nicht. Die Lahn war viel breiter als heute; der Verkehr zwischen beiden Ufern wurde durch eine Fähre vermittelt. Abgesehen von den Veränderungen in der Badegegend ist diese Situation 400 Jahre lang ziemlich dieselbe geblieben. Jene Veränderungen in der Badegegend betrachten wir nun genauer.

Das Turmbad — es war ein doppeltes (s. u.) — genügte im 15. Jahrhundert seinen Zwecken nicht mehr. Anno 1438 gaben die Grafen von Katzenelnbogen und Nassau gemeinsam ihr „Bat zu Embtz mit Haußunge vnd hoffsteden darzugehörig" an Henne und Peter von Dentzerode auf lebenslang in Pacht mit der Auflage, „daß sie in dißen nechsten zukommenden echt (acht) jarren vier naw bade zu den zweien, die itzund dae seint solle brengen vnd machen sollent, darzu eyn naw Hauß machen.[1]) Aus der Beschreibung, wie der Bau aufgeführt werden soll, geht hervor, daß das zu dem Turme gehörige Ökonomiegebäude („Kuche") von jenem entfernt stand und nun durch ein dreistöckiges Haus damit verbunden wurde. In dieses Haus wurde die „Kuche" verlegt, und die vier neuen Bäder kamen wahrscheinlich in das alte Gebäude. Dieses, neu eingerichtet, ist also wohl das erste eigentliche Badhaus zu Ems gewesen. Bei ihm wurde 1474 von beiden besitzenden Landesherren eine Kapelle gestiftet. Die vier Bäder waren selbstverständlich Massenbäder, in der nach Sitte der „guten (?) alten Zeit" Männlein wie Weiblein gemeinsam badeten. Stramberg nennt sie „Schwemmen", wozu er nicht berechtigt ist. Sonst hätte nicht der Marburger Professor Dr. Eichmann (Dryander) bereits 1535 in einer Schrift ihr hohes Lob gesungen[2]).

Die katzenelnbogisch-nassauische Gemeinschaft an dem Bade ging, wie es scheint, unbeanstandet in die hessisch-nassauische über. Aber die Einigkeit dauerte nicht lange. Anno 1581 beschloß der Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel bei dem Turme ein neues Badhaus für sich und seine Familie zu erbauen und das von ihm zu restaurierende „Trappenbad" an Nassau abzutreten. Der Vertrag mit Nassau wurde geschlossen und der Bau ausgeführt; seitdem unterschied man ein Oberes (nassauisches) und ein Unteres (hessisches) Badhaus, von denen jedes seine eigenen Quellen hatte und unter Verwaltung eines Vogtes stand. Auf alten Bildern von Bad Ems aus dem 17. Jahrhundert bemerkt

---

Anmerkung. Der Verfasser ist, wie Eingeweihte bemerken werden, aufgrund der Vergleichung der verschiedenen Quellennotizen zu einzelnen neuen Ergebnissen gelangt und hat manches Unklare aufklären, Fehlerhaftes berichtigen können.

[1]) Die interessante Urkunde darüber ist in Vogels „Nass. Taschenbuche" zu lesen.

[2]) Dieser folgten noch eine ganze Reihe Bäderschriften, worüber später einmal

man rechts den spitzdachigen Turm, daneben den Ökonomiebau mit der kleinen betürmten Kapelle als Erker, weiterhin den hessischen Neubau, eigentlich drei Häuser, von denen zwei im Winkel vorspringen; eines ist rückwärts mit einem Türmchen versehen. Es ist also wohl auf hessischer Seite noch weiter gebaut worden und auch damals schon der sogenannte „Lahnbau" entstanden.

Die erste genauere Beschreibung der Lokalität und Beschaffenheit der Bäder empfangen wir durch den Medikus Dr. Marsilius Weigel im Jahre 1627. Danach waren in jedem der beiden Häuser, dem nassauischen und dem hessischen, 3 Bäder, von denen aber nur je 2 gebraucht wurden. Die hessischen Bäder waren sämtlich überwölbt und mit Abzugslöchern für die Wasserdämpfe versehen; denn sie waren alle warm. Sie wurden „alle Abend wie ein Fischweiher abgezogen oder -gelassen, und mit Besemen gekehrt oder gesäubert." Von den nassauischen Bädern war eins warm und eins kühl.[3]) Das eine (welches?) war überwölbt, während das andere unter freiem Himmel lag. Sie waren beide viereckig und mit Treppen versehen — daher der Name „Trappenbad" —; eines konnte abgelassen, das andere mußte ausgeschöpft werden. Letzteres befand sich in dem Turme, und über ihm lag das dritte: ein kupferner Kessel „menschlicher Länge", in den das Wasser hinaufgepumpt wurde. Dieses Bad wurde auch wohl mit dem Namen „Kurfürstenbad" belegt, weil es ein Kurfürst (von Mainz?) angelegt haben soll. Ihm entsprach im hessischen Lahnbau ein schönes Bad aus Quadersteinen, das man füglich das „Landgrafenbad" benennen könnte; auch zu ihm mußte das Wasser vermittelst Pumpen und durch Kanäle geleitet werden. Aus ihm ist später das „Marmorbad" entstanden. Außerdem erwähnt Weigel noch ein drittes Bad, das spätere städtische Armenbad; es war, wie er bemerkt, „nur vor arme Leut" und lag „vor der anderen Pforten das Wasser hinab". d. h. neben dem Kurhause lahnabwärts, wo es bis 1900 verblieb. In diesem Jahre wurde es vom Fiskus gegen die Villa Panorama vertauscht, wo es sich nun befindet.

An den Bauten ist im Laufe des 17. Jahrhunderts wiederum mancherlei verändert worden. Die fast eingegangene Kapelle wurde 1648 vom Grafen von Nassau-Dillenburg wiederhergestellt. Auch das hessische Haus erlitt verschiedene Umgestaltungen; der Lahnbau empfing dabei zwei hübsche Barockgiebel. Bei den Badhäusern, lahnauf am Ufer entlang, machten sich einzelne Privatleute ansässig. Die beiden Landesherren wachten eifrig darüber, daß keine Konkurrenz auftauchte. Als der Kurfürst von Mainz nahe bei den Badhäusern ein Gebäude errichten wollte und eine zum Vorschein gekommene Quelle fassen ließ, wurde er beim Reichskammergerichte verklagt, und mußte auf dessen Spruch hin die Quelle wieder zuschütten lassen. Bemerkt werden soll noch, daß die warme Quelle in der Lahn (s. o.) damals als Pferdebad benutzt wurde; ein Graf zu Schaumburg-Lippe soll einmal 200 der vierfüßigen Kuranden nach Ems gesandt haben. Man versuchte diese Quelle 1698 zu fassen; es gelang jedoch nicht.

Ein Bild von Bad-Ems — wie es nun hieß — aus (1676 (in Horsts „Embser Landesbeschreibung") zeigt uns ein förmliches Konglomerat von Häusern und Häuschen aus Fach- und Balkenwerk. Auf dem ähnlichen Bilde in Vogels „Nassauischem Taschenbuche" erscheint die neue Kapelle mit hohem, spitzem Turme; dagegen ist das Dach auf dem Turmbade nicht mehr vorhanden. Auf beiden Bildern reicht der Lahnbau bis dicht an die Lahn. Alles das zusammen sah nicht sehr „herrschaftlich" aus. Dazu kam, daß die nun immer zahlreicher werdende Kurgesellschaft oft kein Unterkommen fand und unter Tuchzelten kampieren mußte.

Diesem Übelstande beschloß zunächst der Landgraf Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt einigermaßen abzuhelfen. Er erbaute von 1696 ab das Untere Kurhaus mit dem Lahnbau von Grund auf neu, so wie es heute noch besteht, und richtete 6 Bäder darin ein. Er behielt nur das „Landgrafenbad" für sich und seine Familie und ließ in den andern eine fiskalische Kurwirtschaft betreiben. Um dieselbe Zeit erbaute der Kurfürst-Erzbischof von Mainz auf seinem Grund und Boden auf dem linken Lahnufer, dem Bade gegenüber, nahe der (1661) vom Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels errichteten katholischen Kirche ein eigenes Badhaus, das Mainzer Haus genannt (wo im Jahre 1786 die erfolglos gebliebenen Emser Punktationen aufgestellt wurden). Mainz scheint bei diesem Bau seinen (früher von ihm erkauften? nun verkauften?) Platz beim Kurhause aufgegeben zu haben, auf dem sogleich der Vogt des Landgrafen von Hessen-Darmstadt mit Bewilligung seines Herrn ein Privatbadhaus, das sogenannte Steinerne Haus errichtete, dessen Quelle neuerbohrt wurde, und das 1781 an die hessische Herrschaft kam.

Nun wollte auch Nassau-Dillenburg nicht hintanstehen. Die sämtlichen Bauten der anderen sollten übertroffen werden. Anno 1715 wurden die alten nassauischen Gebäulichkeiten rasiert und an deren Stelle das Obere Kurhaus, an das Hessische (Mittelbau) anstoßend, mit dem östlichen Flügelbau neu erbaut, wie es heute noch besteht.[4]) Darin wurden nicht weniger als 28 Bäder eingerichtet, alles gleichwie im hessischen Hause fortab Einzelbäder, wie denn die Massenbäder im Nassauischen um jene Zeit überhaupt abkamen.

Seitdem begann sich das Kurleben bedeutend zu entwickeln; nach und nach siedelten sich lahnauf und -ab weitere Privatleute: Gewerbetreibende, Logisvermieter für kleine Leute usw. an, so daß man nicht immer das entlegene Dorf-Ems zu Hilfe zu nehmen brauchte.[5])

Auch die Trinkkur begann sich mehr zu entwickeln. Sie war indes noch ein Appendix der Badekur. Schon früher wird von gewaltigen Quantitäten Wassers berichtet, welche die Kurgäste

---

[3]) Von den 1438 angelegten vier neuen Bädern ist keine Rede mehr. Sollten sie in ein einziges großes verwandelt worden sein?

[4]) Die Kapelle ist bei den Neubauten eingegangen.

[5]) Es waren 1816 im ganzen erst 41 Häuser vorhanden.

innerlich zu sich nahmen. Der alten Trinkbrunnen waren zwei: der Kesselbrunnen auf nassauischem und der Kränchenbrunnen auf hessischem Gebiete (schon aus der Beschreibung Weigels erkennbar); sie sind bis ins 18. Jahrhundert hinein auch die einzigen geblieben. Erst nach dem Neubau, 1715, zählte man noch eine Anzahl anderer.

Der furchtbare Brand von 1712, der Dorf-Ems, das damals 60 Häuser zählte, samt der Kirche und dem darin befindlichen Archiv einäscherte, so daß nur 3 Gebäude übrig blieben, konnte Bad-Ems wegen der weiten Entfernung nichts anhaben. Nur über die Allee zwischen beiden Niederlassungen, die noch nicht lange bestand, lief das Feuer hin und verzehrte sie.

Im Jahre 1742 trat die nassau-diezische (oranische) Linie an Stelle der dillenburgischen den Besitz des Oberen Kurhauses an. Ihr ist der Aufschwung der Emser Kur hauptsächlich zu verdanken. Sie vermehrte die Bäder ihres Kurhauses im Jahre 1778 von 28 auf 40, die hessische die ihren von 6 auf 16. Gerade die Konkurrenz der beiden Kurhäuser war es, welche die Kur in die Höhe brachte.

Über den Kurbetrieb im nassauischen Hause seit der Zeit von 1742 sind wir ziemlich genau unterrichtet; wir können daraus schließen, daß derjenige im hessischen Hause sich ähnlich vollzog.

Selbstverständlich wohnte die größere Zahl der Kurgäste nicht im Kurhause, sondern hatte sich in den Privatlogierhäusern eingemietet; von den „Standespersonen" aber erwartete man, daß sie im herrschaftlichen Badhause logierten. Der vierstöckige Bau enthielt in den oberen Etagen Einzelbäder für Kurgäste besserer Stände; zu ebener Erde lag das „Gemeine Bad" für geringere Leute. Im ersten und zweiten Stock befanden sich je ein Salon, wovon der obere Konversations- und Kursaal zugleich war. Die übrigen Räume waren Logierzimmer, die vermietet wurden. Die Bäder des ersten Stockes waren einfacher, die des zweiten, die sogenannten Muschelbäder, luxuriöser; dem entsprach auch die Ausstattung der Zimmer, die Art der Bedienung usw. Außer kalten und warmen Bädern kannte man auch Dampfbäder und Duschen sowie die Anwendung der Frottage und in gewissem Sinne auch der Massage. Ein jeder Kurgast, außer den armen mußte eine Kurtaxe zahlen; diejenigen, die volle Pension oder auch bloß Logis im Kurhause nahmen, hatten freies Bad, die auswärts wohnenden mußten einen Schein lösen und bezahlen. Das Personal des Kurhauses bestand aus dem Verwalter, dem Bad- (und Brunnen-) Arzte, dem Traiteur (Wirt), dem Frotteur, den Aufwärtern, Badweibern und Badmägden, die von der Herrschaft honoriert, bezw. gelohnt wurden.

Der Trinkbrunnen, der Kesselbrunnen, hatte in der Halle eine Galerie und einen direkten Ausgang nach der Kurpromenade. Ihn beaufsichtigte der Brunnenmeister; die Schenkmädchen bedienten. Ein Wasserversand in Krügen war längst bekannt; auch das Badwasser wurde an die Privatbäder des Ortes abgegeben; natürlich war dafür eine Abgabe zu leisten.

(Fortsetzung folgt.)

## Das kurpfälzische Unteramt Kaub. (1. Fortsetzung.)

2) Nach einer handschriftlichen Beschreibung aus ca. 1684. Mitgeteilt von Th. Kappus.

Als Lehnsleute der Grafen von Nassau hatten die Herren von Schönburg (bei Oberwesel) zwei Weinberge im Besitz, von welchen der eine oberhalb Kaubs im heutigen Mühlberg, der andere unterhalb der Stadt im „Mannweg" (heute Manneweg) lag.

Laut kurfürstlichen Befehls vom Montag nach Mariä Empfängnis des Jahres 1544 war den Juden der Aufenthalt in den kurpfälzischen Ländern nicht erlaubt, und der Oberamtmann zu Bacharach hatte ihnen daraufhin die Ausweisung angekündigt. Der Erlaß kam jedoch niemals zur Anwendung, sondern die Regierung ließ es im Unteramt Kaub bei dem bisherigen Brauch. Danach entrichteten die dort seßhaften Juden der Herrschaft ein bestimmtes Schutzgeld und waren gegen gewisse jährliche Abgaben an die Gemeinde auch zur Benutzung von Wasser und Weide berechtigt. Das erwähnte Schutzgeld scheint außerordentlich hoch gewesen zu sein; denn es belief sich für die drei Kauber Juden auf 100 Fl., eine für damalige Verhältnisse hohe Summe. Ausländische durchreisende Juden mußten sich freies Geleit durch Lösung eines Scheines erkaufen. Zu den herrschaftlichen Vorrechten gehörte nach der kurfürstlich pfälzischen Landesordnung das Privilegium de non appellando und die Genehmigung des Kaltkupferschmiedhandwerks. Die Kesselschmiede durften nur nach Vorzeigung des von der Behörde verkauften Erlaubnisscheines das Gewerbe betreiben und ihre Ware nach Alzey auf den Markt bringen. Hausieren und Feiltragen von Kupferwaren war streng verboten; die im Übertretungsfalle eingezogenen Waren verfielen der Herrschaft und der Kupferschmiede-Innung je zur Hälfte.

Gemäß alten Herkommens war das Schloß Sauerberg in Zeiten der Kriegsnot die Zufluchtsstätte der Bewohner des Unteramtes, besonders der aus den Dörfern. Dieses Recht stand ihnen auch noch nach dem Verkauf der Burg an die Kronberger Herren und nach dem Übergange an die Freiherren von Sickingen zu. Es war außerdem in dem Lehnsbriefe von 1544 festgesetzt, daß der Kurfürst und seine Untertanen niemals von dem Schlosse aus geschädigt werden dürften.

Die in der kurmainzischen Vogtei Nansel ergriffenen Verbrecher führte der dortige Schultheiß dem Vogte auf Sauerberg zu, welcher sie einen Tag und eine Nacht in Gewahrsam hielt und dann den Kauber Beamten am Fronborner Hof auf der Land-

straße übergab, bis wohin er die Missetäter zu bringen hatte.

Auf dem Rheine erhob die Regierung von allen zu Berg und zu Tal führenden Schiffen Zoll und bestrafte die Entziehung desselben an Leib und Gut; auf den Schiefergruben fiel ihr der Zehnte.

Die Schäferei in den Dörfern Weisel und Dörscheid kam den Gemeinden, die auf dem Fronborner Hofe dem Schlosse Sauerberg zu; die Zehntlämmer fielen zu $^5/_6$ der Herrschaft und zu $^1/_6$ der Burg Sauerburg. Die Weidgerechtigkeit in Feldern und Wäldern, die Fischerei und das Eisen im Rheine und den übrigen Gewässern außer dem früher erwähnten „Halbbach" waren seit jeher freie Gemeinderechte der Untertanen. Die Fischerei jenseits des Rheines vom Langschieder Bach oberhalb Oberwesels bis zum Pfalzgrafenstein im Strome besaßen die Herren von Schönburg als Reichslehen von Kaiser Rudolf II. (1576—1612).

Die Besetzung der weltlichen Ämter und das Jus episcopale, die Anstellung und Absetzung der Geistlichen und Schuldiener (Küster), selbst in dem kleinen zu Sauerberg gehörenden Dörfchen Sauerthal, welches eine Filiale von Weisel war, übte die Regierung aus. Die kurpfälzische Regierung hatte dagegen auch die Verpflichtung, die Geistlichen und (Küster-) Lehrer zu besolden.

In der Gemarkung Kaub hob die Herrschaft alljährlich den Weinzehnten, ebenso in den Dörscheider Weinbergen bis zur hessischen Grenze. Ausgenommen waren einige abgesteinte Besitztümer in den Tenerbacher- und Köppernflötzen, zu Walburg und vom Roßstein bis zur alten Burg bei Dörscheid, welche teils den dritten, teils den zehnten Trauben geben mußten; in diese Abgaben teilte sich die Herrschaft mit den Grafen von Bruch. In früheren Jahren, wahrscheinlich bis zum Dreißigjährigen Kriege, betrieb auch das warm zwischen hohen Bergwänden gelegene Dörfchen Sauerthal Weinbau. Den Zehnten hoben hier die kurpfälzische Regierung, die Herren von Schloß Sauerberg und die Herren von Stumpf zu je einem Drittel; nach dem Aussterben der letzteren fiel deren Anrecht als ein freigewordenes Lehen der Herrschaft zu.

Der Kornzehnte der Dörfer Weisel und Dörscheid fiel der Herrschaft allein zu außer demjenigen von einem abgesteinten Stücke von mehr als 100 Morgen in der „Gebeun" zu Weisel, welchen der Landgraf von Hessen-Rheinfels (St. Goar) bezog. Der betreffende Landdistrikt wurde der „Patenweck"¹) genannt, ebenso der darauf fallende Zehnte, weil „die Gemeinen sagen, vor alters habe Ein Pfalzgraff Einen Jungen Landgraffen über den tauf gehoben", dem er den Zehnten als Patengeschenk überwiesen habe. Der Haferzehnte gehörte mit einem Sechstel zur Herrschaft Sauerburg.

Diese zog auch zwei Drittel des Zehnten vom kurmainzischen Dorfe Ransel ein, während der Herrschaft nur ein Drittel zufiel. Den Fronborner Zehnten teilte letztere auf dem einen Flur mit dem Junker von Breitenbach, auf dem andern mit den Besitzern von Schloß Sauerburg zur Hälfte, ebenso den Kauber Fruchtzehnten mit den Freiherren von Sickingen, die teils ein Drittel, teils zwei Drittel desselben erhielten.

Den von den Schäfereien zu Weisel, Dörscheid und dem Hofe Fronborn fallenden Zehnten an Lämmern genoß die Herrschaft Sauerberg zu einem Sechstel, Kurpfalz zu fünf Sechsteln.

Ein höheres Gericht (Land-, Bezirks- oder Zentgericht) gab es im Unteramte Kaub nicht; wohl besaß Kurpfalz aber die vogteiliche oder niedere Gerichtsbarkeit in der kurmainzischen Vogtei Ransel, die, wie schon früher erwähnt, zum Lehen Sauerberg gehörte. Im Unteramte selbst waren die Gemeindegerichte bei geringeren Vergehen wie Wald- und Feldfrevel, Beleidigungen, ꝛc. zuständig; schwerere Verbrechen sühnten die kurfürstlichen Gerichte im Oberamt Bacharach.

Die großen Waldungen im Unteramte Kaub waren von jeher Gemeindeeigentum. Den Gemeinden stand das Recht zu, ihr Rindvieh und ihre Schweine hineinzutreiben und sich mit freiem Brennholz daraus zu versehen. Selbst das Bauholz war in gewissem Sinne frei; denn der Bürger brauchte nur die Genehmigung der beiden in Kaub wohnenden „Holzweiser" zum Fällen der Stämme nachzusuchen und auf der Amtskellerei ein geringes Stammgeld zu zahlen. Dieselben Rechte besaßen die Herren auf Schloß Sauerberg und die Hofleute zu Hof Sauerberg, Hof Fronborn und auf dem Egroder Hof. Die Gerichts- und Ratspersonen zu Kaub waren nach altem Herkommen auch von dem Stammgelde beim Bauen befreit.

Die Untertanen besaßen die freie Ausübung der hohen und niederen Jagd in Feld und Wald als altes Recht. Hegungen waren demnach nicht vorhanden; denn der Bauer duldet solche nicht, wenn er jagdberechtigt ist.

Die Gemeinden besoldeten eine Anzahl Waldschützen, welche eigentlich nur die Holzfrevler zur Anzeige zu bringen hatten; eine fachmännisch ausgeübte Waldkultur fehlte noch gänzlich. Holzdiebstähle waren an der Tagesordnung, zumal sie mit einer verhältnismäßig geringen Geldstrafe gesühnt wurden, die Strafgelder fielen in die Gemeindekassen. Hinsichtlich des Weid- und Eichelrechts für das Schloß Sauerberg und die drei vorgenannten Hofgüter an den Gemeindewaldungen bestanden besondere Bestimmungen, welche im Jahre 1547 zu Heidelberg nebst dem Holzrechte festgesetzt worden waren.

Der Verkauf des Holzes kam den Gemeinden allein zu; doch war es verboten, besonders Stammholz über die Landesgrenze zu verabfolgen. Als im 18. Jahrhundert die fortwährenden Kriege das arme Land vollständig ruinierten, sah sich die Regierung gezwungen, die Ausfuhr von sogenanntem Holländerholz, meistens sehr schweren und dicken Eichenstämmen, zu erlauben. Allein der Waldreichtum ermöglichte es den Gemeinden, die überaus hohen

¹) Früher war es im Unteramte Kaub (vielleicht auch sonst in Nassau) Sitte, daß die schulpflichtigen Kinder von ihren Paten zu Weihnachten Wecke, Patenwecke, erhielten. Später übertrug sich diese Bezeichnung auf alle Patengeschenke, sogar auf das letzte und größte, das Hochzeitsgeschenk.

Kriegskontributionen leisten und im Frieden sich verhältnismäßig schnell wieder erholen zu können.

Von herrschaftlichen Frondiensten war die Stadt Kaub gänzlich befreit. Dagegen hatte die Stadt ihre Wege zu erhalten und konnte alle Bürger mit Ausnahme der kurpfälzischen Beamten zu diesen Gemeindefrondiensten heranziehen.

Die Bürger von Weisel und Dörscheid fuhren nach altem Brauche jährlich 16 Wagen „Wächterholz" für die Besatzung auf Burg Gutenfels. Wie spätere Rechnungen ausweisen, betrug diese Lieferung im Jahre 1720/21 (Winter) nicht weniger als 350 Wagen Brennholz und 249 Gebund Stroh „zur Besserung der Lagerstatt", da unterdessen auch die Pfalz im Rhein Besatzung erhalten hatte. Weiter gehörte zu den Verpflichtungen beider Gemeinden der Transport der Zehntfrucht in Korn und Hafer nach der Amtskellerei zu Kaub und des Heues, welches in den herrschaftlichen Wiesen zu Kaub und Weisel wuchs. Das Heumachen besorgten ebenfalls die Bauern. Dafür wie für das Heimtragen der roten Zehnttrauben aus dem Hinterberg zu Kaub erhielten sie keinerlei Vergütung. Den Fuhrleuten reichte man nach der Ankunft auf jeden Wagen Holz, Heu oder Frucht eine halbe Maß Wein (1 Liter) und einen halben Laib Brot, auf je 8 Wagen Wächterholz noch dazu 4 Fl. 26 Krzr. und 6 Heller an Geld. Brachten die Dörscheider ihre Zehnttrauben, so bekam der Träger pro Legel, wohl des schlechten und gefährlichen Weinbergpfades halber, eine „echte" Maß Wein einen Viertellaib Brot und 4 Krzr. Geld.

Dem Schlosse Sauerberg leisteten die beiden Dörfer folgende Fronen: Sie fuhren alljährlich alles Heu von den zum Lehne gehörenden Wiesen nach dem Schlosse. Aus den dazu erworbenen Wiesen im Tiefenbachtale bei Sauertal brachten sie nur soviel unter Dach, als 12 Paar Ochsen zu ziehen vermochten. Eine geringe Gegenleistung bestand in einem „Stück" Essen (Butterbrot!) und ½ Maß Wein auf den Wagen.

(Schluß folgt.)

## Braun- und Roteisenstein und ihre Verwendung in Nassau.

2) Von P. Hannappel. (Schluß.)

In Nassau ist der Bergbau auf Eisenerze sehr einfach. Er ist fast nur „Tagbau", unter die Talsohlen braucht man selten zu gehen. Die einzigen Hilfsbaue sind Stollen, die überall durch die Lokalität begünstigt werden. Die „Grubenfelder" ähneln Steinbrüchen und verschönern sicherlich nicht das landschaftliche Bild. Die geförderten Braun- und Roteisenerze sind ohne jegliche nachteilige Beimischungen, sehr leichtflüssig und wurden deshalb immer gerne gekauft. Etwa ¾ der gesamten Förderung ging in früheren Jahren (heute fast die ganze Produktion) aus Gegenden, die gute Transportwege hatten (Lahn, Main, Rhein) nach Oberhessen, in das Gebiet der Sieg, an die Ruhr und Saar, um hier mit den dort heimischen schwer schmelzbaren „Steinen" verhüttet zu werden. Der Rest der Erze wurde bei uns in geeigneten Anlagen ausgeschmolzen. Einen geringen Teil benutzte man auch zur Herstellung von Farben. Die nassauischen Eisenerze erfordern keine andere „Aufbereitung" als das „Klopfen" und „Aushalten", wodurch anhängendes Gestein entfernt wird. „Geringhaltige", d. h. solche, die zu viel Ton und Kalkstein enthielten, wurden von dem Verbrauch ausgeschlossen, gelten aber heute als guter „Zuschlag". — Die Gewinnung des Eisens war in alter Zeit recht primitiv und unökonomisch. In Nassau gewannen die „Waldschmiede" in einfachen Öfen auf urwüchsige Weise ein schmiedbares Produkt, das unserem heutigen Stahl- und Schmiedeeisen ähnlich war. Gefundene Stücke haben folgende Analyse ergeben:

| | |
|---|---|
| Kohlen . . . . | 0,43 % |
| Phosphor . . . . | 0,24 „ |
| Schwefel . . . . | 0,25 „ |
| Mangan . . . . | 0,48 „ |
| Silizium . . . . | 0,36 „ |
| Eisen . . . . . | 98,00 „ |

Die Eisenstücke konnten infolge ihrer Form ⬭ von dem Kaufliebhaber leicht auf ihre Qualität untersucht werden. Er brauchte nur die Spitze abzuschlagen und erkannte schon am Bruch die Güte. Die Öfen waren einfache bis 80 Zentimeter tiefe, 50 Zentimeter breite runde Gruben, Rennherde, oder mannshohe gemauerte Öfen, Wolfsherde, mit eben demselben Durchmesser. „Beschickt" wurden diese „Waldsmeden" mit Holzkohlen und walnußgroßen Erzstücken. Die Kohlen nahmen die Schmelzer aus selbst angelegten „Meilern", und die Erze wurden ihnen in Säcken gebracht. An ihren Öfen hatten sie aus Tierfellen Blasebälge, die den Kohlen Sauerstoff genügend zuführten. Es entstand in der Schmelzanlage eine Hitze von etwa 700 Grad C. Nach und nach bildete sich durch Umrühren der glühenden Masse am Boden des Ofens ein Eisenklumpen (Rohluppe) von mehreren Kilogramm. (Bei Dreimühlenborn i. T. hat man solche von 5 Kilogramm gefunden.) Dieser wurde mit Zangen herausgeholt und der Ofen gelöscht. Die Produkte verkauften die Waldschmiede an nahe Hammerschmiede, die aus den Rohluppen Acker- und Hausgeräte, Waffen ꝛc. herstellten, oder brachten sie als Handelsartikel auf die Messe nach Frankfurt a. M. (Siegfriedsage.)

Die ganze Eisenindustrie hat sich jedoch mit Erbauung der Hochöfen geändert. Die Holzkohlenhütten mußten schwinden und damit die Glanzzeit der nassauischen Eisenindustrie. Das wichtigste für das Blühen dieses Erwerbszweiges ist heute die Steinkohle, die bei uns in Nassau gänzlich fehlt. „Die Steinkohle spielt in der Geschichte der neueren Industrie die erste und wichtigste Rolle; ihr Vorhandensein in einem Lande bedingt dessen Stellung in der Industrie."

Um nun ein zusammenhängendes Bild von der Verwendung der nassauischen Erze und der ...

blühenden Eisenindustrie zu haben, folgen wir der Geschichte.

Die alte klassische Wiege der deutschen Eisenmetallurgie ist das Siegerland, welches in früheren Jahren zu Nassau gehörte. Alle technischen Neuerungen in der Geschichte der Eisenerzeugung finden wir deshalb auch zuerst hier und dann in den übrigen Teilen des ehemaligen Herzogtums. Wohl mit die ältesten Orte der Gewinnung des Eisens treffen wir im Weiltal i. T. Die Weil entspringt am Großen Feldberg, einige Minuten nördlich vom Feldbergkastell am römischen Limes. Daß hier schon zur Zeit Karls des Großen Eisenerze gefunden und geschmolzen wurden, und daß die Waldschmiede ihre Erzeugnisse in die „Castra Romana" an der Saalburg lieferten, berichten uns die Geschichte und die Ausgrabungen. Fortlaufend bestimmte Nachrichten über die Entwicklung der Eisenindustrie dagegen haben wir erst seit dem 15. Jahrhundert. Im Jahre 1421 siedelte sich nicht weit von Weilmünster der Waldschmied Udo an und erbaute seine Waldschmiede (Schmelzhütte, Meiler und Schutzhütte); 1434 wurde sie von Nikolaus Udo vergrößert und erhielt den Namen Uden- oder Audenschmiede, unter welchem Namen sie noch heute im Betrieb ist. In früheren Zeiten waren die Eisenhütten und -hämmer, wie auch die Bergwerke nicht freier Besitz, sondern Erblehen der Landesherrn. Die Waldschmiede waren deshalb auch nie seßhaft, sondern Bergwerk und Waldbestand drückten ihnen den Wanderstab in die Hand. Wo die Natur des Ortes ihnen lohnende Ausbeute versprach, ließen sie sich nieder und wurden von der Bevölkerung mit Freuden begrüßt. Mitten im Walde legten sie ihre „Rennfeuer" an, nachdem sie zuvor mit den Gemeinden und Waldmärkern sich über den Holzbezug verständigt hatten. Die Erze führten sie aus der Umgebung bei (kleineres Volumen als Holzkohle bei gleichen Gewichten); denn sie zogen lieber dem Wald, als dem Erz nach, daher der Name „Waldschmied". Dieser Name ist übrigens noch viel als Familienname im Hochtaunus verbreitet, besonders in den fünf Feldbergdörfern: Ober- und Niederreifenberg, Seelenberg, Arnoldshain und Schmitten. Auch die noch hier betriebene Eisenindustrie ist ein Überbleibsel aus jener Zeit.

Die Freizügigkeit der Eisenschmelzer dauerte nur so lange, als sie die Blasebälge der „Rennfeuer" mit der Hand oder dem Fuß bewegten, nachdem sie jedoch hierzu die Wasserkraft benutzten, waren sie an die Bäche gebunden, mußten Boden erwerben, um feste Gebäude anlegen zu können, und kamen so in das Netz der „Regalität", eine Einnahmequelle der Fürsten.

Durch die Benutzung der Wasserkraft bei Gewinnung des Eisens trat in der Eisenbereitung ein gewaltiger Umschwung ein. Der Wind resp. die Sauerstoffzufuhr, war nun eine weit stärkere, sodaß ein Teil des flüssigen Eisens mit der Schlacke ausfloß, welches dann „Saueisen" hieß. Bei jeder Eisengewinnungsstätte waren vollständige Schlackenhügel. Die Schlacke wird neuerdings als „Zuschlag" bei dem Hochofenprozeß noch einmal benutzt.

Durch Versuche oder Zufall lernte man dann dieses geflossene Eisen noch einmal schmelzen, nannte es „zwiegeschmolzenes Eisen" und kam so zum „Frischen". Dieses Frischeisen war gleichmäßiger und besser als das ehedem hergestellte. So wurde man mit dem Eisengießen vertraut. Obwohl in damaliger Zeit Erfindungen und Neuerungen sich nicht so schnell verbreiteten als heute, so wurde doch schon im Jahre 1587 bei der Audenschmiede ein hoher Ofen gebaut. Die Hammerschmiede waren gegen die Erbauung, wurden auffässig und weigerten die Arbeit. Der damalige Besitzer des Werkes, Wilking, richtete mit Erfolg eine Klageschrift gegen sie an seinen Grafen und bat um Schutz. Nun wurde der Betrieb auf der Audenschmiede rüstig fortgesetzt, und besonders war starke Nachfrage nach Stabeisen und den mit Bildern gezierten Ofenplatten. Da die Aufträge nach diesen Produkten sich stetig mehrten, so war die Audenschmiede gar bald nicht mehr im stande, alle Bestellungen zu erledigen. Es entstanden um diese Zeit in Nassau noch mehr derartige Eisenhütten, so bei Emmershausen, Langhecke, Löhnberg, Schupbach, Oberndorf, Oberscheld, Rittershausen ꝛc.

Die Emmershäuser Hütte wurde durch einen gewissen Peter Sorge, Hüttenmeister von Solms im Jahre 1590 erbaut. Er ist der Stammvater einer Familie, die über 100 Jahre in der Geschichte des nassäuischen Berg- und Hüttenwesens eine wichtige Rolle gespielt hat.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts blühte die Eisenindustrie in Nassau. Bekannt war weit und breit sein Frischeisen und seine schönen und zweckmäßigen Öfen. Zu damaliger Zeit lebte ein hervorragender Ahne des späteren Ministers vom Stein, Oberamtmann Johann Gottfried vom Stein, zu Idstein. Von gesunden Ansichten geleitet, bewog er seinen Herrn, den Grafen Ludwig II. (Ludwig II. war Graf von Nassau-Weilburg, residierte jedoch meistens in Saarbrücken) noch mehr Hütten zu gründen. Neben der Audenhütte entstand z. B. die Neuhütte dicht bei Weilmünster im Jahre 1615. Hier wurden nun meistens Rohre, d. h. Gewehre angefertigt und zwar auf Einwirken des Oberamtmanns. Dieser ließ selbst Schweißer, Bohrer, Schlosser und Schleifer aus Suhl in Thüringen kommen und zahlte ihnen hohe Löhne in barem Gelde, was in damaliger Zeit eine Seltenheit war. Der Betrieb ging auch 1½ Jahr gut, da verließen die Arbeiter heimlich das Werk, ohne ihre Schulden zu zahlen. Allein durch diesen einen Mißerfolg ließ sich der kluge und verständige Verwaltungsbeamte von seinem Vorhaben nicht abschrecken. Er suchte nach einem Fachmanne und fand ihn in Johann Caton dem Jüngeren von Gülch. Anfangs war Stein Mitteilhaber des Werkes, verkaufte es jedoch später an Caton ganz. So standen nun im Weiltale zwei Gießöfen beinahe nebeneinander. Allein auch in damaliger Zeit fühlte man die unleidige Konkurrenz. Den alles verzehrenden Unfrieden schürte noch der eben jetzt tobende Große Krieg. Die Nachfolger und Besitzer der Neuhütte kamen derart in Zahlungsschwierigkeiten, daß sie die Hütte einem Handelsmanne „Joseph vom roten Turm" (die Juden betrieben den Erzhandel) „verschreiben" mußten. Er brachte sich durch Abmachungen in den alleinigen Besitz des Werkes, bot es zum

Kaufe an und fand auch trotz der Kriegswirren zwei Liebhaber, den Besitzer der Audenschmiede und einen Nachkommen des früher genannten Sorge; letzterer erstand es auf der Ostermesse zu Frankfurt a. M. im Jahre 1625 für 600 Taler = 900 fl. mit Vorräten und allem Zubehör. Allein auch der neue Besitzer hatte wenig Glück. Schon im Jahre 1626 wurde die Neuhütte durch „Wallensteinische“ geplündert, und nun war der Eigentümer wieder in den Händen, wie es scheint, desselben „Judt in Frankfurt“, wie es in der Geschichte heißt. Bald aber büßte der Jude den beim ersten Ankauf errungenen Vorteil wieder ein. Denn die durch die fortwährenden Kriegswirren gänzlich verrohten Bauern wollten nichts mehr von den Hütten wissen und zerstörten alles. Im Jahre 1653 gingen die beiden Hütten- und Hammerwerke bei Weilmünster in den Besitz eines Sorge über, ebenso die vom Grafen von Nassau-Idstein erbaute Michelbacher Hütte. Seit dieser Zeit ist nun der Betrieb der Audenhütte ununterbrochen bis auf den heutigen Tag aufrechterhalten worden. (Die Neuhütte mußte aus Mangel an Holz eingehen.) Heute stehen dort 6 Hochöfen, von denen jeder 6 bis 10 Jahre und noch länger bläst und 100 000 Kilogramm Tageserzeugung hat, während früher eine Betriebsdauer von 40 Wochen das Maximum bei einer Tageserzeugung von höchstens 1000 Kilogramm war.

Aber nicht bloß im Weil- und Aartal, sondern auch an der unteren und oberen Lahn entwickelte sich nach dem Dreißigjährigen Krieg eine lebhafte Eisenindustrie.

Den einheimischen Bewohnern fehlte es an Kapital und Unternehmungslust. Rheinland und Nassau glichen einem Trümmerfeld. Unter solchen Umständen war es für einen Ausländer, wenn er Geld und Kenntisse besaß, nicht schwer, hier in Nassau gewinnbringende Unternehmungen zu gründen. Ein solcher Mann war Jean Mariotte aus Lüttich, Hüttenlehrer von Montabaur. Den ersten Leihbrief erhielt er im Jahre 1639. Mariotte legte Hütten an bei Montabaur, Nievern, Engers, Ahl und Hohenrhein, und zwar deshalb keine Zentrale, weil der Holzbestand die Betriebsbedingungen beeinflußte. Man brauchte damals gerade soviel Holzkohlen als auch Erze. (Nach einer Angabe für einen Ofen 676 Wagen Eisenerze, 600 Wagen Kohlen.) Das Holz war die Grundlage der Rentabilität der Eisenhütten. Zeitweise benutzte man auch die Braunkohle. Bei den Hütten bestanden auch immer Hammerwerke, welche das gewonnene Eisen zu Stabeisen verarbeiteten.

Im Jahre 1660 wurde bei Katzenelnbogen und in demselben Jahre bei Weinähr ein Hochofen errichtet, 1662 bei Klingelbach, später bei Fachbach, bei Oberlahnstein und dann bei Nievern, auf einer Insel in der Lahn, weil man die Wasserkraft für das Gebläse benutzte.

Nachdem gegen Ende des 17. Jahrhunderts, ein aus unedlen Motiven hervorgegangener Versuch des Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen und seines Kriegskommissars Koch die Eisenindustrie an sich zu reißen, kläglich gescheitert war, sehen wir bis etwa zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Berg- und Hüttenwerke im Besitze der Familie Mariotte.

Infolge der politischen und staatsrechtlichen Umwälzungen, welche in damaliger Zeit, die Auflösung des Deutschen Reiches, sowie die Gründung des Rheinbundes und 1815 die des Deutschen Bundes herbeiführten, wechselten die Besitzer der Werke, besonders die der Nieverner Hütte mit den Balduinsteiner Eisengruben. (Um 1817 wurden zu Nievern 2 Hochöfen, ein Grobhammer, 2 Frischfeuer und ein Eisenschmiedewerk errichtet; 1847 ein Kokshochofen, Puddel- und Walzwerk und 1849 eine Eisengießerei erbaut.) 1861 bildete sich eine Nieverner Bergwerk- und Hüttenaktiengesellschaft, die 1865 einen Hochofen nach schottischem System anlegte. Allerdings sind hier, wie überall in Nassau, die Puddel- und Walzwerke verschwunden, die Hochöfen liegen still, aber die Eisengießerei blüht. Die Ahlerhütte bei Lahnstein lieferte im 19. Jahrhundert bei vollem Betrieb 40 000 Pfund Roheisen pro Woche. Nach einigen unglücklichen Versuchen mit neueren Einrichtungen mußte 1871 das Werk still stehen. Die Bergwerke in dortiger Gegend gingen an Ernst Krupp in Essen und 1892 das Eisenwerk an die Gewerkschaft Friedrichshagen bei Oberlahnstein über. Die Hohenrheiner Hütte kam 1846 in den Besitz von Karl Stumm in Neunkirchen und ist nun auch seit 1876 außer Betrieb.

Auch im Gebiete der Dill, welches sehr reich an Eisenerzen ist, legte man schon früher (sichere Nachrichten von 1444 ab) Schmelzhütten an, die bald durch Frisch- und Hammerhütten und später durch Hochöfen ersetzt wurden. Jedoch alle die Unternehmungen erfuhren dasselbe Schicksal, wie die an der oberen und unteren Lahn. Heute besteht in dem Bergrevier Dillenburg nur noch ein Hochofen, der unter der Ungunst der Zeit schwer zu leiden hat. Das Roheisen wird zu Preisen verkauft, bei denen nicht an Verdienst zu denken ist. Etwas besser ist die Eisengießerei, aber um so trauriger ist die Lage der Puddel- und Walzwerke in genannter Gegend. Die Ursache dafür ist hauptsächlich in der Politik der Roh- und Brennstoffsyndikate zu finden. Diese Verbände besitzen Werke in ausgedehnter Zahl, und was sie nicht im Inlande verkaufen können, das geben sie zu Schleuderpreisen an das Ausland ab. Da sie nun die beiden Rohstoffquellen (Eisen und Kohlen) für die Eisenindustrie fast ganz in ihren Händen haben, so schreiben sie ihrer Konkurrenz die Preise vollständig vor. Gegen den ausländischen Wettbewerb sind natürlich die Syndikate durch den Schutzzoll vollständig gesichert. Nur die Hoffnung auf „bessere Zeiten“ und die Rücksichtnahme auf den einfachen, biederen ansässigen Berufsarbeiter läßt die staatlichen Werke die hohen Verluste tragen. Eine Änderung würde schon eintreten, wenn der Frachtsatz für Kohlen ermäßigt würde, ähnlich wie ihn die „Rheinisch-Westfälische Eisenindustrie“ für Eisensteinbezug aus dem Sieg-, Dill- und Lahngebiet schon eine Reihe von Jahren besitzt. Wie den Puddel- und Walzwerken, so ergeht es allen ähnlichen Unternehmungen: als den Hammerwerken, Maschinenfabriken, Drahtziehereien usw.

Es ist wohl kaum zu erwarten, daß jemals die nassauische Eisenindustrie mit dem Ruhr- und Saar-

gebiet in einen Wettbewerb treten kann. Diese Gebiete liefern auch in Zukunft die Masse; aber als Produzent von feineren Eisen könnte unser Heimatland sich noch einmal aufschwingen, wenn es bessere Verkehrsmittel erhielte. Ganz besonders dann, wenn sein Fluß, die Lahn, durch Kanalisierung den heutigen Verkehrsverhältnissen entsprechend schiffbar gemacht würde.

# Der Graf von Geroldstein.

8) Geschichtliche Erzählung von F. C. Jung. (7. Fortsetzung.)

## VII. Rosamunde von Luchsheim.

Rosamunde hatte mit geheimer Sorge und großem Kummer aus ihrer abgelegenen Kemnate die kriegerischen Vorkehrungen im Inneren der Burg wahrgenommen, und ihre vertraute Dienerin hatte ihr denn auch berichtet, daß fast die gesamte Wehrmannschaft der Burg nach Geroldstein abgerückt war.

Was sie längst befürchtet hatte, war nun eingetroffen: der unheilvolle Zwist war ausgebrochen, und nie konnte sie mit ihrem geliebten Dieter vereint werden.

Mit Schmerz und Trauer um den in größter Gefahr schwebenden Geliebten ließ sie ihre Gedanken eine kurze Zeit zurückschweifen.

Eines Tages, es war ein Tag, nachdem ihr geliebter Bruder Werner in die weite Welt gegangen war, saß sie in einer Laube in einem abgelegenen Teil des luchsheimischen Gartens; es war dies ihr Lieblingsplätzchen das sie, besonders in der letzten Zeit, so häufig aufgesucht hatte, und an dem sie ungestört ihren trüben Gedanken nachhängen konnte.

Ihr Leben war ein einförmiges, trauriges. Ihre liebe Mutter war schon einige Jahre gestorben; ihr Vater wurde immer mürrischer und launischer; ihr lieber Bruder Werner war durch die vermeintliche Untreue der unglücklichen, schuldlosen Berta um sein Lebensglück betrogen worden und in die weite Welt gegangen.

In diese traurigen Gedanken versunken, bemerkte sie nicht, daß ein Paar dunkler, feuriger Augen sie schon seit einiger Zeit beobachtet hatten, bis ein Geräusch sie aufblicken ließ.

Mit einem leisen Schrei des Schreckens war sie aufgesprungen und erblickte einen jungen, schönen Mann in reicher Jagdkleidung, der sich ihr nun mit edlem Anstand näherte.

„Verzeiht, edle Jungfrau", sprach er sanft, ich werde wohl nicht irren, wenn mir das Glück vergönnt ist, in Euch des Schloßherrn holde Tochter Rosamunde von Luchsheim zu erblicken?"

Noch immer erschrocken, starrte Rosamunde den jungen Ritter an, indem sie ihre kleinen Händchen über dem heftig klopfenden Herzen zusammengepreßt hielt.

„Von Ritter Diether von Geroldstein droht Euch keine Gefahr", fuhr jener mit sanfter Stimme fort; „es ist nur eine Bitte, die ich als getreuer Freund Werners von Luchsheim an Euch, edle Jungfrau, richten wollte."

„Ihr seid Ritter Diether von Geroldstein?" entgegnete nun Rosamunde, die sich allmählich von ihrem Schrecken erholt hatte und besonders bei dem Namen Geroldstein heftig und unmutig erbebte, mit strafendem Blick. „Gibt es keinen anderen Weg, mir eine Bitte vorzutragen? Seit wann ist es Ritters Art und Sitte, sich auf fremdes Gebiet einzuschleichen, wie ein Fuchs, der . . . . ."

Ein flammender Blick aus den stolzen dunklen Augen des Mannes ließ sie verstummen, und fast beschämt senkte sie die ihrigen, als er mit mühsam beherrschter Stimme erwiderte:

„Nein", edle Jungfrau! Es gibt keinen anderen Weg, Eurem Bruder Werner Leben und Glück wiederzugeben und auch meiner armen Schwester Berta als dieser; da, wie Ihr wohl wissen werdet, für einen Geroldstein die Räume der Luchsburg verschlossen sind."

„Was hat Berta von Geroldstein mit Werner von Luchsheim zu tun, seitdem sie ihr Verlobungsmahl gehalten hat? Sie hat die Treue gebrochen und dadurch meinen armen Bruder Werner in die weite Welt hinausgetrieben!"

„Um Gott, edle Jungfrau, Ihr seid falsch berichtet! Berta hat kein Verlobungsmahl gehalten. Sie hat die Treue nicht gebrochen; sie liegt auf den Tod danieder, weil sie Werner untreu und sich von ihm verlassen wähnte", entgegnete Diether, der anfing, den Sachverhalt zu durchschauen.

Rosamunde, die allmählich näher getreten war und alle Scheu vor Diether abgelegt hatte, starrte diesen mit weitgeöffneten Augen an.

„So wäre ja alles unwahr, erlogen, was Susanne erzählte!" flüsterte sie und fügte überzeugt hinzu: „Dann, Herr Ritter, ist hier ein schnödes Spiel getrieben worden."

„Und dieses schnöde Spiel aufzudecken, bin ich meiner sterbenden Schwester und meinem unglücklichen Freunde Werner schuldig, und wenn ich mich deshalb auf fremdes Gebiet eingeschlichen habe, wie ein Fuchs, der . . . . ."

„Haltet ein, Herr Ritter! Verzeiht mir!" bat sie mit weicher Stimme und bot ihm die Hand, die er, von ihrem Liebreiz bezaubert, inbrünstig an die Lippen zog.

„Wartet, Herr Ritter!" Sie enteilte, wie von plötzlichem Einfalle erfaßt, und kehrte nach kurzer Zeit, von einer Dienerin begleitet, zurück.

Als diese den ihr wohlbekannten Ritter Diether erblickte, dessen Augen sie strafend und finster maßen, fiel sie ihm zu Füßen, bekannte ihre Schuld und enthüllte das abscheuliche Lügengewebe und den ganzen Hergang der Sache, aus dem hervorging, daß Susanne nur das Werkzeug und Ritter Udo von Luchsheim der eigentliche Urheber des verwerflichen Spiels war.

Erschüttert und vernichtet war Rosamunde,

Scham im Herzen vor Diether und der armen kranken Berta, auf die Moosbank niedergesunken und weinte herzbrechend.

Wie im Traume klangen ihr die herzlichen tröstenden Worte Diethers, der sich um sie bemühte, ins Ohr, und nachdem sie sich einigermaßen beruhigt hatte, verabschiedete er sich, indem er sagte: „Verzeiht, edle Jungfrau, Berta wartet! Ich werde Euch morgen Grüße von ihr überbringen."

Am anderen Tage kam er wieder, brachte aber beunruhigende Nachrichten über Berta, die in ein hitziges Fieber gefallen war.

So kam er jeden Tag, bis er endlich Nachricht von der Rettung Bertas und Grüße von ihr überbringen konnte, und an diesem Tage hatten sich ihre Herzen gefunden.

Sie sahen sich dann öfters, bis eines Tages der Vater Rosamunde zu sich beschied und ihr die Bewerbung des Ritters Wentzel von Kammereck um ihre Hand kund gab.

Sie hatte dann, wie wir am Anfang unserer Erzählung sahen, ihrem Vater den ganzen Hergang der Sache von Anbeginn an erzählt und auf alle seine Zornergüsse nur die eine Antwort gehabt, daß sie Diether von Geroldstein liebe, ihm Treue gelobt habe, und niemals einem anderen Manne die Hand reichen werde.

Seit dieser Zeit saß sie hier in dem entlegenen Teil der Burg und wurde aufs schärfste bewacht, so daß ihr jeglicher Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten war.

An alles dieses dachte die Arme; nun war vielleicht schon die Burg Geroldstein überfallen, Diether, ihr Geliebter, und die arme Berta in Gewalt ihrer Feinde und auch der edle Gerold von Geroldstein, dessen Grüße und Einwilligung zu ihrem Herzensbund ihr Diether einst überbracht hatte.

Betrübt bis in den Tod ließ sie ihr Köpfchen hängen, und Träne auf Träne rann über die blassen, abgehärmten Wangen.

Da plötzlich: Waffenlärm im Burghof! Wildes Geschrei und Kampfgetöse, das sich schließlich in alle Räume des Schlosses ausbreitete. Angstvoll flüchteten sich alle Dienerinnen und das ganze Hausgesinde in ihre Räume. Immer näher erscholl der Waffenlärm, und plötzlich öffnete sich unter lautem Angstgeschrei der zum Tode erschrockenen Frauen die mit Gewalt erbrochene Tür, und herein trat in glänzender Rüstung: Diether von Geroldstein. Rosamunde, erschöpft durch die lange Einsamkeit, den Kummer, den Schrecken und die Angst, überwältigt durch die Freude und das Glück, — verlor das Bewußtsein, das sie erst wieder fand, als sie in einer Sänfte durch den finsteren Wald getragen wurde.

Aber keine Spur von Angst bedrückte sie mehr, und beruhigt schloß sie wieder ihre Augen; denn sie fühlte sich geborgen und treu gehütet in dem Schutze ihres geliebten Diether, dessen von Zeit zu Zeit zu ihr dringende, leise befehlende Stimme seine stete Nähe verriet.

Alles war ihr wie ein schöner Traum. Diese geheimnisvolle Flucht durch das Dunkel des Waldes, ihre Ankunft auf einem ihr unbekannten Burghof, der, von Bewaffneten angefüllt, die Spuren eines eben bestandenen Kampfes zeigte.

Ihr Empfang an Diethers Seite durch einen hochgewachsenen Ritter, Diethers Vater, und oben im Rittersaale durch ein schlankes, liebliches Burgfräulein, ihres geliebten Diether Schwester Berta, — nein, das war keine Verräterin, keine Treulose! Ihr blasses, liebliches Antlitz zeugte von tiefem Gram und Herzensweh. Liebevoll hatte Berta sie an die Brust gezogen: „Sei mir gegrüßt und herzlich willkommen auf Geroldstein! Sei mir eine liebe Schwester, wie du auch eine Schwester meines geliebten armen Werner bist."

Rosamunde hatte eine neue Heimat gefunden.

Diether war nach kurzem, liebevollem Abschied von der Geliebten und den Seinen eiligst wieder nach Gladeneck aufgebrochen, und erst nach langen, bangen Tagen und Wochen sollten sie sich wiedersehen.

## VIII. Die Stille vor dem Sturm.

Die nächsten Tage nach dem mißglückten Sturm auf Geroldstein vergingen auffallend ruhig, und nichts deutete darauf hin, daß neue Feindseligkeiten erfolgen würden.

Gerold von Geroldstein hatte eine Botschaft nach der Luchsburg entsandt und in versöhnlichem Ton und unter Hinweis auf die Gefangennahme Rosamundes von Luchsheim sich bereit erklärt, Friedensvorschläge entgegenzunehmen. Eine Antwort, die jeden Tag erwartet wurde, war aber noch nicht eingegangen.

Die anfängliche Hoffnung Gerolds, daß Udo von Luchsheim, der zu seinen Ungunsten verschobenen Sachlage Rechnung tragend, von weiteren Feindseligkeiten Abstand nehmen und zu einer Versöhnung und Einigung bereit sein würde, schwand immer mehr.

Berta und Rosamunde, die sich sehr liebgewonnen und zusammen von Liebe und Glück geträumt hatten, waren, in ihren Hoffnungen auf Versöhnung ihrer Väter von Tag zu Tag immer mehr enttäuscht, in Traurigkeit versunken und verzehrten sich in Sehnsucht und Schmerz.

Ritter Gerold ließ scharfe Wacht halten und die Luchsburg unausgesetzt beobachten.

Dabei versäumte er nichts, um seine Burg vor jeder Überraschung zu schützen und auch die umfassendsten Vorbereitungen für den Fall einer Belagerung zu treffen.

Die Brustwehren waren verstärkt und mit Steinen und Felsstücken wohl versehen, die so gelagert waren, daß man sie mit Leichtigkeit in die Tiefe fallen lassen konnte, wenn die Sturmleitern angesetzt wurden. Von diesen Wurf- oder, besser gesagt, Fallgeschossen waren natürlich mehr wie genügend Vorräte vorhanden.

Durch Aufnahme der Dorfbewohner konnten die Brustwehren beim allgemeinen Angriff voll besetzt und der so wichtige Wachtdienst genügend wahrgenommen werden.

Der einzige gefährliche Punkt war die hinter der Burg ansteigende, mit Wald bewachsene Anhöhe, da der Feind hier ungesehen an die Burg herankommen und überraschend angreifen konnte. [illegible] herrschte aber seit einigen Tagen eine fieber[illegible]

geheimnisvolle Tätigkeit. Die Bäume in der unmittelbaren Umgebung der Burg wurden gefällt, der Graben vertieft und erbreitert; im Walde selbst wurden unter persönlicher Anleitung Ritter Gerolds allerlei verdeckte Hindernisse angelegt, die einem dort heranschleichenden Feind böse Überraschungen bereiten und das unbemerkte Herankommen an die Burg unmöglich machen oder doch ungemein erschweren mußten.

Inzwischen brachte der unermüdliche Knappe Wolf, der die Aufgabe hatte, die Burgen der verschworenen Ritter zu überwachen, bestimmte Nachricht, wonach alle Anzeichen darauf hindeuteten, daß von seiten der Ritter geheime Vorbereitungen zu einem großen Schlage getroffen wurden.

In der Tat hielt Udo von Luchsheim die Zeit nunmehr für gekommen, den vernichtenden Schlag zu führen. Die Botschaft Gerolds ließ er unbeantwortet, weil er wußte, daß seiner Tochter auf Geroldstein keine Gefahr drohe und weil es ihm doch widerstrebte, das ihm von Ritter Veit von Bitzburg angeratene, hinterlistige Spiel zu treiben, unbeantwortet.

In der nächsten stürmischen, dunkeln Nacht sollte der Überfall erfolgen.

(Fortsetzung folgt.)

## Miszellen.

E. S. **Aufmunterung zum Kirchgang.** Im Jahre 1587 ließ der Graf Johann zu Nassau sämtlichen Schultheißen bekannt geben, daß ein besserer Kirchgang hoch vonnöten sei. Er sagt in seinem Mandat: Wir sehen vor Augen, daß der Zorn Gottes unseres unbußfertigen, rohen und gottlosen Lebens halber je länger und je mehr entzündet wird und wir mit unseren vielen und mannigfaltigen Sünden die Strafen, so in diesen teueren, geschwinden Zeiten mit Krieg, unerhörten Krankheiten und anderen Betrübnissen über uns gehen, und, da wir uns nicht bessern, künftiglich uns noch härter treffen werden, wohl verdienen. Damit wir aber solchem Zorn und Strafen Gottes entfliehen mögen, will vonnöten sein, daß wir von den Sünden ablassen und uns zu Gott bekehren. Demnach erinnern wir dich hiermit unsers vor dieser Zeit veröffentlichten Mandats und befehlen dir ernstlich, daß du dasselbige in den Pfarrkirchen deinen Anverwandten aufs neue wiederum verlesen, sie zur Gottesfurcht ermahnen und auf die Feier und verordneten Bettage fleißig zur Anhörung der Predigt göttlichen Worts, zum Gebet und Gebrauch der heiligen Sakramente durch die Predigt anhalten lässest und diejenigen, so hierinnen Säumnis erzeigen, und zu gebührlicher Strafe anmeldest.

An alle Schultheißen.

K. W. **Solms-Frankfurter Grenzsteinsetzung in der unteren Nidda 1787.** — Mit welch großen Umständen das Setzen der Grenzsteine in alter Zeit verknüpft war, dafür ist die vor 120 Jahren vorgenommene Solms-Frankfurter Steinsetzung in der Nidda ein Beispiel. Frankfurt und Solms-Rödelheim hatten das Fischrecht der Nidda hinab bis in den Main durch Steine, die peinlich überwacht wurden, genau abgeteilt. Anfänglich saßen diese Steine dicht am Ufer, wurden aber von der gar oft wilden Nidda mit dem Erdreich losgerissen und hinweggespült, was besonders auf der Strecke, den Niederwald entlang, der Fall war, wo die Nidda durch das Kurmainzer Gebiet dahinfloß. Es blieb daher keine Wahl, die Steine mußten weiter ins Ufer hinein auf Mainzer Gebiet gesetzt und dort gegen das Hochwasser gut fundamentiert werden. Mit dem nachbarlichen Kurstaat knüpfte man deswegen Verhandlungen an, die den Erfolg hatten, daß in Gegenwart der Vertreter der beteiligten Staaten die Versetzung der „Fischwassersteine" geschehen durfte. Am 23. Januar 1787 kamen die Vertreter auf der Grenzscheide zwischen Nied und Sossenheim an der Nidda zusammen. Es war die sog. Solms-Rödelheimer Kammerwieß, auf der die gefährdeten, vom Wasser umspülten Grenzsteine standen. Sie trugen Nidda-aufwärts das Rödelheimer Feldzeichen, einen Herrenschild, Nidda-abwärts das Frankfurter Stadtwappen, den Adler. Das Nieder Ortsgericht, das zur Steinsetzung mitercheinen mußte, Schultheiß Papst, Wilh. Weiland, Joh. Mencker und Gg. Hescher, sowie der Frankfurter Landamtmann Luther und der Rödelheimer Rentmeister Geiger einigten sich, die Steine drei Maßgerten (Ruten) weit vom Ufer weg in den Nieder Walddistrikt zu versetzen. Hierbei wurde nun von dem Nieder Feldgericht die Tatsache festgestellt, daß am 22. Februar 1702, also 85 Jahre vorher, dieselben Steine, die jetzt in der Nidda stunden, bereits einmal vier Ruten weit ins Land hinein versetzt worden seien, also innerhalb dieser Zeit sich die Nidda auf Kosten der Gemeinde Nied 4 Ruten verbreitert habe. Hier sei unbedingt dem Ein- und Abreißen des Geländes durch das Wildwasser Einhalt zu tun, damit der Wald erhalten bleibe. Nunmehr wurden die unterspülten Steine mit Pferden aus dem Flußbett hervorgezogen und im mainzischen Gebiet festgesetzt. Die Versetzungskosten betrugen 13 Gulden 44 Kreuzer, die vogteilichen Kosten der Amtsvogtei Höchst 6 Gulden 31 Kreuzer, die Frankfurt und Solms gemeinsam trugen.

## Theater zu Wiesbaden.

### Hoftheater.

* **Lohengrin** ging am 29. März zum ersten Male neueinstudiert über die Bretter. Neueinstudiert? sollte man fragen. Und doch, es ist wirklich so. Die regiemäßige, musikalische, dekorative und kostümliche Einrichtung, alles ist neu, und alles schmiegt sich aneinander an, alles stimmt zueinander. Die Inszenierung bringt in ihrer verständnisinnigen, dramatisch wirkungsvollen Behandlung die poetische Handlung dem Gemüt näher. Die musikalische Ausführung unterstützt darin aufs trefflichste und steigert die Wirkung äußerst angemessen. Die dekorative Einrichtung ist vollständig neu und schafft in ihrer Lebenswahrheit eine ganz andere der Wirklichkeit nahekommende Illusion als bisher. Endlich: die Kostümierung schließt sich dem Historischen bis ins Detail treu an. Dazu kam die prächtige Zusammenwirkung von Spiel und Orchester. Einzel- und Massenszenen waren prachtvoll durchgearbeitet. Die Neueinstudierung ist des Intendanten ureigenstes Werk, den wir zu dieser Leistung und zu ihrem Erfolg herzlichst beglückwünschen dürfen. Natürlich soll nicht vergessen werden, daß er an allen Mitarbeitern treueste Unterstützung fand; namentlich wollen wir konstatieren, daß F. Nitzsches Freund und sein Nachfolger als Kostümzeichner für die Hofbühne, G. Geyer, seine Begabung vorzüglich dargetan hat.

### Residenztheater.

= **Seine Hoheit,** Lustspiel in 3 Akten von Freiherrn von Schlicht und Walter Turszinsky, zum erstenmal am 21., zum drittenmal am 24. März. — Seine Hoheit Erbprinz Hans Albrecht wird von seinem Vater, dem regierenden Fürst von Totzau-Kremmingen, in eine kleine Garnison versetzt zur Strafe für leichtsinnige Streiche. Wenn der alte Herr aber glaubte, daß Hans Albrecht dort in dem weltvergessenen Winkel außerhalb der Wirkung weiblicher Anmut stände, so irrte er sehr. Bald schon ist er regelrecht verliebt mit Dagmar, der Tochter seines Obersten, Graf von Wettborn. In allerlei phantastischen Situationen ermöglichten sich die Zu-

sammenkünfte des Pärchens, trotzdem der Erbprinz einen strengen Adjutanten zur Seite bekommen hatte. Dieser, der stets magenleidend ist, wird selbst erobert von der Base Dagmars, der Tochter des Rittergutsbesitzers Baron von Scheideck. Durch dessen geschicktes Manövrieren veranlaßt und — weil die Mutter Dagmars die Jugendliebe des alten Fürsten war, vereinigt der Herr Papa „Seine Hoheit" mit der reizenden Geliebten. Herr Bartak und Frl. Delosén gaben das Pärchen mit frischem Ton. Der joviale Baron war bei Herrn Bertram in den besten Händen. Von den übrigen vielen Mitwirkenden, die sämtlich gut auf ihrem Platze waren, seien noch besonders erwähnt: Herr Miltner-Schönau als magenkranker Adjutant und seine Eroberin Frl. Noormann, Herr Tachauer, der ein recht „aufdringlicher" Reporter war, und Herr Sascha, dem die kleine Rolle des echt „Hamborger" Deutsch redenden Burschen sehr gut gelang.

## Literatur.

* **Nassauisches Reisebuch.** Von W. Schütz-Westerfeld 216 S. Pr. 40 Pf. Frankfurt-Bornheim, Nassauischer Reisebuchverlag (W. Schütz). — Der Führer gibt einen recht guten Wegweiser durch die nassauischen Kurorte und Luftkurorte ab. Die Beschreibung der einzelnen Orte ist von lokalen Verwaltungen, Vereinen oder kundigen Einzelpersonen besorgt, knapp und übersichtlich; die Anordnung der Orte ist alphabetisch. (Vielleicht gibt der Herausgeber künftig ein Inhaltsverzeichnis mit, um den betr. Punkt nach der Seite gleich „tappen" zu können.) Dazu kommt die nette Illustration und die Anführung der Anzeigen, die gleich an jede Beschreibung anschließen. Es dürfte wohl kein bedeutenderer Luftkurort im Taunus — nur diese berücksichtigt das Reisebuch — übergangen sein. Rasch und sicher wird man über Lage, natürliche Vorzüge und materielle Bedingungen unterrichtet und kann kaum fehlgehen. Ebenso sind die größeren Kurorte treffend charakterisiert. Daß das Buch etwas Neues bietet und Vorteilhaftes bringt, das wird durch seinen raschen Absatz anerkannt. Wir können es als gutes Orientierungsmittel jedermann empfehlen.

* **Westerwaldmarsch.** Von G. Wülfing, Altenkirchen i. W. Op. 18. Pr. 1 Mk. Verlag des Verfassers. Ch. Haugards Westerwaldlied, komponiert von Conrad, das hier angeführt ist, hat durch diese In-Marsch-Setzung eine gute musikalische Verdolmetschung erfahren; bei Veranstaltungen von Vereinen wird die Melodie und der Rhythmus flotten Schwung hineinbringen. Schade, daß die Verse nicht besser sind und gleich schon mit einer Unwahrheit beginnen. Aber wie bei vielen Opern die Musik das Libretto herausreißt, so wird es ähnlich hier der Fall sein.

## Neues aus Nassau.

**Großherzogin Maria Anna Regentin.** Da Großherzog Wilhelm von Luxemburg durch seine schwankende Gesundheit an der dauernden Behandlung der Regierungsgeschäfte behindert ist, so hat er seine Gemahlin mit der Statthalterschaft des Großherzogtums betraut. Eine Verschlimmerung seines Befindens ist nicht eingetreten. Die Großherzogin hat zu Sta. Margherita den Eid auf die Verfassung abgelegt.

Am 25. März verstarb zu Wiesbaden der Generalmajor E. v. Pestel (geb. 1821). Er war einer der Helden der Jahre 1870/71. Damals befehligte er als Oberstleutnant ein Bataillon des 40. preußischen Infanterieregiments (hohenzollersche Füsiliere) und 2 Eskadrons Ulanen, mit denen er Saarbrücken besetzt und die Franzosen in Achtung hielt. Erst dem überlegenen Ansturm am 2. August wich er in geordnetem Rückzuge. Er wurde im „Ehrental" bei Saarbrücken beerdigt.

Am 22. März wurde das neue Krankenhaus zu Elfeld eingeweiht.

Am 1. April ist der neue Güterbahnhof in Biebrich eröffnet worden.

Stadtgemeinde Rüdesheim und Domänenfiskus streiten um den Besitz der Ruine Ehrenfels.

Die nassauischen Eisenbahnwünsche: Rennerod-Burbach, Marienberg-Daaden, ferner Haiger-Driedorf-Bißkirchen und Marienberg-Selters-Sayntal-Neuwied sind im preußischen Abgeordnetenhaus durch die nassauischen Abgeordneten Dr. Heydweiller und Hofmann und den hessischen Dr. Schröder (Kassel) kräftig vertreten worden. Hoffentlich gelangen sie zur Verwirklichung; sie schreien förmlich danach.

Der weltbekannte Verlag von Ph. Reclam in Leipzig erläßt im Hinblick auf den im Oktober beginnenden 25. Jubiläums-Jahrgang des „Universums" ein Preisausschreiben an die deutschen Romanschriftsteller und setzt das gewaltige Honorar von 30 000 Mark für den besten Roman aus. Dieser soll in dem 25. Jahrgang abgedruckt werden; als Mindestumfang sind 120 „Universum"-Spalten zu 55 Zeilen bestimmt. Das Wort wird demnach mit ca. 1 Mark, der Buchstabe mit 10—15 Pfennigen bezahlt. Preisrichter sind Verlag und Redaktion, dazu die Schriftsteller G. Falke, R. v. Gottschall, R. Greinz, P. Heyse und H. Länd. Wer also von den Nassovialesern Lust hat, der lege los.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**April.**

17. 1807. Gefecht bei Uckermünde. Das 2., 3. und 4. Bataillon Nassau nimmt an ihm im Korps des Marschalls Mortier gegen die Schweden teil. (Pommerscher Feldzug.)

23. 1373. Kurfürst-Erzbischof Kuno von Trier erlangt den saynischen Anteil an Engers, wo er die Burg Kunostein, auch Kunenengers genannt, erbaut.

23. 1738. Herzog Friedrich August von Nassau wird als 2. Sohn des Fürsten Karl von Nassau zu Usingen geboren. Im Jahre 1803 folgte er seinem verstorbenen Bruder Karl Wilhelm als Fürst in der Regierung über Nassau-Usingen, wurde 1806 erster Herzog von Nassau und starb sohnlos am 24. III. 1816.

25. 1772. Fürst Viktor I. von Anhalt-Schaumburg stirbt. Er war am 7. IX. 1693 als Sohn des Fürsten Lebrecht und der Fürstin Charlotte geboren und folgte 1727 seinem Vater in der Regierung.

25. 1812. Gefecht bei Quintanar del Orden. Major v. Hagen schlägt die Angriffe einer großen spanischen Partida auf einen Lebensmittelkonvoi siegreich ab. (Spanischer Feldzug.)

29. 1324. Katharina von Nassau, Äbtin von Altenberg (b. Wetzlar), stirbt. Sie war eine Tochter Graf Heinrichs des Reichen.

## Briefkasten.

J. H. in F. Besten Dank, kommt gelegentlich.

R. Z. in H. Desgleichen.

J. M. in W. Besten Dank. Wird um die angegebene Zeit erscheinen. Das andere später gern erwartet. Frdl. Gruß.

Bgm. Ch. in E. Der im Museum zu Wiesbaden befindliche ausgestopfte Wolf wurde 1841 bei Brandoberndorf geschossen. Der vom Herzog Wilhelm 1822 erlegte gab seinen Schädel zu einem Rasierbecken her, das auf der Platte zu sehen ist.

**Redaktionsschluß: 10. April.**





№ 9. Wiesbaden, den 1. Mai 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.




# Der kleine Kadett.

Vom Turm her erklingt der Glockenschlag zehn
In den Kadettenschlafsaal des Schlosses Plön.
Nur matt erleuchtet das Licht den Saal;
Schon schläft der Kadetten große Zahl
Und träumt von Ferien und Elternhaus,
Von Schlittenfahrten und Sonntagsschmaus. —
Der Leutnant vom Dienst geht her und hin,
Seine Jugendzeit zieht ihm durch den Sinn.
Auch er war Kadett, gar forsch und frei,
Und war mit Leib und Seele dabei.
Nur anfangs wollt' es nicht recht gelingen,
Des Heimwehs bitteren Schmerz zu bezwingen.
Da lag er im Bett, so die halbe Nacht,
Und hatte geweint und hatte gewacht.
Und als ihm niemand half in der Not,
Da betet' er brünstig zum lieben Gott.
Und während des Betens schlief bald er ein
Und träumte vom Elternhause am Rhein.
Der Leutnant seufzt leise: „Manch armem Wicht
Geht's sicher auch heute wohl besser nicht! —
Was wird aus euch werden, ihr Knaben zart,
Im Leben so rauh, so kalt und hart?
Manch einer von euch, der hier jetzt ruht,
Läßt in der Schlacht vielleicht Leben und Blut."
Da — als er so geht, gar ernst gestimmt,
Sein Ohr einen schluchzenden Ton vernimmt,
Und er sieht, wie ein kleiner, blonder Kadett
Sich weinend verbirgt in dem weißen Bett.
Der kleine Körper zuckt hin und her;
Was drückt das Herz des Armen so schwer? —
Der Leutnant steht an des Bettes Rand,
Streicht über den Blondkopf leicht mit der Hand
Und fragt: „Was fehlt Ihnen, kleiner Mann?
Ganz offen, wer hat Ihnen 'was getan?"
„Ich hab' solches Heimweh", der Kleine lallt,
Und wieder schluchzt er mit aller Gewalt.
Da trocknet der Leutnant ihm das Gesicht,
„Mein Sohn, als Kadett da weint man doch nicht!
Was würde wohl Ihre Mutter sagen,
Wenn sie ihren Kadetten so hörte klagen!
Nein, nicht mehr geweint, verstanden, Soldat!
Und hier, nun 'mal gefolgt meinem Rat!"
Er faltet die Hände dem kleinen Wicht,
Er sieht ihm fest und ernst ins Gesicht
Und streichelt die Wange dem armen Tropf.
Da hebt der empor den blonden Kopf;
Ein Blick, so warm und voll stillem Glück,
Trifft das Auge des Leutnants, ein Herzensblick. —
Und nur wenige Minuten, da schnarchte im Bett
Der liebe, kleine, blonde Kadett.

Heinz Kroeck.

# Die älteren Emser fiskalischen Badhäuser.

2) Von Dr. C. Spielmann. (Schluß.)

An der Kurpromenade hatten „Krämer und Handelsleute“ ihre „Boutiquen“ aufgeschlagen, die Vorläufer der heutigen Kolonnaden. Die Kurgäste konnten in der Tat hier manches kaufen, was ihnen daheim, auch in vielen größeren Städten nicht zugänglich war, namentlich „Mercerien, Passementrien Quincaillerien, Bijouterien“ und wie die anderen fremdländischen „ien“ weiter benamset wurden und heute noch werden. Auch war den „Gänglern“, wie man die Hausierer vielfach nannte, erlaubt, ihre Waren im Kurhause selbst anzubieten.

Unter „Gänglern“ verstand man ferner auch wandernde Künstler: Kunststückmacher, Seiltänzer, Clowns, Schauspieler und Musikanten. Solche durften sich öffentlich, im Freien oder auch wohl im Kurhause, produzieren. Die Musikkapelle, welche die Tafelmusik stellte, war ebenfalls stets eine Wandertruppe, die weiterzog, wenn es ihr nicht behagte, oder fortgeschickt wurde, wenn man nicht mit ihr zufrieden war. Sie war auf die Trinkgelder der Kurgäste angewiesen.

Bälle und Konzerte fanden im Kursaale statt. Unter dem letzten der alten Oranier, Wilhelm dem Guten, wurden auch im „Steinernen Hause“ (1803 bis 06 oranisch) Bälle abgehalten und zwar während der Kursaison für die Kurgäste, während des Winters für die Emser Honoratioren, die ihrem Landesherrn dafür sehr dankbar waren.

Auch für arme Kuranden (im Armenbade) war gesorgt. Sie blieben seitens der oranischen Regierung der besonderen Fürsorge des Badarztes empfohlen, erhielten auch Unterstützungen, aber nur, wenn sie deren sich würdig erwiesen.

Die Badesaison dauerte vom Ende des Mai bis zum Ende des September; Hauptmonate waren Juni, Juli und August.

Nunmehr bringen wir eine charakteristische, das Emser Badwesen betreffende Verordnung, der nassau-oranischen Regierung, in ihren Einzelheiten interessant, zum Abdruck. [1])

Der Fürstl. Landes-Regierung Reglement, die Fürstl. Oranien-Nassauische Bäder zu Embs und die Taxe in dem dasigen Herrschafftlichen Hause betr.

Des Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Wilhelms, Prinzen von Oranien und Fürsten von Nassau ꝛc. ꝛc. ꝛc., Erbstatthalters, Erbgouverneurs, Erbcapitaine, General und Admirals derer vereinigten Niederlande, Rittern des Hosenbandes, auch des schwarzen Adlerordens, Unseres Gnädigsten Fürsten und Herrn Hoheit.

Wir zu Höchstderselben Landes-Regierung verordnete Präsident, geheime Räthe, auch geheime Justiz- und Regierungs-Räthe fügen hiermit zu wissen: daß Höchstdieselben, in Ansehung derer Nassauischen Bäder zu Embs, und der Taxe in dem dasigen diesseitigen Herrschafftlichen Hause, nachfolgendes anderweit zu verordnen geruht haben.

1.

Die Fremde geben ihren Caractere und Namen bey dem Verwalter an, der dahin befehligt ist, ihnen das Logis anzuweisen, und alle sonstige Beförderung zu leisten.

2.

An denen Brunnen hat der Brunnen-Meister die Aufwartung, der nach Verlangen das Wasser reichet, und darf niemand mit unsaubern Händen oder Gefässen selbst schöpfen.

3.

Wer baden will, hat solches in Zeiten anzuzeigen, und diejenige, welche sich des Bades curmäßig bedienen wollen, zeigen solches zuvor bey dem Bad-Medico an, der denn das Nöthige darunter besorgen, anrathen und einem jeden, nach Standes-Gebühr, gerne und willig aufwarten wird. Diejenige aber, welche nicht in dem Herrschafftlichen Bad-Hause logiren, besonders Gemeine- und Bauers-Leute, haben vorhero bey dem Verwalter das Bad vor eine gantze oder halbe Woche, gegen einen Schein, zu bezahlen, und diesen Schein nachhero denen Badweibern einzuliefern, da ihnen alsdann die Anweisung, wo sie baden, geschehen wird. Auch dörfen überhaupt die Badweiber und Badleute niemand, ohne Vorwissen des Badmedici, in die Bäder nehmen, es seye denn nur blos in die gemeinen Bäder.

4.

Wer in Quantität Krüge an denen Brunnen füllen und verpitschiren, auch wer Wasser zum Baden in Fässern verfahren lassen will, muß bey dem zeitigen Verwalter die Anzeige thun, der denn das weitere darunter besorgen wird.

5.

Des Mittags wird präcise 12 Uhr, auf vorher gegangenes Läuten, zu Mittag- des Abends aber um 7 Uhr, nach vorherigem Läuten, zu Abend gespeist.

6.

Ist zwar täglich bey der Tafel Music, es werden aber nur Mittwochs und Sonntags die Musicanten von den Curgästen regaliret, da denn ein Teller herumgegeben wird.

7.

Die Musicanten müssen sich, ehe sie spielen, bey einem zeitigen Verwalter melden.

8.

Mittwochs und Sonntags hat der Armenpfleger an denen Tafelen für die arme Brunnen- und Badegäste, die in dem Armenbade würcklich aufgenommen worden, eine Beysteuer zu sammlen, wie denn ein jeder schon wird geneigt seyn, diesen armen Leuten nach Vermögen ein Almosen mitzutheilen.

9.

Sonntags Nachmittags wird aus solcher Armenbüchse den armen Badgästen eine Beysteuer gereichet, und solche nach eines jeden Umständen bestimmet. Alle arme Kranke aber, denen der Badmedicus die Cur und das Bad nicht zuträglich findet, werden abgewiesen, und im Bad nicht gelitten. Wie auch

10.

Alles Betteln bey denen Brunnen, auf denen Gallerien, wie auch in der Allee durchaus nicht erlaubt wird.

11.

Die bey dem Sonntäglichen Gottesdienste in dem

[1]) Dillenburgische Intelligenz-Nachrichten 1782 L I u. f.

Saale gesammlete Almosen werden ebenfalls denen armen Curgästen ausgetheilet.

12.

Um 10 Uhr Abends muß sowohl auf denen Gallerien, als an denen Brunnen, alles still seyn, damit die Curgäste nicht gestöret werden.

13.

Die Krämer und Handelsleute haben sich bey dem zeitigen Verwalter wegen der Boutiquen und Stände, auch, wenn sie nur auf denen Gallerien oder Sälen ihre Waaren feil bieten wollen, zu melden, der ihnen die Anweisung geben wird.

14.

Für 100 gefüllte, wohl verpitschirete und gute Krüge wird bezahlet 7 Fl. 30 Kr., und, wenn es wegen der Anschaffung guter und tüchtiger Krüge thunlich ist, noch wohlfeiler. Wer die Krüge giebt, vor jeden 1 Kreutzer.

15.

Für 1 Ohma Badwasser nebst dem Füllen und Zumachen 20 Kreutzer.

16.

Die Logistaxen sind an denen Stuben und Logis angeschrieben.

17.

Der Saal auf der ersten Etage wird nur in dem Falle abgegeben, wenn eine Herrschaft die unten und oben daran stossende Zimmer alle besetzet, und den Saal alsdann mit dabey haben will, sonsten solcher zum Gebrauch der Curgäste, die auf dieser Etage logiren, dienet, und nichts dafür bezahlet wird.

18.

Der Saal auf der zweyten Etage wird nicht verlehnet und abgegeben, sondern dienet zum Gebrauch sämtlicher Curgäste, auch wird darinnen gespeiset.

19.

In jedem Zimmer findet man Tische, Stühle, Bettlade mit Vorhängen und guter Bettung, auch cotonnenen Decken oder Couverts, die benöthigte Bettücher, Handtücher, in denen mehresten Zimmern eine Commode, auch Spiegel, und in allen Zimmern auf der 1ten, 2ten und zum Theil auch auf der 3ten Etage weisse Vorhänge vor denen Fenstern.

20.

Ist der Haus-Verwalter dahie angewiesen, so viele Leute zur Aufwartung zu bestellen, daß die Zimmer, sowohl, als die Gänge, täglich von selbigen gesäubert, auch die Betten in denen Zimmern gemacht werden, die übrige Aufwartung aber müssen die Curgäste selbst besorgen lassen.

21.

Wenn an Fenstern oder Meubles durch der Curgäste Verwahrlosung Schaden geschiehet, hat der Curgast solchen zu ersetzen.

Bäder-Taxe.

Wer in dem Herrschafftlichen Badhause logirt, bezahlet für das Bad nichts.

Diejenige, so nicht in dem Herrschaftlichen Badhause logiren, und ein Bad, um alleine zu baden, verlangen, bezahlen dafür die Woche 1 Fl. 10 Kr.

Für ein Bad, wobey die la Touche, die Woche 1 Fl. 30 Kr.

Bürgers- und Bauersleute vor das Bad die Woche 20 Kr.

Für jedes Dampfbad 10 Kr.

Für jedesmaligen Gebrauch der la Touche an den Frotteur 12 Kr.

Wer in der zweyten Etage in denen Muschel-Bädern baden will, bezahlet wegen Aufpumpen des Wassers, und Bedienung bey dem Bad, vor jedes Bad 12 Kr.

Die Arme und Dürftige haben das Bad in dem sogenannten Armenbade frey.

Denen Juden werden ihre a parte Bäder gehalten und angewiesen.

Zu der Bedienung und Aufwartung in denen Bädern werden Badweiber und Badmägde gehalten.

Wer sich aus dem Bade in einer Porte-Chaise will tragen lassen, bezahlet in dem Hause 8 Kr.

Ausser dem Hause 12 Kr.

Traiteurs-Taxen.

Für eine Mittags-Mahlzeit an der ersten Tafel, so aus Suppe mit Kalbfleisch oder alten Hühnern, einem Stück Rindfleisch, Gemüs mit Carbonade oder Beylage, Beyessen, 1 Schüssel Fische, oder statt des Beyessens, einer Pastete, Braten mit Kirschen, Prunellen oder dgl., sodann Torte oder Gebackenen, vorstehendes zu 2 Gängen, zum Desert als den 3ten Gang, Butter, Biscuit, überzuckerter Kümmel, Fenchel oder Anis, gebrannten Mandeln, Macaronen und dgl. bestehet, wird bis auf weitere Verordnung bezahlet 1 Fl.

Bey der zweyten Tafel, so serviret wird mit Suppe, darinnen Kalbfleisch oder ein alt Huhn, einem Stück Rindfleisch, Gemüs mit Beylage, Beyessen, 1 Schüssel Fische, Braten mit Zwetschen oder Kirschen, auch Gebackenen bis zu näherer Verordnung 45 Kr.

Für eine Abend-Mahlzeit, bestehend aus Suppe, Fricassee oder Ragout, Gemüs, Braten mit Zwetschen oder dgl. auch Butter und überzuckertem Kümmel rc. bis auf weitere Verordnung, bei der ersten Tafel 30 Kr.

Bey der zweyten Tafel 22 Kr.

Bey jeder Tafel ist ein besonderer Aufwärter bestellet.

Sollte jemand, Schwächlichkeit halber, auf seinem Zimmer allein speisen wollen, so wird dafür die Woche ein Rthlr. weiter bezahlet.

Die Domestiquen, welche Suppe, Gemüs, Fleisch und Braten bekommen, zahlen 15 Kr.

Der Haus-Verwalter wird jedermann, auf Verlangen, mit guten Rhein-, Mosel- oder auch anderen Weinen versehen und solche um einen gantz billigen Preiß geben.

Für eine Küche nebst Gewölbe, wenn eine Herrschafft ihre eigene Menage führen will, wird die Woche bezahlet 2 Rthlr. 45 Kr.

Urkundlich dessen ist dieses Reglement mit dem grösseren Regierungs-Insiegel und der gewöhnlichen Unterschrift versehen worden.

Dillenburg, den 26. April 1768.

(L. S.) Fürstl. Oranien-Nassauische zur Landes-Regierung verordnete Präsident, geheime Räthe, auch geheime Justiz- und Regierungsräthe.

J. L. Spanknabe.

Als diese Verordnung erschien, da dachte wohl kein Mensch daran, daß nach Ablauf eines Menschenalters die gewaltigsten staatlichen Umwälzungen eintreten würden. Anno 1803 kam durch den Reichsdeputationshauptschluß der hessische Teil von Ems an Nassau-Usingen, das also nun mit Nassau-Oranien die „Samtherrschaft" (Gesamtherrschaft) ausübte. [2]) Als dann anno 1806 letzteres durch Napoleons Machtspruch aus der Reihe der Staaten gestrichen wurde, legte der neue Herzog von Nassau Beschlag auf den oranischen Besitz in Ems und ließ die Badwirtschaft in beiden Häusern einheitlich betreiben. Dagegen verkaufte die Regierung 1810 das „Steinerne Haus" an einen Privatunternehmer, der es durch rationelle Bewirtschaftung rasch in Aufschwung brachte, und sogar eine neue Quelle erbohrte. Die Folge davon war, daß die Regierung ihren Lapsus einsah und das Haus 1822 zurückerwarb. Die Quellen im Unteren Kurhause wurden 1811/12, die im Oberen 1819 durchweg neu gefaßt. Die Zahl der Logierzimmer im vereinigten Kurhause gibt der Badearzt Dr. Thilenius im Jahre 1816 auf 197 an.

Noch müssen wir eines Privatbadhauses, der „Vier Türme", gedenken. Weit entfernt von den

[2]) Damals hörte der historisch-idyllische Zustand auf, daß man von der Emser Lahnfähre — tatsächlich — in acht Herren Länder blicken konnte: Nassau-Oranien, -Usingen und -Weilburg, Mainz, Hessen-Darmstadt, Trier, Stein und von der Leyen.

beiden alten fiskalischen Häusern, wurde es lahnab, (damals) unmittelbar am Flusse, 1676 von dem kaiserlichen Feldmarschall Johann Karl von Thüngen errichtet, aber nicht ausgebaut und eingerichtet. Dies geschah vielmehr erst seit 1817, in welchem Jahre das Gebäude in den Besitz des Badearztes Dr. Thilenius kam, dessen Witwe 10 Bäder anlegte. Im Jahre 1842 wurde es vom nassauischen Domänenfiskus angekauft, welcher noch 30 Bäder einrichtete; von ihm ist es an den preußischen übergegangen.

Dorf-Ems, Bad-Ems und der Spieß wurden 1822 zu einer Gemeinde verschmolzen; die beiden Lahnufer waren seit 1821 durch eine Schiffbrücke verbunden. Wie sich Ems seitdem entwickelt hat — figura docet.

# Fürst Walrad zu Nassau-Usingen (1659–1702).

1)

Von F. Seibert.

Man hat dem Fürsten Walrad, dem Gründer der nassau-usingischen Linie, im Schloßgarten zu Usingen ein Denkmal gesetzt. Von Rechts wegen! Wenn je ein Held der Geschichte es wert ist, daß die Nachwelt sein Gedächtnis durch ein äußeres Zeichen in Ehren hält, so ist es Walrad von Nassau-Usingen. Die Geschichte zählt ihn zu den größten Kriegshelden seiner Zeit. Er regierte von 1659 bis 1702. Er kämpfte siegreich gegen Spanier, Türken und Franzosen, und als Wilhelm III. von Nassau-Oranien den berühmten Handstreich gegen England ausführte, nämlich am 5. November 1688 mit 14000 Mann auserlesener Truppen in England landete und in raschem Siegeslauf den erledigten Königsthron in Besitz nahm, war Walrad auch dabei.

Von seinen Kriegstaten wollen wir jedoch für diesmal absehen. Sie sind in den Jahrbüchern der Geschichte wohlverzeichnet und gewürdigt. Heute wollen wir uns Walrads Wirken vergegenwärtigen, das er seiner neuen Heimat, insonderheit seiner engeren Heimat, der Stadt Usingen hat angedeihen lassen. Es ist dieses Wirken und Walten des Fürsten ein Denkmal, das er sich selbst gesetzt hat, und das wir jetzt enthüllen wollen.

Nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges erhob sich allwärts ein gewaltiges Bauwesen. Es galt, die Schäden, die der schreckliche Krieg angerichtet, auszumerzen. So auch in Usingen. Hier mußten die Wohnungen, die der furchtbare Brand von 1635 in Asche gelegt, erneuert die „Gott erbarm's" verbrannte Kirche wieder aufgebaut, die zerstörte Stadtmauer neu aufgerichtet werden usw.

Mitten in dieser eifrigen Bautätigkeit, fordert der Amtmann Niklas Frentzel die Bürger auf, die Strohdächer abzuschaffen und ihre Häuser mit Ziegeln zu decken, sowie in ihren Wohnungen „bequeme Logimente" herzurichten, um für den Fall der Ankunft gnädiger Herrschaft eine Person beherbergen zu können.

„Aha!" sagten die Leute, „die Zeit kommt immer näher, wo wir, was schon lange im Gerede ist, einen eignen Herrn und Regenten haben sollen. Welcher von den Prinzen in Saarbrücken wird's denn sein? Johann Ludwig, oder Gustav Adolf, oder Walrad?" Nun! das zeigte sich bald. Schon im folgenden Jahre erschienen Sendboten aus Saarbrücken, Quartiermacher, höhere und niedere Diener, die sich Usingen ansahen und zum Teil gleich hier blieben. Einige der letzteren übernahmen sofort die „Nachthut ufm Thurn", schafften Leitern in den 1635 leergebrannten, noch hohl dastehenden „Kirchfried", stiegen, wenn's Zeit war, hinauf, um nicht nur die Stunde, sondern auch kleine Musikstücke wie Choräle, Volkslieder, Signale abzublasen, beides zum Entzücken der Usinger. Es waren aber auch Bläser von Fach, nämlich, wie sie sich nannten, „des Herrn Herrn Grafen Walrads Schloßtrompeter". Wir wollen nicht ermangeln, mehrere mit Namen zu nennen: Franz Fresing, ein geborener Wiener; Wilheln Ernst Jung, bürtig aus Greifenstein; Hnns Kaspar Metziger; Wilhelm Roth. — Im Jahr 1659 fiel in Saarbrücken die Entscheidung. Am 2. April dieses Jahres teilte Graf Walrad mit seinen Brüdern das väterliche Erbe. Dabei fiel ihm das Amt Usingen, die Werrschaft Weilnau, das Gericht Stockheim und das Kirchspiel Gräfenwiesbach zu. Er wählte Usingen zu seiner Residenz. Da hier ein passender Wohnsitz nicht vorhanden war, erhielt er noch besonders 8000 Gulden zur Erbauung eines solchen. Er verwandte dieses Geld auch alsbald zum Um- und Neubau des Usinger Schlosses und zur Anlegung eines Schloßgartens (1660 bis 1662).

Um dem neuen Schlosse eine freiere Umgebung zu schaffen, wurden 3 verbrannte Häuser vor seinem Tore nicht wieder aufgebaut. Am Untertor ferner stand eine alte, hattsteinische Behausung, die von Feuer und Krieg verschont geblieben war; ihre letzte Besitzerin war Judith von Hattstein; verlassen und dem Einsturz nahe, wurde das Haus abgelegt und der Platz in das Gebiet des Schlosses gezogen.

Daß Walrad während dieses Umbaues schon in Usingen war, vermutlich in einer der hier ansässigen Adelsfamilien ein „bequemes Logiment" gefunden hatte, geht aus mehreren Vorkommnissen hervor, die in diese Bauzeit fallen und Walrads Anwesenheit voraussetzen. Nämlich: Von 1635 bis 1659 herrschten im Stockheimer Gericht kirchliche Wirren, oder wie es heißt „Confusion und Rebellion." In all dieser Zeit war kein Usinger Prediger in Niederlauken gewesen, um Gottesdienst dort zu halten. Die Leute gingen nach Altweilnau und Merzhausen in die Kirche. Auf Befehl des Grafen Walrad mußte von jetzt an vom praeceptore secundario in Usingen der Gottesdienst zu Niederlauken wieder gehalten werden. Ferner: Den 14. August 1661 tritt die Tochter des Juden Elias zum Christentum

über und empfängt die Taufe. Die Taufzeugen sind: 1. der Hochwohlgeborene Graf und Herr Herr Walrad von Nassau-Saarbrücken; 2. der Edel gestrenge Herr Philipp von Frankenstein; 3. des gnädigen Herrns Hofmeister Herr von Stein; 4. die hochadelige Jungfrau Anna Wera von Fürstenstein; 5. Frau Elisabethe Eleonore von Wachenheim, geborene von Fürstenstein. Die beiden letzten ließen sich vertreten; die erste durch Heinrich von Wachenheims und letztere durch des gnädigen Herrn Rentmeister Schmidtborns Hausfrau. Der Täufling erhielt die Namen Anna Christine Eleonore. Den 23. Juni 1665 wird sie mit Johann Balthaser Scherer von Steinfischbach kopuliert. Graf Walrad erläßt ihnen laut Brief und Siegel auf Lebenszeit alle Dienste und läßt zur Hochzeit für 28 Personen alle „Imbs" bereiten.

Usingen gewann sehr schnell den Charakter und das Ansehen einer Residenz- und Hauptstadt. Denn in allen Zweigen der Verwaltung waren Behörden eingesetzt, eine Kanzlei, eine Rentei, ein Konsistorium, ein Oberforstamt, alle mit einem wohlassortierten Personal von Direktoren, Intendanten, Räten, Assessoren und Unterbeamten ausgestattet. Dazu sammelte sich eine ansehnliche Junkerschaft hier an, z. B. die Familien von Wachenheim, von Wolframsdorf, von Maltitz, von Frankenstein, von Fürstenstein, van Etz, van Donop, von Stein, von Dieden, von Drieden. Neben den unmittelbaren Hofdienern wie Hofmeister, Burggraf, Hofkeller, Hofgärtner, Hofkoch, Speisemeister, Küchenschreiber, Hofjäger, den Reitknechten, Kutschern, Schloßsoldaten und Schloßtrompetern und Sänftträgern 2c. wurden viele Gewerbetreibende in der Stadt mit dem Hoftitel ausgezeichnet, wie Hofbäcker, Hofmetzger, Hofschneider, Hofschreiner, Hofsattler, Hofschlosser, Hofmaurer und andere. Es ließen sich Leute hier nieder, die ein für Usingen ganz neues Geschäft betrieben, wie Zuckerbäcker, Seiden- und Bortenwirker, Silberdrahtzieher, Büchsenmacher, Perückenmacher, Silber- und Goldschmiede, Heinrich Wendt, ein Bildhauer. Diese und andere Leute, die sich in Usingen „einschlugen", kamen zum Teil aus weiter Ferne; z. B. Christian Handel aus Tirol; Hans Zitzer aus Ungarn; Kaspar Köhne, ein Drahtzieher, aus Nürnberg; Rudolph, ein Schreiner, aus Schwarzburg; Dietrich Debald aus Kreuznach; Paul Hartge aus Danzig; Thomas Otto aus dem Eis(?)feld; Ulrich Muff, ein Zimmermann, aus dem Oberelsaß; Andreas Hartmann, ein Zimmermann, aus dem Algäu; Hermann Voshagen aus Köln; Johannes Müller aus dem Wittgensteinischen; Hans Polack aus Wasserpolen; Niklas Wischhahn, ein Hufschmied, aus Kurpfalz; Georg Schmidt, ein Sattler, aus Cannstadt; Andreas Hofmann aus dem Drachenfelser Land; Bartel Winkelhöfer aus dem Salzburgischen.

Unter den Fremden, die sich nach dem Dreißigjährigen Kriege in Usingen „einschlugen", waren auch Reformierte. Sie taten sich alsbald zusammen und bildeten eine kleine reformierte Gemeinde. Walrad, selbst reformiert, gestattete ihnen, ihren Gottesdienst auf dem Rathaus zu halten. Dies geschah anfänglich unter Leitung eines Homburger Geistlichen, später unter Leitung eines eignen, in Usingen wohnenden. Ein solcher scheint ein mehrmals genannter Pfarrer Michael Müller gewesen zu sein. Ob er aber der erste oder zweite war, ist ungewiß. Der dritte ist bekannt. Er hieß Bens. Sein Auftreten fällt in die ersten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts. Er versah sein Amt über 50 Jahre. Am 9. August 1700 zog die Gemeinde vom Rathaus aus beim Klang der Zimbeln und Schalmeien und geführt von einem Homburger Geistlichen, hinaus in die Neustadt, d. h. auf das Terrain, das zur Anlage eines neuen Stadtteils ausersehen, aber noch unbebaut war, und legte den Grundstein zu einer Kirche.[1]) Die Erbauung derselben fällt mit der Erbauung der Neustadt überhaupt zusammen; das Gotteshaus und der es umgebende Kirchhof gehörten zu den ersten Ansiedelungen in der Neustadt. 1703 wurde die Kirche, ohne fertig zu sein, eingeweiht. Noch 1705 klagt Pfarrer Bens über die Ärmlichkeit dieses Gotteshauses. Das änderte sich, als Wilhelm Heinrich, Walrads Sohn, die Tochter des Fürsten Heinrich von Nassau-Dillenburg, Charlotte Amalie, heimführte. Der Boden der Kirche und die Gänge wurden geplättet, Stühle angeschafft, eine blaue, besternte Decke hergerichtet, eine Gruft erbaut und der Turm mit einem Glöcklein versehen. Erst um 1770 wird eine Neustädter Uhr genannt, bedient und in esse gehalten für 4 Gulden und 15 Albus von dem Büchsenmacher Johann Martin Leim.

Mit Leib und Seele Soldat, suchte Walrad überall den Kriegsschauplatz auf. Im Juni 1664 zieht er von Frankfurt aus an der Spitze eines Reiterregiments zu den Reichstruppen und macht einen siegreichen Feldzug mit gegen die Türken. Im folgenden Jahre führt er den Holländern 3 Regimenter Hifstruppen gegen Frankreich zu. Am 20. März 1674 meldeter von Usingen aus seinem Vetter in Weilburg, dem Grafen Friedrich, daß eine von ihm gegen Frankreich geworbene Kompagnie Fußsoldaten unter Führung des Hauptmanns Caspar von Schwanzbell durch Weilburg kommen werde, und bittet für sie um Nachtlager und Lebensmittel gegen Bezahlung. Noch in demselben Jahre tritt er ganz in holländische Dienste, entscheidet den Sieg über den Prinzen von Condé bei Senef, wird General, Festungsgouverneur und zuletzt Generalfeldmarschall der Generalstaaten.

Im Jahre 1674 berief er den Pfarrer Johann Konrad Filgus aus Usingen nach Holland. Derselbe begleitete ihn dort als Feldprediger auf den Kriegszügen in Flandern und Brabant 6 Jahre, und freut sich nach dem Frieden von Nijmegen, mit dero gräflichen Gnaden wieder heimwärts ziehen zu können.

Um die geworbenen Hilfstruppen, die Schloßsoldaten und Stadtmilizen mit Pulver zu versehen,

[1]) Damit widerlegt sich, was Major Kolb in seiner Gedenkschrift zum hundertsten Jahrestag der Geburt des Herzogs Wilhelm von Nassau auf Seite 29 sagt: „In Nassau-Usingen wurde den Reformierten erst mit Ausgang des vorigen Jahrhunderts freie Religionsübung gestattet." Ausgang des vorigen, d. h. des 18. Jahrhunderts, hatten die Usinger Reformierten schon 100 Jahre lang eine eig'ne Kirche und vordem, im 17. Jahrhunderte, mehrere Jahrzehnte freie Religionsübung auf dem Rathause zu Usingen.

legte er vor dem Obertor eine Pulvermühle an; sie wurde von Pferden in Bewegung gesetzt und hieß deshalb „Roßmühle".

Um sich der Gefährdung durch umherziehende Diebsbanden und Söldnertrupps zu erwehren, wurden die Usinger Stadttore besser befestigt, „schloßhaftiger" gemacht, mit starken Gattern versehen und in den Wachstuben ein ständiger Vorrat von Steinen gehalten, um im Fall eines Angriffes den Feind mit Steinwürfen zu empfangen.

Walrad war aber nicht nur Pulvermüller, sondern auch Hüttemann und Kohlenbrenner. Im Loh, an der Stelle, die noch den Namen „Schmelzgräben" führt, erbaute er eine Eisenschmelze. Im Hohen Berg und im Brandholz ließ er Kohlen brennen. Johannes Philippi, der bisherige Seemüller, wurde „Eisenkrämer", indem er die Gußwaren in einem Haus in der Obergasse feil hielt. Das Werk ging nach einigen Jahrzehnten ein. Vielleicht wurde es entbehrlich, als gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Hütte Emmrichshausen (Emmershausen), die bis dahin hattsteinisch war, an Nassau kam.

Im Jahre 1674 stellt Zimmermann Ulrich Muff die Türmerwohnung neu her, und Kaspar Jäger, der neue Turmwächter, zieht hinauf. Zu seinen Funktionen gehört jetzt auch das Stunden- oder Uhrschlagen. Dasselbe geschah mit einem Hammer, der an der Glocke auf dem Rathaus befestigt war und vom Türmer vermittelst eines Seiles in Tätigkeit gesetzt werden konnte. Bei seiner Vereidigung verpflichtet sich Jäger, nach Inhalt seines „Dingzettuls" die Turmhut treulich zu halten, die Stunden anzuschlagen und abzublasen, Kirchenmusik zu tun und derselben beizuwohnen; aber es muß ihm jedesmal am Thomastage (22. Dezember) bei Annahme der Gemeindediener „hart eingebunden" werden, seinen Dienst besser zu tun. 1681 wird ihm auf sein Ansuchen eine Vorrichtung am Turm (Flaschenzug oder einfache Rolle) zum Hinaufbringen von Holz, Wasser ꝛc. unter der Bedingung verwilligt, daß er ⅓ der Kosten trage. Als die „Bequemlichkeit" jedoch hergestellt ist, will er sie nicht benutzen. Anno 1687 wird er aus „bewegenden Ursachen" seines Dienstes entlassen.

Ein gleich schwieriger Herr ist Christoph Ludwig Meutner, der um 1675 angenommene Stadtknecht, bürtig aus Kröffelbach. Er trank so gern den Bittern und war oft unklar, unhöflich, grob. 1688 gelobt er mit Handtreue, sich gegen seine Vorgesetzten mit mehr Respekt und Gehorsam zu bezeigen. 1691 wird ihm gestattet, „bei Kauftrunk oder bei Aufwartung"[2]) sich zu betrinken, nicht aber während seines Dienstes. So oft er sich im Dienst betrinke, werde er in's Zuchthaus gesteckt. Seine Bestallung im Betrage von 12 Gulden soll ihm vom ganzen Land „nach advenant" entrichtet werden, wie sein Bestallungsbrief, von dem eine Abschrift in hochfürstlicher Kanzlei zu finden sei, ausweise.

(Fortsetzung folgt.)

[2]) Kauftrunk und Aufwartung waren das Musizieren bei Hochzeiten, Kindtaufen, usw. Der Turmmusikus nahm dabei gewöhnlich den Baßgeiger und den langen Spielmann (beide von Westerfeld) zu Hilfe. Stoffel ging mit und betrank sich von Rechtswegen.

## Das kurpfälzische Unteramt Kaub. (Schluß.)

3) Nach einer handschriftlichen Beschreibung aus ca. 1684. Mitgeteilt von Ch. Kappus.

Der kurpfälzischen Regierung standen mit einigen Ausnahmen alle Steuern (Reichs-, Kreis-, Land- und Fräuleinsteuer) zu, welche von den beweglichen und unbeweglichen Gütern der Untertanen erhoben wurden. Befreit waren von diesen Abgaben nur folgende Güter und Personen:

1. Die Einwohner des kurmainzischen Dorfes Ransel, welche Ackerfeld zu 310 Mainzer Malter Saatfrucht und Wiesen zu 17 Wagen Heuertrag in der Kauber Gemarkung liegen hatten, nach einem Vertrag zwischen Kurpfalz und Kurmainz vom Jahre 1653. Da eine große Anzahl Kurpfälzer des Amtes Bacharach Äcker im kurmainzischen Amte Lorch zu eigen hatte, bestimmte der Vertrag, daß die Untertanen des Nachbarstaates nicht zu den eignen Steuern herangezogen werden sollten.

2. Frei waren von jenen allgemeinen Abgaben ferner die kurpfälzischen Lehnsleute, deren besondere Vasallenpflichten sie schon genug belasteten. Im Unteramt Kaub betraf dies nur die Herrschaft Sauerberg.

3. Die Wiesen der Junker von Wallendorf in der Weiseler Gemarkung blieben als freiadeliges Gut außer Schatzung und Bede; sie lieferten gegen 12 Wagen Heu.

4. Die kurtrierischen Bürger von Oberwesel besaßen eine große Anzahl Weinberge auf dem rechten Rheinufer in der Kauber und Dörscheider Gemarkung, für welche sie teils der Herrschaft, teils der Stadt Kaub zins- und steuerpflichtig waren. Kurtrier erkannte diese Steuerberechtigung der Kurpfalz jedoch nicht an, und es herrschte aus diesem Grunde ein jahrelanger Zwist zwischen beiden Regierungen, welcher endlich 1665 durch Vermittlung des Pfalzgrafen zu Neuburg beigelegt wurde. Danach waren die Oberweseler von der Schatzung und allen besonderen Abgaben für immer befreit, hatten aber von den Gütern die 3½fache Bede, zusammen 146 Fl., 10 Alb., 14 Pf., nach Kaub zu entrichten, wovon die Herrschaft 2½ Teil, die Stadt 1 Teil erhielt.

5. Das Domstift Mainz, das Liebfrauen- und das St. Martinsstift zu Oberwesel und der Herr von Schönburg hatten ihre Weinberge in der Kauber Gemarkung an Bürger der Stadt erblich verliehen; die Lehnsleute trugen daher auch alle Abgaben.

6. Der in Kaub begüterte Dr. Lönnenschloß, Professor an der Universität Heidelberg, genoß von seinem Privatvermögen auf Grund eines kurfürstlichen Erlasses vom 23. Januar 1664 Schatzungs-

freiheit. Die übrigen Steuern wurden von den Universitätslehrern entrichtet.

7. Das Kloster Erbach im Rheingau besaß ein Hofgut zu Oberwesel, zu welchem einige Weinberge auf kurpfälzischer Seite gehörten. Von diesen zahlte es an Kurpfalz nur einen bestimmten Beitrag zu etwa ausgeschriebenen Türkensteuern und anderen Reichsauflagen.

Nach Abzug des auf den Weinbergen der Weseler Bürger ruhenden Schatzungskapitals von 27 060 Fl. und der übrigen Ausnahmen blieb für die Gemeinde Kaub ein Schatzungskapital von 20 715 Fl. für die Zeit um 1680. Die Zahlen für die beiden Dörfer sind nicht angegeben. Für Weisel betrug das Kapital nach der Schatzung von 1719/20 ca. 14 000 Fl. Das Schatzungsgeld wurde vierteljährlich erhoben; es belief sich monatlich auf 25 Kr. für je 100 Fl. Schatzungskapital.

Die kurpfälzische Regierung hob wie alle andern an dem Rhein beteiligten Staaten von den zuberg und zutal fahrenden Schiffen einen Rheinzoll und hatte von jeher einen Zollschreiber als Oberbeamten und an Unterbeamten je einen „Beseher, Nachgänger und Nachschreiber" in Kaub. Im Jahre 1659 ersetzte der Kurfürst aus Sparsamkeitsrücksichten diese ganze Behörde durch Einrichtung einer „Amtskellerei", an deren Spitze der „Amtskeller" stand. Fortan waren die verschiedenen herrschaftlichen Abgaben (Zoll, Zehnten, Steuern ꝛc.) dorthin zu entrichten. Bei Strafe des Verlustes ihrer persönlichen Freiheit und des Eigentums mußten die Schiffer in Kaub anlegen und den kurpfälzischen Zollbeamten aufnehmen, welcher die geladene Fracht besichtigte und den „Goldguldenzoll" erhob. Von diesem Rheinzoll stand den Grafen von Leiningen-Westerburg der sogenannte „Turnus" zu, von 100 Goldgulden nämlich zwei. Das Recht der Westerburger Grafen erstreckte sich nicht auf die Gesamteinnahme, sondern auf den Rest, welcher nach Abzug der Besoldung für die Zollbeamten, der Bau- und Reparaturkosten an dem Zollgebäude in Kaub und des den leer zurückfahrenden Schiffern wieder erstatteten Drittels übrig blieb. (Die Einkünfte aus dem Rheinzoll zu Kaub beliefen sich auf etwa 14 000 Fl.)

Wein, Obst und alle anderen „inländischen" Gewächse sollten, wenn sie ausgeführt wurden, zollfrei sein. Trotzdem erhob man von den in Bacharach eingeladenen „Talweinen" (wohl bessere Sorten?), welche rheinabwärts oder über Land gingen, einen Goldgulden Zoll. Alle andern per Achse eingeführten oder durchgehenden Waren wurden auf den Zollhäusern der Dörfer und auf demjenigen beim Eßroder Hofe verzollt. Den Zoll auf dieser zwischen Kurpfalz und Kurmainz gemeinschaftlichen Straße hatte vor dem Dreißigjährigen Krieg der kurmainzische Schultheiß zu Ransel, später ein anderer Einwohner dieses Dorfes erhoben. Vom Jahre 1661 an gestattete dies die erzbischöfliche Behörde nicht mehr, suchte vielmehr, nachdem die verschiedenen Zollstöcke zwischen Ransel und Lorch niedergerissen worden waren, letztgenanntem Flecken den Zoll allein zuzuwenden. Um des althergebrachten Rechtes nicht verlustig zu gehen, erbaute Kurpfalz das Zollhäuschen am Eßroder Hof. Die Stadt Kaub besaß außerdem noch einen Schlagbaum am Fronborner Hof; die Einnahmen davon fielen der Stadtkasse zu, ebenso das Stand- und Marktgeld, welches die Krämer auf dem Jahrmarkt entrichteten.

Wein und Bier waren mit dem „Umgeld", einer Verbrauchssteuer belegt. Es betrug für jede Ohm Wein 1 Fl. 30 Kr. und für das gleiche Maß Bier 26½ Kr. und wurde zwischen der Herrschaft und der Stadt geteilt. Letztere verwandte diese Einkünfte zur Instandsetzung ihrer Wege. Den beiden Dörfern stand kein Recht am Umgeld zu.

Nach den Kauber Ratsprotokollen belief sich der Anteil der Herrschaft 1552 auf ein Drittel, derjenige der Stadt auf zwei Drittel; 1586 beanspruchten beide die Hälfte des Umgeldes, welches pro Fuder Wein nur 5 Fl. 24 Albus betrug. Als die herrschaftliche Regierung die Abgaben bis 7½ Gulden auf inländischen und 12½ Gulden auf ausländischen Wein steigerte, da ihr der bisherige Satz zu niedrig schien, entäußerten sich, wie die Urkunde meldet, die Bürger des Weinzapfens, so daß 1620 und 1621 kein Umgeld erhoben werden konnte. Von 1621 bis 1631 hatten die spanischen Truppen zumeist das Unteramt besetzt. Ihr Kommandant forderte von 1626—1631 eine Schanksteuer von 4 Pf. pro Maß Wein; im übrigen blieb die Stadt in dieser Zeit im Genusse ihres Rechtes.

Das Kreuzergeld, eine Steuer von 1 Kr. auf jede verzapfte Maß Weines, und das Malzsackgeld, welches auf einem Sack Malz zu 10 Heidelberger Simmern 16 Kr. betrug, kam der Herrschaft zu; es belief sich auf ungefähr 350 Fl. pro Jahr.

Seit 1664 erhob die Regierung von allen eingeführten Weinen und Früchten, vom Schlachtvieh und gestempelten Pergament im Unteramte Kaub Akzise.

Unter den kurfürstlichen Gebäuden sind folgende im Unteramte aufzuführen:

1. Auf dem Berggipfel über Kaub erhebt sich das Schloß Gutenfels, eine alte Ritterburg, welche öfters mit der Stadt Kaub harte Belagerungen zu erdulden hatte. Im Jahre 1504 bedrängte der Landgraf Wilhelm von Hessen „von Sonntag nach Mariä Himmelfahrt Cub hart (und) belagerte mit ganzer Macht und Heereskraft die Stadt sechsthalb Wochen lang, wie noch auf einer Steinplatte in der Mauer des alten Amtshauses, der vormaligen „Kellerei", zu lesen ist. (S. Dr. Spielmanns Erzählung: Das Elslein von Kaub.) Nachdem der Feind vom gegenüberliegenden linken Rheinufer aus „neunhundert gehauene Steinmassen und achthundertdreißig gegossene Kugeln" verschossen, mußte er abziehen, ohne die Übergabe von Burg und Stadt erreicht zu haben. Pfalzgraf Ludwig stellte das Schloß wieder her und erweiterte es im Jahre 1509. Eine Inschrift an einer Felswand innerhalb des Schlosses sagt: „Anno Domini MCCCCCVIIII ward Gutenfels, das Schloß, wieder gebauen durch Pfalzgrafen Ludwig mit Trauen und Kurfürst Pfalzgrafen Karl Ludwig unsern jetzt regierenden gnädigsten, Herrn."[1]) Anno 1806 verfiel die mili-

[1]) Da Karl Ludwig 1632—1680 regierte, stammt die Inschrift aus dieser Zeit.

tärisch wichtige Burg dem Abbruch; erst die neuere Zeit rettete sie vor dem völligen Zerfall.

2. Der Pfalzgrafenstein, im Volksmunde kurzweg „die Pfalz“ genannt, erhebt sich mitten im Rheine der Stadt gegenüber auf einem Quarzitfelsen. Erwähnt wird der Bau nachweislich zum ersten Male im Jahre 1310 als „Burg auf dem Rhein“; wahrscheinlich diente sie hauptsächlich als Zollstation. Ihr heutiges Aussehen ist wohl im großen und ganzen jüngeren Datums; denn es wird berichtet, daß anno 1607 der damalige Kurfürst sie „oberhalb mit einer Neuen Batterie von rothen Quatersteinen“ versah und sie „verbesserte“. Es weist dieser Umstand auf die strategische Wichtigkeit der Pfalz hin: in Gemeinschaft mit Gutenfels deckte die Wasserburg den Rhein und den an dieser Stelle leicht zu bewerkstelligenden Übergang. Die Pfalz selbst und die sie umgebenden Felsen boten gute Stützpunkte für eine Schiffbrücke, obwohl der Rhein dort eine starke Strömung besitzt. In der Folge überschritten zwei preußische Heere hier den Rhein: Friedrich Wilhelm II. im März 1793 und Blücher am 1. Januar 1814.

3. Das ehemals herrschaftliche Schloß Sauerberg hatten, wie schon früher erwähnt, die Herren von Kronberg, die Junker von Brömser und die Freiherrn von Sickingen nacheinander als Erblehen in Besitz. — Die Ruinen einer Burg Rheineck befinden sich noch heute in der Dörscheider Gemarkung im „Hamm“; sie werden mit dem Namen „die alte Burg“ bezeichnet. Es geht die Sage, daß in den verschütteten Kellern derselben noch einige große Fässer Wein lägen, der sich in seiner „eignen Haut“ halte.[2])

4. In der Kellerei, welche heute noch unter dem Namen Rezeptur bekannt, und in der die Oberförsterei untergebracht ist, wohnte der Amtskeller.

Kirche, Pfarr- und Schulhaus zu Kaub standen am Marktplatze und wurden von den Kollekturgeldern unterhalten. Zu Weisel waren diese Gebäude ebenfalls vorhanden. Das Schulhaus und die Zehntscheuer brannten 1635 ab. Während die Kellerei zu Kaub letztere und das Pfarrhaus imstandhalten mußte, war die Herrschaft auch zum Bau des Schulhauses verpflichtet; die Gemeinde brauchte nur Holz und Steine anzufahren. Aber im Jahre 1684 wird noch in einem Generalverzeichnis „der Güter und Gebäue“ geklagt: „Daß Schuelhauß, so im letzten dreißigjährigen Kriege abgebrandt, . . . ist noch ongebauet zu großem schaden der gemein.“ Die Dörscheider und Weiseler Kirchen erhielt die „Kollektur zu Kaub“; die Zehntscheuer zu Dörscheid war ebenfalls 1635 ein Raub der Flammen geworden. Zur Pfarrei Weisel gehörte ein Pfarrgut von 40 Morgen Ackerland und 9 Morgen Wiesen (nach nassauischem Maß weit über 60 Morgen Land).

[2]) Der Glaube ist nämlich am Rhein verbreitet, daß der Wein bei sehr hohem Alter eine Haut ziehe, welche ihn vor dem Verderben schütze.

# Der Graf von Geroldstein.

9) Geschichtliche Erzählung von F. C. Jung. (8. Fortsetzung.)

Alles wurde so geheim gehalten, daß denn auch um Mitternacht etwa ein großer Heerhaufen sich im Rücken der Burg Geroldstein gesammelt und gelagert hatte.

Die Waldecker aus dem Sauertale waren allein 200 Mann stark, und alle waren diesmal über Dickenscheid durch das Seitental, das von dort etwas oberhalb der Burg Geroldstein in das Wispertal einmündet, mit größter Vorsicht herangekommen.

Sie waren mit Sturmleitern, Sturmböcken und sonstigem Material reichlich versehen; auch waren vom Sauertal 50 Armbrustschützen zur Stelle, auf welch letztere Udo von Luchsheim, der mit grimmiger Freude die Scharen zum Angriff ordnete und dabei die größte Vorsicht und Ruhe beim Vormarsch empfahl, große Hoffnungen setzte.

„Diesmal ist er verloren“, raunte er eben Ohm Dick zu, der, im Scheine einer einsamen Fackel, breitspurig auf seinem riesigen Brabanter hielt, und sich wohl zur Stärkung für die kommenden Anstrengungen an einer gebratenen Rehkeule delektierte, wozu er von Zeit zu Zeit einen Schluck aus einer mächtigen Pulle nahm, die ihm sein Leibknappe reichen und jedesmal wieder abnehmen mußte.

Der Schein der Fackel beleuchtete auch die Gruppe der Ritter, die zur Besprechung des Näheren eben zusammenkamen. „Soll mir lieb sein, lieber Udo“, hatte Ohm Dick, auf beiden Backen kauend, auf die zuversichtlichen Worte Udos entgegnet, „aber vergiß nicht, daß es der Geroldsteiner ist, von dem du eben sprichst . . . . . und dann, meine ich . . . . ., daß die Dunkelheit doch etwas . . . . . stark ist.“

„Gerade richtig so! Je dunkler, desto besser!“ meinet eben hitzig Wentzel von Kammereck, der ungeduldig auf seinem Gaul herumrutschte und anscheinend die Zeit zum Angriff nicht erwarten konnte.

„Meine ich nicht, Herr Ritter; denn wenn es gar zu dunkel ist, dann könntet Ihr in Eurem jugendlichen Eifer mit Eurem berühmten Hammer leicht daneben gehauen“, gab der Dickenscheidter schlagfertig zurück, indem er seinem Leibknappen, der gerade einmal nicht aufgepaßt hatte, mit der inzwischen glücklicherweise bedeutend leichter gewordenen Rehkeule einen nicht gelinden, weithin schallenden Schlag auf seine Sturmhaube versetzte, was die größte Heiterkeit, besonders der fremden Ritter, und damit den Zorn des Kammereckers erregen mußte.

Heftig aufbrausend hatte der jugendliche Hitzkopf bereits den Mund zu einer scharfen Erwiderung geöffnet, mußte ihn aber unverrichteter Dinge wieder schließen, da Ritter Udo zum Glück eben den Vormarsch befahl, der die streitenden Ritter trennte, indem Wentzel von Kammereck natürlich vorn bei seinen Leuten beim Angriff war, während Ohm Dick, der ja, wie wir wissen, seit er vor Idstein den gewaltigen Hieb auf den Schädel erhalten hatte und

etwas schwerfällig geworden war, lieber das Hintertreffen befehligte.

„Verflixt noch 'mal; das nennen die Menschen nun einen heimlichen Angriff", brummte Ohm Dick wütend, als von der vorrückenden Mannschaft halblaute Ausrufe des Schmerzes, der Überraschung und des Schreckens ertönten.

Er war mit entsprechender Hilfe vom Gaul geklettert und schob sich brummend langsam und vorsichtig durch die Büsche nach vorn, um dem verwünschten Skandal ein Ende zu machen, der dazu inzwischen noch eher zu- als abgenommen hatte. Ohm Dick schimpfte bereits in allen der Situation allerdings angemessenen stark gedämpften Tonarten, als er plötzlich selbst einen Schreckensruf im höchsten Tenor ausstieß.

Er war unversehens in ein tiefes Loch gerutscht, in dem bereits einer stecken mußte, der von den riesigen Reiterstiefeln des Kolosses halbzerquetscht, nun laut Zetermordio brüllte.

Da kam auch schon Wentzel von Kammereck wutentbrannt zurück und rief: „Krumm schließen laß' ich den Kerl, der hier so fürchterlich brüllt."

„Helft mir lieber aus dem vermaledeiten Loch und schließt Euch dann selbst krumm, denn Ihr brüllt ja selbst wie besessen", erklang es in überschnappender Fistel aus der Tiefe des Loches heraus. Dabei warf der erboßte Ohm unter unaufhörlichem Schimpfen den armen Kerl unter sich, den er endlich fassen konnte, wie einen Gummiball heraus, so daß er dem wütenden Kammerecker in die Beine fiel und ihn dabei mit zu Fall brachte.

Der Skandal wurde hierdurch und durch die Finsternis immer ärger und konnte von dem zurückkommenden Ritter Udo nur mit vieler Mühe beigelegt werden, aber nicht ohne daß hier und da, trotz des Ernstes der Situation, der spaßhafte Anblick des in seinem Loche steckenden Ritters Dick durch mit Mühe unterdrücktes Lachen gebührend gewürdigt wurde.

Nun galt es, dem auf's höchste erbitterten Ritter aus dem Loche zu helfen, was unter vereinten Anstrengungen einer Anzahl Waldecker Knappen mit entsprechender Mühe gelang. Merkwürdigerweise hatte sich weder ein Dickenscheidter, noch ein Luchsheimer an diesem Rettungswerk beteiligt; sie kannten den schlagfertigen Ritter, den nichts mehr erbittern konte, als wenn man über ihn lachte, zur Genüge und hatten sich seitwärts in die Büsche geschlagen, während die ahnungslosen Waldecker in Erwartung eines Trinkgeldes gern herbeikamen.

Kaum stand aber Ohm Dick wieder auf den Füßen, da regnete es Backpfeifen nach Noten auf die verdutzten Waldeckschen hernieder.

Inzwischen kam auch schon die Nachricht von vorne, daß in der tiefen Dunkelheit vor Löchern, Gräben, Dorngesträuch und Verhauen nicht durchzukommen sei. Das war bös! Die Ritter, die erst nach und nach sich in dem dunklen Walde zusamenfinden konnten, hielten eine lange Beratung ab.

In dem Widerstreit der Meinungen drang schließlich die Ansicht des Dickenscheidters durch, der warten wollte, bis der Mond kam, sehr zum Ärger des Kammereckers, der die Zeit nicht abwarten konnte und für den gewaltsamen Sturm war, da seiner Ansicht nach ein unbemerktes Herankommen an die Burg ja doch nicht mehr möglich sei.

Ein feiner Sprühregen ging hernieder, und ein scharfer Wind wehte, der weniger den geharnischten Rittern als den Mannschaften auf Mark und Bein ging.

## IX. Neues Mißgeschick.

Endlich ward's etwas heller. Der Kammerecker hatte keine Ruhe mehr, und nach einem wärmenden Trunk ging es endlich mit größter Vorsicht vorwärts. Diesesmal schien es gut zu gehen, da die Leute die Löcher und Gruben sehen konnten.

Wentzel von Kammereck war natürlich immer vorn; sein erhobener Arm mahnte stets zur äußersten Vorsicht und Ruhe. Plötzlich war er nicht mehr zu sehen; halberstickte Rufe ertönten aus einem unversehens entstandenen Loche, aus dem gerade noch die zwei Arme und der blinkende Helm zwischen Laubwerk herausragten. Nachdem man ihn glücklich heraus hatte, erwies es sich als eine tiefe Grube, die leicht mit Reisig und Laub bedeckt war, und jeden verschlingen mußte, der diese betrügerische Decke betrat.

Da versank schon wieder einer. Dort war einer in eine Dornhecke geraten, da wieder einem ein zugespitzter Ast ins Bein gedrungen. Überall Löcher, Gruben mit der trügerischen Laubdecke!

Die Ritter schäumten vor Wut, als nun förmliche Gräben kamen, Steine, die so gelagert waren, daß sie bei der geringsten Bewegung sich loslösten und mit lautem Getöse in die Tiefe rollten.

Ratlos standen schließlich Ritter und Mannschaften da. Zwar zeigten sich bereits die Umrisse der Burg, aber dieses Geräusch, dieser Lärm konnte auf Geroldstein nicht ungemerkt geblieben sein, so ruhig und friedlich dieses auch dalag.

„Die alte List", brummte der Luchsheimer ingrimmig. „Doch vorwärts!"

Er hatte den Leuten noch eine kurze Ruhe gegönnt und einen Trunk; hierauf befahl er den Angriff.

Voran Ritter Wentzel. Wohl schrie hier und da noch einer auf, wenn er in ein Loch oder in Dornhecken fiel, auch der Kammerecker hatte sich bös das Bein aufgerissen. Doch kein Bedenken! In den Burggraben hinein! Die Sturmleitern an! Mit eig'ner Hand war er den Leuten ein Vorbild, indes bereits Steine und Felsstücke um ihn herum niederfielen.

„Das müßte der Ohm sehen," murmelte Udo, der von einem vorstehenden Felsblock aus den Angriff leitete, befriedigt, als er sah, wie Ritter Wentzel selbst eine Sturmleiter bestieg, mit emporgehaltenem Schild die Steine abwehrte und seinen Leuten voraufkletterte.

„Wenn dieser Angriff nicht gelingt," sagte eben der Bitzburger, „dann ist Wentzel von Kammereck nicht schuld daran."

„Brav! brav!" rief darauf der Luchsheimer, als er sah, daß durch das tapfere, unerschrockene Verhalten des Ritters die Leute zu einem allgemeinen stürmischen Vorgehen begeistert wurden.

Doch der Kammerecker kam nicht mehr vorwärts unter diesem Steinregen, den er nur mit größter

Mühe abwehren konnte, und als gar ein Felsblock herniedersauste und ihn — glücklicher Weise nicht voll — traf, mußte er zurück, da ihm der Schild zerschmettert und er selbst an der Schulter getroffen war.

Der Fels- und Steinregen wurde schließlich so arg, daß auch die stürmende Mannschaft zurück mußte, ohne die Sturmleitern retten zu können. Inzwischen hatte man von der Burg aus auch die Gruppe der Ritter bemerkt, und einige Armbruster mußten sie aufs Korn genommen haben, da deren Geschosse ihnen um die Ohren flogen oder wirkungslos an ihren Rüstungen abprallten; dagegen wurden einige Knappen und Mannschaften getroffen, und alles mußte zurück.

Natürlich hatte es Tote und Verwundete gegeben, die noch in dem Graben lagen und die man unmöglich liegen lassen konnte. Viele Luchsheimer fehlten; sie waren an einer anscheinend schwach besetzten Stelle über die Mauer gekommen, sofort aber von allen Seiten umzingelt und nach kurzer Gegenwehr, unter Zusicherung ihres Lebens, gefangen genommen worden. Nur einem war es gelungen, wieder über die Mauer zu kommen, um seinem Herrn das Mißgeschick melden zu können, dessen Wut über diesen gelungen listigen Streich seines Feindes grenzenlos war.

Während die Ritter noch wütend und ratlos in entsprechender Entfernung hielten, erschien eine Heroldsfahne über der Brustwehr der Burg, und ein Herold verkündete dem sofort näher kommenden gegnerischen Herold, daß es erlaubt sei, die im Graben liegenden Toten und Verwundeten zu holen, wohingegen alles Belagerungsmaterial im Graben zu verbleiben hätte.

Dieses wurde unter dem Schutze der beiderseitigen Fahnen ausgeführt; unbesorgt und ohne Waffen näherte sich nun ein Teil der Mannschaft und holte die Toten und Schwerverwundeten aus den Gräben heraus.

Als der letzte Tote geborgen war, senkte sich die feindliche Flagge zum Dank für den gewährten Waffenstillstand, erhob sich aber gleich darauf umso höher zum Zeichen, daß der Fehdezustand zwischen den verbündeten Rittern und Gerold von Geroldsheim und Gladeneck weiter bestehe.

Ein Triumph- und Siegesgeschrei erscholl hierauf droben als Antwort, und in ohnmächtigem Grimme traten die Geschlagenen den beschwerlichen Rückmarsch durch den Wald an.

Die Belagerten kamen unbelästigt aus der Burg. Rasch waren die Gräben von dem zurückgelassenen Belagerungsmaterial geräumt, die Felsblöcke und Steine entfernt, und alle Mannen waren damit beschäftigt, die Löcher, Gruben und Gräben wieder in Stand zu setzen.

Als die Sonne erschien, lag die herrliche Feste wieder wie vorher im tiefsten Frieden und absoluter Stille da und niemand Fremdes konnte ahnen, daß wenige Stunden vorher ein heftiger Kampf um sie entbrannt war.

Im Familienzimmer der Burg saßen eben der Burgherr, seine Tochter Berta und Rosamunde von Luchsheim.

Letztere war immer noch fassungslos und konnte an die Treulosigkeit und Hinterlist ihres Vaters noch nicht glauben. Sie hatte sich alle Hoffnung gemacht, daß auf den Brief und den versöhnlichen Vorschlag Gerolds von Geroldstein der unselige Zwist endlich beigelegt und Friede und Glück wieder bei ihnen einkehren würde.

Sie erglühte vor Scham und war untröstlich über die aufs neue erwiesene unversöhnliche Gesinnung ihres sonst so edlen, aber durch seinen sinnlosen Haß verblendeten Vaters.

Ernst und sinnend ruhten die milden Augen Gerolds auf dem sanften und lieblichen Antlitz der Tochter jenes Mannes, der ihn als sein Todfeind haßte und verfolgte.

Wie war es möglich, daß dieser Mann so hassen konnte?

Gleichsam als wenn Rosamunde seine Gedanken erraten hätte, bat sie mit leiser Stimme: „Vergebt ihm, Herr Ritter; er weiß nicht, was er tut! Möge er bald anderen Sinnes werden!"

Heftig weinend hatte sie sich in ihren Sessel niedersinken lassen, und während Gerold sie mit sanften Worten zu beruhigen suchte, und Berta sich liebevoll um sie bemühte, ertönte das Horn des Wächters.

Schmetternde Hörnerklänge verkündeten den Wiederbeginn des Kampfes.

Da rückten sie heran, in heller Morgensonne blitzten Rüstungen und Waffen der immer noch stattlichen Schar.

An ihrer Spitze ritten Wentzel von Kammereck und Veit von Vitzheim. Udo von Luchsheim ritt mit den fremden Rittern inmitten des Zuges, während Ohm Dick auf seinem riesigen Brabanter den Schluß machte. Schmerzlich bewegt erblickte Ritter Gerold von Geroldstein seinen Jugendfreund, der er seit langen Jahren zum ersten Male und zwar als seinen grimmigsten Feind wiedersah.

Mit einem mitleidigen Blick auf Rosamunde enteilte er, um die nötigen Anordnungen zu geben, indes Berta mit der gänzlich fassungslosen Rosamunde sich ins Frauenzimmer zurückzog.

Inzwischen schlossen die Feinde die Burg von allen Seiten ein, und ehe der Abend anbrach, hatten die Mannschaften bereits ihre Hütten erbaut, während die Ritter mit ihren Knappen im Dorfe Unterkunft gefunden hatten.

(Fortsetzung folgt.)

## Miszellen.

R. Z.-H. **Der letzte Wolf in Nassau** soll nach einer Notiz in Nr. 7 S. 85 bei Schloßborn im Jahre 1827 geschossen sein. Das ist aber nicht richtig! Der letzte Wolf wurde vielmehr am 23. Januar 1841 bei Brandoberndorf, Kreis Usingen, durch den Gemeinderechner Konrad Schmidt aus Hasselborn im Walddistrikt Nesselborn erlegt. Näheres darüber findet sich in der „Forstlichen Beilage“ zum Amtsblatt der Landw.-Kammer vom 6. Januar 1900. Wenige Tage vorher, am 14. Januar 1841 wurde ein männlicher Wolf, 102 Pfund schwer, im Herschbacher Wald (Westerwald) vom Förster Bay geschossen. Von 1814 bis 1820 wurden in Nassau öfters Wölfe gespürt, so daß die Nass. Landesregierung Treibjagden auf Wölfe anordnete. Näheres darüber wird in der „Forstl. Beilage“ vom 2. Dezember 1899 berichtet. (Vgl. „Nassovia“ Nr. 15 von 1903.) Neuerdings meldet auch Herr Bürgermeister Christ zu Ehrenbach von einem am 28. XI. 1829 in dortiger Gemarkung geschossenen Wolfe. (S. Nassovia Nr. 8. D. H.)

R. Z.-H. **Veränderung von Straßennamen.** Eine merkwürdige Großtümelei macht sich seit etlichen Jahren in verschiedenen Gemeinden im Ländchen und wohl auch anderswo geltend. Die seit Jahrhunderten üblichen Bezeichnungen wie Hintergasse, Vordergasse, Steingasse, Untergasse, Erbsengasse usw. sind unseren modernen Gemeinderäten nicht mehr zeitgemäß und klangvoll genug, und so hat man sie bei Anbringung der Straßenschilder kurzerhand in Vorderstraße, Hinterstraße, Unterstraße usw. umgetauft, ja in Wallau wurde sogar im löblichen Eifer des Modernisierens der Straßennamen ein ganz enges Gäßchen (Reul), im Volksmunde seither die „eng' Gaß“ genannt, mit dem stolzen Namen Engestraße beglückt. — Es ist sehr bedauerlich, daß die betreffenden Gemeindebehörden so wenig Heimatsinn und Achtung vor den von ihren Vorfahren überlieferten Straßenbezeichnungen haben. Sie sollten doch bedenken, daß in manchen Gassen von Großstädten (z. B. Fahrgasse, Töngesgasse ꝛc. in Frankfurt, Kirchgasse, Langgasse usw. in Wiesbaden) oft mehr Einwohner befinden, als in sämtlichen Straßen eines solchen Dörfchens, wo man logischer Weise auch das Singen von Volksliedern, wie: „Nun leb' wohl, du kleine Gasse“ verbieten oder wenigstens das anstößige Wort „Gasse“ durch „Straße“ ersetzen sollte.

J. B.-G. **Die erste Lehrerbibliothek in Nassau 1780.** In Ergänzung unserer Arbeit in Nr. 15, Jahrgang 6, pag. 186 der „Nassovia“, möchten wir heute noch eine Bitte des Stadtpfarrers Keller in Dillenburg veröffentlichen, die vom 17. 3. 1796 datiert, sich mit dem rubrizierten Gegenstande beschäftigt und die vielleicht einmal Wert hat für einen Darsteller nassauischer Schulgeschichte in der Zukunft. Keller schreibt: Da der Fürstl. Landesregierung an brauchbaren und geschickten Schulleuten überaus viel gelegen ist, so hat Hochdieselbe zur Beförderung der Bildung der Landschullehrer ein jährliches Fixum zur Vermehrung der schon vorhandenen kleinen Schulbibliothek hochgeneigtest verwilligt. Für diesen jährlichen Beitrag werden die zweckmäßigsten Schriften angeschafft und zum Gebrauch der deutschen Schullehrer hingestellt. Diese Schulmeister-Bibliothek findet sich dahier in Dillenburg im 2. Pfarrhaus. Es können also die Land-Schulleute, die ihre Kenntnisse in manchen nützlichen Dingen erweitern und sich besonders in dem Erziehungsfach bilden wollen, Lesebücher bei mir erhalten. Und wer mag wohl Recht zum Gebrauch dieser Bücher haben und sich dessen nicht bedienen? Wer nicht mit Freuden diese landesväterliche Anstalt nützen? Um den ihm etwa in früheren Jahren entgangenen, zweckmäßigen Unterricht durch eigenes Lesen nachzuholen und sich zu dem überaus wichtigen Geschäft der Erziehung und dem Unterricht der Jugend geschickt zu machen: da von einem guten Unterricht der Jugend die Wohlfahrt des Staates abhängt. Zur Austeilung und Zurückgabe der Bücher ist die Stunde von 2 bis 3 Uhr Mittwochs und Samstags festgesetzt. Sollte jemand geneigt sein, die Anstalt durch ein gutes Buch — alte Rechenbücher und Briefsteller, die nichts taugen und die mir beim ersten Anfang dieser Bibliothek übergeben worden sind, nehme ich nicht; was gegeben wird, muß gut sein, so wenig es auch ist — zu vermehren, so bitte ich, es an mich abzugeben. Zum Zeichen der Dankbarkeit verspreche ich gelegentlich seine patriotische Gesinnung in diesen Blättern, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, zu veröffentlichen. Der Name des wohltätigen Stifters wird zum Andenken in den Katalog der Bibliothek eingetragen. Welcher Literatus aber wird nicht in seinem Büchervorrat etwas von Geschichte, Erd- und Reisebeschreibungen, Naturgeschichte, Ökonomie, moralische Schilderungen und Gedichte finden, das er abgeben könnte? Die etwa zu befürchtenden Dubletten schaden bei dem Zweck dieser Bibliothek nichts, und gerne werde ich mich der Mühe unterziehen, allen denen Dank zu sagen, die mich bei meinem nützlichen Werk unterstützen. Keller, Pfarrer.

J. B.-G. **Die Abschaffung der Geißen im Hadamarischen.** Daß eine Landesregierung soweit geht, dem geringen Mann die Abschaffung seiner Ziegen kraft ihrer obrigkeitlichen Gewalt anzubefehlen, gehört gewiß zu den Seltenheiten. Aber daß es vorgekommen ist, das ersehen wir aus nachstehendem Kanzleibefehl vom 23. Mai 1637, herausgegeben von der Hadamarer Regierung. Demnach, daß Geissen Viehe den Weyden schädlich, vndt daß jungh Gewächs von Bäumen vndt sonsten abbeißen, daher sonderlich dieses Orths dergleichen Viehe Zucht verbotten gewesen, destoweniger aber weil etliche diesem zuwiedder Geißen uffziehen vndt halten thun, alß solle der Schultheiß allhier auf gnedigen Befelch deß hochwohlgeborenen Grafen vndt Herrn Ludwig, der sämptlichen Bürgerschafft offentlich vortragen, daß dergleichen Geißen Viehe abzuschaffen ist vndt niemandt deren halten soll mit Verwahrung das einer oder ander deme also vngehorsamblich nachkommen würdten, in vnnachläßige harte Straff soll verfallen seyn.

J. B.-G. **Großer Brand in Rabenscheid 1811.** Das kleine Dörfchen Rabenscheid auf dem Westerwalde wurde am 20. Juni 1811 von einem schrecklichen Brandunglück heimgesucht, bei dem ihm jedoch auch rühmliche Hilfe zuteil wurde. Der Präfekt des Sieg-Departements, zu dem Rabenscheid damals in politischer Beziehung gehörte, sprach hierüber seine Anerkennung in folgenden Worten aus: Bei der am 20. Juni in Rabenscheid, in der Mairie und dem Kanton Driedorf, entstandenen Feuersbrunst, wodurch außer der Kirche 7 Wohnhäuser, 8 Scheunen und 1 Stall ein Raub der Flammen wurden, haben sich außer den Einwohnern der Stadt Herborn, deren Eifer und Tätigkeit sich bisher auf eine rühmliche Weise bewährt hat, und den Einwohnern der Mairie Driedorf und des Kirchspiels Emmerichenhain besonders der Schmied Joh. Jost Schönling und der Dienstknecht Paul von Driedorf, sowie der Johann Jost Sahm zu Waldaubach durch Fleiß und Mut auf gefährlichen Punkten ausgezeichnet. Es gereicht mir zum Vergnügen, diese rühmliche Handlung zur Ehre der genannten Personen und zur Nachahmung in ähnlichen Fällen zur Kenntnis des Publikums zu bringen.
Schmitz.

## Theater zu Wiesbaden.

### Hoftheater.

Das Programm für die Maifestspiele ist, wie folgt, festgesetzt worden: Am 14. Mai: Gotberga, dramatisches Gedicht von J. Lauff; am 15. Oberon, Oper von K. M. v. Weber; am 16. Der Bibliothekar, Schwank von G. v. Moser; 17. Jägerblut, Volksstück mit Gesang von B. Rauchenegger (mit K. Dreher als Gast); 18. Der letzte Funke, Schwank von O. Blumenthal und G. Kadelburg.

### Residenztheater.

= **Der Wasunger Krieg**, historische Komödie in 5 Akten von Anton Ohorn, zum erstenmal am 11., zum drittenmal am 15. April. — Am Hofe Herzog Anton Ulrichs von Sachsen-Meiningen streiten sich zwei Hofdamen um den Vortritt bei Tisch, indem eine Dame von nicht adliger Abkunft einer von altem Adel vorgezogen wird. Daraus entstehen allerhand mögliche Verwickelungen, die aber unmöglich alle hier aufgezählt werden können. Es kommt soweit, daß die Altadlige bei Wasser und Brot eingesperrt wird, weil sie die andere schwer beleidigt hat. Dazwischen spielen sich noch die üblichen Liebesszenen ab zwischen der Tochter Marguerite der einen und dem Neffen der

andern Gegnerin, die beide sich trotz aller Klippen durch landesherrliches Gebot „kriegen". Die Mutter der jungen Frau, die Landjägermeisterin von Gleichen, erklärt sich schließlich für besiegt. Die 5 Akte könnten sehr gut in 3 zusammengezogen werden, denn die „Länge" ist manchmal sehr fühlbar. Der 3. Akt handelt in Frankfurt a. M., alle andern in Meiningen. Alle Mitwirkenden spielten gut, besonders Frau Krause als die „Altadlige", Frl. Delosea als ihre Tochter, Herr Rücker als Herzog, Herr Hetebrügge als der Liebhaber Marguerites, Herr Bertram als Grenadier Schlinge. Die vielen anderen Rollen waren mehr oder weniger klein.

## Literatur.

* **Die Stellung des Bistums Freising im Kampfe zwischen Ludwig dem Baiern und der römischen Kurie.** Von Hans Dormann 54 u. XXXIX S. Wiesbaden, Druck von P. J. Marschall. Das Werkchen ist die Inaugural-Dissertation eines Wiesbadener Philologen, auf Grund deren ihm die Universität Heidelberg den Dr. phil. erteilte. In ebenso klarer und übersichtlicher wie erschöpfender Weise behandelt sie besonders die Person und das Wirken des papstfreundlichen Bischofs von Freising, Konrad von Klingenberg, und gibt in ihren weiteren Ausführungen einen historisch interessanten Beitrag zur Geschichte des Kampfes zwischen Imperium und Sacerdotium im 14. Jahrhunderte.

* **Jahresbericht des Kaiser Wilhelm-Gymnasiums zu Montabaur für 1907/08.** Der Bericht enthält als Einleitung eine interessante lateinische Kellereirechnung aus dem kurtrierischen Amte Montabaur von 1376 oder 1377, veröffentlicht in ihren Bruchstücken (vom Faksimile begleitet) und kommentiert durch Direktor Dr. Thamm. Ebenderselbe ist der Verfasser der am Schluß angefügten Beschreibung des ersten Studien-Erinnerungsfestes der früheren Gymnasialschüler bei Gelegenheit der Turnhallenweihe. Somit ist dieses Programm wie die früheren ein kleiner Beitrag zur Landesgeschichte.

## Neues aus Nassau.

S. K. Hoheit Großherzog und Herzog Wilhelm vollendete am 22. April sein 56. Lebensjahr.

Die älteste Einwohnerin Wiesbadens, die dort seit 1878, also einem Menschenalter, wohnende Gräfin Bertha von Keyserling, geborene Gräfin von Häseler, wurde am 12. April 99 Jahre alt.

Am 23. April schlug das nassauische Pionierbataillon bei Hochheim eine Brücke über den Main.

Fast überall im Nassauerland ist nunmehr die Bildung der Schuldeputationen nach dem neuen Schulgesetze unter dem Vorsitze des Bürgermeisters im Gange. Der Schulinspektor der Stadt Wiesbaden, H. Müller, ist zum Stadtschulrat ernannt worden und hat damit folgende ehrenvolle und wohl einzigartige Laufbahn hinter sich: Volksschullehrer, Mittelschullehrer, Hauptlehrer, Rektor, Stadtschulinspektor, Stadtschulrat. In die Wiesbadener Schuldeputation ist auch zum erstenmal eine Dame, die Handarbeitslehrerin Frl. Muffet, eingetreten. Die Residenz ist in Schulsachen allemal voran.

Die Gartenseite des Kurhauses zu Wiesbaden ist nunmehr durch Anbringung der Majolikabekleidung fertiggestellt worden.

Der katholischen Gemeinde zu Ems hat ein Gönner einen Kirchenbauplatz bei der Silberschmelze geschenkt. Der Kirchenbau ist beschlossen worden.

Das „Börnchen" bei Niederselters, das etwa 500 Meter von der großen Quelle befindliche Sauerwasserbrünnchen, soll zur Entnahme des Haustrunks der Selterser und der benachbarten Orte reserviert werden.

Das Projekt der Nassauischen Bäderbahn wird wahrscheinlich fallen, da sich die Bahn nicht rentieren dürfte. Dagegen wird eine Eisenbahnverbindung Homburg—Königstein—Eppstein einerseits und Niedernhausen—Wehen anderseits vorgeschlagen, um alle taunensischen Bäder untereinander zu verknüpfen.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Mai.**

**1. 1810.** Gefecht bei Malagon. Siegreiches Gefecht der nassauischen Reitenden Jäger unter Major von Reineck gegen Partisans. (Spanischer Feldzug.)

**2. 1513.** Der Ort Frauenstein wird in die Märkerschaft der Höhe aufgenommen.

**3. 1442.** Graf Engelbert I. von Nassau stirbt. Er war der Sohn des Grafen Johann I. und regierte mit seinen Brüdern Johann II. und III. gemeinsam. Er allein aber setzte den Stamm fort. Unter ihm kamen die ersten niederländischen Besitzungen (darunter Vianden und Bredà) an die ottoische Linie.

**10. 1556.** Graf Bernhard von Nassau-Beilstein zu Liebenscheid stirbt sohnlos. Die kleine Herrschaft Liebenscheid fiel nun an die Hauptlinie Beilstein und mit dem ganzen Gebiet 1561 an Nassau-Dillenburg.

**12. 1893.** Fürst Georg II. von Waldeck und Pyrmont stirbt. Er war geboren am 14. I. 1831, folgte 1845 seinem Vater, dem Fürsten Georg I., zunächst unter Vormundschaft, in der Regierung, vermählte sich 1853 mit der Prinzessin Helene von Nassau, Tochter Herzog Wilhelms († 1888), die ihm sechs Kinder, darunter die spätere Königin Emma der Niederlande und dem nunmehrigen Fürsten Friedrich, schenkte. Anno 1888 wurde ihm Schaumburg-Holzappel zugesprochen.

**14. 1881.** Herzog Peter von Oldenburg stirbt. Er war am 26. VIII. 1812 als Sohn des Prinzen Georg geboren und seit 1837 mit Prinzessin Therese von Nassau, Tochter Herzog Wilhelms († 1871), vermählt, die ihm fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, schenkte.

## Briefkasten.

**F. S. in N.** Wenn die „Nassovia" bei Ihnen mehr als einmal gebrochen ankommt, so ist dies die Schuld des Postboten. Der Verlag faltet nur einmal, der Länge nach. Eine Beschwerde beim Postamte hatte schon mehrmals sofortigen Erfolg.

**D. S. in W.** Damoiseau und Damoiselle, von denen die erstgenannte Form nicht mehr vorkommt, sind von Domicellus und Domicella (auch im englischen = Damsel) herzuleiten. Damit wurden die Kinder des ritterlichen Hauses, Jungherr (Junker) und Jungfrau, bezeichnet.

**P. H. in M.-G. u. a.** Wenn die Beläge ausbleiben, bitten wir, sich an den Verlag zu wenden, nicht an den Herausgeber.

**N. D. in W.** Wir sind von unserer früheren Ansicht zurückgekommen und schließen uns dem Herkommen an, daß man bei den meisten Ortsnamen auf en diese Endung bei der Adjektivierung abstößt und einfach er anhängt: Binger, Usinger, Hallgarter, Nastätter usw. Bei Wiesbaden ist's anders. Das —baden ist die alte, nicht mehr bräuchliche Pluralform für —bäder; deshalb also: Wiesbadener, nicht Wiesbader.
Es tritt sowohl die Form Ungeld als auch Umgeld auf.

**Prof. Dr. W. in F.** Doch, die Benennung stimmt.

**J. B. in G.** Dankend erhalten. Frdl. Gruß.

**K. W. in G.** Desgleichen.

**Redaktionsschluß: 24. April.**




№ 10. Wiesbaden, den 16. Mai 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



## Pflücken.

Wenn du durch die Fluren gehst,
Durch die grünen Matten,
Und dich stärkest und erquickst
In des Waldes Schatten,

Wie viel Schönes kannst du schau'n
Überall am Wege,
Edler Pflanzen Wohlgestalt,
Tiere flink und rege!

Blumen, die mit reichem Duft
Laben und erfreuen,
Bäume, die mit süßer Frucht
Mut und Kraft erneuen!

Vögel hört dein lauschend' Ohr
Fröhlich jubilieren,
Überall voll Lebenslust
In den Waldrevieren.

So schau' auch mit offnem Sinn
Auf des Lebens Gängen!
Du wirst sehen hier und dort
Edle Früchte hängen.

Stille sie erwarten dich,
Um dich zu beglücken.
Geh' nicht achtlos deinen Pfad,
Lerne schau'n und pflücken!

Tausend Gaben liegen da,
Brauchst dich nur zu bücken.
Tu' nur deine Augen auf,
Lerne schau'n und pflücken!

## Fortschritt.

Wenn wir der Weltgeschichte Gang betrachten,
So sehen überall wir Licht und Dunkel,
Wie Leid und Not der Menschen Glück umnachten,
Wie Freude strahlt gleich hellem Sterngefunkel,
Wie sie im Wissensfortschritt Höh'n ersteigen,
In trübem Wahn sich dann zur Tiefe neigen.
Doch überschau'n das Ganze wir bis heute,
Dann zeigt sich uns ein hoffnungsreiches Bild,
Wir seh'n, wie immer Segen aus dem Irrtum quillt,
Und frohe Andacht, wie bei Frühgeläute,
Füllt unsre Herzen. Ewig strahlt der Funken
Der Göttlichkeit im menschlichen Gemüte
Und führt mit Riesenmacht, wenn wir gesunken,
Zu neuer Höhen neu entspross'ner Blüte.
So wandeln wir auf viel gewund'nen Wegen
Doch immer einem größern Ziel entgegen.
Was wir in schweren Kämpfen uns erringen,
Stärkt uns und macht die weitern Schritte leicht;
Auf rechtem Wege schon liegt das Gelingen:
Wer auf ihm wandelt, hat ein Ziel erreicht.

August Ammann.

# Wetzlarer Goethe-Erinnerungen.

1) Von Theodor Gesky.

Nach Wetzlar, der ehemaligen Reichsstadt, die nach dem Verlust ihrer Selbständigkeit 1803 dem Fürsten Dalberg zufiel, und nach der Errichtung des Deutschen Bundes 1815 der preußischen Rheinprovinz zugeteilt wurde, zog es mich schon in jungen Jahren. Solche Anziehungskraft übte diese alte Stadt an der lieblichen Lahn weniger durch ihre geschichtlichen Erinnerungen — Wetzlar wurde am 15. Mai 1693 Sitz des Reichskammergerichts, und am 15. Juni 1796 besiegte Erzherzog Karl bei Wetzlar die Franzosen unter Jourdan — als durch ihre literarhistorischen Denkwürdigkeiten auf mich aus. Goethes Roman: „Die Leiden des jungen Werther“ hatte mich ebenso mit dem Zauber seiner wunderbaren Sprache bestrickt, wie Schillers „Räuber“, für deren vollendete Aufführung, mit dem genialen Davison als Franz Moor, im Hoftheater zu Dresden, das ich als Primaner auf einer Fereienreise in die Sächsische Schweiz besuchte, ich noch heute einem gütigen Geschick dankbar bin. Mein Wunsch, die Plätze und Örtlichkeiten in und bei Wetzlar, die Goethe in seinem Roman verewigt hat, aus eigener Anschauung kennen zu lernen, erfüllte sich schon einige Jahre später.

Goethe läßt Werther im ersten Briefe des ersten Buches seines Romans über Wetzlar schreiben: „Die Stadt selbst ist unangenehm, dagegen ringsumher eine unaussprechliche Schönheit der Natur.“ Diese Worte haben auch heute noch ihre Berechtigung. Sind auch inzwischen viele alte Häuser verschwunden und haben Neubauten Platz gemacht, die Lage der alten freien Reichsstadt und jetzigen Kreisstadt ist noch heute abschüssig, und die größtenteils engen, steilen und winkeligen Straßen und Gassen machen Wetzlar auch nicht gerade anziehend. Um so reizvoller ist dagegen seine mit den anmutigsten Tal- und Hügellandschaften geschmückte Umgebung, die nur von wenigen kleineren Städten im Deutschen Reiche übertroffen wird.

Der Dom, an dem die verschiedensten Baustile sich nachweisen lassen, übt auf den Besucher einen wunderbaren Eindruck aus. Er dient beiden Konfessionen zu ihren Gottesdiensten. Im Chor, der frühgotisch ist und noch romanische Anklänge zeigt — er mag um 1240 erbaut sein — ist die katholische, im Schiff, das von 1300 bis 1330 entstand, die evangelische Kirche. Der älteste (nordwestliche) Teil des Doms, der sogenannte „Heidenturm“, ist wahrscheinlich der romanische Turm einer älteren kleinen Kirche aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts. Von einer näheren Beschreibung dieses interessanten Denkmals mittelalterlicher Baukunst, sowie des Hauses „Zum Kalsmunt“, einst Sitz der kaiserlichen Schirmvögte, dessen Turm teilweise noch aus der Römerzeit stammen soll, kann ich um so eher absehen, als die folgende Skizze sich nur mit den Goethe-Erinnerungen Wetzlars beschäftigen soll. Deshalb sei noch erwähnt, daß der Dom im Süden durch eine Reihe Kastanienbäume, unter denen Goethes Büste aufgestellt ist, abgegrenzt wird.[1]) —

Als Goethe im Frühling 1772 auf den Wunsch seines Vaters sich nach Wetzlar begab, anscheinend, um bei dem dortigen Reichskammergericht das deutsche Zivil- und Staatsrecht näher kennen zu lernen, in Wahrheit aber, um Homer, Pindar und Ossian zu studieren und den in Straßburg begonnenen und im ersten Entwurf 1771 geschriebenen „Götz“ zu vollenden, was jedoch erst im Frühling 1773 in Frankfurt geschah, wohnte er in dem durch verblaßte Malereien kenntlichen, mit einer Gedenktafel versehenen Hause in der engen Gewandsgasse, nahe dem Kornmarkt. In dem Haus an der Enten- und Schmiedgasse, dem damaligen ersten Gasthof der Stadt, „Zum Kronprinzen“ hatte Goethe seinen Mittagstisch. Die Sitzungen des Reichskammergerichts wurden damals noch nicht in dem aus einem Mittelbau und zwei vorspringenden Flügeln bestehenden Gebäude am Hausertor abgehalten, sondern in dem sogenannten „Reichsapfel“ am Fischmarkt, heute noch mit einem mächtigen Doppeladler geschmückt. Jenes Gebäude war von 1715 bis 1718 durch den Kammerrichter Grafen Franz Adolf Dietrich von Ingelheim erbaut und im Jahre 1782 von dem Reichskammergericht für 6599 Gulden erworben worden, so daß die erste Sitzung in demselben am 6. November 1782 abgehalten werden konnte. Als Wetzlar preußisch wurde, wurde das Reichskammergerichtsgebäude in eine Kaserne verwandelt, in der bis zum Herbst 1877 ein Teil des bis dahin in Wetzlar stehenden Rheinischen Jägerbataillons untergebracht wurde. Später wurde an Stelle der Kaserne ein schönes Postgebäude errichtet. In den Kellerräumen des Nachbarhauses, des jetzigen Amtsgerichtsgebäudes, befindet sich das von dem Geheimen Archivrat Dr. Feldmann verwaltete Archiv. „Wegen der geringen Zahl der Beisitzer und des langsamen Rechtsverfahrens hatten

[1]) Der Dom wird bekanntlich restauriert und soll 1910 eingeweiht werden. (D. H.)

sich, als Goethe in Wetzlar eintraf, wie J. W. Schaefer „Goethes Leben" Band 1 S. 144 mitteilt, an zwanzigtausend Prozesse angehäuft, während jährlich nicht einmal mehr als die Hälfte der neu hinzukommenden erledigt werden konnten. In dem ganzen Gange der Revision zeigte sich ein so erbärmliches Treiben der einzelnen deutschen Stände, um lieber die Gebrechen zu verhüllen, als dem Kaiser eine reformatorische Regierungsgewalt einzuräumen, daß Goethe nun „jenen heillosen anarchischen Zustand vor sich sah, in den der Brave, wie sein Götz, mit mutiger Selbsthilfe dreinschlagen möchte."

So wenig sich Goethe ferner von dem gesellschaftlichen Leben Wetzlars angezogen fühlte — der sehr stark vertretene Adel verkehrte mit den Bürgerlichen durchaus nicht — so sehr erfreute er sich an der anmutigen Umgebung der Stadt. Sein Lieblingsspaziergang war der am Ufer der Lahn sich hinziehende und nach dem eine gute halbe Stunde entfernten Dorfe Garbenheim, dem aus Werther bekannten Wahlheim, führende Weg. Hier lernte Goethe an einem schönen Frühlingstage den acht Jahre älteren kurhannoverschen Legationssekretär Johann Christian Kestner kennen, der in dem jungen Dichter sofort ein wahres Genie und einen Menschen von Charakter gefunden zu haben glaubte. Kestner war mit der zweiten Tochter des im „Deutschen Hause" in Wetzlar wohnenden Deutsch-Ordens-Amtsmannes Buff verlobt, wenn auch noch keine öffentliche Erklärung des Verhältnisses stattgefunden hatte. Das Haus, das Amtmann Buff als Verwalter der Güter des Deutschen Ordens mit seiner zahlreichen Familie bewohnte, steht links am Hofe des „Deutschen Hauses", zu dem die „Lottegasse" führt. Das Zimmer, in dem Charlotte Buff, die liebliche zweite Tochter des Amtmanns wohnte, die in Goethe eine so tiefe und leidenschaftliche Herzensneigung weckte, daß er sie als „Werthers Lotte" unsterblich gemacht hat, ist noch in seinem alten Zustande erhalten. Es birgt noch manche liebe Erinnerungen an Lotte, die jeden Reisenden, der sich dafür interessiert, gern gezeigt werden: ihr Klavier, eine von Lotte gearbeitete Stickerei, einen Brief von Charlotte Buff, verehelichter Hofrätin Kestner, aus dem Jahre 1811, und eine von ihr im Jahre 1826 ausgestellte Quittung, ein Pastellbild des Amtmanns Buff, Schreibhefte, Zeichnungen und Schmucksachen von Lotte Buff. Goethe lernte dieses seltene, in jugendlicher Frische und Heiterkeit prangende Mädchen, von dessen unendlicher Herzensgüte er sich wunderbar angezogen fühlte, ganz zufällig kennen, als er am Abend des 9. Juni 1772 in Gesellschaft von Bekannten nach dem eine Stunde von Wetzlar entfernten, am Fuße des Stoppelbergs liegenden, freundlichen Volpertshausen fuhr, wo in einem Jagdhause, dem jetzigen Schulhause, der im Werther beschriebene Ball abgehalten wurde. Daß der Amtmann Buff damals in der Nähe auf einem fürstlichen Jagdhofe gewohnt habe, weil ihm nach dem am 13. März 1771 erfolgten Tode seiner Frau der Aufenthalt im Amtshause verleidet gewesen sei, ist eine absichtliche Veränderung Goethes. Kaulbachs berühmtes Bild „Lotte" wird vor uns lebendig, wenn wir Goethes entzückende Schilderung seiner ersten Begegnung Lottes lesen: „Ich war ausgestiegen, und eine Magd, die ans Tor kam, bat uns, einen Augenblick zu verziehen: Mamsell Lottchen würde gleich kommen. Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebauten Hause, und da ich die vorliegende Treppe hinaufgestiegen war und in die Tür trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in die Augen, das ich gesehen habe. In dem Vorsaale wimmelten sechs Kinder, von elf zu zwei Jahren, um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid mit blaßroten Schleifen an Arm und Brust anhatte. — Sie hielt ein schwarzes Brot und schnitt ihren Kleinen rings herum jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit solcher Freundlichkeit, und jedes rufte so ungekünstelt sein: Danke, indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrote vergnügt entweder wegsprang oder, nach seinem stilleren Charakter, gelassen davon ging, nach dem Hoftore zu, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darinnen ihre Lotte wegfahren sollte."

Abweichend von der Wirklichkeit hat Goethe Lotte als die älteste Tochter des Amtmanns bezeichnet. Goethes Vorliebe für schwarze Augen bestimmte ihn, auch der Geliebten Werthers solche zu geben, anstatt blaue, wie sie Lotte hatte. Die rote Schleife, die Lotte auf dem erwähnten Balle trägt und die sie Werther zum Geburtstag schenkt, das Gespräch am letzten Abend (10. September) und die Flucht entsprechen genau den betreffenden Stellen im Roman, ja, der Dichter hat seinem Helden auch seinen eigenen Geburtstag (28. August) geliehen. Ebenso haben die landschaftlichen Schilderungen einen naturgetreuen Hintergrund.

Der Garten, in dessen düsterem Kabinett im Mondlicht das letzte Gespräch zwischen Werther und Lotte stattfindet, ist derselbe, den Werther schon im ersten Brief erwähnt, und den er oft mit der Geliebten besuchte, um sich an dem Anblick der untergehenden Sonne zu erfreuen. Kestner bemerkt in seinem Tagebuch unter dem 10. September 1772: „Mittags aß Goethe bei mir im Garten; ich wußte nicht, daß es das letzte Mal war. Abends kam Goethe nach dem Deutschen Hause. Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustande nach diesem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen usw., welches nicht er, sondern Lottchen anfing. Wir machten mit einander aus, wer zuerst von uns stürbe, sollte, wenn er könnte, den Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben; Goethe wurde ganz niedergeschlagen; denn er wußte, daß er am anderen Morgen weggehen wollte."

Das Gartenhaus ist jetzt nicht mehr vorhanden. Aber noch rieselt der „Goethebrunnen", früher auch „Wertherbrunnen" genannt. In der Felsengrotte vor dem Wildbacher, jetzt auch als Wöllbacher bekannten Tore, bei einer alten herrlichen Linde, war Goethes Lieblingsplätzchen. Er selbst, Werther-Goethe, beschreibt dieses liebliche Idyll mit folgenden poesiereichen Worten: „Ich weiß nicht, ob täu-

ſchende Geiſter um dieſe Gegend ſchweben, oder ob die warme, himmliſche Phantaſie in meinem Herzen iſt, die mir alles rings umher ſo paradieſiſch macht. Da iſt gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Meluſine mit ihren Schweſtern. — Du gehſt einen kleinen Hügel hinunter und findeſt dich vor einem Gewölbe, da wohl 20 Stufen hinabgehen, wo unten das klarſte Waſſer aus Marmorfelſen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfaſſung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Ortes — das hat alles ſo was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da ſitze. — O, der muß nie nach einer ſchweren Sommertagswanderung ſich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann.“ Den idylliſchen Platz, wo Goethe ſo oft ruhte, und der alljährlich von Tauſenden beſucht wird, ſchmückt jetzt eine Nachbildung der Trippelſchen Büſte des Dichters.

Neben dem Brunnen führt ein anmutiger, durch Feſen eingeengter Weg am linken Ufer der Lahn empor zum Lahnberg, an deſſen Fuße das Dorf Garbenheim liegt. Verfolgt man oben aus Garbenheim einen Fußweg, ſo gelangt man auf die Höhe und wird auf der „Garbenheimer Warte“ durch die entzückende Ausſicht überraſcht, die Werther folgendermaßen ſchildert: „Es iſt wunderbar, wie ich hierher kam und vom Hügel in das ſchöne Tal ſchaute, wie es mich rings umher anzog. — Dort das Wäldchen! — Ach, könnteſt du dich in ſeine Schatten miſchen! — Dort die Spitze des Berges! — Ach, könnteſt du von da die weite Gegend überſchauen! Die in einander geketteten Hügel und vertraulichen Täler! — O, könnte ich mich in ihnen verlieren!“ — Noch umfaſſender iſt die Rundſchau von dem 1901 dort erbauten Bismarckturm. Aus Werthers Brief vom 26. Mai ſpricht der ganze, die Natur ſo innig liebende Goethe zu uns: „Du kennſt von alters her meine Art, mich anzubauen, mir irgend an einem vertraulichen Orte ein Hüttchen aufzuſchlagen, und da mit aller Einſchränkung zu herbergen. Auch hier habe ich wieder ein Plätzchen angetroffen, das mich angezogen hat.“ Unwillkürlich denkt man hierbei an Goethes noch heute erhaltenes ſchlichtes Gartenhaus im Park bei Weimar.

(Schluß folgt.)

# Fürſt Walrad zu Naſſau-Uſingen (1659–1702).

2) **Von F. Seibert.** **(1. Fortſetzung.)**

Um 1686 war das Rathaus ſo baufällig geworden, daß man es nicht länger erhalten konnte. Kein Wunder! Um die Mitte des 15. Jahrhunderts erbaut, war es bereits 200 Jahre und etliche Jahrzehnte alt. Dazu hatte es zwei große Stadtbrände und den Dreißigjährigen Krieg glücklich überlebt. Es wurde ein Modell zu einem neuen angefertigt und gnädiger Herrſchaft zur Prüfung und weiteren Verfügung vorgelegt. Bei den fortwährenden Kriegsunruhen, Durchmärſchen und Einquartierungen zog ſich der Bau bis 1689 hinaus. Am 9. Oktober dieſes Jahres wurde zum erſten Male Gericht auf dem neuen Rathaus gehalten. Schultheiß Vinz Clem war Vorſitzender und Martin Stein Gerichtsſchreiber. Das Gericht umfaßte 9 Schöffen. Weilen aber einer kurz vorher „Todes verfahren“, waren nur 8 anweſend: Hans Veſt Müller, Johann Born, Niklas Ernſt, Johannes Gelfuß, Chriſtian Handel, Johann Lorenz Wicht, Niklas Wiſchhahn, Daniel Wicht. Ein am Schluß der Sitzung niedergeſchriebener Wunſch lautet: „Gott verleihe, daß auf dieſem Rathaus das Gericht noch lange Zeit von uns und unſern Nachkommen in Frieden und Geſundheit beſeſſen und gehalten wird!“

In das Rathaus führten eine Vorder- und eine Hintertreppe, jede überdacht und auf den Spitzen der Dächlein blinkten hellverzinnte Knöpfe. Das Rathaus ruhte auf Säulen, und man konnte drunterher gehen und fahren und tanzen. Und es wurde da fleißig zur Muſik der Geiger und Pfeifer getanzt an Kirmeß- und andern Feſttagen. Wer ſich unanſtändig benahm, wurde rückwärts auf den bereitſtehenden hölzernen Eſel geſetzt. Der Raum war zugleich an einen Krämer verpachtet, der da Waren feil hielt. Um 1689 war es Johann Martin Bender, der Turmmann und Stadtmuſikant. Sein Baſar umfaßte Öl, Kerzen, Leim, Wachs, Harz, Pech, Unſchlicht, Nägel, Seile, Stricke, Kordel, Hanf, Flachs, Ahnen, Kuhhaare, Kienrauch, Eiſenfarbe, Papier ꝛc.

In den Jahren 1665—1670 legte Walrad am „Rauhen Reis“ einen Hof an. Er ſtattete ihn aus mit Ackerland, Wieſen und dem nöthigen Beſtande an Vieh. Unter dem Namen Neuer Hof, Neuhof, herrſchaftlicher Hof kommt er im Laufe des Jahrhunderts oft vor. Bewirtſchaftet wurde er von einem Pächter oder aber von einem gräflichen Verwalter. Als Gründer, nicht Erbe, des Hofes am Rauhen Reis iſt, obgleich Wilhelm Heinrich denſelben ſpäter zu einem Dorf erweiterte, das er nach ſeinem Namen Wilhelmsdorf nannte, Walrad auch als Gründer dieſes Dorfes anzuſehen. In ähnlicher Weiſe wurde er auch der Gründer vom neuen Michelbach. Michelbach war im Dreißigjährigen Krieg zerſtört worden, und Walrad beſchloß, es neu aufzubauen, „daß es wieder ein Dorf ſei wie vor alters.“ Er verwilligte den Anſiedlern freies Bauholz, Acker- und Wieſenland und eine zehnjährige Befreiung von Steuern

und Diensten. Im Jahre 1700 ließ er die Terminei des neuen Dorfes absteinen. Unter gleichen Vergünstigungen überwies er französischen Flüchtlingen den Landstrich Hasselborn. Es war aber verlorene Liebesmühe. Als die Freijahre um waren, zogen sie weg, und die Neubildung Hasselborns blieb dem Fürsten Wilhelm Heinrich vorbehalten.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege hatte Johannes Dienstbach „Praeceptor primarius" die verstörte alte Lateinschule wieder hergestellt und „in Flor gebracht." Nach seinem Abgang als Pfarrer nach Merzhausen ging sie wieder zurück. Die Ratsherrn von Usingen bemühten sich, ihn wieder zurückzuerhalten. Da dies jedoch nicht anging, erließen sie aus alter Dankbarkeit seinen Kindern, die sich wieder nach Usingen verheirateten, das Bürger- oder Einzugsgeld. Praeceptor primarius Johannes Dienstbach und seine „Sponsa" Anna Ursula, eine Tochter des Herrn Dr. Johann Heinrich Flick, waren die ersten, die in der neuerbauten Kirche getraut wurden und zwar am 25. Oktober 1653. Sie sind wohl bis jetzt das älteste bekannte Stammelternpaar der Familie Dienstbach in Usingen. —

Die Versetzung Dienstbachs machte die Annahme eines Pfarrers in Usingen notwendig. Man wählte den Feldprediger Konrad Leonhardt aus Alt-Wildungen und setzte auf hochgräflichen Kanzleibefehl das „neuangerichtete" Pfarrhaus für ihn in wohnlichen Stand. Er versah dieses Amt aber nur drei Jahre, da er 1673 starb.

Westerfeld war verpflichtet, dem Pfarrer von Usingen, der Westerfeld zu versehen hatte, auf Kirchweihe eine Maß oder ein halb Viertel Wein zu reichen. Dies war Jahre lang unterblieben, weil niemand mehr wußte, ob der Wein von der Gemeinde oder anders woher bezahlt worden sei. Walrad machte dem Zweifel ein schnelles Ende. Er verordnete, daß der Baumeister der Kapelle Westerfeld dem Pfarrer auf Kirchweih ein halb Viertel Wein reiche. „Und ist der Anfang geschehen anno 1668."

Im Jahre 1671 starb der Westerfelder Schuldiener Andreas Lutz aetatis suae 64 Jahre. Er wurde im Beisein vieler „ausländischer" Leute beerdigt. Die Gemeinde wandte sich darauf an den Grafen mit der Bitte, ein von ihr erwähltes, taugliches Subjectum als Schuldiener annehmen zu dürfen. Walrad erteilt folgende Resolution: „Ob zwar der Supplikant Gemeind Kinder zur Schule Usingen gehören, wird jedoch nicht allein zu ihrer, der Untertanen Bequemlichkeiten willen bis auf weitere Verordnung die Schule in Westerfeld zu halten; sondern auch den zum Schuldiener vorgeschlagenen Lorentz Thomä, so hierzu tüchtig zu sein befunden wird und dabei gering begütert ist, anzunehmen; dabei demselbigen die herrschaftlichen Steuern und Dienste erlassen zu sein: aus Gnaden verwilligt. Usingen, den 21. September 1671."

Unter dem neuen Regime lebte auch die Schützengilde wieder auf. In dem schrecklichen Brande von 1635 war den Schützen nicht nur das Pulver, sondern auch die Lust zum Schießen verbrannt. Jetzt knallte es wieder an der Schießmauer im Terrain der nachmaligen Neustadt und nicht weit davon im Schützenstigel. Im Mai 1671 beteiligte sich die Gilde mit Musketen und Pürschbüchsen an einem Preisschießen in Frankfurt.

Im Jahr 1681 wurde das Hochgericht vor dem Untertor, der sogenannte Schnappgalgen, ein Filial des Haupthochgerichts auf dem Galgenberg, wieder aufgerichtet. Aber beim Aufschlagen desselben gab's Krawall. Den Zimmerleuten wollte niemand Handreichung tun, nicht „unehrliche" Handtierung treiben. Da tat der Zimmermeister Muff den Fluch: „Daß doch der Donner die Bürgerschaft erschläge!" Das empfanden die Anwohner übel und gerieten mit den Zimmerleuten in eine Schlägerei, die durch Schloßsoldaten unterdrückt werden mußte.

Am 21. August 1681 starb Sophie Elisabethe von Wolframsdorf, eine geborene von Bernstein, bürtig aus Birkenfeld. Sie hinterließ eine Tochter und zwei Söhne. Einer der letzteren, Christian Carolus, war hochfürstlich wolfenbüttelischer Obristleutnant zu Fuß. Bei der Belagerung der Stadt und Festung Bonn wurde er am 29. September 1689 verwundet. Er starb den 3. Oktober, wurde nach Usingen gebracht und am 10. Oktober daselbst christadlig beerdigt. —

Soeben fährt Hans, Wachenheims Knecht, vierspännig zur Stadt hinaus nach den 13 Morgen. Was er dahinbringt oder dort holt, was überhaupt auf dem 13-Morgenacker gepflanzt ist, ist nicht angegeben. Aber eins wissen wir schon: auf den 13 Morgen befindet sich ein Hopfenstück. Hopfenstücke sind um diese Zeit viele in der Usinger Terminei. Vor dem Oberthor sind Hopfengärten, im Walkmühlengrunde Hopfenländer, am Schleichenbach, am Weilnauer Berg und im Oberloh herrschaftliche Hopfenstücke. Auch auf der Beund und am Dietenborn wird Hopfen gezogen. In der Stadt stehen der herrschaftliche Brauhof, das Gemeindebrauhaus und des Amtmanns Bierhaus in der Barbach bereit, den köstlichen Hopfensaft zu fabrizieren. Biertrinken ist an der Tagesordnung. Aber Wein wird auch getrunken, wenn auch weniger wie 100 und mehr Jahre früher, als die Usinger Weinberge und Weingärten florierten und man vaterländischen Bittern und Usinger Bleichert zog. Sehen wir uns einmal die Ratsherrn an! Sie haben in öffentlicher Ratsversammlung junge Bürger angenommen, oder die Gemeindediener fürs kommende Jahr gewählt, oder einem Ausheimischen das Einzugsgeld erlassen; nun sitzen sie beim Wein, den die Beglückten zum besten geben. Früher hatte es oft an Trinkgeschirr bei solchen Schmäusen gefehlt, und es war festgesetzt worden, daß jeder neue Ratsherr einen Becher stifte. Aber kaum war das Geschirr komplett, da tritt der Brand von 1692 ein und mit ihm die geldbeklommene Zeit, und niemand will mehr etwas zum besten geben. — Ähnlich ging es den Lehrern und Freunden der Lateinschule. Vor dem Brande wurden sie bei dem jährlichen Tentamen (Prüfung) reichlich mit Weck und Wein regaliert. Nach dem Brande wurde die „Verehrung" auf 1 Weck und 1 kleinen Becher Wein à Person reduziert. So kann Krieg oder Feuer durch den schönsten Gebrauch einen Strich machen. — (Schluß folgt.)

# Aus der Geschichte der Mainzer Landstraße.

1) Von K. Wolff.

Die von Frankfurt nach Mainz führende Landstraße, von alters her eine der bestfrequentierten des Landes, gab in alten Zeiten wegen ihres baulichen Zustandes vielfach Anlaß zu Klagen. Zur Entschuldigung wollen wir gleich erwähnen, daß die Straße in der an Sumpf- und Morastboden reichen und an gutem Straßenbaumaterial armen Mainebene nur mit großen Opfern in notdürftigem Stand gehalten werden konnte. Die in den mittelalterlichen und nachmittelalterlichen Zeiten in der hiesigen Gegend fast alljährlich wiederkehrenden Heerfahrten und Truppendurchzüge, sowie das zwischen Mainz und Frankfurt besonders zur Messezeit in großem Maßstab korrespondierende Frachtfuhrwesen, setzten stets die Straße in kurzer Zeit in den schlechtesten Zustand.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war die Straße wieder einmal so ausgefahren, „daß die Frachtfuhren unterwegs im Morast stecken blieben und die Fuhrleute sich weigerten, fürderhin diese alte Handelsstraße zu befahren". Das hätte für die mainzische Regierung, die das Chausseegeld einnahm, und die Herren zu Frankfurt, die das Brückengeld zu Nied erhoben, einen bedeutenden Ausfall ergeben, auch wäre dadurch die Frankfurter Messe gefährdet worden, darum einigte man sich beiderseits zur schleunigen und gründlichen Herstellung der so wichtigen alten Handels- und Heerstraße. Ihr erbärmlicher Zustand gab später dem Erzbischof Emmerich Joseph Anlaß zu einer bis ins kleinste ausgearbeiteten „segensreichen Verordnung über die Herstellung verfallener, beschädigter und unbrauchbarer Heer- und Landstraßen."

Im Mai 1746 ward mit dem Bau der Landstraße begonnen. Eine Wegekommission leitete planmäßig die Arbeiten, Sachverständige prüften die Bodenverhältnisse und das zur Verwendung kommende Baumaterial. Die einzelnen Wegestrecken wurden reguliert, möglichst gerade gelegt und nach Erfordernis mit dauerhaften Stegen und Brücken versehen. Wo es die Notwendigkeit erheischte, wurde, um dem Hochwasser zu begegnen, der Straßendamm erhöht und das Gelände mit Abzugsgräben versehen, was z. B. bei Höchst, Nied und Griesheim in großem Umfange geschah. Das Mindestmaß der Straßenbreite ohne Gräben ward auf 28 Schuh festgesetzt, die Gräben erhielten eine Breite von vier und eine Tiefe von drei Fuß. Die ganze Straße, deren Länge 5308 Ruten 2 Schuh betrug, sollte mit dicken Steinstücken gefestigt und in der Mitte gewölbt werden. Die Besitzer der anliegenden Grundstücke wurden angehalten, wo es rentabel wäre, Obstbäume, im anderen Falle aber Weiden die Straße entlang anzupflanzen. Zweimal im Jahre hatte in Zukunft die Wegekommission über den Zustand der Straße zu berichten und eventuell Vorschläge zur Beseitigung eingetretener Schäden zu machen.

An dem Straßenbau mußten sich sämtliche Untertanen der Ämter Höchst, Hofheim und Königstein in der Frone beteiligen, sie wurden durch die Keller zu Höchst, Hofheim, Eppstein und Neuenhain, sowie durch die Rentmeister zu Kronberg und Königstein zur Arbeit bestellt. Die Bauern der entlegeneren Ortschaften waren gezwungen, sich bereits am Abend vorher zu stellen, damit sie früh morgens beim Tagesgrauen mit der Arbeit beginnen konnten.

Die Steine zum Straßenbau kamen per Schiff von Klingenberg. Für ein Schiff mit Anhänger wurden laut Kontrakt mit der Miltenberger Schifferzunft gewöhnlich 75 Gulden Fracht gezahlt. Bei Wind sollte ein Schifferknecht extra bezahlt werden. Am 7. Dezember 1747 erging unvermutet der Befehl an die Miltenberger Schiffer, sofort zwei Schiffsladungen Steine zu liefern. Allein Hochwasser, Eisgang, Wind und grimmige Kälte machten die Fahrt lebensgefährlich, und kein Mitglied der Zunft wollte sich trotz namhaft erhöhtem Frachtsatz zu derselben verstehen. Da die Wegebaukommission auf der sofortigen Lieferung bestand, ward bei versammelter Zunft der Beschluß gefaßt, daß diese Fahrt durch das Los bestimmt werden solle. Das Los traf die Schiffer Johannes Eil und Michel Keller, welche die Fracht glücklich nach Eddersheim brachten. Mit der Auszahlung des von der Kellerei Miltenberg versprochenen Lohnzusatzes hatten sie weniger Glück; sie mußten ein halbes Jahr lang die mainzische Regierung um Hilfe anrufen, und beide wären sicher vor der Auszahlung gestorben, wenn sich nicht einflußreiche Persönlichkeiten für sie verwandt hätten.

Im Jahre 1756 waren die Arbeiten an der Mainzer Landstraße vollendet und die anliegenden Gemeinden wurden nunmehr für die fernere Unterhaltung derselben verantwortlich gemacht. Drei Aufseher, die einen Tagelohn von je 30 Kreuzern erhielten, hatten die Straße zu überwachen, und die minder beträchtlichen Ausbesserungen vorzunehmen. Ebenso viele Erheber vereinnahmten für Mainz das Wegegeld laut Tarif, wofür sie 10 Prozent der Einnahmen und eine gewisse Menge Brennöl erhielten. Der Tarif, wonach im kurmainzischen Lande von jeder Stunde chausseemäßig angelegter Straße Chausseegeld zu zahlen war, lautete:

| | | Kr. | ₰ |
|---|---|---|---|
| 1. | beladene Güter- und andere mit 6 Pferden bespannte Wagen, Landkutschen und Postwagen . . . . | 1 | 2 |
| 2. | leer fahrende Lastwagen . . . . | 1 | — |
| 3. | geladene Güterkarren . . . | 1 | 2 |
| 4. | leere Güterkarren . . . . | 1 | — |
| 5. | Getreidewagen . . . . . | 1 | 2 |
| 6. | leere Getreidewagen . . . | 1 | — |
| 7. | Postkutsche . . . . . . . | 1 | — |
| 8. | leere Postkutsche . . . . . | — | 2 |
| 9. | beladene Ochsenfuhre . . . . | 1 | — |
| 10. | unbeladene Ochsenfuhre . . . . | — | 2 |
| 11. | lasttragendes Pferd . . . . | 1 | — |
| 12. | ein Reiter . . . . . . . . | — | 2 |
| 13. | ein zum Verkauf geführtes Pferd . | — | 2 |

Anm.: Nach Urkunden des Staatsarchivs zu Wiesbaden und des Stadtarchivs zu Frankfurt.

| | | Kr. | H |
|---|---|---|---|
| 14. | ein Füllen | — | 2 |
| 15. | außer Landes gebracht werdende Pferde, Ochsen, Kühe, Schweine, Kälber &c. für je 10 Stück | — | 2 |
| 16. | unter zehn Stück passieren frei | — | — |

Vom Chausseegeld befreit waren die zum kurfürstlichen Hofstaat gehörigen Fuhrwerke, die Kriegsdienstpferde, die Gesandtschaften, die herrschaftlichen Fronfuhren und die Untertanen, die zum Chausseebau angezogen worden waren, ebenso die Postillons, Estafetten — nicht aber Kuriers — und das in Kurmainz eingeführte Schlachtvieh, das auf die Viehmärkte gebracht wurde. Auch die zum Spazierenfahren und -reiten benutzten Wagen und Pferde waren befreit.

Im Jahre 1803 war die Mainzer Landstraße wiederum in sehr schlechtem Zustande, so daß Oberamtmann Scheppler seine Regierung bittet, der Straße, „die von Frankfurt aus sehr häufig gebraucht werde, und die dem Aerarium viel eintrage, besondere Aufmerksamkeit zu widmen.“ Allein zu einer gründlichen Erneuerung kam es nicht, auch nicht in der darauf folgenden nassauischen Zeit, obwohl unterm 16. April 1804 Fürst Friedrich August von Wiesbaden aus eine Chausseeordnung erließ, in der über Chausseeunterhaltung durch die Gemeinden, Chausseegeld, Strafen, Chausseekassen, Tarif, Befreiungen vom Chausseegeld, Chausseeknechte und -zeichen die weitgehendsten Bestimmungen getroffen wurden.

Erst im Jahre 1815, als Deutschland glücklich zur Ruhe und Freiheit gekommen war, gedachte man in Wiesbaden auch der Mainzer Landstraße. Es war aber auch die höchste Zeit, denn ihr Zustand war infolge der gewaltigen Truppenmärsche der letzten Jahre geradezu ein jammervoller geworden. „Die Straße ist voller Löcher und Lachen, das Gestück verschwunden und fußtiefer Kot deckt sie der ganzen Länge nach, so daß kein beladener Wagen ohne Gefahr passieren kann.“ So ungefähr lauteten die Berichte des Amtmanns Reischer und Justizrats Sachs. Das Material zur Wiederherstellung ward von Steinheim, Hochheim, Königstein und Unterliederbach bezogen. Am Straßenbau beteiligt waren die Orte: Höchst, Heddernheim, Oberliederbach, Unterliederbach, Okriftel, Marxheim, Griesheim, Sossenheim, Eschborn, Niederhöchstadt, Kronberg, Nied, Schwanheim, Soden, Sulzbach, Sindlingen, Hattersheim, Zeilsheim, Münster, Niederhofheim, Kriftel, Hofheim, Weilbach, Eddersheim und Flörsheim mit insgesamt 1427 Fronarbeitern. Höchst erhielt für seine 191 Fronarbeiter 717 Ruten Straßenarbeit zudiktiert, die von der Stadt sofort an einen Unternehmer verakkordiert wurde. Der Tagelohn der freiwilligen Straßenarbeiter betrug damals durchschnittlich 30 Kreuzer. Auf die übrigen Handfröner wurden durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ Rute Straßenlänge berechnet und je vier Arbeitern sechs Ruten zugeteilt. Für jeden Fröner wurden per Jahr 12 Frontage berechnet.

Da es beim Straßenbau gar manchmal sehr am geeigneten Material mangelte, besonders der Kies aus den Unterliederbacher Gruben zu rund und zu wenig haltbar war, dazu die Versuche, im Nieder und Griesheimer Wald besseres Material zu finden fehlschlugen, so machte der am 21. September 1815 neu ernannte Amtmann Justizrat Sachs, der Nachfolger des Amtmanns Reischer, den gewiß originellen Vorschlag, die Nieder Kirche sowie die Höchster Stadtmauern und Türme abzureißen und das so gewonnene Material zum Straßenbau zu verwenden. Sachs schrieb an die Regierung:

„In Nied steht nämlich die alte Kirche mit Turm, die so viel brauchbares Material darbietet, daß damit die ganze Chausseestrecke von Nied bis zur Frankfurter Grenze auf eine dauerhafte Weise repariert werden könnte. Diese alte Ruine, welche sich schon seit dem 14. Jahrhundert (?) (Anfang des 17. Jahrhunderts) in dem ärmlichen Zustand befindet wie jetzt, gewährt nicht den mindesten Vorteil. Die Chausseekasse könnte dieselbe ohne Zweifel gegen eine unbedeutende Entschädigung an den Kirchenfonds acquirieren; auch wirft dieselbe schöne Quadersteine ab, durch deren Verkauf die Kosten des Abbruches gedeckt werden könnten. Ich habe diese Idee aufgefaßt, weil hierdurch die Wiederherstellung der Chaussee bezweckt werden könnte. Sollte sie von herzoglicher Weg- und Uferbau-Direktion beifällig aufgenommen werden, dann müßte sie allerdings einer näheren Prüfung unterworfen werden. Für diesen Fall behalte ich mir vor, über die Ausführung dieser Idee nähere Vorschläge zu machen. Ebenso könnte durch den Abbruch der hiesigen (Höchster) Stadttore — was sogar zur Verschönerung der Stadt dienen würde — das Material gewonnen werden, womit ein gut Teil der hiesigen Chaussee wieder in soliden Zustand gebracht werden könnte. Diese Straße ist die befahrenste im Land, aber auch die ärmste an Material, daher dürfte auf außergewöhnliche Mittel zu sinnen sein.“ Auf diesen etwas abenteuerlichen Vorschlag des Herrn Sachs ging die Regierung aus naheliegenden Gründen natürlich nicht ein. Sie gebot, das Material aus den bisherigen Steinbrüchen und Gruben weiter zu beziehen.

Im darauffolgenden Jahr war die Straße dauerhafter denn je hergestellt und bildete nun neben dem Mainstrom eines der frequentesten Verbindungsmittel zwischen dem Rheinstrom und der Stadt Frankfurt. Und noch heute, wo die Mainschiffahrt einen ganz gewaltigen Aufschwung genommen hat und lange Eisenbahnzüge in großer Zahl auf mehreren Linien die Mainebene durchziehen, ist die Mainzer Landstraße immer noch eine der verkehrsreichsten des Landes. Sie ist aber auch heute eine der saubersten und schönst angelegten weit und breit, was besonders dadurch ins Auge fällt, daß sie in letzter Zeit mit dauerhaftem Basalt-Kleinpflaster überzogen ward.

(Schluß folgt.)

# Der Graf von Geroldstein.

10) **Geschichtliche Erzählung von F. C. Jung.** (9. Fortsetzung.)

## X. Die Belagerung.

Dick von Dickenscheidt war wieder 'mal mit seinem geliebten Kammerecker ganz gehörig hintereinandergeraten.

Zwar war der junge Ritter, seitdem er sich bei dem Sturm auf Geroldstein so tapfer gezeigt hatte, bedeutend in seiner Achtung gestiegen; doch führte dafür dieser junge Hitzkopf seit dieser Zeit erst recht das große Wort, wie auch heute wieder.

„Es ist nicht der Schädelhieb, der mich nach Eurer, übrigens gar nicht maßgebenden Ansicht so schwerfällig macht, sondern die gänzliche Aussichtslosigkeit Eures Planes. Ich meine, Ihr hättet doch nun schon oft genug daneben gehauen, Herr Ritter Wentzel von Kammereck", bemerkte eben der Dickenscheidter, indem er bedächtig seinen Bauch strich.

„Wir werden von allen Seiten mit unsrer ganzen Streitmacht angreifen", suchte der jugendliche Hitzkopf, unbekümmert um den Einwurf des Dickensteiners, die anderen Ritter zu überreden, „und ich bin überzeugt, daß . . . ."

„Der Hammer nicht die Nuß zerschmettern sondern auf unsere eignen Schädel zurückfallen wird", ergänzte Ohm Dick in seiner trockenen Weise, indem er sich eingehend damit beschäftigte, seinem schmählich mißhandelten Riechorgan eine weniger auffällige Richtung nach vorn zu geben, und den heftig aufbrausenden jungen Kammerecker mit überlegener Ruhe ansah.

„Meine Herren Ritter", legte sich nun der diplomatische Udo von Luchsheim ins Mittel, vernehmet meine Ansicht: Ritter Wentzel von Kammereck hat Recht. Wir können nicht länger warten, und müssen unter allen Umständen einen allgemeinen Angriff unternehmen."

„Unbedingt", bestätigte triumphierend der Kammerecker.

„Da wir aber, nach der ebenfalls richtigen Ansicht des Ritters Dick von Dickenscheidt, hierzu zu schwach sind, so müssen wir noch Hilfe haben, sonst können wir demnächst unverrichteter Sache abziehen, und diesen Triumph darf unser gemeinsamer Feind nicht haben.

„Ist auch meine Ansicht", meinte darauf Ritter Veit, „und da uns der Riesenecker wiederholt seine Hilfe angeboten hat, so meine ich, könnten wir diese annehmen."

Sein Vorschlag schien ihm selbst nicht so recht zu gefallen, und auch die anderen Ritter sahen sich stumm und bedenklich an.

„Wenn's nur nicht gerade dieser Riesenecker wäre", brummte Ritter Dick, indem er sich bedenklich hinter den bescheidenen Resten seines Ohres kratzte.

„Was wird uns aber anders übrig bleiben?" nahm wieder Udo von Luchsheim das Wort. „Wir können uns dadurch aus der Patsche helfen, und wer weiß, wie bald die Hilfe des Grafen eintrifft. Der Riesensteiner bringt uns eine ansehnliche Streitmacht, und seine anderen Familienangelegenheiten gehen uns nichts an, werden auch wohl übertrieben sein. Nehmen wir also seine Hilfe an."

Ohm Dick brachte noch allerlei Bedenken vor, stritt sich dabei mit dem Kammerecker, der nicht schnell genug die Boten an den Riesensteiner abgehen lassen konnte, und willigte schließlich ein, da ja auch wirklich nichts anderes übrig blieb.

Denn schon acht Tage dauerte die Belagerung, und alle Versuche, die Burg zu überrumpeln, bei Tag und bei Nacht, waren bis jetzt vergeblich gewesen, gescheitert an der steten Wachsamkeit und Kampfbereitschaft der Belagerten. Auch schienen diese mit Nahrungsmitteln auf lange Zeit versehen zu sein, da ja alle Vorräte und das Vieh aus dem Dorfe in die Burg gerettet worden waren.

Somit hatten die Belagerten alle Aussicht, die Belagerung aushalten zu können, bis die durch Eilboten erbetene Hilfe vom Grafen von Nassau-Idstein eintraf, und das konnte der Zeit nach jeden Tag erfolgen.

Eines Tages bemerkte man denn auch eine auffallende Unruhe unter den Belagerern, und schon glaubte Gerold, die Befreier seien nahe.

Doch es war nur ein Kurier des Grafen, der die Ritter unter Androhung schwersten Strafen zur Einstellung der Fehde und zur Verantwortung aufforderte.

Im Schlosse eingelassen, überreichte der Kurier eine Botschaft des Grafen, in der er ihm sobald als möglich Hilfe zu senden versprach, dabei aber mitteilte, daß er eben für seinen zum Erzbischof von Mainz ernannten Bruder Adolf gegen den abgesetzten Erzbischof Diether von Isenburg zu Felde ziehe und der Kurier bei Eintreffen des Geroldsteiner Boten gerade im Begriff gewesen wäre, ihm und den benachbarten Rittern die Aufforderung zur Heeresfolge zu überbringen.

Gerold von Geroldstein gab nun einen genauen Bericht über die Vorfälle der letzten Zeit für den Grafen mit, und der Kurier trat nach abermaliger fruchtloser Verhandlung alsbald unverrichteter Sache die Rückreise an.

Hierauf traten die Ritter zu der bereits geschilderten Beratung zusammen, und schon am folgenden Tage rückte der Riesenecker mit seiner ganzen, ansehnlichen Macht zur Verstärkung herbei.

Ritter Gerold sah nun doch mit Besorgnis dem Kommenden entgegen; er bemerkte, daß ein Hauptsturm bevorstand, und seine Leute waren durch die ewigen Angriffe und Nachtwachen aufs äußerste angestrengt und ermüdet.

Er mußte nun alle Rücksichten beiseite setzen die er seither, um nicht unnötig Menschenleben zu vernichten, hatte walten lassen.

Es galt um Freiheit und Leben, Gut und Blut, um die Zukunft des Hauses und Geschlechtes derer von Geroldstein.

Er hatte im Laufe der acht Tage einige Wurfmaschinen mittelst schlanker, biegsamer Tannenstämme konstruiert, aber mit Rücksicht auf Rosamunde und Ritter Udo noch nicht benutzt.

Heute sah er Udo von Luchsheim auf dem Weg zu seiner Burg davon reiten. Er war also nicht im

Dorfe, worin sich ja die Ritter einquartiert hatten, wie denn überhaupt das Dorf auch mit Mannschaften dicht belegt war.

Er sandte einen Boten in das Lager mit der Aufforderung, sein Dorf zu verlassen, da sonst das Leben aller in Gefahr käme.

Höhnisch ließen ihm die Ritter sagen, er möge sich um ihr Leben keine Sorge machen; wenn ein Menschenleben in Gefahr sei, so sei es das seinige.

Als aber gleich darauf die Antwort eintraf in Gestalt eines förmlichen Steinregens, der sich über das Dorf ergoß, die Dächer durchschlug und ganze Hütten zusammenriß, so daß es Tote und Verwundete gab und die Ritter sich kaum vor den verderbenbringenden Geschossen retten konnten, sahen sie ein, daß der Geroldsteiner Ernst machte.

Plötzlich ging auch ein Steinregen über die Unterkunftsräume der Mannschaften rings um die Burg nieder, und bald hatten sich die Belagerer in respektvolle Entfernung von der Burg zurückgezogen; auch hier hatte es Tote und Verwundete gegeben, und als gar noch ein heftiger Platzregen herniederging, war die Lage der Belagerer gerade nicht beneidenswert, und an den für diese Nacht geplanten Sturm war mit dem besten Willen nicht zu denken.

Ritter Dick von Dickenscheidt, der bei dem über dem Dorfe niedergehenden Steinregen gerade sein Mittagsschläfchen hielt und sich so schnell nicht retten konnte, war doch noch unverletzt davon gekommen, und war bei der nun beginnenden Beratung der Ritter sehr schweigsam. Die ausgestandene Angst lag ihm noch in den Knochen. Diese neueste Überraschung des Geroldsteiners gab ihm zu denken, und dann dieser unheimliche junge Riesensteiner, der kaum zwanzigjährige Mann, in dessen Gesicht die schlimmsten Leidenschaften bereits sichtbare Spuren eingegraben hatten, mit seinem finsteren, dämonischen Blick, schien das Verderben mitgebracht zu haben.

Er — der Riesensteiner — war mit dem Kammerecker der Meinung, den Sturm doch zu versuchen, doch drang schließlich die Meinung der älteren, besonneren Männer, daß man mit der entmutigten Mannschaft den Sturm nicht wagen könne, durch.

Auf der Burg wunderte man sich nicht über die Untätigkeit der Belagerer in den nächsten Tagen und über die Jagdzüge, die von einem Teil der Mannschaften unternommen wurden; denn man wußte, daß die Vorräte knapp waren und die ganze Riesenecker Mannschaft noch dazu gekommen war.

Auch auf der Burg zeigte sich kein Leben, was ja überhaupt des Geroldsteiners Manier war. Daß jedoch von der Burg aus jede Bewegung, jeder Vorgang bei den Belagerern genau beobachtet und gemeldet wurde, hätten sich die verbündeten Ritter eigentlich denken können und hätten danach ihre Maßregeln treffen müssen, damit die Belagerten nicht schon im voraus alle ihre Absichten erkennen und darnach handeln konnten.

Da die Mannschaften die nächsten Tage fast sich selbst überlassen waren und die Burg immer in unheimlicher Ruhe dalag, wurden die Leute allmählich kühner und kamen wieder näher heran.

Ritter Gerolds Lieblingsknappe Wolf, des Burgvogts Sohn, der die Wurfmaschine bediente, machte sich den Spaß, die feindlichen Mannschaften des Tags über zu necken, indem er ihnen zum Hohn auf ihre knappen Tagesrationen die Schinkenknochen und Knochen frisch geschlachteten Viehes, das sich in großer Menge auf der Burg befand, zuschleuderte. Auch alle anderen nicht verwendbaren Teile wanderten diesen Weg, natürlich sehr zum Ärger der ohnedies nicht gerade rosig gelaunten Ritter.

Besonders den Riesenecker, der jeden Tag auf seinen Ritten von und nach seiner Burg diese Stelle passieren mußte, nahm der Knappe Wolf mit seinen Knochengrüßen aufs Korn. Das ärgerte den Ritter derart, daß er einmal trotz der Gefahr wie zum Hohn langsam vorbeiritt, und dies war sein Verhängnis. Ein gewaltiger Schinkenknochen fiel ihm mitten auf den Kopf und er sank darauf wie ein Klotz vom Pferde. Von seinen Leuten aus der gefährlichen Nähe der Burg in Sicherheit gebracht, erholte er sich zwar langsam wieder, doch schüttelten die Ritter über dieses neue Mißgeschick bedenklich die Köpfe.

Und als Ohm Dick den wunden Schädel mit der Miene eines Sachverständigen und mit besonderem Interesse in Augenschein nahm, meinte der Kammerecker mit eigner Betonung: „Ja, ja! Es ist ein schwerer Hieb, wie ihn einst vor Idstein erhalten hat mein alter Freund, Ritter Dick von Dickenscheidt."

„Und wie ein solcher zuweilen nicht übel angebracht wäre bei meinem jungen Freunde, dem Ritter Wentzel von Kammereck", diente schmunzelnd mit gewohnter Schlagfertigkeit unser Ohm.

„Dumme Geschichte," brummte Udo von Luchsheim ingrimmig in den Bart, wobei es zweifelhaft erscheinen konnte, ob er damit den Unglücksfall des Rieseneckers oder die ewigen Schädelhiebgespräche der beiden meinte.

Auf alle Fälle mußte man nun einige Tage warten, bis der verletzte Ritter wieder bei Sinnen war.

Wir haben somit Zeit, uns einmal nach der bereits öfters genannten Burg Gladeneck im Gladebachtal umzusehen, da wie ja auch unseren jungen Helden Diether nach dem trefflich gelungenen Streich, den er dem Luchsheimer gespielt hatte, und nach seinem Abschied von den Seinen und seiner geliebten Rosamunde ganz aus den Augen verloren haben.

## XI. Auf Burg Gladeneck.

Diether von Geroldstein war nach seinem Abschied von Geroldstein mit seiner Kriegerschar glücklich auf Gladeneck angelangt, und er fand diese prächtige Burg bei seinem Eintreffen bereits in bestem Verteidigungszustande.

Die Dorfbewohner waren mit ihrem Vieh und allen Habseligkeiten bereits in das Schloß übergesiedelt, und die waffenfähige Mannschaft war eingekleidet und bewaffnet.

Als der junge Ritter in den Burghof einritt, wurde er von dem donnernden Zuruf der Mannschaft, die in wohlgeordneten stattlichen Reihen unter dem Befehl des erprobten Burgvogts Vinebac Aufstellung genommen hatten, empfangen.

Da das Dorf Gladebach bedeutend größer war, als das noch nicht lang bestehende Dorf Geroldstein, so war es eine imposante Macht, die hier vereinigt war. Auch war die Bewaffnung musterhaft, da die Gladenecker Rüstkammer mit allem, was zum Kriegshandwerk nötig, wohlversehen war.

Außer dem Fußvolk unterhielt Ritter Gerold auf Gladeneck auch eine Abteilung geharnischter Kriegsknechte, welche in kürzester Frist Geroldstein zu Hilfe kommen konnten.

So vergingen geraume Tage, und Diether konnte nur sehr dürftige Nachrichten von Geroldstein erhalten, da besonders seit Ankunft der Riesenecker Mannschaft die Einschließung der Burg vollständig war und die Benutzung des geheimen Ganges, der außer den Rittern nur dem Burgvogt Vinebac und seinem Sohn bekannt war, durch das Herumstreifen der Belagerungsmannschaften sehr erschwert wurde.

Eines Tages hatte jedoch Diether eine große, freudige Überraschung.

Zwei Ritter hatten am Tore dringend um Einlaß gebeten. Die Torwache, eine feindliche Kriegslist fürchtend, hatte ihn herbeigerufen.

Schnell ließ er die Zugbrücke nieder und schloß seinen lieben Freund Werner von Luchsheim — denn er war es — in die Arme.

Dieser hatte nach seinem Weggange von zu Hause Dienste im Kurmainzischen genommen und über Loriche Kunde von der im Tale der Wisper entbrannten Fehde erhalten.

Sein Gefährte, ein Junker von Leyen aus Loricke, der ebenfalls Kriegsdienste im Mainzischen genommen hatte, war sogleich bereit, mit ihm den Ritt hierher zu wagen.

(Fortsetzung folgt.)

## Miszellen.

### Die alten Domglocken von Limburg.

Der Sturmwind braust, die Wolken zieh'n
Mit schnell beschwingtem Flügel,
In fahlem Mondenschein erglüh'n
Die Lahn und Berg und Hügel.

Hört um den Dom die Windesbraut!
Wie heult sie, pfeift und tönet!
Des Daches Schiefer klirret laut,
Der Turmhahn ächzt und stöhnet.

Und aus des Sturmes wildem Gang
Ertönt ein seltsam' Singen,
Man hört's wie dumpfen Glockenklang
Bald fern, bald näher erklingen.

Verworren durch des Wetters Braus
Vernimmt man bange Klagen,
Bald leis, bald lauter tönt's heraus,
Vom Sturmwind hergetragen.

Das ist der alten Glocken Ton
Vom nahen Westerwalde,
Der früher hier im alten Dom
Vom hohen Turm erschallte.

„Wir haben lange, lange Zeit
In dieser Stadt geweilet
Und haben immer Freud und Leid
Getreu mit ihr geteilet.

Ein halb' Jahrtausend klangen wir
Täglich herab vom Turme,
Zu Nutz und Fromm', dem Dom zur Zier
Umbraust von manchem Sturme.

Wie hat in alten Zeiten man
Des Meisters Werk bewundert!
Jetzt sieht man uns verächtlich an —
Im zwanzigsten Jahrhundert.

So ließ man uns mit keckem Mut
Hier aus dem Turme brechen,
Weil wir, so sagt man, nicht mehr gut
Der neuen Zeit entsprechen.

Zwar hat man nicht mit rauher Hand
Uns gänzlich dann vernichtet,
Hat uns in einem andern Land
Den Glockenstuhl errichtet.

Doch an den alten Felsenhort
Da denken wir mit Tränen,
Nach unserm lieben, trauten Ort
Geht unser stilles Sehnen.

Wir glaubten mit dem alten Dom
Auf ewig uns verbunden,
Nun sind wir bald im Zeitenstrom
Vergessen und verschwunden."

So klingt es fort, vom Sturm gehetzt,
Dringt durch des Schlosses Pforten,
Wo uns'rer alten Sturmglock' jetzt
Die Ruhstätt' ist geworden.

Und seufzend hebt auch sie nun an
Mit schwer verhalt'nem Grimme:
„Man hat mir bitt'res Leid getan",
Spricht sie mit heis'rer Stimme.

„Ich bin die Ältst' im Lande hier
Und zähl' zu den Abnormen,
Ich trag' nicht Schrift noch Wappenzier,
Hab' wunderliche Formen.

Ist auch mein Gruß nicht fein und glatt,
Mein Ton nur ein Gewimmer,
Klang ich doch stehts zum Wohl der Stadt,
War ihr Beschützer immer.

Gar oftmals scholl's herab vom Turm
In schrillen, scharfen Tönen:
Wohlauf, wohlauf! es läutet Sturm!
Hört ihr mich wimmern, stöhnen?

So hab' bei Tag ich und bei Nacht
Mein Wächteramt verwaltet,
Nun hat man mich herabgebracht
Und sagt, ich sei „veraltet."

So ist von jetzt ab denn mein Los
In des Museums Mauern,
In dumpfem Winkel tatenlos,
Mein Leben zu vertrauern.

Mir ging es, wie auf dieser Welt
Es geht an allen Orten:
Was alt ist, wird beiseit' gestellt,
Es ist entbehrlich worden.

Das Neue nun mit Macht ersteht,
Baut sich auf Schutt und Trümmer,

Das Neue kommt, das Alte geht,
Das ist der Weltlauf immer."

So singt und klingt und tönt es hier
Wie leis erstorb'nes Weinen. —
Noch einmal hört man alle vier
Zusammen sich vereinen.

Der Sturmwind ruht; schon weicht die Nacht
Dem neu erstand'nen Tage,
Im Wind verhallet, leise, sacht,
Der alten Glocken Klage.

Joseph Mehlhaus.

# Theater zu Wiesbaden.

## Hoftheater.

* **Madame Butterfly**. Japanische Oper in 3 Akten, aus dem Italienischen, deutsch von A. Brüggemann, Musik von G. Puccini, zuerst am 23. April, zum 3. Male wiederholt am 6. Mai. — Die aus aristokratischem Hause stammende Tschotschosan (Schmetterling) ist nach dem Tode ihres Vaters, der Scheppuku an sich vollziehen mußte, Gescha geworden. Als solche lernt sie der amerikanische Marineoffizier Linkerton kennen, und er fügt sich dem von ihr gewünschten Zwange der Eheschließung, obwohl er bereits eine reiche Amerikanerin in petto hat. Bald nach der Trauung, die noch dazu durch die Fluchszene der Priester und Familienangehörigen (Schmetterling hatte den Glauben gewechselt) gestört wird, reist der „Gatte" ab. Als er (im 2 Akte) nach drei Jahren wiederkommt, hat Tschotschosan ein niedliches Mädchen von ihm. Konsul Sharpleß, sein Freund, soll die Verlassene, die des Untreuen so treu geharrt und sogar die Bewerbungen eines einheimischen Fürsten abgeschlagen hatte, mit den veränderten Verhältnissen bekannt machen. Er bringt aber nur die Nachricht heraus, daß Linkerton zurückkehre. Und so wartet denn Tschotschosan — bis in den dritten Akt hinein. Da endlich erfährt sie ihr Schicksal und vollzieht mit des Vaters Schwert das Scheppuku, ihr Kindchen dem Treulosen hinterlassend, dessen Gattin es nach gegebenem Worte annehmen wird.

Ueber dem Ganzen lag der Zauber des asiatischen Sonnenlandes. Die prächtigen Szenerien vor und im Hause Tschotschosans mit dem Fernblick auf den Hafen von Nagasaki, den Garten mit den exotischen Bäumen und Blumen, die lebendigen Massenszenen der bunten, trippelnden, wippenden, hockenden, fächernden Japaner und Japanerinnen in Originaltracht (das Stück spielt vor 1868) schufen eine herrliche Illusion, die durch die Beleuchtungskunst verstärkt wurde. Dazu kam die Musik Puccinis, ganz dem fremden Stoffe angepaßt, ganz in der Stimmungsmalerei schwelgend und in den von den Neuitalienern so beliebten krassen Gegensätzen von schönen lyrischen Melodien und grellen disharmonischen Akkorden: es ist die wollüstig-blutige, immer aber auf die Nerven gehende Art und Weise der Mascagni und Leoncavallo. Handlung aber fehlt, und die Duette sind oft geradezu entsetzlich lang.

Gesungen und gespielt wurde vortrefflich. Frau Hans-Zöpfell gab das sentimental-heroische Weibchen in ihrer bekannten meisterlichen Charakterisierung. An dem brutalen Uebermenschen Linkerton des Herrn Hensel erfreute nur die prächtige Stimme. Herr Schütz war ein biederer, gefühlvoller Konsul, Frl. Krämer ein treue Dienerin. Den alten Kuppler Goro gab Herr Henke wohl etwas zu sehr affektvoll. Das Episodenröllchen des Fürsten-Dandy war bei Herrn Rehkopf gut aufgehoben. Das Kindchen war lieb und brav. Auch die anderen Rollen waren ansprechend vertreten; nicht zuletzt soll der gut klappende Chor erwähnt werden. Herr Mebus hatte seine Schuldigkeit getan. Auch Professor Schlar mit seinem wirkungsvoll unterstützenden Orchester.

## Residenztheater.

L. L. **Vater und Sohn**, Komödie in drei Akten von Gustav Esmann. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Rudolf Presber. Zum 1. Male am 2., zum 3. Male am 7. Mai. Das an amüsanten Szenen reiche, so recht aus dem Leben gegriffene Stück sei kurz skizziert: Der junge Paul Holm arbeitet in dem Geschäft seines Vaters, oder vielmehr er tut es kaum, da eine kleine Liaison ihn ganz okkupiert. Durch den scheinheiligen Schwager in spe Bremer wird der Familie die Geschichte bekannt, darob große Entrüstung, besonders der Mutter und Schwester. Großhändler Holm, ein vernünftiger Mann, dem das Getue seiner Ehehälfte schon lange unsympathisch, behandelt Paul mit freundschaftlichem Ernst und schickt ihn sofort nach — Ostasien, damit er zum tüchtigen Menschen heranreife. Nach 6 Jahren: Paul kehrt als eleganter, weltgewandter Kaufmann mit seiner Frau — einer chiken Amerikanerin — nach Kopenhagen zurück. Nun findet er den alten Herrn in Liebesbanden, seit dem Tode seiner Frau unterhält dieser zarte Beziehungen mit der hübschen jungen Witwe des Kapitains Lund, seiner Privatsekretärin. Das Geschäft wird unordentlich geführt, der Schwiegersohn nützt den gutmütigen Holm gründlich aus, und Agathe hat sich einen Hausfreund angeschafft. Dieses edle „Konsortium" agitiert, natürlich aus Geldrücksichten, gegen Holms Heiratspläne; der alte Vater schämt sich nun, dem Sohne diese heiklen Affären zu gestehen, und es kommt jetzt zu ähnlichen Szenen, nur umgekehrt, wie vor 6 Jahren. Paul hält zu seinem alten Vater, das fesche amerikanische Schwiegertöchterlein spielt die Vermittlerin, und der alte Herr kann Berta heiraten. Diesmal schickt der Sohn ihn auf die Hochzeitsreise. Das Konsortium zieht den kürzeren. Das effektvolle Stückchen fand unter der verständnisvollen Regie des Herrn Bertram eine geradezu ausgezeichnete Interpretation. Besonders liebenswürdig und ansprechend führte Herr Rücker die Rolle des Großhändlers Holm durch, während Frau Schenk als eifersüchtige Ehehälfte ihrer kleinen Partie mit vielem Geschick gerecht wurde. Herr Bartak füllte die Gestalt des Paul mit warmem, pulsierendem Leben aus, seine flotte Spielweise mit charakteristischen Nüancen durchsetzend. Bremer, der scheinheilige Vernunftmensch, wurde durch Herrn Hager vortrefflich dargestellt, und Frl. Delosea gab seine Frau Agathe mit der entsprechenden Portion Raffiniertheit und weiblicher Arroganz. Frl. Noorman sah als Berta Lund nicht nur entzückend aus, spielte auch demgemäß. Erwähnt sei noch das frische, ursprüngliche Moment, das Frl. Hammer in Pauls chiker Amerikanerin wirksam zur Geltung brachte. Leider war die Künstlerin manchmal etwas schwer verständlich. Frl. Blanden zeichnete die freche Kamilla recht drastisch, und schließlich sei noch Herrn Tachauers gedacht, welcher für den vieux marcheur Neergaard den richtigen Ton anschlug. Lebhafter Beifall des dicht besetzten Hauses quittierte dankend für den genußreichen Abend.

## Volkstheater.

* **Eröffnungsvorstellung am 2. Mai: „Verlorene Ehre"**, Volksstück in 3 Aufzügen von Bohrmann-Riegen. — Nun ist es erreicht, Wiesbaden hat sein Volkstheater. Die Eröffnung fand vor einer Anzahl geladener Vertreter der Behörden und Vereinigungen sowie der Presse und einem ausverkauften Hause statt. Direktor Wilhelmy wurde bereits bei seinem Erscheinen mit minutenlangem Beifall begrüßt und in der Folge mit Lorbeerspenden überhäuft; es war eine spontane Kundgebung, wie sie hier äußerst selten ist. Ein Beweis dafür, wie erwünscht die neue Schöpfung dem Publikum kommt. Der Kaisersaal war verhältnismäßig rasch für die Zwecke seiner neuen Bestimmung verwandelt worden, und von einigen wie überall in ähnlichen Fällen vorkommenden kleinen Unstimmigkeiten abgesehen, klappte alles. Nach der Ouverture und einem vom Direktor gesprochenen Prolog von C. Spielmann begann die Vorstellung. Das Stück ist ein einfaches Volksstück ohne großen theatralischen Aufwand, auch mit manchen Schwächen behaftet und doch mit Stellen von ergreifender Wirkung. Ein Kaufmann Robert Wels, der einen früheren Lapsus — den er aber nur, um seinen schuldigen Vater zu retten, begangen hatte — gebüßt und dann sich in ehrlichem Ringen obenauf geschwungen und — natürlich an anderem Ort und in anderer Umgebung — zum reichen und geachteten Fabrikanten entwickelt hat, wird von einem ehemaligen Zuchthausgenossen verraten.

Der Mensch gibt nämlich dem Kaufmann Schuld, seine Frau und Tochter nicht seinem Versprechen gemäß unterstützt, sondern verkommen haben zu lassen, während jener im Gegenteil das Kind nach der Mutter Tod in sein Haus als „Nichte“ aufgenommen und erzogen hat. Infolge der Eröffnung des Denunzianten wendet Roberts Frau sich von ihm ab. Als nun aber der Verräter von Wels den wahren Sachverhalt erfährt, geht er in sich und, da er dem Glücke seiner in eine andere Sphäre versetzten Tochter nicht im Wege sein will, (sie ist die Braut eines Marineoffiziers), ertränkt er sich. Robert aber gesteht alles seiner Frau, und sie versöhnt sich wieder mit ihm. Die Darstellung war gut. Der Titelheld wurde von H. Wilhelmy verkörpert, fein abgetönt und im Spiel und vortrefflich charakterisiert. Einen ebenso famosen Part bot Herr Schöndorff, der Charakterdarsteller, als Zuchthäusler Baranski: eine ganz vorzügliche Leistung. H. Huppel war ein sehr sympathischer Marinier und Liebhaber, H. Loehmke faßte seine komische Rolle als verzweifelter Liebhaber gleichfalls zum besten auf. Frl. Neumann als Gattin dürfte sich in Mienenspiel und Bewegungen mehr Reserve auferlegen. Frl. Elmar ist als Naive entschieden zu laut und in den Bewegungen zu wenig natürlich. In allem hat sich das Künstlerpersonal gut eingeführt.

## Literatur.

* **Wiesbaden und seine Heilfaktoren.** Von Dr. med. Leo Katzenstein. 168 S. Pr. 1 M. Wiesbaden, Verlag der Kurverwaltung (Kommission Moritz u. Münzel). Die Schrift ist als Propagandaschrift der Stadt Wiesbaden gearbeitet und mit dem 1. Preise bedacht worden. Sie enthält das nötige Geschichtliche über Wiesbaden, die Bäder und die Brunnenliteratur, über die hygienischen und sanitären Verhältnisse, das Topographische und Technische. Dann im Hauptteile verbreitet sie sich über Heilfaktoren, Kurverhältnisse und Kureinrichtungen und gibt im Anhang ein Ärzteverzeichnis. Der noch junge Verfasser zeigt sich als gewandten Disponenten; er stellt übersichtlich dar, läßt die Darbietungen aus den Ursachen logisch heraus entstehen und in den Folgen und Wirkungen erscheinen. Er klebt nicht am Nebensächlichen, sondern bringt stets das Wesentliche und Wissenwerte. Der Arzt wie der Laie wird sich nach dem Buche über die berühmte Weltkurstadt und ihre Vorzüge rasch und leicht, sicher und eindringlich unterrichten können. Eine treffliche äußere Ausstattung und eine saubere Illustration tragen dazu bei das Ganze wirksam zu heben.

## Neues aus Nassau.

Am 1. Mai feierte der Generalleutnant z. D. Friedrich von Arnoldi seinen 90. Geburtstag. Aus der altberühmten nassauischen Beamtenfamilie stammend, war Arnoldi in nassauischen Militärdienst eingetreten und befehligte als Oberst 1866 das 2. Regiment. Er wurde dann von Preußen übernommen und war 1870 bereits Generalmajor und Kommandeur der 1. brandenburgischen Landwehrbrigade. 1875 ließ er sich pensionieren und wurde zum Generalleutnant ernannt. Dem rüstigen Greise sei noch manches Jahr gewünscht.

Am 1. Mai feierte die Realschule zu Idstein ihr fünfzigjähriges Bestehen.

Am 3. Mai wurde am Geburtshause des Bischofs P. J. Blum (von Limburg) zu Geisenheim eine Gedenktafel angebracht. Bischof Blum war am 18. IV. 1808 geboren.

Die Freimaurerloge Plato zu Wiesbaden beging am 3. Mai die Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens.

Zum ersten Male für Wiesbaden ist im dortigen Rathause eine Kollektivausstellung einheimischer (Wiesbadener) Schaffender veranstaltet und am 3. Mai in Anwesenheit der Spitzen der Behörden und anderer Geladenen eröffnet worden. Beteiligt haben sich 19 Dichter und Schriftsteller, 17 Schriftsteller, 10 Komponisten, 26 Maler, 4 Bildhauer, 7 Architekten.

Der zweite ständige Sekretär der Kgl. Akademie der Künste in Berlin, Prof. Dr. L. Pallat, ein geborener Wiesbadener, ist zum Geheimen Regierungsrat und vortragenden Rat im Kultusministerium ernannt worden.

Zu Wasenbach wird eine evangelische Kirche erbaut. Es sind 28000 Mark Kapital vorhanden, von denen der Kaiser 12000 Mark beigesteuert hat.

Bei Fort Biehler in der Nähe von Erbenheim hat der Militärfiskus ein großes Gelände zur Anlegung eines Uebungsplatzes erworben.

Eine Verbindung von Idstein und Langenschwalbach über Ehrenbach, Libbach, Stringz Margarethä und Breithardt wird neuerdings angestrebt, ebenso von Laubuseschbach und Zollhaus und Kirberg.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Mai.**

16. 1666 u. ff. Die Pest haust in den Rheingegenden. Ihr verdanken die Kapellen bei Hofheim und auf dem Rochusberge (bei Bingen) ihr Entstehen als Gelöbnisanstalten.

19. 1656. Graf Georg Ludwig zu Dillenburg stirbt vor seinem Vater, dem Fürsten Ludwig Heinrich. Er war 1618 geboren. Dem Großvater folgte 1662 Georg Ludwigs Sohn Heinrich in der Regierung.

23. 1814. Fürst Hermann I. zu Wied wird als Sohn des Fürsten August und der Fürstin Auguste, geborene Prinzessin von Solms-Braunfels, geboren. Er wurde 1836 Fürst, und vermählte sich 1842 mit der Prinzessin Marie von Nassau, Tochter Herzog Wilhelms, die ihm drei Kinder, darunter den 1907 verstorbenen Fürsten Wilhelm und die Königin Elisabeth von Rumänien schenkte. Er starb am 5. III. 1864.

26. 1779. Fürst August zu Wied-Neuwied, Sohn des Fürsten Friedrich Karl und der Prinzessin Luise zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg wird geboren. Er wurde 1802 Fürst, 1806 mediatisiert, erbte 1824 Wied-Runkel und starb am 24. IV. 1836. Vermählt war er mit der Prinzessin Auguste von Solms-Braunfels.

27. 1626. Fürst Wilhelm II. von Nassau-Oranien wird als Sohn des Fürsten Friedrich Heinrich und der Fürstin Amalie, geborenen Prinzessin von Solms-Braunfels, geboren. Nach dem Tode seines Vaters (1647) wurde er Generalstatthalter der Republik der Vereinigten Niederlande, vermählte sich mit Maria Stuart, Tochter König Karls I. Stuart, starb aber schon am 6. XI. 1650.

31 1812. Gefecht bei Molinos del Rey bei Barcelona, an dem Teile des 1. Regiments Nassau siegreich Anteil nehmen. (Spanischer Feldzug.)

## Briefkasten.

**E. O. in K.** Besten Glückwunsch und freundlichen Gruß.

**K. S. in N.** Wir bitten künftig — und dies wollen auch die übrigen geehrten Mitarbeiter beachten — vor Einreichung oder Bearbeitung eines Aufsatzes um Anfrage, ob ein solcher genehm ist, damit nicht umsonst gearbeitet wird.

**K. W. in S.** Ihre Anfrage ist bereits in Nr. 7 beantwortet worden. Anfragen, denen keine Antwortmarke beigefügt ist, werden allemal im Briefkasten erledigt.

**L. W. in H.** Das Gedicht mag recht wohl in geselliger Stunde gesungen werden; zur Veröffentlichung durch den Druck eignet es sich leider nicht, da es zu wenig Inhalt hat.

**Redaktionsschluß:** 8. Mai.




№ 11. Wiesbaden, den 1. Juni 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



# Altdeutsche Predigt.

**(Nach Johann Gailer von Kaisersberg.)**

So lang es lebet ist ain schwein
Zu nirgends etwas guet,
Es singt nit als ain vögeleyn,
Nit mucken fangen tuet.
Nit als ein roß und rind
Ziecht es im karren geschwind,
Fangt mäuß nit als ain kätzeleyn,
Nit schönes bey ihm findt.

Es gibt nit milch, es gibt nit woll
Als schaf und als ain ku,
Nit als ain Hund es nützet wol
Und bellt auch nit darzu.
Nit zu erfrewen weiß
Als rotbrüstlin und maiß;
Als erst gebracht zur todesru
Da nützet es mit Fleiß.

Da frewet sich ein yedermann
Der würst und kutlen fein;
Man schicket sie soviel man kan,
Die Nachbarn ladet ein
Und schlemmet spat und frü
Ain braten und ain brü
Und lasset alle sorgen gan,
Als man den nutzen zieh.

Der mensch, so reich und geizig ist,
Der wird nit gar gelibt,
Und nyeman sein gern genißt,
Im leben er nit gibt.
Doch wenn er ainst gestirbt,
Des erbß man dann erwirbt,
Wie kutlen tailet es zur Frist;
Das guot nit mer verdirbt.

Den frembden menschen tailt zur weil
Man das vermachte guot,
Der kirch und klöstern auch zum hayl,
Spitalen schenken tuet. —
So komt zu seiner stell
Das guot und gat nit fel;
Darzu dem teufel wird sein tail:
Des geizigen sein seel.

Richard Peter.

# Wetzlarer Goethe-Erinnerungen.

2) Von Theodor Gesky. (Schluß.)

Über den Platz vor der Kirche (Werther-Platz) schreibt er: „Was über alles geht, sind zwei Linden, die mit ihren ausgebreiteten Ästen den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, die ringsum mit Bauerhäusern, Scheuern und Höfen eingeschlossen ist. So vertraulich, so heimlich hab' ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin lass' ich mein Tischchen aus dem Wirtshaus bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da und lese meinen Homer." Und im nächsten Briefe vom 27. Mai erzählt er: „Seit der Zeit bin ich oft draußen. Die Kinder sind ganz an mich gewöhnt, sie kriegen Zucker, wenn ich Kaffee trinke, und teilen das Butterbrot und die saure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie; und wenn ich nicht nach der Betstunde da bin, so hat die Wirtin Order, ihn auszuzahlen. Sie sind vertraut, erzählen mir allerhand, und besonders ergötze ich mich an ihren Leidenschaften und simpeln Ausbrüchen des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe sich versammeln." Goldene Worte enthält auch der Brief vom 29. Junius, aus dem ich nur die folgende Stelle anführen will: „Guter Gott von Deinem Himmel! alte Kinder siehst Du, und junge Kinder, und nichts weiter; und an welchen Du mehr Freude hast, das hat Dein Sohn schon lange verkündigt."

Als ich Garbenheim zum ersten Male besuchte, stand das alte Wirtshaus noch, in dem Goethe so oft übernachtet hatte. Auch mir gefiel der freundliche Platz in seiner friedlichen Sonntagsruhe so wohl, daß ich dort, und zwar in derselben Stube, in der Goethe zu schlafen pflegte, auch mein Nachtquartier zu nehmen beschloß. Das kalte Abendbrot fiel zwar recht frugal aus und bildete einen eigentümlichen Gegensatz zu dem lukullischen Mittagsmahle, das ich in dem „Herzoglichen Haus" zu Wetzlar genossen hatte; aber es schmeckte mir nach der Wanderung doch ganz gut; und mein erquickender Schlaf wurde höchstens durch einen lieblichen Traum gestört, in dem ich den jungen Goethe unter der Linde seinen Homer lesen sah. Karl Knortz, der in Garbenheim geboren wurde und jetzt in Amerika lebt, schreibt in „Deutsches und Amerikanisches", Glarus 1894, über die Linden folgendes: „Von den beiden Linden steht keine mehr; eine derselben hat sich mühsam bis zum Jahre 1849 erhalten und mußte, damit sie das auf diesem Platze in jenem Jahre stattgefundene Fest zur Erinnerung an den hundertsten Geburtstag Goethes noch aushielt, mit Stangen und Ketten gerade gehalten werden. Die wenigen Zweige, die sie damals noch besaß, wurden von den Besuchern des Festes mitgenommen, und wenige Tage darnach wurde sie gefällt und an den Meistbietenden versteigert." Damals wurde dem Dichter hier ein einfaches Denkmal errichtet, dessen Inschrift lautet:

Ruheplatz des Dichters Goethe.
Zu seinem Andenken frisch bepflanzt bei der Jubelfeier am 28. August 1849.

Bei dieser Gelegenheit pflanzte man nämlich drei junge Linden, die zu schlanken und schönen Bäumen emporwuchsen.

Im Jahre 1866 wurden ungefähr zwei Dritteile der Häuser Garbenheims durch eine große Feuersbrunst verzehrt; leider ward auch das alte Wirtshaus ein Raub der Flammen. Hierdurch bekam der Werther-Platz ein anderes Aussehen. Schon bei meinem ersten Besuche Garbenheims betrat ich auch den hinter dem Wirtshaus liegenden Garten, wo mir von dem Schwiegersohn des Wirtes, der, wenn ich nicht irre, Lehrer war, lächelnd sogar das Grabhügel, der schon vor Jahren lediglich aufgeworfen war, um die Neugierde reliquiensüchtiger Russen und Engländer zu befriedigen. In Wahrheit waren es jedoch die Knochen eines früher darin verscharrten Hundes, die jene Fremden als Werther-Reliquien mit sich fortnahmen. — Die „gute Wirtin, die gefällig und munter in ihrem Alter ist" (Frau Koch), fand Goethe wirklich in Garbenheim, ebenso die arme Frau, die Tochter des Schullehrers, die einen Küfer, der Bamberger hieß, geheiratet hatte und Mutter von zwölf Kindern war, zu denen auch die oben erwähnten gehörten. Von dieser Frau, die im neunten Briefe des „Werther" einfach „die junge Frau" genannt wird, ließen sich, wie Knortz a. a. O. S. 45 erzählt, „die den Kontinent bereisenden Söhne Albions des Dichters Stuhl und Trinkglas zeigen und gaben ihr dafür mehr Gulden als sie und die Dorfjugend jemals Kreuzer von dem jungen Praktikanten des Reichskammergerichts erhalten hatten."

Goethe hat in seinem Roman bekanntlich seine eigene Herzensgeschichte und den tragischen Selbstmord des jungen Jerusalem mit einander verschmolzen. Die Nachricht von dem Tode des Sohnes des gelehrten Abtes von Riddagshausen bei Braunschweig, den er schon in Leipzig und dann in Wetzlar näher kennen gelernt hatte, wo dieser braunschweig-lüneburgischer Gesandtschaftssekretär war, und der sich wegen unglücklicher Liebe zur Gattin eines Freundes, des pfälzischen Geheimsekretärs von Herdt, in der Nacht vom 29. auf den 30. Oktober 1772 in Wetzlar mit einer der von Kestner geliehenen Pistolen erschossen hatte, gab Goethe die äußere Veranlassung zur Abfassung seines Romans, den er als seine

„Generalbeichte" bezeichnet, und mit dem er sich die krankhafte Empfindsamkeit, die ihn befallen hatte, und die als „Wertherfieber" eine Krankheit der Zeit war, vom Herzen schrieb.

Mögen die ersten Anfänge des Werther auch schon in den Sommer 1773 fallen, wie aus Goethes Briefen an Kestner Ende Juli und vom 15. September hervorzugehen scheint, die eigentliche Dichtung wurde trotzdem nicht früher, als am 1. Februar 1774 wirklich weiter ausgeführt, also nach der Vermählung der liebreizenden Maximiliane von La Roche mit dem Frankfurter Kaufmann Brentano, einem Witwer mit zahlreicher Familie. Diese Ehe war anfangs nicht glücklich, die junge Frau wählte den jungen Goethe, den Freund ihrer Mutter, zu ihrem Vertrauten. Goethe konnte ihr Geschick jedoch nicht ändern und fühlte sich selbst darüber unglücklich. In dieser düsteren Stimmung nahm er die Dichtung ernstlich in Angriff und vollendete sie in vier Wochen. So erklärt sich auch in der ersten Ausgabe des Werthers die Figur des Albert, durch die Kestner mit Recht sich verletzt fühlen mußte. In der zweiten Ausgabe, die allein in Goethes Werke aufgenommen wurde, hat der Dichter alle Züge, die Albert kalt und zu wenig zartfühlend erscheinen ließen, beseitigt. Bekannt sind Goethes Worte über seinen Werther, die er noch im Jahre 1824 an Eckermann richtete: „Das ist auch so ein Geschöpf, das ich gleich dem Pelikan mit dem Blute meines eigenen Herzens gefüttert habe. Es ist darin so viel Innerliches aus meiner eigenen Brust, so viel von Empfindungen und Gedanken, um damit wohl einen Roman von zehn solchen Bändchen auszustatten."

In einem Aufsatz: „Die Motive zu Goethes Roman „Werthers Leiden"", der in Westermanns Illustr. Deutschen Monatsheften, März 1877, erschien, habe ich alles Wissenswerte über die Beweggründe zur Ausführung der Dichtung eingehend zusammengestellt.

Im Kirchenbuche der evangelischen Gemeinde Wetzlar steht über Jerusalems Tod: „Herr Karl Wilhelm Jerusalem — starb den 30. Oktober 1772 durch einen tödlichen Schuß. Begraben eodem in der Stille."

Wie Heinrich Düntzer nach dem Bericht eines Zeitgenossen mitteilt, bemühte sich der Präsident Graf von Bassenheim für Jerusalems Begräbnis, setzte es aber kaum durch, daß er in einer Ecke des Friedhofes bestattet wurde. Barbiergesellen trugen ihn, zwölf Laternen und einige Begleiter folgten, das Kreuz wurde vorausgetragen; kein Geistlicher hat ihn begleitet. Der älteste Sohn der Frau Bamberger soll zum Sterbebett des seiner Freundlichkeit wegen geliebten Unglücklichen gekommen sein und unter strömenden Tränen seine Hand ergriffen haben. Jerusalems Grabstätte ist nicht mehr zu ermitteln. Knortz a. a. O. S. 46 schreibt darüber: „Unstreitig hat man seinen Überresten in der Mitte des Kirchhofes, in dem sich damals eine Vertiefung befand, in die man gewöhnlich die Leichname armer Dienstboten, Handwerksburschen und sonstiger geringer Leute beerdigt, den letzten Ruheplatz angewiesen und sie dicht neben der Mauer, die den untern von dem obern Kirchhof trennt, beigesetzt." Nach Kestners Bericht über Jerusalems Tod an Goethe war Jerusalems liebste Lektüre Mendelssohns Phädon; „in der Materie vom Selbstmorde war er aber immer mit ihm unzufrieden, obgleich er denselben auch bei der Gewißheit von der Unsterblichkeit der Seele, die er glaubte, erlaubt hielt." Manche Züge aus der Geschichte Jerusalems, besonders was sein Ende betrifft, hat Goethe in seinen Roman aufgenommen, so, daß Lessings „Emilia Galotti" auf einem Pult am Fenster aufgeschlagen gelegen habe, daneben ein Manuskript, die von Lessing später herausgegebenen philosophischen Aufsätze Jerusalems.

Das durch zwei Erker gekennzeichnete Haus, das sogenannte Werther-Haus, in dem sich Jerusalem erschoß, steht am Schillerplatz in der Nähe des ehemaligen Franziskanerklosters und ist, nachdem ein Jahrhundert darüber hingegangen ist, mit einer Gedenktafel aus Marmor versehen worden. Als ich im September 1874 auf einer Wanderung durch das liebliche Lahntal Wetzlar wieder berührte, konnte ich es mir nicht versagen, auch das Zimmer zu besuchen, in dem Jerusalem seinem jungen Leben ein Ende machte. Der Unglückliche erschoß sich im linken Erkerzimmer auf dem dritten Stock. Die Räume bewohnte 1874 ein freundliches, würdiges Ehepaar. Lächelnd erzählte mir die Frau, sie sei mehrfach gewarnt worden, die Wohnung Jerusalems zu beziehen, weil sein Geist noch darin spuke (!); sie sei aber in ihrer nächtlichen Ruhe noch nie gestört worden. Hiermit will ich meine Wetzlarer Goethe-Erinnerung schließen. Hoffentlich wird dem jugendlichen Dichterheros auch in Wetzlar bald ein schöneres Denkmal als die jetzt dort vorhandenen gesetzt werden.

Werther ist eine Mischung von Goethe und Jerusalem. Die Leidenschaft Jerusalems war eine tief unglückliche, Goethes Liebe aber war mehr eine Leidenschaft des Dichters, als des Menschen. Seine gesunde und kräftige Dichternatur half ihm, jene, in mancher Beziehung allerdings auch unglückliche Neigung zu Lotte glücklich zu überwinden und bewahrte ihn vor dem unseligen Sebstmord. Über Lotte schreibt Lewes: „Nach ihrem Bilde zu schließen, muß Lotte in ihrer Art ein reizendes Geschöpf gewesen sein; nicht geistig gebildet, nicht poetisch, vor allem nicht das sentimentale Mädchen im Werther, sondern ein ruhig heiteres, lustiges, offenherziges deutsches Mädchen, eine ausgezeichnete Hausfrau und eine Haushälterin ohne Gleichen." Das 1772 in Wetzlar entstandene reimlose Gedicht: „Der Wanderer", ein Zwiegespräch, das scheinbar ein Wanderer mit einer Frau bei Cumä in Italien führt, ist, wenn man seinen Inhalt näher betrachtet, weiter nichts, als eine auf Lotte und den Dichter selbst sich beziehende Allegorie. Goethes unvergleichlicher, 1854 erschienener Briefwechsel mit Charlotte Buff und deren Gatten Kestner hat den Beweis geliefert, daß das wirkliche Leben und das Verhältnis dieser drei Menschen zu einander noch edler und dichterischer als die Dichtung gewesen ist.

Daß Goethes erster Roman, dessen Bau hinsichtlich seiner Einfachheit und der wunderbaren Anlehnung an eine so liebliche und friedliche Natur bis

heute unübertroffen dasteht, und gerade hierdurch eine so tiefe, bezaubernde Wirkung ausübt, ist eine unbestrittene Tatsache. Leider wird er jetzt weniger gelesen, als er seiner Vorzüge wegen verdient. Lewes' Urteil über die Dichtung ist so schön und wahr, daß wir ihm auch noch heute von ganzem Herzen zustimmen müssen: „Nach so klaren, sonnigen Bildern, nach solcher Fülle von Leben, nach so feiner zarter Einfachheit durchsucht man die ganze deutsche Literatur vergebens. Die Sprache ist ein steter Strom von Musik; in den Grenzen der Prosa erfüllt sie alle Bedingungen der Poesie — lieblich wie das Rauschen fallender Wasser und voll süßer Melancholie, wie ein Herbstabend." — —

Über „Das Lottehaus in Wetzlar" bringt der 28. Band des von Ludwig Geiger herausgegebenen Goethe-Jahrbuchs, Frankfurt a. M. 1907, einen schätzenswerten Beitrag von dem Oberlehrer Ludwig Seher in Wetzlar. Wir ersehen daraus, daß das im 17. Jahrhundert neu errichtete massive Hauptgebäude des Deutsch-Ordenshofes zu Goethes Zeit an den Reichskammergerichtsprokurator und Hofrat Brandt vermietet war; jetzt haben arme Waisenkinder dort eine Heimstätte gefunden. Das Wohnhaus des Amtmannes Heinrich Adam Buff, der von 1740 an als Ökonomieverwalter und von 1755 bis 1795 als Amtmann des Deutschen Ordens tätig war, ist ein niedriger einfacher Fachwerkbau mit einem Anbau. Das Haus wurde von 1795 bis 1822 von Buffs Sohn Georg und dann noch bis zum Jahre 1848 von dessen Witwe bewohnt. Seher hat die inneren Räume des Hauses so anschaulich beschrieben, daß ich es mir nicht versagen kann, seine eigenen Worte hier folgen zu lassen. „Das Innere hat im großen und ganzen seinen ursprünglichen Zustand behalten. Die Treppe vor der Haustür wurde vor längerer Zeit ausgebessert und der Flur mit einem neuen Steinbelag ausgestattet. Rechts liegt die Küche und daran anstoßend kleine Wohnräume der Schwestern des Kinderheims. Der Raum links vom Eingange, der jetzt für Schulzwecke eingerichtet ist, war das Kinderzimmer der Familie Buff. Hier fiel Goethe „das reizendste Schauspiel in die Augen, das er je gesehen hatte", hier erblickte er Lotte zum ersten Male, umringt von ihren Geschwistern, denen sie Brot austeilte." Diese anheimelnde Szene hat bekanntlich Kaulbach auf seinem anziehenden Bilde „Werthers Lotte" verewigt.

„Eine enge Treppe führt hinauf zu dem ersten Stock mit einem schmalen Gange, zu dessen beiden Seiten mehrere kleine Zimmer liegen, die gleichfalls von den Schwestern des Kinderheims als Wohnung benutzt werden. Nach der anderen Seite, in dem Anbau, liegen die Räume, von denen der größe das Gesellschafts- und Prunkzimmer der Familie Buff war. Mit leisem Schauer tritt wohl mancher Besucher in diesen Raum, umweht von dem Hauche jener Tage, da Goethe hier ein- und ausging, da sich die ersten Fäden spannen zu dem Roman, der eine so gewaltige Wirkung auf die Gemüter ausgeübt hat, wie kein anderer der Weltliteratur. Da ist noch dieselbe Wandbekleidung wie zu Lottes Zeit: große Figuren in grüngehaltenen Feldern mit blauer Umrahmung; da stehen noch die alten Möbel, kunstvoll gearbeitet, der runde Tisch vor dem Sopha, der kleine Spieltisch, die Kommode und das Spinett, das auf einer Innenleiste den Namen „Jacob Marguth, Orgel- und Instrumenten-Macher in Butzbach bey Frankfurt am Mayn" trägt. Zwischen den kleinen Fenstern der einen Wand schimmert der prächtige Rokokospiegel mit der Konsole und zu beiden Seiten die Leuchter; über dem Sopha hängen die beiden kleinen Ölbilder, die den alten Amtmann in Jagdkleidung und Lotte als junges Mädchen darstellen, und in der Ecke neben dem altmodischen Ofen die buntbemalte Wanduhr mit ihren großen Gewichten." Wir ersehen ferner aus dem ansprechenden Artikel, daß zu Anfang des Jahres 1906 der Raum vor dem alten Lottezimmer als kleines Museum der Wertherzeit eingerichtet wurde, und daß hier der Stamm der alten Linde, die an dem Goethebrunnen gestanden hatte, bis im Jahre 1890 ein Sturm sie fällte, eine bleibende Stätte fand. Außer einigen alten Illustrationen zu Werthers Leiden finden wir in sechs Glaspulten aufgestellt Lottes Zeichenheft mit ihrer eigenhändigen Namensunterschrift und Musterzeichnungen für Stickereien, mehrere Handarbeiten, ein Täschchen mit ihrem Namenszuge und eine hübsche Stickerei mit den von Rosen und Vergißmeinnicht umrahmten und auf Goethe sich beziehenden und vielleicht von Lotte verfaßten Versen:

„Geh hin zu Deines Vaters Lust,
Die Zeit wohl zu vertreiben;
Der Mädchen kennest Du genug,
Die Dir gewogen bleiben —"

ferner ein Ohrgehänge, drei Originalbriefe Lottes, eine von ihr ausgestellte Quittung, einen Brief ihres Vaters, ihres Brudes Hans, ihres Gatten und ihres Sohnes August; daneben einen Brief von Karl Wilhelm Jerusalem und von dessen Vater. In den anderen Pulten ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich eine Reihe von Original-Silhouetten der Geschwister Lottes und ihres Gatten, mehrere Portraits des jungen Goethe und anderer mit ihm damals in Berührung gekommener Personen, wie Gotter und Höpfner. Dazu kommen noch in einer übersichtlichen Zusammenstellung die ersten Originalausgaben der „Leiden des jungen Werther", sowie eine Sammlung aller Schriften, die sich auf den jungen Wolfgang Goethe, seinen Aufenthalt in Wetzlar und auf seinen Roman beziehen. Diese Sammlung soll noch erweitert und so die Wertherzeit allen sich dafür interessierenden Besuchern des Lotte-Hauses anschaulich dargestellt werden.

# Fürst Walrad zu Nassau-Usingen (1659–1702).

3) Von F. Seibert. (Schluß.)

Um diese Zeit kamen etliche Landwirte auf den Gedanken, Kirschen anzupflanzen, und man sah hier und da in einem Garten und im Felde ein Kirschbäumchen sich bemerkbar machen. Eine größere Anpflanzung bestand hinter Stöckheim. Der Sport fand aber keinen Anklang. Man schalt die Neuerer Kirschbauern, was diese sehr übel nahmen. Um so schlimmer! Der Ausdruck Kirschbauer wurde zu einem Schimpfwort, mit dem sich jemand beleidigter fühlte als mit der Benennung Schelm oder Fünfschielger oder Bösewicht. — Eine bessere Aufnahme fand die Walnuß. Einige neu angelegte Nußgärten vor dem Obertor, sowie der herrschaftliche Nußgarten machten den Baum den Leuten so beliebt, daß sie mitten in der Stadt vor ihren Häusern Nußbäume pflanzten. In 1704 wurden dieselben abgeschätzt und mit Steuer belegt. — —

In den Schluß des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts fällt die Gründung der Usinger Neustadt. Nun geht die Sage, die Anlage dieses Stadtteils sowie die Erbauung der reformierten Kirche daselbst sei von französischen Emigranten geschehen. So sagt z. B. Lehrer Wittgen: „15 französische Familien gründeten die Neustadt." Dies ist unrichtig. Das Werk rührt von guten Deutschen her. Von einem französischen Prediger, der doch auch vorkommen müßte. findet sich nirgends eine Spur. Eine Massenansiedelung von Franzosen ist in Usingen nie vorgekommen Die hier auftretenden französischen Familien kamen von Berlin und Brandenburg. Auch ist die Neustadt nicht rasch entstanden, sondern allmählich im Verlauf von mehr als zwei Jahrzehnten. Die Gründe zur Vergrößerung der Stadt lagen in ihren eigenen Verhältnissen. Sie war zu klein und enge geworden Über kurz oder lang hätte Rat geschafft werden müssen. Da fiel im Jahre 1692 abermals ein großer Brand ein, der dritte innerhalb 70 Jahren, der 83 Hofraiten in Asche legte. Verschont blieben Schloß und Marstall, Pfarr- und Rathaus, sowie die Kirche und eine Anzahl von Hofraiten, in der Untergasse. Alles Vieh und aller Vorrat der Betroffenen, die bei den Nichtabgebrannten oder auswärts Unterkunft suchten, ging zugrunde. Auch Menschenleben waren zu beklagen; 7 Kinder und 3 Erwachsene fanden in den Flammen ihren Tod. Dem Bürgermeister Vinzenz Kustor verbrannten 25 Gulden, die er gehoben, um sie an das Liebfrauenstift in Frankfurt abzuliefern als einen Teil der Zinsen von 800 Gulden, welche die Stadt 1632 dort geliehen hatte. In den drei folgenden Jahren wurden gar keine Zinsen dahin entrichtet. Den Abgebrannten mußte in 1692 und 1693 das Kriegsgeld im Betrage von je 398 Gulden und 7 Albus erlassen werden. Sie dachten kaum an den Aufbau ihrer Häuser geschweige denn an die Anlage eines neuen Stadtteils. Johann Philipp Born war der erste, der sein Haus in der Obergasse wieder aufbaute in 1663. Indessen! Es mußte ein ganzer Stadtteil wieder hergestellt werden. Um hierbei zweckmäßig zu verfahren, gab man den zu erbauenden Häusern bessere Fluchtlinien, brachte, wo es ging, Straßenerbreiterungen oder Vergrößerungen an. Die Scheuerngasse scheint damals angelegt worden zu sein. Auf hochfürstlichen Kanzleibefehl wurden auch die Brücken am Flutgraben einer Revision, und, wo nötig, einer Ausbesserung oder Erneuerung unterzogen[1]). Auch eine Ausmessung des Abgebrannten und der anstoßenden Straßen muß vorher stattgefunden haben; denn als die Stadt wiederhergestellt war, fand man die Obergasse um 90 Ruten, die Zitzergasse um 40, die Straße nach der Neustadt um 20, das Pfarrgäßchen um 38 Ruten vergrößert. —

Es war also einiger Raum gewonnen. Aber er deckte das Bedürfnis nicht. Da beschloß Walrad. Usingen überhaupt zu vergrößern durch Neuanlage eines ganzen Stadtteils. Er nahm die Sache auch bald in Angriff. Als Baustätte bestimmte er den alten Marktplatz am Hondsgraben oder Hunzgraben und die umliegenden, angrenzenden Grundstücke, wie Schießmauer, Kleuber, Pfaffenwies und andere. 1697 werden diese Itemer bei Festsetzung der Beede (Steuer) außer Schatzung gelassen, „weil zur neuen Stadt gezogen". Noch in demselben Jahre nimmt der Baumeister Kützel die Verebnung und Vermessung des Platzes vor, steckt Baulinien und Straßen ab, sieht Raum vor für einen Marktplatz, für die reformierte Kirche und einen sie umgebenden Kirchhof, und legt einen neuen Stockheimer Weg an, den jetzigen (der alte ging unten her). Mit dem überflüssigen Grund und Gestein beginnt man die Ausfüllung der Barbach. Das erste Haus in der neuen Stadt ist des Baumeisters Bauhütte im Kleuber. Als erste Ansiedler erscheinen Peter Chun, ein Krämer aus Laufenselden; Jacob Preiß, ein Metzger aus Hanau; Martin Rödinger, ein Hutmacher aus Worms. Dann folgen einige Beisassen aus der Altstadt: der Maurer Bräutigam 1701; in den nächstfolgenden Jahren Mathes Schramm; Konrad Mayer, ein Schlosser; Magnus Fey; Benedikt Jäkel. Den Ansiedlern war eine zehnjährige Befreiung von den herrschaftlichen Steuern und Diensten, sowie von allen bürgerlichen Lasten zugestanden. Aber trotzdem bevölkerte sich die Neustadt nur spärlich. Denn um ein Haus zu bauen, bedarf es auch positiver Mittel — des Geldes! Wie knapp es aber damit bei den Leuten stand, geht daraus hervor, daß sie 1702 um die Erlaubnis baten, Früchte, Obst, Gartengewächse und dergleichen in und außer dem Lande feil tragen zu dürfen, „um in der geldbeklommenen Zeit einige Pfennige zu lösen". Mit einem Worte: der Ausbau der Neustadt zog sich weit hinaus. Walrad, ihr Gründer, erlebte nur die ersten Ansiedelungen, da er am 17. Oktober 1702 starb. Sein Sohn Wilhelm Heinrich traf verschiedene Maßnahmen, die Baulust anzuregen. Er verlängerte auch die Zeit der Freiheiten; als er aber am 14. Februar 1718 starb, waren die

[1]) Ob der um 1520 genannte „Huser Brucken" oberhalb der Behälter auch erneuert wurde, ist ungewiß. In den 1870er Jahren war er zwar verschüttet, aber noch gut zu erkennen. — Zu Walrads Zeiten standen am Flutgraben auch Mühlen, auch später noch. Die letzte, eine Lohmühle, wurde 1822 abgelegt.

Neustädter Straßen und Gassen noch reich an Lücken. Erst seiner Witwe, der Fürstin Charlotte Amalie, war es vergönnt, der Vollendung der neuen Stadt und deren Angliederung an die Altstadt sich zu erfreuen.

### Kurze Mitteilungen!

An Dietrich Reinekes, des Schultheißen, Haus, stand oben am Giebel Dietrich Reineke. Daniel Wicht meinte, das sei nicht richtig; es müsse heißen Diebrich Reineke! —

Für das Jahr 1665 hat der Kanzleischreiber Henrich Krämer folgenden Glückwunsch: „Der glorwürdigste Gott, der einig im Wesen und dreifach in Person, helfe uns allen, das Jahr mit Freuden und in Frieden anfangen, mitteln und vollenden! Amen!" Und für das Jahr 1666 hat er die Bitte:

„Hilf Gott, und gib der Christenschar
Ein glücklich, triumphkirchlich Jahr!"

Am 22. August 1665 wird Philipp Schröder, des gnädigen Herrn Sekretarius, mit Jungfrau Anna Margarethe Frentzel auf dem Schloß im großen Saale kopuliert.

Anno 1670 wird Frau Amtmann Frentzel, Anna Christine, in die Kirche begraben. —

1677 beruft man sich darauf, daß die Anordnung, wer 20 Morgen Land besitze, ein Pferd halten müsse, von Herrn Amtmann von Schletten hiebevor konfirmiert sei. Wendel Sommer will das nicht glauben und sagt: „Ich kenne wohllöblichen Herrn Amtmanns Hand besser wie keiner, denn ich solche öfters gelesen." Herr von Schletten war Amtmann um 1560—1600. —

„Um der Jugend und der wohlfährigen Beförderung willen" hatte man die alten Innungen und Zünfte wieder aufgerichtet. Da waren z. B. die Wollweber und Schafhalter verpflichtet, ihre erzielte Wolle, ehe sie dieselbe verbrauchten oder verkauften, besichtigen und wiegen zu lassen und den Marktpreis abzuwarten. Das war aber dem Wendel Sommer wieder nicht nach seinem Sinn. 1681 verkaufte er seine Wollernte, ohne lange zu fragen, an einen Wollhändler. Er wurde dafür mit 2 Viertel Wein und 7 Albus Strafe belegt.

Was hat nun Johannes Espeler verbrochen? Er sitzt verkehrt auf dem hölzernen Esel und höchstseine Frau lacht ihn brav aus. Hat er sich beim Tanz ungeberdig benommen? Oder ist er bei nächtlichem „Gassatengehen und Häckerlingstreuen" ertappt worden? Einerlei! Er sitzt auf dem vierbeinigen Pranger und muß den Spott über sich ergehen lassen von Rechtswegen.

Im Jahre 1664 kommt eine Orgel in die Kirche. Sie kostete 231 Taler. Der erste Organist war Niklas Reuter. Die Orgel, von Orgelbauer Heinio in Homburg öfters repariert, wurde 1718 durch eine von Niklas Schäfer in Hanau erbaute neue ersetzt. Die Glocken sind vom Jahre 1690. Sie tragen die Inschrift: „Zur Ehre Gottes floß ich, Dilmann Schmidt in Aslar goß mich 1690."

Bald nach 1664 wird Georg Philipp Greckmann, bürtig aus Butzbach, Türmer. Seine Bestallung besteht in 45 Gulden an Geld, 10 Achteln Korn, 2 Maß Öl und dem nötigen „ungehauenen" Holz. Bald darauf übernimmt er auch den Organistendienst für 10 Fl. und 4 Achtel Korn, beschwert sich aber mehrmals, er müsse Sommers und Winters ohne alternieren den „Choral schlagen"; seine antecessores hätten 6 Achtel Korn und auch mehr Geld genossen. Da wird ihm seine Organistenbesoldung auf 20 Fl. erhöht, zahlbar halb aus dem Kirchenkasten und halb aus der Stadtkasse; 1670 wird er Stadtschreiber. Er gibt den Türmerdienst auf, bleibt aber Organist bis 1688, wo er in die fürstliche Kanzlei gezogen und Registrator wird.

Als Greckmann noch Stadtschreiber war, machte er bei dem Jahre 1675 die Bemerkung: „annus ominose!" d. h. Jahr voll schlimmer Vorbedeutungen! Und dem Jahre 1681 widmete er den Erguß: „annus 1681 ominose valde, in quo comparuit Cometa terribilis!" Zu deutsch: Sehr unheilverkündendes Jahr, in welchem erschien der schreckliche Komet! — Ob Greckmanns Latein klassisch ist, kann ich nicht beurteilen; daß aber sein Komet der Halleysche war, finde ich in Diesterwegs Himmelskunde. Die letzte Wiederkehr des Schrecklichen war 1835. Er soll diesmal kleiner gewesen sein, als man erwartete. Daß er aber immer noch imstande war, einen Feuerlärm zu veranlassen, kann ich bezeugen. In Bierstadt nämlich, meinem Geburtsort, erscholl eines Abends der Ruf: „In Erbenheim brennt's!" Die Leute eilten vors Dorf. Mein Vater und Schmiedemeister Scheib aus Sonnenberg, der bei uns zu Besuch war, auch. Ich, damals 10 Jahre alt, lief natürlich mit. Richtig! In der Richtung nach Erbenheim zu schien sich unten am Horizont ein Feuer zu entwickeln. Meister Scheib hatte kaum hingesehen, da sprach er erregt: „Ein Feuer! Ein großer Brand! Ich muß heim, bin Spritzenmeister, muß mit der Feuerwehr ausrücken!" Mein Vater meinte, wenn's Feuer wäre, müßten die Erbenheimer Feuerläufer schon da sein, um uns näheres mitzuteilen. Auch bei anderen Zuschauern war die Meinung geteilt. Und während man so hinüber und herüber redete, löste sich das vermeintliche Feuer von der Horizontlinie ab und noch ein Weilchen — da stand es frei am niederen Himmel, im sog. Wasserhorizont. Es war also kein Feuer, sondern ein Komet und zwar, wie schon gesagt, der Halleysche. Zählt man die Jahre von 2 Umläufen dieses Kometen $= 2 \times 77 = 154$ von 1835 zurück, so gibt das die Jahreszahl 1681. Zählt man eine Umlaufszeit zu 1835, so gibt es das Jahr 1912, wo der Halleysche Komet wieder erwartet wird.

# Aus der Geschichte der Mainzer Landstraße.

2) Von K. Wolff. (Fortsetzung statt Schluß.)

Brücken zählt die Mainzer Landstraße siebzehn, dazu zwei Nebenbrücken auf Seitenwegen. Zwei davon entfallen in die Griesheimer Gemarkung, zwei in die Nieder, vier in die Höchster, eine in die Sindlinger, vier und die beiden Nebenbrücken in die Weilbacher und vier in die Wickerer Gemarkung.

Die bedeutendste derselben und die historisch wichtigste war von jeher die Niddabrücke zu Nied. Sie unterstand seit dem 14. Jahrhundert dem Rat der Stadt Frankfurt. Da die Niddalinie und der Besitz fester Punkte an derselben — zum Schutz gegen die Raubritter des Taunus — für die Stadt Frankfurt damals von Wichtigkeit war, ließ sich der Rat der Stadt von Kaiser Ludwig (1314—47) die Unterhaltung der benachbarten Niedbrücken zu Vilbel, Eschersheim, Rödelheim und Nied, sowie die Erhebung des Brückengeldes daselbst übertragen, ebenso 1368 von Karl IV. die des Brückenzolles zu Bonames. Kaiser Sigismund aber bestätigte 1410 und 1428 diese Privilegien Frankfurts an Brücken und Stegen über die Nied und erweiterte sie noch dahin, daß die Stadt „umb frids vnd sicherunge willen" die Brücken in unruhigen Zeiten abbrechen durfte. Letztere Urkunde lautet: „Wir Sigmund von gotes gnaden ....... bekennen vnd tun kund offenbar ...,
„wann wir vernommen haben ..., daß die Bürger-
„meistere, Rat und Burgere der Stadt zu franckfort,
„vnsere vnd des Richs lieben getruwen, der Brücken
„und Stege zu Nide, Redelenheim, Escherßheim,
„Bonemese, Harheim vnd zu Vilwil vber das waßer
„genant die Nyde von alters her von des Richs
„wegen zu eich gehabt haben, die tun bawen vnd
„bessern vnd auch zu zeiten vmb frids vnd schir-
„munge willen kun abewerffen, die zu machen und
„zu entmachen, nachdem, als Sye dann je zu zeiten
„beduchte, dem riche etzlich in der Stat franckfort,
„dem lande vnd den straßen nü vnd schirmelich
„sein vnd auch von solicher brucken vnd stege wegen
„bestalt vnd vffgehoben haben, solich wegegeld vnd
„anders als davon gefiele vnd vff das in soliche
„bestellunge fürter also gehanthabet vnd die gegende
„daselbs desterbaß in friden gehalden vnd bliben
„möge. So haben wir mit wolbedachtem mute ...
„von Römischer kuniglicher macht volkomenheit den
„edlen von franckfort soliche Ire rechte vnd herkomen
„der vorgenanten brücken vnd stege konfirmiret vnd
„bestetiget, konfirmiren vnd bestetigen Inen vnd
„Iren nachkommen die von Romischer kuniglicher
„macht in kraft dieß briefs vnd gebieten auch darumb
„allen fürsten, grawen, fryen, herrn, Rittern, knech-
„ten vnd sust allen vnd iglichen vnsern vnd des richs
„untertanen vnd getruwen ernstlich vnd vestecklich
„mit disem briefe, daß Sye die edlen von franckfort
„daran nicht hindern oder steren sollen, sundern Sye
„dabey getrulich lassen belieben, als lieb In sey
„vnser vnd des Richs swere vngenade zu vermeyden.

„Mit vrkund diß briefs versigelt mit unsr kunig-
„lichen Maiestet Insigl. Geben im Here vor dem
„Sloß Taubenburg 1428 Donnerstag nach Cantate."
(6. Mai.)

Das Wachs-„Insigl" der Urkunde ist gut erhalten. Es zeigt den König, wie er, mit Krone, Szepter und Reichsapfel geschmückt, auf dem Throne sitzt.

Anfänglich war die Nieder Brücke ganz aus Holz gefertigt. Sie lag tief im Sumpfgelände der unteren Nidda, denn die Mainzer Landstraße war damals noch in ihrem Urzustande und nicht, wie heute, künstlich erhöht. Die periodisch und rasch eintretenden Hochwasser der Nidda, die infolge der Stauung des Wassers in dem ehemals oberhalb der Brücke nach alten Karten vorhandenen — jetzt gestreckten — S-artigen Bogen, doppelt kräftig wirkten, schwemmten gar oft die ganze Brücke zum Schaden Frankfurts in den Main hinab. Schon König Ludwig tut 1342 kund, „daz er angesehen habe den grozzen schaden", den die Stadt Frankfurt durch das „wazzer" der Nied an den „brugken" erlitten habe und erlaubte der Stadt, „daz sie zu den drien Hellern, die sie vor von jedem pferd ze zolle aber die Brugk genomen hand .... einen heller mehr nemen sullent. Also datz sie fürbazz von iedem pferde vier heller nemen sollent, daz sie die brugk widerbawen mugen." Um dem Hochwasser besseren Widerstand leisten zu können, wurden daher später die vier hölzernen Brückenpfeiler durch steinerne ersetzt; der aus schweren Eichenbohlen bestehende Oberbau blieb jedoch bestehen, weil er in Kriegszeiten leicht abgeworfen werden konnte. Die Länge der Brücke betrug 140 Fuß, die Dicke der Pfeiler 12 Fuß. Da die Pfeiler wegen der niedrig gelegenen Straße nur eine geringe Höhe hatten, wurden die Holzteile der Brücke bei drohendem Hochwasser mit Seilen an die am Ufer stehenden Weidenbäume, die deshalb nicht gefällt werden durften, festgebunden. Noch bei der außerordentlichen Hochflut im Jahre 1783, als Straße und Brücke längst höher gelegt worden waren, mußte dies geschehen. Damals kam aber der Brückenwärter in große Verlegenheit, denn sein von der Stadt Frankfurt entlassener Vorgänger Wilhelm Weyland hatte aus Rache die beiden nächst der Brücke stehenden Bäume zur Nachtzeit umgehauen, und nun waren die Seile zu kurz. In dieser Not ließ der Rat der Stadt eiligst alle Seiler Frankfurts zu sich beordern, die umgehend Seile von 300 Fuß Länge anfertigen mußten, um die bedrohte Brücke an die entlegenen Bäume befestigen zu können.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts machte der Frankfurter Baumeister Hans Hektor zum Jungen den Vorschlag, die hölzerne Brücke durch eine gewölbte steinerne zu ersetzen. Der Vorschlag scheiterte jedoch an dem Widerspruch des mainzischen Oberamtmanns zu Höchst, Hartmut von Kronberg, der erklärte, eine Steinbrücke könne in Zeiten der Not nicht abgeworfen werden. Um jedoch die Brücke gegen das Hochwasser besser schützen zu können, erhöhte man ihre Pfeiler um mehrere Fuß und führte durch den auf der Höchster Seite gelegenen Sumpf einen schräg anlaufenden Fahrdamm, Stieg genannt, zu ihr heran. Dieser im Sumpf gelegene Fahrdamm ward von der Nidda, deren Gefälle auf ihn gerichtet war, fortgesetzt unterspült, so daß in jedem Jahre umfangreiche Reparaturen notwendig wurden. Da diese mehr Geld kosteten, als die Brücke der Stadt einbrachte, vernachlässigte die Stadt die Brücke, die sich in der Folge gar oft in einem recht jämmerlichen Zustand befand, zumal zur Meßzeit, wo täglich an fünfzig und mehr Frachtfuhren die alte Handelsstraße passierten.

Da die Nieder (Niedauer) Brücke auf Kurmainzer Geleitstraße lag, entstanden wegen der Gerechtsamen und Pflichten an derselben vielfach Strittigkeiten zwischen Erzbistum und Freistadt. So ließ 1541 der Amtmann zu Höchst, Martin von

Heusenstamm, den „eysern Schlagk“ an der Brücke niederwerfen, weil Frankfurt es gewagt hatte, einen Stein mit dem Stadtwappen (Adler) dorthin zu setzen, als habe sie obrigkeitlich Gerechtsame daselbst. Frankfurt mußte sich bequemen, den Schlag ohne Wappen, „wie von alters herkommen“, wieder aufzurichten. Im Jahre 1560 schikaniert Amtmann Junker Hartmut von Kronberg zu Höchst die Frankfurter dadurch, daß er aus Sorge um die Mainzer Oberherrlichkeit auf der Geleitstraße das Schloß am Brückenschlag entfernen und ein anderes, von dem nur er den Schlüssel hatte, daran hängen ließ. Dadurch entstanden ernste Streitigkeiten, die am 1. April 1561 durch Vertrag zwischen Frankfurt und Erzbischof Daniel dahin geschlichtet wurden, daß, wie aus alten Urkunden ersichtlich, Schloß und Schlag wie die Erhebung des Brückengeldes der Stadt sein solle, zur Anerkennung der mainzischen Oberhoheit sei aber ein Schlüssel dem Amtmann zu Höchst auszuhändigen, ferner müsse der Frankfurter Schlüssel einer Person in Nied zur Aufbewahrung übergeben, auch jede Veränderung am Schloß dem Amtmann sofort gemeldet werden. Wegen Nichtbeachtung dieses Vertrags beschwerte sich am 21. April 1652 der Höchster Amtmann Wolff Hartmann Kämmerer von Worms, genannt von Dalberg. Er rügte, daß Frankfurt die Niedauwer Brücke neu verschlossen habe, ohne ihm davon Nachricht zu geben und ohne den Frankfurter Schlüssel in Nied hinterlegt zu haben. „Man wolle Mainzischer seits versichert sein, auf daß Niemandt anderst sich einiger Herrschaft zu Nachteil Sr. Kurf. Gn. durch Innhabung und Verwaltung solches Schlüssels anmaße.“

Laut kaiserlichem Privileg hatte Frankfurt nur für die Unterhaltung der eigentlichen Brücke zu sorgen, die Herstellung der Straße und Regulierung des Niddaflusses war Sache der Landesherrschaft. Trotzdem versuchte Mainz die Stadt auch für die Unterhaltung der Zufuhrstraße und des Flußlaufes haftbar zu machen. (Schluß folgt.)

# Die Mai-Festvorstellungen im Hoftheater zu Wiesbaden.

Von Dr. C. Spielmann.

Alljährlich um die Mitte des Mai erscheint der Kaiser auf eine Reihe von Tagen zur Erholung in der nassauischen Residenzstadt. Besuch des Theaters und Ausflüge in die Umgebung bilden die angenehme Abwechselung mit der intensiven Arbeit, die auch diesmal nicht nachließ. Die Kaiserin begleitete ihren hohen Gemahl; auch der Reichskanzler traf ein. Familienbesuch empfing das Kaiserpaar außer den landgräflich hessischen Verwandten nicht. Auch waren nicht Festspiele, sondern bloß Festvorstellungen angesetzt und zwar für die Zeit des Besuches vom 14. bis 19. Mai; der Kaiser reflektierte besonders auf das heitere Genre, und hatte demgemäß vier der Stücke aus diesem gewählt.

Den Anfang machte am 14. Mai das Wiesbadener Quellendrama von Joseph Lauff: Gotberga. Den Inhalt kennen wir aus den Spielen des vorigen Jahres (Nassovia Nr. 11 von 1907). Es wurde ziemlich in derselben Besetzung gegeben wie damals. Als Vertreterin der Titelheldin war Frau Haubrich-Willig von Berlin wiederum berufen worden; sie gab die Germanenjungfrau mit der ganzen Hoheit und der dramatischen Kraftfülle, die ihr innewohnt und sie zur berufenen Gotberga macht. Auch Herr Sommerstorff war von Berlin gekommen, um die Rolle des Kaisers zu übernehmen, die er in der bekannten imponierenden Weise durchführte. Mit dem einheimischen Herrn Leffler, der als Chattenherzog Thuiskar durch sein lebensvolles, markiges Spiel glänzte, zusammen war das Hauptdarsteller-Trio der Träger der gesamten Handlung, die von der übrigen Künstlerschaft in wirksamster Weise unterstützt wurde. Den gutgesinnten, verliebten Prinzen gab Herr Malcher lebhaft und feurig; die urwüchsigen, polternden Chattenhäuptlinge verkörperten die Herren Tauber, Schwab und Striebeck in trefflicher Weise; Herr Zollin als Oberpriester wirkte etwas zu pathetisch. Von den Damen, die nur Nebenrollen vertreten, gefiel besonders Frl. Ressel als reizende Quellennymphe; die alte Wärterin Gotbergas gab Frl. Scholz vom Kasseler Hoftheater, eine alte Bekannte; die beiden Gespielinnen wurden durch Frau Rodius-Doppelbauer, Frl. Ghiberti und Frl. Röllinghoff dargestellt. Römer- und Germanenchor leisteten das Ihre vortrefflich. Über dem ganzen lag der schöne Stimmungszauber der altgermanischen Natur gebreitet.

Der 15. Mai brachte den Oberon von Karl Maria v. Weber in der bekannten Wiesbadener Neubearbeitung und -einrichtung. Der Oberon darf weder bei Festspielen noch bei Festvorstellungen fehlen, und immer und immer wieder wirkt er ursprünglich und neu. So bildet er auch nach wie vor das Zugstück im edelsten Sinne des Wortes, und das wird das Verdienst des Wiesbadener „Dreimännerbundes“ bleiben. Die Rezia sang natürlich Frau Leffler-Burckard; es ist eine der Glanzrollen für ihre herrliche Stimme und ihr lebensvolles Spiel. Ihr zur Seite stand Herr Kalisch, der den Hüon lyrisch nimmt und auch trotz seiner heroischen Veranlagung gut durchführt. Scherasmin und Fatime waren wieder durch Herrn Henke und Frau Schlar-Brodmann verkörpert; wie fest beide in Spiel und Gesang sind; ist bekannt. Der Oberon ist bei Frau v. Westhoven-Robinson, die aus Karlsruhe berufen war, in besten Händen; ebenso glänzte Frau Müller-Weiß als Meermädchen; Frau Schröder-Kaminsky führte das Troll-Röllchen fein aus. Auch die Sprecherrollen waren gut belegt; Herr Leffler spielte diesmal den Kalifen, für einen orientalischen Gewalthaber vielleicht etwas zu lebhaft. Dagegen war Herr Rodius ein mit Recht wilder Almansor und hatte in Frl. Ressel als Roschana eine ebenso schöne als leidenschaftliche Partnerin. Herr Zollin war ein hoheitsvoller Karl der Große. Auch die übrigen Darsteller waren am Platze. Das orientalische Milieu mutete prächtig an.

Am 16. Mai folgte der Schwank Der Bibliothekar von Gustav v. Moser. Das Stück stammt aus der Zeit, da es dem Autor noch um die innere Wertigkeit seiner Arbeiten ging und er sein Kompagniegeschäft der bloßen Mache noch nicht aufgetan hatte. Der Schwank steht deshalb auch hoch über den französischen und den ihnen nachgedichteten deutschen sensationellen und pikanten modernen Stücken. Er wurde auch im Stil seiner Zeit (des britischen Biedermeiertums) gegeben. Den Bibliothekar verkörperte Herr Strial aufs ansprechendste; die Herren Schwab und Malcher hatten Gelegenheit, sich als vollendete Salonmänner zu zeigen; die Herren Tauber und Zollin waren virtuose alte Herren. Frau Bleibtreu, der brühmte Gast, darf die Sarah zu ihren Glanzrollen rechnen; aber auch unsere einheimischen Damen, Frl. Sekera als Ellen und Frl. Ghiberti als Gwendoline fügten sich ebenso anmutig wie schalkhaft an. Noch seien Herr Andriano in seiner drolligen Rolle als Gibson und die Herren Weinig und Müller als Gentlemen hervorgehoben.

Am 17. Mai hatte in dem Volksstück „Jägerblut“, von Benno Rauchenegger, Konrad Dreher als Gast sein

Hauptdeputat. Dreher hat das Stück mit seinen „Schlierseern“ auf die Bretter gebracht, und es hat sich darauf gehalten, trotz allem Gerede vom Mischung von Komik und Rührseligkeit, womit eine Anzahl Kritiker so gern die beliebten und recht wirkungsvollen Volksstücke abtun will. Dreher spielte den Dorfbader Zangerl und löste mit seiner natürlichen trockenen Komik in den Hörern andauernd förmliche Lachsalven aus, namentlich beim „Clou“, als er vor Staunen Kaffee- und Milchkanne sinken und auf die Bühne auslaufen ließ. Er fand gute Partner in dem polternden Forstwart des Herrn Andriano, der gern ausgleichenden Gattin des letzteren Frl. Ulrich, und der alten Wabn, einer glänzenden Charakterfigur des Frl. Eichelsheim. Auch der braven Loni der Frau Rodius-Doppelbauer, dem verliebten Learl des Herrn Malcher und dem wilden Hiasl des Herrn Zollin gebührt Lob. Die buntbewegten oberbairischen Volksszenen schufen eine gute Illusion.

Am 18. Mai ging G. A. Rossinis unverwüstlicher Barbier von Sevilla in Szene. Er war eine in Sang und Spiel trefflich abgerundete Gesamtleistung; an einzelnen Stellen hätten wir gern etwas weniger Karikierung, welche die Komik momentan in Burleske zu verwandeln drohte, gesehen. Herr Hensel, in Auftreten und Stimme gleich von vornherein siegreich anmutend, führte seine Rolle brillant durch. Neben ihm entwickelte Frl. Engell ein prächtiges Organ; sie spielte graziös und sah entzückend aus. Mit des Basses Grundgewalt gab Herr Schwegler den eiteln Basilio, während Herr Rehkopf als Dr. Bartolo nicht immer recht behagte. Herr Geisse-Winkel dagegen war ein vollendeter Figaro, der gerade an diesem Abend trotz seiner Körperfülle eine ganz unglaubliche Behendigkeit und Lebendigkeit entwickelte.

Am 19. Mai machte den Beschluß Der Raub der Sabinerinnen, Schwank von den Brüdern Franz und Paul v. Schönthan. Herr Köchy spielte nach langer Zeit wieder einmal den Professor; der alte Weimaraner steht sonst wie ein halber Fremdling unter dem jüngeren Nachwuchs; hier wurde dies weniger bemerklich. Eine gute Partnerein hatte er an Frau Striebeck. Das Ehepaar Neumeister verkörperten Herr Schwab und Frau Rodius-Doppelbauer, die beiden Groß die Herren Striebeck und Malcher. Frl. Sekera spielte die Paula mit Sinnigkeit. Den Vogel schoß natürlich wieder Herr Dreher mit seinem Theaterdirektor ab. Das Schlußamusement war also recht ausgiebig.

Die Festvorstellungen sind — das ist, abgesehen von einigen prinzipiellen Nörglern, ausgesprochen worden — allseitig gelungen. Die Regie, die in den Händen der Herren M. Köchy, Dr. H. Oberländer und E. Mebus lag, hatte das ihre dazu getan, den Intentionen des Intendanten gerecht zu werden und die Vorstellungen im einzelnen und in der Gesamtanpassung echt künstlerisch zu gestalten. Wie die Solisten, so wirkten die Chöre, die Massenszenen waren einheitlich und lebendig. Das Orchester namentlich unter Professor J. Schlar unterstützte wirksam. Die Kostüme und Dekorationen, die reichen technischen Bühnenmittel des Hofrats K. Schick halfen nicht minder, das Reale möglichst getreu wiederzuspiegeln.

Das Kaiserpaar erfreute sich lebhaft an allen Darbietungen und zeichnete Beamte und Künstler des Instituts wiederholt durch Unterredungen aus. Der alte Ruf des Hoftheaters hatte sich wieder einmal bewährt. —

Automobil- und Reitausflüge in die Umgebung wurden häufig unternommen, nach der Platte, dem Neroberge, der Eisernen Hand und nach Schlangenbad. Die Kaiserin besuchte noch die Augenheilanstalt und die Paulinenstiftung. Am 15. Mai fand die Enthüllung des Denkmals Wilhelms des Schweigers von Nassau-Oranien auf dem Schloßplatze zu Wiesbaden vor der Marktkirche statt. Der Kaiser übergab sein Geschenk in kurzen Worten, und der Oberbürgermeister Dr. v. Ibell nahm es dankend entgegen. Nachmittags war Galakonzert im Kurhause. Am 17. Mai, fuhr das Kaiserpaar zur Einweihung der neuen Erlöserkirche in Homburg, und am 19. Mai, am Geburtstage des Zaren, war Kaiserparade auf dem Kurhausplatze zu Wiesbaden. Am Abend dieses Tages, gleich nach dem Theaterschluß, reiste der Kaiser, am 20. Mai auch die Kaiserin (über Bonn) nach Hause.

Das Wetter, anfangs noch regnerisch, verwandelte sich bald in das schönste Kaiserwetter; es wurde schließlich sogar recht heiß, und nach der Abreise der Majestäten setzte wieder Regen ein.

# Der Graf von Geroldstein.

11) **Geschichtliche Erzählung von F. C. Jung.** (10. Fortsetzung.)

So waren die beiden Freunde über Elfeld landeinwärts geritten und kamen unter Beobachtung größter Vorsicht in der Nähe der Burg Gladeneck an, da ein Landmann ihnen gesagt hatte, die Burg sei von Feinden bewacht.

Sie hatten aber niemand gesehen und glaubten schon unbemerkt den Schloßweg erreicht zu haben, als ihnen plötzlich zwei Kriegsknechte entgegentraten, die aber nach kurzer Gegenwehr überwältigt wurden.

Jeder hatte seinen Mann an der Kehle gepackt, mitgebracht und im Hofe niedergelegt, wo beide allmählich wieder zu sich kamen und berichteten, daß die ganze Kriegerschar bis auf einige Posten nach Geroldstein abgerückt sei.

Diether gab sofort einem Knappen einen Befehl, da ihm dieses sehr wichtig schien.

„Und so bin ich gekommen, lieber Diether; ich glaubte, zur Beilegung des Streites mein Möglichstes beitragen zu müssen, und dann hatte ich auch Sehnsucht nach der Heimat,“ schloß Werner bewegt, indem er für sich und seinen Waffenfreund und Gefährten um Aufnahme bat.

Mit größter Freunde hieß Diether seinen lieben Freund und dessen Begleiter, der ihm in bescheidener Weise seine Kriegsdienste, solang er deren bedürfte, anbot, willkommen.

Der Junker, ein prächtiger, ungemein kräftig gebauter Mann mit einnehmendem, echt ritterlichen Wesen und, wie es schien, im Waffenwerk wohl erfahren, kam ihm ja sehr gelegen, und auch dessen seltsame Lebensschicksale erregten sein besonderes Interesse.

Über seiner Herkunft schwebte ein geheimnisvolles Dunkel.

Er war als zweijähriger Knabe im Findelhause zu Loriche aufgenommen worden; sein Aussehen und seine Wäsche, aus welch letzterer jedes Merkmal entfernt war, deuteten auf eine vornehme Abstammung hin.

Ein frommes, kinderloses Ehepaar, von Lehen mit Namen, hatte sich des prächtigen Knäbleins angenommen und Nachforschungen nach seinen Eltern angestellt, die aber durch die gerade wieder einmal herrschenden Kriegswirren erschwert waren. Sie hatten

denn auch lediglich das Ergebnis, daß man erfuhr, daß das Kind von zwei unbekannten Kriegsknechten, die aus dem Tale der Wisper kamen, bei einer Köhlersfamilie ohnweit Loriche untergebracht worden war, mit der Weisung, es würde später abgeholt.

In diesen unruhigen Zeiten, wo Raub, Mord und Brand an der Tagesordnung war, und viel räuberisches Gesindel, entlassene Kriegsknechte und Schnapphähne durch das Land zogen, war es ja nicht selten, daß man nicht nur in Fehden und Kriegen vornehme Gefangene festsetzte, um Geld von deren Angehörigen zu erpressen, sondern es wurden auch wehrlose Frauen und besonders Kinder geraubt, um von den Eltern Lösegeld zu erlangen.

Vermutlich handelt es sich um einen solchen Fall, und möglicherweise waren die beiden Schnapphähne irgendwo unschädlich gemacht worden, so daß sie an der Ausführung ihres sauberen Planes gehindert wurden.

Sie hatten natürlich Pflegegeld für das Kind zurückgelassen, kamen aber nicht mehr wieder, und daraufhin gab die Köhlersfrau das Kind ins Findelhaus nach Loriche.

Weiter konnte nichts ermittelt werden, und so wurde der Knabe als eigenes Kind bei der Familie von Leyen angenommen und erzogen, bis seine Pflegeeltern starben und ihm zuvor das Geheimnis seiner Herkunft kund gaben.

Sie waren aber durch mannigfache Schicksalsschläge fast verarmt und hatten Hans nur wenig hinterlassen, so daß er genötigt war, Kriegsdienste zu nehmen.

So hatte er, in kurmainzischen Diensten stehend, Werner von Luchsheim kennen gelernt, und beide hatten sich als Freunde lieb gewonnen.

Er war, als die Nachricht von der im Wispertal entbrannten Fehde nach Mentze kam, um so lieber mit dem Freunde in die Heimat gezogen, als ihm eine innere Stimme sagte, eine unbestimmte Hoffnung ihn erfüllte, daß er dadurch in die Lage käme, das Geheimnis seiner Geburt zu ergründen.

„Wenn es auch schon lange her ist," schloß der Junker seinen Bericht, „so ist es doch durch einen glücklichen Zufall möglich, vielleicht auch durch Familienähnlichkeit, meine Eltern, falls sie noch leben, zu finden."

Diether hatte mit Interesse den Worten des Junkers gelauscht und ihm vollste Unterstützung zugesagt.

Während Junker Hans mit dem Burgvogt in der Rüstkammer weilte, eine geeignete Rüstung für ihn auszuwählen, saßen die beiden wieder geeinten Freunde im ernsten Gespräch beisammen.

Diether erzählte dem Freunde zunächst die Ereignisse der letzten Wochen, die auf den armen Werner natürlich sehr niederdrückend wirken mußten, da er seinen Vater einer so hinterlistigen Handlungsweise seither nicht für fähig gehalten hatte.

Beinahe belustigt war er aber, als er von dem gelungenen Streich der Gefangennahme seiner Schwester hörte —, „die nun bei Wasser und Brot im tiefsten Verlies von Geroldstein schmachtet", hatte Diether mit erkünsteltem Gleichmut und schlecht verhehlter Schalkhaftigkeit seinen Bericht geschlossen.

Dabei zog er den ihn fragend anschauenden Freund an sich und gestand ihm seine innige Liebe zu Rosamunde, seiner Schwester.

Ein Gefühl des Glückes und doch wieder des bittersten Schmerzes durchzuckte den armen Werner, der seine Berta, die er trotz aller Beweise immer noch nicht für so falsch und treulos halten konnte, fortdauernd innig liebte.

„Mögest du bald mit Rosamunde vereinigt sein; denn ihr seid einander wert," sagte er weich. „Doch verzeih', lieber Freund, daß ich mich noch nicht nach dem Wohlergehen der Deinigen erkundigt habe."

„Das dir wenig am Herzen zu liegen scheint, mein lieber Werner," unterbrach ihn Diether launig mit sonderbar listigem Ausdruck in Stimme und Gesicht, was Werner erstaunt und gespannt aufhorchen ließ.

„Vater geht es gut. Er hatte dich sehr in sein Herz geschlossen und fragte immer nach dir; Berta ist sehr krank gewesen und war dem Tode nahe, ist jetzt aber wieder wohlauf," setzte er schnell hinzu, als er das jähe Erschrecken Werners bemerkte, der unruhig hin- und hergegangen war und nun angstvoll fragend seinen kummervollen Blick auf seinen Freund richtete.

„Setze dich, mein Freund," fuhr Diether fort, „und vernimm eine Geschichte, die sehr seltsam ist und dich interessieren wird.

Es waren einmal zwei Menschenkinder, die sich sehr lieb hatten.

Ihrem Glücke stand jedoch ein Zerwürfnis ihrer beiderseitigen Väter entgegen, und so mußten sie vorläufig ihren Herzensbund geheim halten. Wenn auch die beiden Burgen nahe beisammen lagen sahen sich die beiden Liebenden doch selten, schrieben sich dafür aber öfters und bedienten sich als Botin einer Dienerin der Schwester des jungen Ritters.

Unglücklicherweise faßte aber einmal der Burgherr diese Botin ab, als sie gerade einen Brief seines Sohnes an die Geliebte aus dem Schlosse trug und brachte das Mädchen durch Drohungen aller Art, so weit, daß sie ihm alles sagte und sogar bereit war, zu dem Plane, die Liebenden zu trennen, ihre hilfreiche Hand zu bieten.

Er behielt den Brief und die Botin mußte dem Edelfräulein die Nachricht von ihrem Geliebten überbringen, daß er auf einige Tage verreisen und nach seiner Rückkehr Nachricht geben werde.

Der junge Ritter, in der Meinung, sein Brief sei richtig besorgt, erhielt nun zu seinem Befremden die mündliche Nachricht von seiner Geliebten, die väterliche Burg habe Besuch erhalten und sie könne die erbetene Zusammenkunft erst nach dessen Abreise gewähren. „Herrliche Ritter sind es," fügte die gut instruierte Botin heuchlerisch hinzu.

Lange Zeit wartete der junge Ritter auf Nachricht und sandte sehr beunruhigt die Botin wieder mit einem Briefe ab.

Die ebenfalls in größter Unruhe schwebende Geliebte erhielt auch diesen Brief nicht, dafür aber von der Falschen eine Nachricht, wonach ihr Geliebter sich einer Untreue gegen sie schuldig gemacht hätte.

Das auffallende Stillschweigen und die vertrauliche Mitteilung über die Untreue ihres Geliebten konnte des Fräuleins Vertrauen wohl noch nicht

ganz erschüttern; aber sie war doch sehr unglücklich über dies unbegreifliche Benehmen.

Dem Junker erzählte die Botin, das Edelfräulein habe den Brief gar nicht gelesen und auch keine Antwort mitgegeben; sie habe an der Seite eines herrlichen Ritters beim Mahle gesessen, und „es war ja auch ihr Verlobungsmahl gewesen", schloß die heuchlerische Person, heftig weinend.

Außer sich vor Schmerz über diese offenbare Untreue der Geliebten, machte sich nun der junge Ritter nach der Burg auf den Weg, wo er sein Liebstes verloren hatte; noch konnte er es nicht glauben, er mußte es mit eigenen Augen sehen.

Von einem versteckten Platze des nahen Berges aus, spähte er lange nach dem Söller hin, ihrem Lieblingsplatze, auf dem sie so oft sich ihm gezeigt hatte.

Da sah er sie, die teure, holde Gestalt; sie war eben auf den Söller getreten. Ein glänzender Ritter war an ihrer Seite; er bog sich zu ihr hin, und sie — hatte sich ihm an die Brust geworfen!" —

Stumm und starr, mit weitgeöffneten Augen hatte Werner den Worten des Freundes gelauscht und längst hatte er erkannt, daß es seine eigne Geschichte war, die er da in einer Weise hörte, wie er sich das nicht geträumt hatte. „Und der Ritter an ihrer Seite", fragte er, den Sachverhalt ahnend, „wer war das?"

„Das war dein getreuer Freund Diether, der eben von Nassau gekommen war, an die Untreue seines Freundes Werner nicht glauben konnte und die unglückliche Berta, auch soweit getröstet hatte, als dein Ring zurückgebracht wurde."

„Ich sandte ihn zurück mit der Nachricht, daß ich ihr alles vergäbe und in die weite Welt ginge", sagte Werner zerknirscht.

„Ohne jede Nachricht", entgegnete Diether, „da die heuchlerische Person angab, der Ring sei ihr so übergeben worden, und das machte mich nun doch bald irre an dir. Aber ich mußte es aus deinem eignen Munde hören, da ich dich einer solch ehrlosen Handlung nicht fähig hielt."

Werner reichte ihm stumm die Hand.

„Ich ritt sofort nach der Luchsmühle, um dich vielleicht mit Hilfe des alten Pieper sprechen zu können, da die Räume der Luchsburg ja für einen Geroldsheimer verschlossen sind.

Doch eröffnete mir Pieper, der junge Ritter sei vor einer Stunde in rasendem Galopp auf dem Weg nach Loriche davongeritten. Nun konnte ich ja nicht mehr gut zweifeln und ritt das Pferd zu schanden, um dich noch einzuholen. Doch warch du, nach Aussage der Wächter am Kuhtor und der Schauerpforte in Loriche nicht eingetroffen.

„Ich war über Prensper[1]) nach Rodisheim[2]) abgebogen, um von da nach Mentze zu kommen, wo ich Kriegsdienste nehmen wollte", erklärte Werner niedergeschlagenen Tones.

„Und ich in der Annahme, deine Ankunft sei nicht bemerkt worden, oder durch ein anderes Tor erfolgt, setzte meine Nachforschungen fort und kam so zu deiner Muhme Anna von Luchsheim, die an der neuen steinernen Brücke wohnt. Diese erzählte mir, du seiest erst vor einigen Tagen bei ihr gewesen und hättest ihr dein Leid geklagt, daß Berta dich ganz ohne Nachricht lasse und fremde Gäste auf der Burg seien.

Dies alles und noch anderes, was ich ermittelte, gab mir nun die Gewißheit, daß hier ein frevles Spiel getrieben worden war, um zwei Liebende zu trennen.

„Vater! Vater!" seufzte Werner.

„Doch höre weiter! Noch in der Nacht ritt ich zurück, denn ich bangte sehr für Berta und mußte ihr diese tröstliche Nachricht bringen; doch war bereits ein hitziges Nervenfieber bei ihr ausgebrochen und das Bewußtsein geschwunden.

Ich betrachtete es nun als meine Pflicht und erste Aufgabe, das falsche Spiel aufzudecken und hatte schon am folgenden Tage das Glück, deine Schwester Rosamunde im Luchsheimischen Park sprechen zu können. Einmal so weit, war es mir ein Leichtes, wie du gesehen hast, den wahren Sachverhalt zu ermitteln. (Fortsetzung folgt.)

[1]) Presberg. [2]) Rüdesheim.

## Miszellen.

J. B.-G. **Bauerlaubnis bei Aufführung neuer Häuser 1632.** Da im Anfang des 17. Jahrhunderts zu Hadamar die Bürger ihre Neubauten ohne Genehmigung der Landesregierung zur Ausführung brachten und dadurch den Wohlstand, die Gassen, Fahrten und Gänge des Ortes schädigten, so ordnete Graf Johann Ludwig an, daß der Schultheiß Hannß Jungen zu Obern Hadamar die Gemeinde zusammenforderte und ihr bekannt machte, daß niemandt, wer er auch sein mag, einigen Baw allhier am Orte zu setzen oder uffzueführen undt zue machen sich anmaßen solle, er hab denn Unnß solches vorhinn umbständlich angezeigt undt unsere Erlaubniß erlangt. Wer sich anmaßt hiergegen zu thun, dessen Bawen soll uff seine Kosten wiederumb abgeschafft undt der Schuldige dazu unserer ferneren Straff gewertig sein. Obern-Hadamar, 27. 17. Oktober 1632.

E. S. **Verbot von Wallfahrten 1775.** Die katholischen Untertanen in den nassauischen Landen hatten die Gewohnheit nach Bornhofen zu wallfahrten und zwar am Allerheiligentage. Da aber bei solcher Gelegenheit eine große Menge Menschen zusammenzukommen pflegte, daß ihrer viele öfters in Ställen ihr Quartier suchen mußten und im Jahre 1775 die „leidige Viehseuche" in der Gegend von Bornhofen grassierte, die durch die Weidung auf nassauischen Boden konnte verpflanzt werden, so verbot die Dillenburger Regierung am 17. Oktober 1775 die übliche Wallfahrt nach Bornhofen bei schwerer Strafe.

E. S. **Das Ährenlesen auf dem Felde 1775.** Da das Ährenlesen auf den Feldern, die von Früchten noch nicht geleert waren, häufig zu Diebereien Veranlassung gab, verordnete die Dillenburger Regierung 1775, daß das Ährensuchen auf Äckern mit Früchten untersagt sei bei Strafe „im Thurn" oder nach Ordnung der Feldfrevler. Wer aber Ähren vor den Morgen- oder nach den Abendglocken liest, soll, wer er auch sei, mit Geigentragen bestraft werden, und wer nicht auf der Armenliste steht und trotzdem Ähren sucht, selbst auf den Äckern, auf denen die Frucht schon abgefahren ist, hat Thurnstrafe sicherlich zu erwarten.

## Theater zu Wiesbaden.

**Volkstheater.**

Das Volkstheater hat in den drei Wochen seines Bestehens bereits Tüchtiges geleistet. Außer der in Nr. 10 besprochenen „Verlorenen Ehre" sind nacheinander herausgekommen: Die Grille, Der Goldbauer, Die Lieder des Musikanten, Das Mädel ohne Geld, Der Trompeter von Säckingen, Annalise und einige Kinderstückchen. Das Personal, das aus allen Weltrichtungen zusammengeworben wurde, hat sich, dank der vorzüglichen Regie, bereits gut eingespielt. Ausscheidungen und Ersetzungen werden freilich nicht ausbleiben. Direktor H. Wilhelmy kann wohl als der Hervorragendste der Künstlerschar gelten; ihm ebenbürtig zur Seite steht der Regisseur A. Schöndorff als ausgezeichneter Charakterspieler. Der erste Liebhaber K. Huppel leistet ebenfalls Gutes; auch der Komiker K. Loehmke ist voll an seinem Platze. Von den Damen sind zu erwähnen vor allem die Gattin des Direktors, Frau E. Wilhelmy, die durch ihren Charme aller Herzen einnimmt. Frl. E. Friese, die Naive, bot besonders in der Rolle der Grille eine Glanzleistung; schade, daß sie vom Herbst ab anderwärts engagiert ist. Frl. H. Leidenius war in den sentimentalen Rollen reizend. Frl. O. Grunert als Salondame und Heldenmutter gibt sich gleichfalls größte Mühe, und eine Schülerin des Direktors, Frl. A. Salbère, verspricht nach ihren kleinen Debüts für künftig recht Tüchtiges. Das historische Lustspiel Annalise von H. Hersch, erstmalig am 21. Mai aufgeführt, wurde frisch und flott gegeben. Es ist ein gutes Volksstück, lebenswahr und historisch treu. Mögen andere, wie bei Volksstücken überhaupt, über das „Gemisch von Rührseligkeit und Komik" spotten. Genauere Beobachter des Menschenlebens werden finden, daß dieses in der Tat sich zwischen beiden Polen hin und her bewegt. Man hat nicht umsonst von der Tragikomödie des Lebens gesprochen. Den jungen Alten Dessauer gab Herr Wilhelmy ganz als den guten Menschen in der rauhen Schale. Frau Wilhelmy war eine liebreizende Annalise, Herr Schöndorff ein biederer Gouverneur; Herr Loehmke gab den Hofmarschall in der rechten steifbeinigen Weise, die die Rolle verlangt. Auch Frl. Grunert als Fürstin-Mutter füllte ihren Platz ansprechend aus. Das Stück wurde sehr beifällig aufgenommen.

## Literatur.

**Jahresbericht der Bezirkskommission zur Erforschung und Erhaltung der Denkmäler innerhalb des Regierungsbezirks Wiesbaden f. d. J. 1907.** 19 S. — Der Bericht ist zum ersten Male in Umschlag und reich illustriert erschienen, ein ganz bedeutender Vorzug gegen früher, der Eindruck zu machen nicht verfehlen wird. Berichterstatter ist Prof. F. Luthmer, der von 1908 bis 1913 zum Bezirkskonservator wiedergewählt wurde. Aus den Darlegungen geht hervor, wie sorgsam die Kommission mit den wenigen vorhandenen Mitteln arbeitet, um möglichst das Gefährdete zu erhalten, das wertvolle Schwindende wiederherzustellen und überhaupt ihrer Aufgabe gerecht zu werden. (Auf einzelnes gehen wir in nächster Nummer ein.) Möchte doch die materielle Unterstützung der Bestrebungen seitens der Geschichts- und Kunstfreunde, die über überschüssige Pecunia verfügen, reichlicher fließen.

**Mitteilungen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung 1908. Heft 1.** 32 S. Verlag des Vereins. — Auch die „Mitteilungen" stellen sich in neuem Gewande mit Umschlag und vermehrter Illustration dar; der Druck ist in Schwabacher Schrift gegeben, und die wenig glückliche Seitenspaltung ist fortgefallen. Das Heft stellt entschieden ein feines Inhalts würdiges Äußere dar. Aus dem Inhalt heben wir die Aufsätze hervor: Bronzezeitgräber bei Wiesbaden (Ritterling), die Wenzelskapelle (Bodewig), Usinger Nachrichten aus dem 16. Jahrhundert (Seibert), Der Hexenturm von Idstein (Reuter), Zur volkskundlichen Forschung in Nassau (Zedler) und Hausinschriften aus Dörfern des Amtes Herborn (Geisler). — Dem Berichte entnehmen wir, daß an die Stelle des langjährigen Vorsitzenden des Vereins, Geh. Archivrat Dr. Wagner, Herr Landesbankrat Reusch, getreten ist.

## Neues aus Nassau.

**Das Kaiserpaar** traf am 14. Mai in Wiesbaden ein; der Kaiser verweilte daselbst bis zum 19., die Kaiserin bis zum 20. Mai. (Weiteres s. Aufsatz: Festvorstellungen.)

**Das Großherzogspaar von Luxemburg** ist von der Riviera nach Luxemburg übergesiedelt.

Am 11. Mai konnte Aßmannshausen den 800. Jahrestag seiner ersten urkundlichen Erwähnung verzeichnen. An diesem Tage im Jahre 1108 reformierte und dotierte Erzbischof Ruthard von Mainz das Kloster Disibodenberg, dem auch Weinberge bei Hasemanneshusen gehörten. (Sauer, Codex, Bd. I, Nr. 157.)

Am 17. Mai fand in Gegenwart des Kaiserpaares und anderer Fürstlichkeiten die Weihe der Erlöserkirche zu Homburg statt.

Am 17. Mai starb zu Ruppertshofen plötzlich ein getreuer Freund und Mitarbeiter der „Nassovia", Dekan Christian Bauer (geb. 1840). Der Herausgeber wird ihm ein dankbares Andenken bewahren.

Am 19. Mai wurde zu Schlangenbad das Denkmal des langjährigen Hauptarztes des dortigen Bades, des Geh. Sanitätsrats Dr. Baumann enthüllt. Geschaffen wurde es im Atelier Dausch-Feile in Rom durch Meister P. Feile aus Wiesbaden.

Die erste verheiratete Lehrerin in Nassau, Frau Eufinger, ist in Oberhaid angestellt worden.

Die Eisenbahnverwaltung beabsichtigt auf der Lahnbahn (Ems-Weilburg) und einigen Westerwaldbahnstrekken elektrische Motorwagen und Dampfautomobile neben oder statt der Lokomotiven zu verwenden.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Juni.**

**1. 1795.** Fürstin Sophie Erdmuth von Nassau-Saarbrücken stirbt zu Aschaffenburg. Sie war die Gemahlin des Fürsten Wilhelm Heinrich II., vermählt 1742, eine (am 12. VII. 1725) geborene Prinzessin von Erbach. Die Vertreibung ihres Sohnes, des Fürsten Ludwig, durch die Franzosen und dessen Tod zu Aschaffenburg erlebte sie noch. Sie war katholisch geworden.

**5. 1351.** Die beiden Grafen der walramischen Linie, Adolf und Johann, setzen die wechselseitige Nachfolge ihrer Geschlechter und die Primogenitur fest.

**8. 1386.** Graf Adolf von Nassau-Dillenburg, Gemahl der Erbgräfin Jutta von Diez, tritt zuerst als Graf von Diez (neben seinem Schwiegervater Graf Gerhard VII.) auf.

**8. 1815.** Der Deutsche Bund wird gestiftet, dem Nassau als souveränes Herzogtum beitritt.

**13. 1783 u. ff.** Der nassauische Erbvertrag, der die wechselseitige Nachfolge der walramischen und ottoischen Linie festsetzt, und der später auch auf das Großherzogtum Luxemburg ausgedehnt wurde, wird unterzeichnet.

**15. 1581.** Graf Johann IV. von Wied stirbt. Er hat die Reformation in seiner ganzen Grafschaft Wied und Runkel durchgeführt.

## Briefkasten.

J. M. in N. „Der Bauer" kommt gelegentlich.
W. S. in M. Leider unbrauchbar.

**Redaktionsschluß: 22. Mai.**




№ 12. Wiesbaden, den 16. Juni 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.




# E Heiligdum.

Es gibt eich so manch Heiligdum,
Wo kei' Aldar dut stehe,
Un 's is, als dät doch drin un drum
De Adem Goddes wehe.
Kei' Parrer redt eich do en Don,
Kei' Gleckche mächt Gebimmel,
Mer fiehlt sich trotzdem wie am Thron
Vum Schepfer, wie im Himmel.

Ei' Plätzche ganz besonnerscht macht
Mer klor des stets uffs neie:
Des Zimmerche, wo in de Nacht
Mei' Kinnercher drin leie.
Wann ich vor ihre Bettcher steh
Un dun mer se bedrachde —
Is 's nit, als girge in de Näh
Die Engelcher ganz sachde?

Die liewe, krause Lockekepp,
In Kisse drin un Decke!
Mer meent, es däte Blummeknepp
Sich dief im Kelch verstecke.
'S is grad, als dät jetz jedes Kind
Ins Blummedasein dauche,
Deweil wie Bliede sanft un lind
Se ihren Adem hauche

Die Kerlcher, die am Dag so doll,
So wild sei' rumgesprunge,
Die Glidderchen, so lewensvoll,
Hot nu die Ruh bezwunge. —
Was mag de Keenig Traam wohl jetz
Fir Wege inne weise,
Zu welche weltentlegne Plätz
Läßt er die Seelcher reise?

Ich glaab, es zieht uff Schritt un Tritt
Des Spielzeig mit de Kinner,
Se schleppe all die Boppe mit
Un manches noch dehinner.
'S werd in de Reisesack gestoppt
Die Kich un aach de Lade;
Des Schaukelperd kimmt noochgehoppt,
Zuletzt noch die Soldade.

Korzum, die ville Freinde all,
Die liewe, alde Sache
Bei Herner- un Drumbedeschall —
Ach gell, des is zum Lache?
Drum fliet aach jetz so'n frohe Schei'
Doo iwer des Gesichtche,
Drum flistert aach in sich enei'
Glickselig doo des Wichtche.

So schloofe sorglos se un sieß,
Im Himmel schun hiniede,
Un ahnungsvoll vum Baradies
Umschauert mich de Friede.
Ach joo, es is e Heiligdum,
In des ich oowends drede,
Voll Riehrung bleiw ich still un stumm
Un fang leis a' ze bede.

Minna v. Konarski.

# Hartmut von Kronberg.

## Eine Skizze seines Lebens und seiner Schriften II.[1])

Von D. E. Knodt.

### III. Hartmut von Kronberg und Luther.

Hartmut hatte, wie schon oben bemerkt wurde Luthers Geist, besonders in der Schrift an den christl. Adel deutscher Nation, auf sich wirken lassen und hatte dann den gewaltigen Zeugen in Worms selbst gehört. Er hatte sich ein Herz gefaßt und ihm mit seiner Schrift an den Kaiser die an die vier Bettelorden zur Begutachtung auf die Wartburg zugesandt. Hierauf schickte Luther diese Schriften an Spalatin, seinen Freund, damit derselbe, nachdem Luther sie begutachtet, davon eine neue Abschrift anfertigen lasse und von sich aus den Wunsch der Veröffentlichung ausspreche; das sei eine gute Empfehlung für die Schrift, „denn die unsrigen achten sie allzu gering". Es mögen sich wohl einige Gelehrte an der treuherzigen naiven, von allen Floskeln freien Art gestoßen haben. Luther stimmte ja auch nicht mit jedem einzelnen Punkte überein, besonders nicht mit der alttestamentlichen Auffassung, daß der Kaiser Karl seine Reformationsgewalt, falls er dem Evangelium zuhalte, gegenüber dem Papst und den Bischöfen mit eisernem Arm geltend mache. Aber der große Reformator war doch hocherfreut, daß eine solche edle ritterliche Persönlichkeit rein aus der Sorge für das Heil der Seele zur Feder gegriffen habe. Nassau darf sich mit Stolz dieses ersten im Sinne einer späteren Zeit frommen, vollkommen überzeugten Lutheraners aus dem christlichen Adel deutscher Nation, mit dem berühmten Ranke zu reden, von Herzen freuen. Luther gab seiner Freude über Hartmuts Schriften im März in einer Missive Ausdruck, die er durch Hans von Berlepsch an Hartmut sandte, ob von Wittenberg oder noch von der Wartburg, darüber streiten noch die Gelehrten, jedenfalls war es in dem ersten Viertel des Jahres 1522. Hartmut freute sich sehr über dieses Schreiben von D. Luther und beantwortete dasselbe schon am 14. April von der Ebernburg aus in seiner bekannten treuherzigen und bescheidenen Weise. Ich kann es mir nicht versagen, diese beiden interessanten Schriftstücke ganz zum Abdruck zu bringen. Man sieht darin so recht in die Zeit der ersten reformatorischen Begeisterung hinein. Bei Luthers Missive ist einmal die Rede von der Wasserblase N. N., die dem Himmel mit ihrem hohen Bauche trotzt und dem Evangelio entsagt hat. Damit meint Luther den Herzog Georg von Sachsen, der der Reformation feindlich gegenüberstand und diese Worte sehr übel aufnahm. In dem 12. Abschnitt des Lutherschen Briefes sind mit den papistischen Schweinblasen mit den drei Erbsen die päpstlichen Bullen gemeint, und zugleich ist dabei an das bekannte Kinderspielzeug in jener Zeit gedacht.

Hören wir nun zuerst Luther reden.

#### D. M. Luthers Mißive an Hartmuth von Cronberg.

#### M. Februar 1522.

Allen denen, so von wegen des Wort Gottes Verfolgung leiden. Sie werden auch von meines Namens wegen aus der Versammlung stoßen. Joh. 16, V. 2. Welcher beharret bis ans Ende, der wird selig. Matth. 24. V. 13.

Jesus.

1. Gunst und Friede von Gott unserm Vater, und unserm Herrn Jesu Christo, sey euch gewünschet, günstiger Herr und guter Freund in Christo. Ich habe eurer Schriften zwo, eine an Cayserliche Majestät, die andre an die Bettelorden gethan, mit großer Freude erfahren und gelesen, und danke meinem Gott für die Gunst und Gabe, so euch gegeben ist, an der Erkenntniß der Christlichen Wahrheit, dazu auch die Lust und thätige Liebe zu derselbigen. Denn man spüret wohl, daß euere Worte von Herzens Grund, und Brunst quellen, und beweisen, daß nicht, wie in vielen das Wort Christi allein auf der Zunge und in den Ohren schwebe, sondern ernstlich und gründlich im Herzen wohne, also, daß es auch seine Art anzogen, und sogar freudig und unscheuchter macht, dasselbe zu preisen und zu bekennen, nicht allein mit dem Munde, sondern auch mit der That und Schrift, vor und gegen aller Welt, zuvor gegen solche hohe und kluge Geister. Wie groß aber und überschwenglich solche Gabe sey, kann niemand genugsam bewegen, denn der den Geist hat, der uns bekündigt, was uns gegeben sey, und uns lehret, Geistliches gegen Geistliches achten, wie Paulus sagt 1. Cor. 2. 12. Denn es gehet nicht zu Herzen den viehlichen Menschen.

2. Darum ichs nicht habe mögen unterlassen, euch mit dieser Schrift zu besuchen, im Geist, und meine Freude euch kund zu thun. Denn das kann ich ohne alle Lügen rühmen, daß mich nichts so sehr kränket noch betrübet, daß mich der Pabst mit aller Welt verdammt und verfolget, so fast mich stärkt und erfreuet, wenn ich höre, daß ein Mensch die zarte Wahrheit fahet und preiset. Wie vielmehr aber tröstet mich das, daß ich erfahren habe und täglich erfahre, daß sie in euch und euers Gleichen so herzlich erkennet, und frey bekennet wird: welches mir auch Gott aus Gnaden zu Trost thut, auf daß mein Glaube desto stärker werde, und nicht eitel Betrübniß habe, wenn er mich sehen lässet, daß sein Wort nicht vergeblich ausgehet, wie er sagt durch Jesaiam am 55, 11. Wiederum daß sich dawider setzt alle Welt, wie er auch sagt Matthäi am 24. V. 9. Ihr müßet allen Menschen häßig seyn, um meines Namens willen. Also daß die Art ist des göttlichen Worts, daß es von den wenigen aufs allerherzlichste empfangen und von den vielen aufs allergreulichste ist verfolget worden. Wölfe und Bären und Löwen verfolgen es nicht, sondern Menschen, und alle Menschen, spricht Christus. Was ists denn nun Wunder, ob die Welt voll Menschen, das ist, Verfolger Christi sey. Was ist die Welt, denn lauter Menschen. Das Wort aber macht aus Menschen Götter, wie der-

[1]) Vgl. „Nassovia" Nr. 9—13 von 1907.

82. Psalm V. 11 sagt: Ich habe gesagt, ihr seyd Götter, und allesamt Kinder des Allerhöchsten. Welches Christus selbst auslegt Joh. 10. 35 und spricht: Die Schrift nennet die Götter, denen das Wort Gottes geschehen ist. Und Joh. 1. 12: Er hat ihnen Macht gegeben, Gottes Kinder zu werden, die da glauben an seinen Namen. Also bleibet es, was Mensch ist, das verfolget Gottes Wort und Gottes Kinder.

3. Doch bringet das edle Wort natürlich mit ihm den heißen Hunger und unsättigen Durst, daß wir nicht könnten satt werden, ob gleich viel tausend Menschen dran gläubten; sondern wollten gern daß kein Mensch sein mangeln müßte. Solcher Durst ringet und ruhet nicht, und treibt uns zu reden, wie David spricht Ps. 116. 10: Ich bin gläubig worden, darum rede ich. Und wir haben (sagt Paulus 2. Cor. 4. 13) denselben Geist des Glaubens, darum reden wir auch, bis daß wir jedermann in uns drucken und leiben, und einen Kuchen mit uns machen, wo es möglich wäre. Aber der Durst thut nicht allein einen grossen Fehlgriff mit seinem Reden, sondern wird auch mit Gallen und Eßig getränkt, wie Christus am Kreuz, Joh. 19. 28. Solchen Durst hatte St. Paulus Apg. 26. 29 da er wünschte, daß jedermann, wäre, wie er war, ausgenommen seine Bande. Röm. 9. 3 wünschet er von Christo verbannet zu seyn, um seiner Brüder, der Jüden willen.

4. Sehet, solchen Durst nach brüderlicher Seligkeit habt ihr nun auch empfangen, zum gewissen Zeichen eines grundguten Glaubens. Was ist nun hinterstellig, denn daß ihr gewarten müsset der Gallen und des Eßigs, das ist, der Verlästerung, Schmach und Verfolgung, um eurer durstigen Reden willen? Es thuts nicht anders wo Christus ist, da muß seyn Judas, Pilatus, Herodes, Caiphas, Annas, dazu auch sein Kreuz; oder ist nicht der rechte Christus.

5. Daher wir auch nicht unsers Trübsals, sondern der Verfolger Jammers halben, uns bekümmern; sintemal wir gnug haben für uns, und gewiß sind, daß sie uns keinen Abbruch thun mögen; sondern je mehr sie toben, je mehr sie sich verderben, und uns fördern müssen. Wie St. Paulus sagt Philipp. 1. V. 25: Denn wer mag uns leid thun, so wir einen solchen Herrn haben, der den Tod und aller Widersacher Leben in seiner Hand hat? Röm. 14. 9 und uns so tröstlich in unser Herz spricht, Joh. 16. 39: Seyd getrost, ich hab die Welt überwunden. Sie drohen uns mit dem Tod. Wenn sie so klug wären, als thöricht sie sind, sollten sie uns mit dem Leben drohen. Es ist ein spöttlichs, schimpflichs Drohen, daß man Christum und seine Christen mit dem Tode schreckt, so sie doch Herren und Siegsmänner des Todes sind. Gleich als wenn ich wollte einen Mann damit erschrecken, daß ich ihm sein Roß aufzäumete, und ihn drauf reitten liesse.

6. Aber sie gläuben nicht, daß Christus auferstanden von den Todten, und ein Herr des Lebens und des Todes sey; er ist bey ihnen noch im Grabe, ja noch in der Höllen. Wir aber wissen, trotzen, und sind freudig, daß er ist auferstanden und der Tod nichts mehr sey, denn ein Ende der Sünde, und sein selbst, denn das Leben in diesem Fleisch klebt noch an und in den Sünden, und kann nicht ohne Sünde seyn, des Fleisches halben, darum schreyet der angefangene Geist in uns: Komm Tod, und Jüngster Tag, und mache beydes, der Sünde und des Todes ein Ende, Amen. Wie St. Paulus Röm. 7. 18. 19 und c. 8. 22. 23 schreibt.

7. Solche Freude und Freudigkeit in Christo erkennen die elenden Feinde nicht, und zürnen mit uns, daß wir ihnen davon sagen, und sie ihnen anbieten, wollen uns um des Lebens willen tödten. Ach Gott! es ist die allmächtige Auferstehung Christi ja zu vielmal ein grösser Trotz, denn daß er sich sollte lassen scheuchen und feig machen durch ihren augenblicklichen Gewalt der ströhern und papiren Tyranney. Der einer ist vornehmlich die Wasserblase N. trotzt dem Himmel mit ihrem hohen Bauch, und hat dem Evangelio entsagt; hats auch im Sinn, er wolle Christum fressen, wie der Wolf ein Mücken, läßt sich auch dünken, er habe ihm schon nicht eine kleine Schramme in den linken Sporen gebissen, und tobet einher vor allen andern; ich habe zwar mit ganzem Herzen für ihn gebeten, und mich seines greulichen Anlaufs fast erbarmet; aber ich sorge, es drücke ihn sein Urtheil, vorlängst verdienet.

8. Ich bitte, ihr wollet ihn mit den euern auch im Gebet befehlen; wie wir denn schuldig sind, den Widersachern aus Herzen günstig zu seyn, ob sie es auch nicht leiden wollen, daß man ihnen wohl thue; ob er dermaleins aus des Drachen Rachen möchte errettet werden, und für einen Saulum einen Paulum geben. Denn mit solcher elender Leute Verderben uns nicht geholfen ist. Ich wollte euch wol ermahnen, daß ihr dergleichen Schrift an ihm thätet; wollte aber auch nicht gern das Heiligthum für die Hunde, und die Perlen für die Säue werfen lassen, Matth. 7. 6. Denn da ist kein hören noch bedenken; daß ich nichts denn das Gebet weiß für ihn zu thun. Er verderbt viel Seelen, und sammlet ihm neuen Schatz auf den Tag des Zorns, der groß ist, Röm. 2. 5. Doch ich stelle das heim euerm Geist. Wir wollen doch leben, ob sie uns tödten, oder alles Unglück anthun.

9. Aber noch ein härteres ist jetzt neulich an unsern Glauben gelaufen. Satan, der sich allezeit unter die Kinder Gottes menget, Joh. 1. 6, hat uns, vornehmlich mir, ein fein Spiel zu Wittenberg angericht, und den Widersachern einmal ihre Lust an uns gebüsset, und das Maul weit aufgesperret, das Evangelium zu schmähen. Alle meine Feinde, samt allen Teufeln, wie nahe sie mir kommen sind (vielmal,) haben sie mich doch nicht troffen, wie ich jetzt troffen bin von den unsern; und muß bekennen, daß mich der Rauch übel in die Augen beisset, und kützelt mich fast im Herzen. Hier will ich (dachte der Teufel), dem Luther das Herz nehmen, und den steifen Geist matt machen, den Griff wird er nicht verstehen, noch überwinden.

10. Wolan, ich denke, ob nicht solches auch geschehe zur Strafe etlicher meiner fürnehmsten Gönner, und mir. Meinen Gönnern darum; denn wiewol sie glauben, Christus sey auferstanden, tappen sie doch noch mit Magdalene im Garten nach ihm, und er ist ihnen noch nicht aufgefahren zum Vater. Joh. 2. 17. Mir aber darum, daß ich zu Worms, guten Freunden zu Dienst, auf daß ich nicht zu steiffsinnig gesehen würde, meinen Geist dämpffete, und nicht härter und strenger meine Bekenntniß vor dem Tyrannen thät; weß halben ich nach der Zeit öfters von den Treu- und Gottlosen böse Nachreden habe erdulden müssen. Sie richten, wie Heyden, (als sie sind) richten sollen, die keines Geistes noch Glaubens jemals empfunden haben. Mich hat meine, dieselbige Demuth und Ehrerbietung vielmal gereuet.

11. Es sey aber an dem wie es wölle, es sey gesündigt, oder wohl gethan, darum unverzagt und unerschrocken, denn wie wir auf unsere Wohlthat nicht trotzen; also zagen wir auch nicht in unsern Sünden. Wir danken aber Gott, daß unser Glaube höher ist, denn Wohlthat und Sünde. Denn der Vater aller Barmherzigkeit hat uns geben zu glauben, nicht an einen hölzern, sondern an einen lebendigen Christum, der ein Herr über Sünde und Unschuld ist, der uns auch aufrichten und erhalten kann, ob wir gleich in tausend und aber tausend Sünde alle Stunden fielen; da ist mir kein Zweifel an. Und wenn es der Satan noch höher und ärger versucht, so soll er uns doch nicht ehe müde machen, er greife denn ein solches an, damit er Christum von der rechten Hand hernieder reisse. Weil Christus droben bleibt sitzen, so wollen wir auch bleiben Herren und Junkern über Sünde, Tod, Teufel und alle Dinge, da solle nichts für seyn.

12. Wir wissen, daß der stark und treu gnug ist, der ihn auferweckt von den Todten (Apg. 5. 30. 31.) und zu seiner Rechten gesetzt hat, zu seyn ein Herr über alle Dinge, Tod, Teufel, Hölle, schweig denn über die papistischen Schweinblasen, mit ihren drey rauschenden Erbsen[1]). Den Trotz sollen sie uns nicht nehmen; so lang aber der Trotz uns bleibt, wollen wir sie fröhlich verachten, und zusehen, ob sie uns diesen Christum so leichtlich, als sie meynen, verschlingen, und einen andern an seine Statt setzen mögen; von dem der Vater

---

[1]) Gemeint sind die auf Schweinsleder geschriebenen Bullen. (S. Eingang.)

nicht wisse. Darum hoffe ich, dieser Christus soll uns diß Spiel, und ob noch ein ärgers entstünde nach diesem, nicht allein wieder zurecht bringen, sondern auch zu förderlichem Nutz wenden, nach dem überschwenglichen Reichthum seiner Weisheit und Gütigkeit, sonderlich so ihr auch helft, bitten und trauen.

13. Es ist unser Ding noch nicht so fern gefallen, als es fiel zu Christi Zeiten, da ihn auch Petrus selbst verleugnete, alle Jünger von ihm flohen, und Judas ihn verrieth und fing, Marc. 14. 44. 52. 88. s. q. q. Und obs so fern fiel; dennoch soll es nicht verfallen, und unser Christus nicht verwesen. Ich weiß aber, und bins gewiß, daß solches, und was desgleichen geschehen mag, darum geschieht, daß ein gemein Versuchen und Probe aufgericht werde, davan die Starken bewährt, die Schwachen gestärkt, die Bewährten gepreiset, die Falschgläubigen geoffenbart, die Feinde aber, und die nicht werth sind, daß sie es für Gottes Wort erkennen, und halten, geärgert und verstockt werden sollen; wie sie denn verdienet haben.

14. Denn ihr wisset, daß die Sünde zu Worms, da die göttliche Wahrheit so kindisch verschmäht, so öffentlich, muthwilliglich, wissentlich, unverhört verdammt ward, fraglich eine Sünde ganzer gemeyner deutscher Nation ist, darum, daß Häupter solches thäten, und ihnen niemand einredete; damit über die Maß bey Gott verschuldigt ist, daß er das theuer Wort ganz aufhübe, oder ein solch Ärgerniß entstehen ließ, daß es kein Mensch für Gottes Wort hielte, und also ihrem Verdienst nach, auch lästern und verfolgen müßten, wie Teufelslehre, das sie zuvor aus lauterm freventlichem Muthwillen haben verleugnet und verdammt.

15. Ja, leider, mein theurer Hartmuth, solch Verdienst hat deutsche Nation dem Pabst zu Dienst (auf dem unseligen Reichstag) auf sich geladen; und die jetzt also toben und verstockt sind, haben es dazumal also verschuldigt, da sie das Rädlein trieben, und die Würfel in der Hand hatten, und liessen sich dünken, sie schimpften, und Christus sehe sie nicht. O schrecklicher und ernster Richter, wie heimlich, wie heimlich, oder gar greulich sind deine Gerichte! wie gewiß und sicher ist der Pharao allezeit, ehe er im rothen Meere ersäuft, und siehet nicht, daß eben seine Sicherheit der rechte ernste Zorn Gottes über ihn ist. O wie unleidlich ist Gott des Schimpfs an seinem theuren Wort, daß er sich auch seines liebsten Kindes Blut hat lassen kosten; und die Menschen sitzen und schmutzen und lächeln, wenn sie es verdammen und verfolgen.

16. Also sehen wir, daß auch den Juden gehet, welche, da sie Gottes Sohn verdammten muthwilliglich, sind sie in so tief verstockten Sinn gegeben, daß sie aufs allersicherste und keckeste ihn lästern, und nicht aufhören können, und erfüllen die Schrift, Psalm 109. 7: Er wollte nicht Benedayung, darum soll sie fern genug von ihm kommen. Also ist unsern Papisten auch geschehen; sie wollten zu Worms Christum auch hassen und lästern, nun ists ihnen gegeben, daß sie nicht können aufhören zu hassen und zu lästern, daß keine Bitte noch Vermahnung hilft, sondern nur ärger davon werden. Recht ist dein Gericht, himmlischer Vater, das heißt, meyne ich, den rechten St. Veitstanz haben. Gott ist mein Zeuge, daß ich in meinem Herzen Angst und Sorge habe, wo der jüngste Tag nicht das Spiel unternimmt, wird Gott sein Wort aufheben, und der deutschen Nation solche Blindheit senden, und sie also verstocken, da mir greulich ist an zu denken.

17. Herr, himmlischer Vater, laß uns in alle Sünde fallen, so wir je sündigen müssen, behüte uns aber vor Verstockung, und behalte uns an dem, und in dem, den du einen Herrn über Sünde und Unschuld gesetzet hast, daß wir denselben auch nicht verleugnen, noch aus den Augen lassen; so wird uns fraglich alle Sünde, aller Tod, alle Höllen nichts thun. Ach! was sollte uns etwas thun!

18. Doch sollen wir Gott danken aus ganzem Herzen, daß er sich noch merken läßt, als wollte er das heilige Wort noch nicht aufheben, damit, daß er euch und andern vielmehr einen unärgerlichen Geist und Liebe dazu gegeben hat, denn das ist ein Zeugniß, daß sie nicht um der Menschen willen, sondern um des Worts selbst willen gläuben; viel sind ihr, die um meinetwillen gläuben; aber jene sind allein die rechtschaffenen, die darinne bleiben, ob sie auch höreten, daß ich es selbst (da Gott für sey) verleugnete und abträte. Das sind sie, die nichts darnach fragen, wie böses, greuliches, schändliches sie hören von mir oder von den Unsern, denn sie glauben nicht an den Luther, sondern an Christum selbst. Das Wort hat sie, und sie haben das Wort; den Luther lassen sie fahren, er sey ein Bube oder heilig. Gott kann sowol durch Balaam als durch Jesaiam, durch Caipham als durch Petrum, ja durch einen Esel reden. Mit denen halte ichs auch. Denn ich kenne selbst auch nicht den Luther, will ihn auch nicht kennen; ich predige auch nichts von ihm, sondern von Christo. Der Teufel mag ihn holen wenn er kann: er lasse aber Christum mit Frieden bleiben, so bleiben wir auch wohl.

19. Darum soll nun unsere Sorge seyn, daß wir Gott, dem Vater aller Barmherzigkeit und des Trostes, dankbar seyn; und hinnfort uns stellen, daß unser Glaube nicht in den Worten, sondern in der Kraft sey. Denn St. Paulus spricht 1. Cor. 4. 20: das Reich Gottes stehet nicht in dem Wort, sondern in der Kraft. Es ist nicht genug, daß wir fein davon reden und schreiben können; sondern das Leben und die That muß der Wahrheit Zeugniß geben, daß wir unsere Liebe und Wohlthat gegen Freund und Feind darstrecken.

20. So sollen wir nun bitten aufs erste, daß Gott uns und den Unsern gebe Stärke je mehr und mehr, und mache sein liebes Kind Jesum groß in unsern Herzen von Tag zu Tage, daß wir ihn mit aller Durst und Freudigkeit loben, preisen und bekennen mögen vor denen verstockten und verblendeten Hirten dieser unschlachtigen und halsstarrigen Secte der Papisten; darnach helfen tragen solche Schuld gemeiner deutscher Nation; und bitten, daß Gott nicht ansehen wollte die Untugend des bösen Haufen, noch ihrer Bosheit die armen Seelen entgelten lassen, und das heilsame Wort, so lange Zeit verdrückt, nicht wiederum entziehe, und den Endechrist nicht wieder einsitzen lasse; sondern daß doch zum wenigsten, wie der König Ezechias bat, zu unsern Zeiten Friede und Wahrheit sey. Fürwahr, solche Bitte und Sorge ist noth, denn ich fürchte, deutsche Nation machts zu viel, daß es uns zuletzt gehen werde, gleichwie 2 Kön. am letzten geschrieben ist, daß sie die Propheten solange tödteten, bis daß sie Gott übergab, und keine Hülfe mehr da war. Also fürchte ich leider, er werde der deutschen Nation zuletzt auch ihren Lohn geben. Sie hat zu Costnitz am ersten das Evangelium verdammt, und unschuldig Blut umbracht, an Johannes Huß und Hieronymus; darnach zu Worms und zu Heidelberg am Dramsdorf und etlichen mehr; item, zu Maynz und Cöln; der ganze Rheinstrohm ist blutig, und will noch nicht sich reinigen lassen von dem Blutvergiessen, sondern fehret die Christmörder, die Ketzermeister, ohne Aufhören, bis daß Gott herein platze, und auch keine Hülfe mehr da sey. Sie versucht Gott zu oft. Jetzt ists abermals zu Worms an mir verdammt und ob sie mein Blut nicht vergossen haben, hats doch nicht gefehlet an ihrem vollen ganzen Willen, und morden mich noch ohn Unterlaß in ihren Herzen. Du unselige Nation! mußt du denn vor allen andern des Endechrists Stockmeister und Henker seyn über Gottes Heiligen und Propheten?

21. Sehet, wie bin ich ausgelaufen und übergeflossen mit Worten. Das macht der Glaube Christi, der sich also erschwenket hat in Freuden über euern Glauben, und freudigen Bekenntniß. Johannes muß also springen im Mutterleibe, wenn Christus zu ihm kommt. Wie ihr denn sehet, daß er durch eure Schrift zu mir kommen ist. Wollte Gott, er käme auch also zu euch durch diese meine Schrift, und machte, daß nicht allein euer Johannes, sondern auch Elisabeth, und das ganze Haus fröhlich und voll Geistes würde; und bliebe nicht allein drey Monate, sondern ewiglich, das gebe Gott der Vater aller Barmherzigkeit, Amen.

22. Von mir habe ich nicht sonderliches neuer Zeitung, denn daß ich jetzt gen Wittemberg mich gemacht habe, ob ich dem Teufel durch Christi Gnade könnte wieder etwas sehen lassen. Wie lange ich da bleiben werde, weiß ich nicht. Ich habe mir auch vorgenommen,

die Biblia zu verdeutschen. Das ist mir noth gewesen; ich hätte sonst wol sollen in dem Irrthum gestorben seyn, daß ich wäre gelehrt gewesen. Es sollten solches Werk thun, die sich lassen dünken gelehrt seyn. Ich habe Franzen von Sickingen das Büchlein von der Beichte zugeschrieben; welches, und was mehr seit der Zeit ausgegangen ist, hoffe ich, sey euch zukommen; denn ich habs nicht können zuschicken. Jetzt gehet aus der Postill ein Stück über die Evangelia und Episteln; wenn das fertig ist, hoffe ich, ein Christ soll darinne finden, was ihm noth ist zu wissen. Grüßet alle unsere Freunde im Glauben, Herrn Franzen und Herrn Ullrichen von Hutten, und wer ihr mehr sind. Gottes Gunst sey mit euch, Amen. Martinus Luther, D.

(Fortsetzung folgt.)

# Peinliches Recht.

Von Eugen Sandmann.

Es ist noch nicht ausgestorben, das Wort von der „guten, alten Zeit", und immer wieder begegnet man im Lande einer mißgestimmten Seele, die allen Ernstes die vergangenen Tage als die besseren zurücksehnt. Dem Kenner der früheren Zeitverhältnisse entlocken derartige Sehnsuchtswünsche nur ein mitleidiges Lächeln, denn er weiß genau, daß nicht die vergangen Zeit die gute war, sondern daß wir, die Nachgeborenen, das unschätzbare Glück genießen, in der besseren Zeit leben zu dürfen. Schon ein Blick auf das „Peinliche Recht" früherer Zeiten beweist uns das zur Genüge.

Die Gerichte früherer Zeiten waren verschiedener Art. Man unterschied in unserer nassauischen Heimat als oberste Gerichtshöfe die Land- oder Grafengerichte, die von den einzelnen Gaugrafen selbst gehalten wurden und sich hauptsächlich mit der peinlichen Gerichtsbarkeit befaßten. Unter denselben standen die Zent- und Stadtgerichte, die stets einen bestimmten Landesbezirk umfaßten, mit peinlichen Sachen nichts zu tun hatten, sondern Rechtsstreitigkeiten geringfügiger Natur behandelten. Es gab außerdem noch Hof- oder Huben- und Vogteigerichte, deren Tätigkeit auf eine besondere Gattung von Gütern oder auf die ihnen unterstellten Vogtleute eingeschränkt war. Lehnssachen wurden vor einem aus den Vasallen zusammenberufenen Manngericht verhandelt. Uns soll hier nur das Gericht ersterer Art beschäftigen, das Land- oder Grafengericht, auch peinliches Gericht genannt, und die Rechtspflege desselben. Der peinlichen Rechtspflege gebührt in historischen Schriften eine um so größere Beachtung, weil sie uns Aufklärung gibt über den Charakter der Zeit und des Volkes.

In Nassau hatten wir peinliche Gerichte auf dem Stein bei Ebersbach, auf Hof Häusel bei Eppstein, auf dem Mechtilshäuser Hof bei Erbenheim und andere. Oberster Gerichtsherr war der Inhaber der Herrschaft, dem die Schöffen beigeordnet waren. Die Schöffen wurden gewöhnlich aus den städtischen Gerichten genommen, und wenn eine Stadt nicht genug ehrsame Bürger aufwies, die zur Ausübung eines Schöffenamtes genügend qualifiziert waren, griff man auf die Landbevölkerung über, welche die Lücken auszufüllen hatte. Das Gericht selber wurde unter freiem Himmel auf offenem Markte, unter einer mächtigen Eiche oder ehrwürdigen Linde gehalten. Auf dem Hofe Häusel bei Eppstein war es eine Linde, welche noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zu sehen war; auch die „Blutlinden" in Heddernheim, Sulzbach, Frauenstein und anderen Orten waren sicherlich Greichtslinden, unter denen man die peinliche Rechtspflege übte.

Wie oberflächlich man bei der Aburteilung von Missetätern verfuhr, ersieht man aus nachstehenden Protokollen der peinlichen Gerichtsbarkeit zu Dillenburg aus der Zeit von 1460. Da bekundet ein Zeuge: Item gefragt umb das Hogericht — das hohe oder peinliche Gericht —, sagte er, Ime gedachte, das Johann Hulspach — wahrscheinlich ein Schöffe des heimlichen oder Femgerichts — eynen Mann zu Widdelbach (Weidelbach), genannt Gietz Henn von Frechenhusen, griffe und erdrenckt Jne alsbalde mboitwillens sonder Scheffen Ortehl.

Auch sayde Diederich, er hatte gehort von synen Aldern, das fremde Gesellen sich untereyn geslagen hatten zu Ebersbach und eyner were doit blibben, da folgete der alte Herre von Nassaw, Johann mit der Haube, nach mit den von Siegen und finck sie zu Ebersbach und ließ zweyn die Köppe abslagen uff dem Stein undir Ebersbach und neme der von Bicken Schultheißen von sime Dische und ließ In henken daselbst an den Galgen uff dem Stein. (Anscheinend ohne jegliches Schöffenurteil.)

Ein anderer Zeuge erklärt: Item umb das Hogericht sayde Jakob, das die Herrn von Nassaw des Macht hetten und bekannte, das Ime gedachte, das zwen der Herrn Viande (Feinde) von Nassaw in dem Gericht von Ebersbach angegriffen hetten und der alde Herr von Nassaw seliger hette sie gefangen und ließ eyme die Füße abhawen an dem Donnersberg und den andern henken umb des Angriffs willen; auch gedacht Ime, das einer zu Siegen gestoln hette und der Herr von Nassaw selig ließ Ime nachfolgen und fangen ober Rudershausen und Jne füren gen Siegen und henken.

Ein dritter Zeuge bekundet: Graf Johann der Alte seliger habe drei Gefangene zu Ebersbach gehabt und deren zwei mit dem Schwert hinrichten lassen — und habe selbst dabey gehalden — und dem eynen werre eyne „roide Mutzsche" uff seynen roick gebonden worden — ein Zeichen des Mörders. Einen andern habe der Graf wegen Notzucht wollen richten lassen „und selbst dabey gehalden". Auf eingelegte Fürbitte sei dem Manne das Leben geschenkt worden.

Lassen uns die vorstehenden Beispiele erkennen, wie leichtfertig man bei der Aburteilung verfuhr, so mögen die nachstehenden Fälle uns Beweis dafür sein, mit welcher Härte und Grausamkeit die oberste Gewalt im Lande geübt wurde, wie man selbst für die kleinsten Vergehen eine Sühne durch Blut for-

derte oder den Delinquenten in herzloser Weise in Ketten und Bande schlug.

In dieser Beziehung ist ein Fall aus der Eppsteiner Geschichte typisch, der uns erzählt, daß einer der dortigen Herren um 1400 einem Bauer den Kopf abschlagen ließ, weil er im Schwarzbach „gekrebst“ hatte. 1446 wurde im Dillenburgischen eine Mörderin verbrannt. 1453 wurde ein Jude der Stadt Frankfurt auf eine Kuh gebunden, durch die Straßen der Stadt geführt und auf einem Scheiterhaufen verbrannt. 1458 wurden in Dillenburg zwei Zauberinnen eingezogen, die eine gefoltert und die andere verbrannt. Ein Schwarzkünstler, der 1486 auf der Frankfurter Messe seine Hexenkünste zeigte, wurde als Zauberer an Händen und Füßen gebunden und bei Nacht in den Main geworfen. Einem Kaufmann, der sich mit falschen Wechseln zu schaffen machte, erging es ebenso; ein Falschmünzer wurde in Öl gesotten und mehrere Juden wanderten wegen Geldbeschneidens 1495 auf den Scheiterhaufen. Die Juden Salomo und Joseph in Frankfurt wurden 1444 wegen Diebstahls an den Beinen zwischen Hunden aufgehängt; ein halb Jahrhundert später wurden wegen gleichen Vergehens neun auf einmal gerädert. Als 1487 ein Frankfurter Ratsherr wegen Diebstahls verurteilt wurde und ein Bürger äußerte, es seien noch mehr Diebe im Rate, kostete ihn die Äußerung den Kopf. Der Arzt Joseph, der sich „unschicklich gehalten“, wurde zur Strafe des Zungenausschneidens und Augenausstechens verurteilt. Fleischliche Vergehen zwischen Juden und Christen wurden mit dem Tode bestraft. Fast alltäglich wandte man die Strafe des Ohrenabschneidens an. 1502 wurden in Dillenburg drei Männer ertränkt; 1514 begrub man eine Frau in Siegen bei lebendigem Leibe. 1522 kamen auf dem Ginsberg im Siegenschen drei Zauberinnen gleichzeitig auf den Scheiterhaufen. Aus Oberndorf wurden 1536 zwei Weiber wegen Zauberei ertränkt. „Ersäufen“ war 1550 noch eine allgemeine Strafe für Weiber, welche die Kinder „verderbten“, womit Abtreiben der Geburt und auch Kindesmord gemeint ist. Nach einem Schöffenweistum aus 1563 ward dem, der im Flecken Liebenscheid einen anderen mit Waffen verwundete, die rechte Hand und der linke Fuß abgehauen.

Auf das Schälen und Beschädigen der Bäume war in den Waldgesetzen der Hohen Mark folgende Strafe gesetzt. Es soll niemand Bäume schelen, wer es thut, dem soll man seinen Nabel aus dem Bauche schneiden und ihn mit demselben an den Baum nächeln und denselben Baumscheler um den Baum führen, so lang, bis ihm seine Gedärme alle aus dem Bauch geronnen sind. Fast ebenso hart waren die Waldgesetze der Dreieich, in denen es heißt: Wo man eynen Druher begriffe oder einen Hoffenjäger, dem soll man yglichen die rechte Hand abschlahen, einem laufer den rechten Daumen und waz in synem Huß were unter den Schiffbalkenn daz soll eines Forstmeisters syn.

Man darf nun nicht denken, daß diese brutale Gewalt, wie sie sich in der Handhabung des peinlichen Rechts während des 14., 15. und 16. Jahrhunderts äußerte, mit dem Abschluß der Zeitperiode zu Ende gewesen sei; das trifft nicht zu. Noch gegen Schluß des 18. Jahrhunderts war sie in Schwung. Einige Beispiele mögen das erhärten.

Am 4. Mai 1773 wurde der Jakob Weber von Niederzeuzheim, Amts Hadamar, wegen des an seinem Nachbar Moritz Horn auf offener Straße verübten Totschlags mit dem Schwert hingerichtet. Vermöge des peinlichen Urteils sollte hierauf dessen Körper auf das Rad geflochten und der Kopf auf einen Pfahl gesteckt werden. Es hatten aber Se. Hoheit die Milderung der Strafe angedeihen lassen, daß der Körper sofort nach der Enthauptung auf dem Richtplatz durfte begraben werden.

Anna Maria Höringin von Ailertchen hat wegen angeschuldigten Kindesmordes in der peinlichen Untersuchung gestanden, hierbei den Verdacht einer vorsätzlichen Tat, durch ausgestandene Tortur von sich abgelehnt und ist wegen des noch übrigen hohen Grades der Verschuldung am 23. Jänner 1773 auf 10 Jahre zur öffentlichen Arbeit bei Wasser und Brot in Ketten und Banden, auch nach Ablauf dieser Zeit zur „lebenswührigen Landesräumung“ verdammt worden. — Am 2. Hornungs ist die wegen Kindesmordes verdächtig gewordene Anne Margarethe Bremerin von Uiberntthal neben dem erlittenen Gefängnis auf 12 Jahre zur öffentlichen Arbeit, zugleich auch deren mitschuldiger Vater Conrad Bremer zur Schanzstrafe auf 6 Wochen verurteilt worden.

Der wegen begangener Diebstähle von Fürstlicher Justizkanzlei am 2. 11 1772 zu lebenswieriger Schanzarbeit in Ketten und Banden, bei Wasser und Brot verurteilte Johannes Müller von Niedernetphen (Siegen) hat von Sr. Hoheit durch höchstes Reskript vom 3. Hornung 1773 die gnädige Milderung der Strafe erhalten, daß er nur 25 Jahre vorbeschriebener Maßen schanzen und demnächst auf beständig aus den fürstlichen Landen verwiesen werden soll. — Wegen Wilddieberei wurden 1773 mehrere Einwohner von H. im Dillenburgischen zur Erstattung des Wildbrets und zu 6, 9 und 18 Monaten kondemniert, sämtlich in Ketten und Banden.

Wir haben hiermit eine Reihe von Beispielen gegeben, die uns ein Bild der Rechtspflege vergangener Tage bieten; es ist kein erfreuliches. Kurz und bündig war zwar die peinliche Rechtspflege, aber nicht minder grausam und hart. Es ist daher erfreulich, daß das 19. Jahrhundert der Humanität in der Rechtspflege zum Siege verholfen hat, die in dem Verbrecher den gefallenen Mitbruder sieht, der ein Opfer der Verhältnisse, sei es erbliche Belastung, mangelhafte Erziehung, geistige Schwäche, geworden ist. Ihn durch gelinde Strafen zu bessern und zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft zu erziehen das ist wahrlich eine edlere Auffassung von der Wesensbestimmung eines Menschenkindes als sein Blut zu fordern und es grausam zu richten.

# Aus der Geschichte der Mainzer Landstraße.

3) Von K. Wolff. (Schluß.)

Als im Dezember 1587 und im Februar 1597 das Hochwasser Brücke und Fahrdamm zerstört hatte, „daß Fuhrleut mit gutten geschirr vnd pferdten vnbelästigt nicht durchkommen konnten", forderte Erzbischof Wolfgang die Stadt auf, auch den Aufstieg zur Brücke wieder herzustellen. Frankfurt berief sich auf seine alten Privilegien und bewies zum Überfluß durch zwei Zeugen, den Nieder Fischer Georg Hirsauer und den Zöller Kaspar Burgeller, daß Mainz der Stadt Frankfurt z. Zt. die Reparatur der Zufuhrstraßen unter dem Vorwand verwehrt habe, „über die Brücke hinaus habe Frankfurt keine Gerechtigkeit". Trotzdem erbot sich der Rat, den Fahrdamm von Steinwerk herzustellen und eine Mauer zu seinem Schutze aufzuführen, wenn die mainzischen Untertanen Frondienste leisteten. Dies ward unterm 20. August 1597 verwilligt, und die Reparatur kam zur Ausführung. Sossenheim leistete mit 14, Zeilsheim mit 10, Kriftel mit 9, Hattersheim mit 26, Sindlingen mit 14 und Nied mit 6 Fuhren einen halben Tag, das Amt Hofheim insgesamt mit 19 Geschirren einen ganzen Tag Beihilfe.

In der Schlacht bei Höchst (1622) ward die Nieder Brücke zerstört. Erzbischof Johann Schweikard verlangte unterm 19. August 1622 von Frankfurt die Widerherstellung derselben. Allein der Rat erklärte, mit dem Brückenbau noch warten zu wollen, weil streifende und raubende Banden auf den Straßen lägen und die Stadt beunruhigten. Noch dieser Tage seien Crabaten bei Schwanheim über den Main gesetzt, hätten den Gutleut-, Rebstöcker- und Hellerhof, sowie den Flecken Hausen überfallen und geplündert und alle Pferde, Rinder, Schweine und Schafe weggetrieben und durch den Main geschwemmt. Zwar stellte Frankfurt einige Zeit darauf die Brücke wieder her, doch ward dieselbe im Verlauf des Krieges noch gar oft zerstört, so anno 1640 vom General-Wachtmeister von der Horst.

Eine große Reparatur der Brücke sollte 1698 ausgeführt werden. Damals drohte die Nidda wieder einmal, sich einen neuen Weg durch den Sumpf und Fahrdamm zu bahnen. Frankfurt erklärte sich wiederum bereit, den Fahrdamm zu befestigen, wenn die mainzischen Untertanen Frondienste leisteten. Da aber Mainz seine Untertanen nicht zur Frone beordern wollte, beschränkte sich Frankfurt nur auf die Reparaturen der eigentlichen Brücke. Im Jahre 1709 endlich ließ Mainz den Lauf der Nidda oberhalb der Brücke gerade legen, um so den Beschädigungen der Ufer vorzubeugen. Ferner ließ der Kurstaat die Ufer durch Dämme und Faschinen befestigen, um ein Eindringen der Nidda in den Sumpf zu verhindern, und die Brücke selbst mit zwei sechs Fuß hohen Pfeilen aus Quadersteinen versehen. Die ganze Arbeit stellte sich auf rund 2000 Reichstaler, wozu die Stadt Frankfurt 200 Gulden unter dem Vorbehalt bewilligt hatte, daß dies aus gutem Willen und ohne Rechtsfolgerung geschehe. Da Mainz diese Klausel erst am 16. September 1723 anerkannte, erfolgte erst am 18. Oktober 1723 die Auszahlung dieser Summe.

Als im Sommer 1756 der Ausbau und die Höherlegung der Mainzer Landstraße begann, bat Mainz, Frankfurt möge auch die Brücke der Straße entsprechend erhöhen und über den tiefen, stets mit Wasser gefüllten Sumpf verlängern. Die Stadt, welche von 1746 bis 1753 netto 1702 Gulden 12 Kreuzer Reparaturkosten für die Brücke verausgabt hatte, dazu bei Hochwasser Schiffe und Zimmerleute wochenlang zur Bewachung der Brücke nach Nied stationieren mußte, hegte ernstlich den Gedanken, eine gewölbte Steinbrücke zu Nied zu erbauen. Allein das anzubauende Stück sollte 153 Fuß lang, also um 13 Fuß länger werden als die Niedbrücke selbst, so daß allein fünf Quaderpfeiler, je zu 900 Gulden, nötig geworden wären und die Brücke nach Daniel Scharffs Berechnung 10 000 Gulden gekostet hätte. Das war der Stadt zu viel. Zwar wendete Mainz ein, dem Kurstaat erwüchsen aus dem Straßenbau auch große Kosten, da an 70 000 Gulden für denselben ausgeworfen worden seien; bringe Frankfurt das Opfer nicht, so schwebe die Brücke bei Hochwasser stets in großer Gefahr und der Stadt erwüchsen nach wie vor große Kosten. Der Brückenbau unterblieb. Aber bereits am 2. März 1757 zeigten sich die Folgen dieser Unterlassung und wie recht Kurmainz hatte. Dem damals eintretenden gewaltigen Hochwasser trotzte die höher liegende gut gebaute Straße, die notdürftig reparierte Brücke aber ward ein Opfer der Fluten.

Bis zum 12. Juli 1806 blieb Frankfurt im Besitz der Nieder Brücke. Von genanntem Datum ab ging letztere in fürstlich nassauischen Besitz über, da nach der Rheinischen Bundesakte kein Bundesgenosse in des anderen Landen Besitzungen oder sonst Gerechtsame behalten durfte. Die primatische Regierung zu Frankfurt hob daher das Servitut bezüglich der Nieder Brücke auf und die Brücke ging, allerdings in einem sehr kläglichen, altersschwachen Zustand, in nassauischen Besitz über.[1]) Bei den damals sehr häufigen Durchzügen von Militär folgte Reparatur auf Reparatur, und die alte Holzbrücke kostete allein in den Jahren 1812 bis 1815 so viel, daß bereits damals dafür eine gewölbte Steinbrücke hätte errichtet werden können. Im Jahre 1810 war zwar der Bau einer Steinbrücke, auf 14 bis 15 000 Gulden taxiert, beschlossen, aber angesichts der unsicheren Zeiten auf unbestimmte Zeit verschoben. Damals, am 14. November 1810, ersuchte das Amt den Höchster Handelsstand, zum Brückenbau beizutragen. Dieser, vertreten durch die Firmen J. Horstmann, J. J. Bertina sel. Witwe, J. A. Heckler, Lichtenberger und Cons. und Joh. Hinckel und Söhne, lehnte jedoch ab, da die Zeitläufte zu unsicher seien,

[1]) Die feierliche Übernahme erfolgte allerdings erst am 19. Juni 1810. Nassau wollte anfänglich die Brücke nicht ohne Entschädigungssumme übernehmen. Die ergebnislosen Verhandlungen mit Frankfurt zogen sich bis 1810 in die Länge.

sie erklärten jedoch, daß sie es sich zu jeder anderen Zeit zur Pflicht machen würden, einen Teil beizusteuern.

Nach den Aufzeichnungen des Chaussee-Distriktsinspektors Amtmann Reischer und des Vorsitzenden der Einquartierungskommission, Hofrat Lambon, hat die Nieder Brücke ihre schlimmste Zeit bei der französischen Retirade, Ende Oktober 1813, durchgemacht. Dreimal ward sie damals zerstört und dreimal mußten die Bürger von Höchst Hand anlegen, sie wieder aufzubauen. Reischer berichtet unterm 4. November 1813: „Vom 28. bis 30. Oktober passierten die Cadres und Trains der französischen Armee die Brücke, warfen ein Joch derselben ab und legten auf den andern Feuer an; das war der erste Ruin der Brücke. — Sonntag, den 31. Oktober, rückte die Avantgarde der großen Armee gegen Höchst an. Deswegen mußte die Brücke schnell hergestellt werden. Dienstag, den 2. November, nachmittags, hatte ein starkes Armeekorps diesseits der Nidda Posten gefaßt, die Nieder Brücke nebst zwei Notbrücken abwerfen lassen, so daß nicht das Mindeste davon gerettet werden konnte. Dies war der zweite Ruin der Brücke. — Am Mittwoch, den 3. November, sind die Franzosen früh fünf Uhr von hier (Höchst) abgezogen und das deutsche Avantkorps ist in Nied erschienen, teils durch die angeschwollene Nidda geritten, teils von Hausen über die steinerne Brücke gekommen und den Franzosen schnell nachgesetzt. Es hat aber eine starke Bedeckung bei der Brücke zurückgelassen, die für die Erbauung derselben sorgen mußte. Kosaken holten die Bürger von Höchst herbei und alle mußten an der Erbauung der Brücke helfen.“ — Den 24. November 1813 berichtet Hofrat Lambon, daß die Brücke wiederum neu hergestellt werden müsse: „Die schon zweimal provisorisch von nur in wirklichen Todesängsten und unter Androhung augenblicklichen Todesurteils [2]) und Beschießung des Städtchens Höchst unter Aufbietung aller Hände hergestellte Brücke ist für mich zum fatalsten Gegenstand geworden. Die Militärbehörde verlangte, daß die Brücke von der Landespolizei dauerhaft hergestellt werden müsse, da sie einen Teil der Landstraße bilde. Das gestrige hohe Regierungsreskript sagt aber, das Militär habe die Brücke herzustellen. Zu was soll ich mich entschließen? Alle bitteren und schrecklichen Folgen werden mich treffen, denn bereits morgen oder übermorgen soll das schwere Belagerungsgeschütz von 24- und 36pfündigen Kanonen die Nieder Brücke passieren. Auf Requisition des Herrn Feldmarschall Blücher bin ich gedrängt, die Brücke auf der Stelle herstellen zu lassen.“ Alle Verwendungen, auch die des Hofrats Emminghaus bei dem Obristen von Müffling und selbst bei dem alten Blücher nutzten nichts, die Brücke mußte von dem Amt Höchst in kürzester Frist so dauerhaft hergestellt werden, daß sie von der schweren Artillerie passiert werden konnte. Das notwendige Holz ward eilends in Frankfurt angekauft, und als die Stunde des Abmarschs der deutschen Heere schlug, war die Brücke wiederum in gehörigem Stand.

Die jetzige Steinbrücke ward im Jahre 1824 errichtet, sie überbrückt auch den ehemaligen, jetzt teilweise zum Niddabett gehörigen Sumpf. In der letzten Zeit hat sich die Brücke für den starken Verkehr auf der Mainzer Landstraße als zu schmal erwiesen. Sie hat daher in diesem Jahre eine wesentliche Erbreiterung erfahren.

Was das Brückengeld betrifft, so mag anfänglich der Satz von drei resp. vier Heller, später von einem Pfennig pro Zugtier genügt haben, die Unterhaltungskosten der Brücke zu decken. Als aber die Mainschiffahrt an Bedeutung gewann, und sich der Verkehr auf der Landstraße dementsprechend verminderte, sich außerdem viele Orte in der Mainebene, wie auch der taunische Adel und die nachbarlichen Klöster und Stifte von der Zahlung des Brückengeldes frei zu machen verstanden, konnte Frankfurt mit den so beträchtlich verringerten Einnahmen die Ausgaben nicht mehr bestreiten. Daher beschloß z. B. der Rat 1757, und der Beschluß ward von den interessierten Nachbarstaaten gutgeheißen, von allen den Orten, die an dem damaligen Straßen- resp. Brückenbau nicht mitgeholfen hätten, fortan Brückengeld — 1 Pfg. pro Zugtier — zu erheben. Dieser Beschluß traf vor allem die hessische Herrschaft Eppstein, insbesondere die nahegelegenen Orte Ober- und Unterliederbach. Die Einwohner, besonders die viel in Frankfurt verkehrenden Müller, weigerten sich standhaft, das Brückengeld als „beschwerliche Neuerung“ zu zahlen. Der Rat zu Frankfurt wußte sich aber zu helfen. Als die beiden Müller Nikolaus Pfleger von Unterliederbach und Johann Hieß von der Hornischen Mühle zu Oberliederbach mit ihren Mahlfuhren wieder einmal in Frankfurt weilten und gerade im „Gasthaus zu den zwei roten Schwertern“ gemütlich beim Frühstück saßen, wurden sie „ohn versehens von gewehrter Mannschaft gefänglich aufgegriffen und aufs Land mitgebracht“. Dort wurde ihnen eröffnet, falls sie das rückständige Brückengeld nicht nachzahlten und sich fürder der Zahlung desselben weigerten, sehe man sich in Frankfurt genötigt, ihre Mehlfuhren zu pfänden. Das half, denn in Zukunft ward seitens der Liederbacher kein Brückengeld mehr verweigert. Wohl gelangten nunmehr Beschwerden seitens des Wallauer Landamtmanns und der Darmstädter Regierung an den Rat der Stadt, doch dieser ließ alle Anzapfungen einfach unbeantwortet. Nassauischerseits ward an Brückengeld erhoben von einem Pferd und einem bespannten Wagen 1 Kr., von einem Ochs, Esel und Rind ½ Kr., und von inem Schwein, Kalb, Schaf und einer Geis ¼ Kr. Die Fußgänger waren vom Brückengeld befreit. Nassau führte zuerst gedruckte Brückengeldzeichen, ähnlich den Chausseezeichen, ein. Im Jahr 1817 hörte die Entrichtung des Brückengeldes ganz auf. Die beiden letzten Brückengelderheber waren Schultheiß Schuld und Johann Wagner aus Nied.

---

[2]) Für Napoleon I. wäre die Nieder Brücke anfangs November 1813 auf der bekannten Retirade fast verhängnisvoll geworden. General Kellermann hatte die Brücke, im Glauben Napoleon habe einen anderen Weg genommen, hinter sich zerstören lassen. Am 31. Oktober, nachmittags 4 Uhr, erschien ein Kurier in Höchster Amt und legte einen von Napoleon eigenhändig geschriebenen Befehl vor, daß die Brücke zu Nied bei Strafe des sofortigen Totschießens in kürzester Frist wiederherzustellen sei.

# Der Graf von Geroldstein.

12) Geschichtliche Erzählung von F. C. Jung. (11. Fortsetzung.)

Acht Tage und acht Nächte verzehrte sich Berta in wilden Fieberphantasien nach ihrem Werner, den sie tausendmal rief und immer wieder rief, und ich konnte ihr, der Bewußtlosen, die rettende Aufklärung nicht geben.

Endlich wich das Fieber, aber nur ein schwaches Lebensfünkchen glühte noch in einem siechen Körper. Langsam, tropfenweise brachte ich ihr die Nachricht bei, und — Berta war gerettet.

Ich hatte Rosamunde, deiner Schwester, täglich Nachricht über Bertas Befinden gebracht und die gemeinsame Sorge um Berta brachte uns näher.

Als ich ihr endlich die Nachricht mitteilen konnte, Berta sei gerettet und sende ihrem lieben Schwesterlein herzliche Grüße, da war eine schwere Sorge von ihrem Herzen genommen, und an diesem Tage schlossen wir unseren Herzensbund.

Mut, lieber Werner, es kann ja noch alles gut werden!"

„O ich kann Berta nicht mehr unter die Augen treten! Diesen Engel habe ich für treulos halten können!" rief Werner, und verzweifelnd stürmte er durch das Gemach.

„Höre, lieber Freund, wenn nun Berta sich dieselben Vorwürfe machen würde. Denn auch sie hat ja an dir gezweifelt. Wenn sie gar mit Sehnsucht deiner warten und in treuer Liebe deiner gedenken würde!"

„Wäre das möglich, lieber Diether? Nein, nein, das wäre ja zuviel des Glückes!" rief Werner, den Freund an der Schulter fassend und ihm in größter Aufregung und Spannung in die Augen sehend.

„Es ist nicht nur möglich, lieber Werner, es ist so! Berta liebt dich mehr wie zuvor; sie sehnt und verzehrt sich nach ihrem lieben Werner," bekräftigte Diether seine Worte, und Werner, der Überglückliche, schloß mit einem Jubelrufe seinen Freund in die Arme, indem er in heller Begeisterung ausrief: „Nicht länger soll die Teure harren; auf nach Geroldstein!"

„Halt, lieber Werner, nicht so stürmisch! Du vergißt, daß der Feind vor Geroldstein liegt. Willst du gegen deinen eigenen Vater das Schwert ziehen?" warf Diether ein.

„Vater, Vater, du versündigst dich schwer an deinen Kindern!" seufzte der schnell ernüchterte Werner, ratlos dem Freunde in die Augen sehend.

In diesem Augenblick erscholl das Horn des Wächters vom Turm!

„Das Signal vom Geroldstein!" rief Diether, aufspringend, und da erschien auch schon der Burgvogt Vinebac mit der Meldung, die Umgebung von Gladeneck sei vom Feinde völlig frei.

„So nehmt Eure hundert Mann, führt sie übers Gebirg und wartet im dichten Busch auf das Euch bekannte Hornsignal von der Burg; Ihr wißt ja dann, was Ihr zu tun habt!"

Auf dem Burghofe herrschte bereits reges Leben, und kurz darauf wand sich schon aus einer versteckten Hinterpforte ein langer Zug gewappneter Männer lautlos wie eine Schlange durch den dichten Wald über den Berg der bedrohten Feste Geroldstein zu.

„Wenn das Hornsignal klagend in langgezogenen Tönen von Geroldstein erschallt, dann ist die Burg in großer Gefahr, und ich muß ihr mit aller verfügbarer Mannschaft Hilfe bringen," erklärte Diether eben seinem Freunde Werner, der mit glänzenden Augen dem kriegerischen Leben auf dem Burghofe zuschaute und nun mit einem Seufzer sich zurückwandte.

Ein stattlicher Ritter in glänzender Rüstung stand vor ihnen, Junker Hans, ein junger Recke, kein Junker mehr.

Ein Knappe brachte Diethers Rüstung und auf einen weiteren Befehl auch für Werner eine solche.

Es war eine neue, kunstvolle Arbeit, die Diether für sich hatte anfertigen lassen und nun dem Freunde großmütig zur Verfügung stellte, was Werner nur nach längerem Sträuben und auf dringendstes Bitten Gerolds annahm.

Konnte ihn diese herrliche Rüstung ja doch nichts nutzen; denn gegen seinen eigenen Vater konnte er ja unmöglich das Schwert ziehen.

Da stürmte ein Bote herbei: „Geroldstein wird von allen Seiten berannt! Feuer in der Burg! Ritter von Luchsheim verwundet auf seine Burg gebracht!"

Jetzt ertönte vom Wartturm das Horn in langen, klagenden Tönen! Geroldstein war in äußerster Gefahr!

Auf dem Burghofe hatten sich unterdes zur großen Überraschung der Leute unter deren donnerndem Zuruf drei geharnischte Ritter aufs Pferd geschwungen, und während sie an der Spitze der stattlichen Schar gewappneter Reisigen den Burgweg hinunterfegten, ging auch schon durch die Hinterpforte der dritte Trupp zur Hilfe ab.

## XII. Die Entscheidung.

Was hatte sich inzwischen vor Geroldstein ereignet?

Kuno von Riesenecl hatte sich auffallend schnell von seinem Hieb erholt und schnaubte Wut und Rache! Er hatte auch die Besatzung der Schwalburg herangezogen; außerdem waren noch Söldner aus dem Katzenelnbogischen angeworben worden. Alle hatten aufgeboten, was sie konnten. Das Äußerste sollte versucht werden, die Burg zu Fall zu bringen.

Gerold von Geroldsheim hatte die umfassendsten Vorbereitungen vorgenommen und gleich das Warnungssignal geben lassen; er wußte, daß in kürzester Frist im Erlenwäldchen hundert Mann seinem Rufe harrten, durch den geheimen Gang zum Schutze der Burg einzudringen.

Von allen Seiten mit der ganzen Mannschaft begann diesesmal der Angriff, und bald war der Kampf allgemein; das Horn des Wächters erklang bald in langen klagenden Tönen.

Es war nämlich dem Feind gelungen, an einer schwach verteidigten Stelle in den äußeren Burghof einzudringen und die Gladebacher kamen gerade recht, ihn wieder daraus zu vertreiben und überhaupt den ersten Ansturm abzuschlagen.

Leider war es aber dem Feind gelungen, eine mächtige Scheune im äußersten Burgterrain in Brand zu stecken, und er suchte nun in der Verwirrung, immer aufs neue wieder einzudringen.

Übermenschliche Anstrengungen unter persönlicher Führung des Burgherrn kostete es, den Feind abzuwehren und zu gleicher Zeit auch den Brand zu löschen.

Wenn nicht bald weitere Hilfe kam, dann mußte man die äußeren Mauern preisgeben und die eigentliche Burg verteidigen.

Schaurig klagend erscholl immer wieder das Horn, die Retter zur höchsten Eile anspornend, und schon dachte Ritter Gerold daran, das äußere Burgterrain endgültig aufzugeben, als sich noch einmal die Lücken der Verteidigung füllten und das laute Triumphgeschrei der kampfesmutigen Schar die Ermatteten zu erneutem Widerstand ermutigte und die Angreifer, die bereits gewonnen zu haben glaubten stutzig machten und ins Wanken brachten.

Es war der junge Vinebac, der mit seiner Kernmannschaft die Ringmauern vom Feinde säuberte und nun im Begriffe war, sich auch auf den im Burghof eingedrungenen Feind zu werfen.

So wogte der Kampf hin und her; aber trotz aller Tapferkeit und Aufopferung drang der übermächtige Feind immer wieder vor. Die Not war aufs höchste gestiegen.

Da erklang das Horn des Wächters in kurzen, abgebrochenen Stößen, ein verabredetes Zeichen, daß die sehnlich erwartete letzte Hilfe kam, und während die Verteidiger ihre äußersten Kräfte anspannten und ein mächtiges Triumphgeschrei erhoben, kam sie herangebraust, die wilde Schar, an der Spitze, weit voran, die drei Ritter mit eingelegten Lanzen.

Die drei vor der Burg haltenden, den Angriff leitenden Ritter, stürmten ihnen ebenfalls entgegen, und es war ein prächtiger Anblick, als die geharnischten Männer auf ihren feurigen Schlachtrossen im völligen Galopp aufeinander prallten.

Zwei der Ritter, es waren der Vitsburger und der Kammerecker, flogen sofort aus dem Sattel, während der Riesenecker nicht wankte und sein Schwert zog; er hatte den Junker von Leyen zum Gegner, und beide hieben nun aufeinander los, daß die Funken sprühten. Junker Hans war Meister im Fechten. Sein mächtiger Hieb sauste auf den Helm des Riesensteiners hernieder, daß derselbe zerschmettert wurde und der schwer getroffene Gegner leblos vom Pferde sank.

Inzwischen hatten Diether und Werner sowie die reisigen Gladenecker unter dem stürmenden Fußvolk aufgeräumt und es in die Flucht geschlagen.

Nun hinauf in den Burghof, aus dem noch wilder Lärm und Kampfgetöse erschallte! Hei! wie sausten da die schweren Schlachtschwerter der Ritter und Reisigen auf das völlig überraschte Fußvolk nieder, das nun voller Entsetzen und in wahnsinniger Hast die Flucht ergriff.

Doch Junker Hans, der eben in ritterlicher Art den gefallenen Riesensteiner an den Waldesrand hatte tragen lassen, übersah mit schnellem Blick die Sachlage und sprengte den Fliehenden auf dem Burgwege entgegen. Es waren fast nur Waldecksche, die sich ihm und seinen wenigen Leuten widersetzen wollten, so daß der kühne Junker vom Pferde sprang und mit seinen Eisenfäusten so kräftig zugriff, daß die entmutigten Mannschaften die Waffen niederlegten und von dem Junker als Gefangene in den Burghof zurückgetrieben wurden.

Während sich oben im Burghofe Vater und Sohn unter dem Jubel ihrer siegestrunkenen Leute als Sieger die Hand reichten, hatte sich am Fuße der Burg eine andere kriegerische Szene abgespielt.

Ritter Dick von Dickenscheidt, der auch heute wieder das Hintertreffen befehligt hatte, war aus seiner gedeckten Stellung am Waldesrand herausgebrochen und suchte die nach allen Seiten entsetzt fliehenden, ihrer Führer und Herrn beraubten Mannschaften zu sammeln, um sie zu erneutem Widerstand zu ermutigen. Jedoch gänzlich ohne Erfolg.

Während er noch in ohnmächtigem Grimme in allen Dur- und Molltonarten schimpfte und wetterte, sah er sich plötzlich allein und von einer Schar Gladenecker Fußvolk umzingelt.

Mutig zog er sein mächtiges Schlachtschwert und spornte sein Roß, jedoch lediglich mit dem Erfolg, daß der schwerfällige, friedlich gesinnte Gaul vor Schmerz laut aufwieherte, im übrigen aber steif wie ein Sturmbock stehen blieb. Von allen Seiten starrten dem armen Ohm die langen Spieße der Gladenecker entgegen.

Spöttisches, übermütiges Gelächter ringsum!

Der unaufhörlich schimpfende Ritter verstummte; seine Stimme war ihm vor Grimm übergeschnappt, was die Heiterkeit der Gladenecker natürlich noch mehr erregte.

Armer Ohm! Dein Heldentum ist hin!

Ruhig. wie es den Anschein hatte, steckte er sein Schwert ein und saß in sein trauriges Geschick ergeben auf seinem mächtigen Gaul

Zwei Knappen, die in der Meinung, der Ritter habe sich ergeben, mit triumphierender Miene auf beiden Seiten die Zügel des Pferdes ergriffen hatten, und so in den Machtbereich der Fäuste des Riesen kamen, hatten jedoch ihren Fürwitz schwer zu büßen. Mit jeder Faust nahm der aufs äußerste erbitterte Ohm einen beim Kragen, hob beide mit Riesengewalt in die Höhe, stieß sie über dem Hals des Pferdes mit den Köpfen wiederholt mit einer Wucht zusammen, daß die Sturmhauben herunterflogen und warf dann die übel zugerichteten, vor Schmerz brüllenden Männer in weitem Schwung in die Reihen der ob dieser Kraftleistung verdutzt dastehenden Kriegsknechte, so daß sich ein Knäuel wild schreiender und fluchender Menschen am Boden wälzte.

Mit Wutgeschrei drang nun alles auf den wieder unaufhörlich schimpfenden Ritter ein, und Roß und Reiter wären verloren gewesen, wenn nicht eben zwei Ritter erschienen wären, von denen der eine den Leuten wehrte und dem Ritter zurief: „Ergebt Euch, Herr Ritter Dick von Dickenscheidt, wenn Euch Euer Leben lieb ist.“

Einsehend, daß hier jeder weitere Widerstand zwecklos wäre, ergab sich unser Ohm nun doch in

sein Schicksal und während er in Begleitung des Junkers Hans den Burghof hinauf seiner Gefangenschaft entgegenging, entrang sich der tiefe Seufzer aus seinem hoffnungslos zerrissenen Gemüt: „Das ist der schwerste Hieb, den jemals erhalten hat der arme, arme Dick von Dickenscheidt!"

Als Ritter Gerold seinen Sohn Diether auf dem Burghofe die Hand gereicht hatte, blickte er sich vergebens nach dem Kämpen um, den er an Diethers Seite so grimmig unter den Feinden aufräumen gesehen hatte.

Da flüsterte ihm Diether einen Namen ins Ohr, und deutete nach den Wohnräumen der Burg: „Ich habe ihn hinaufgeschickt." erklärte er seinem aufs höchste überraschten und erfreuten Vater; „außerdem darf er ja auch von den Luchsheimern nicht erkannt werden."

Während nun Diether mit lautem Ruf seine Reisigen wieder um sich sammelte und sich an deren Spitze zur Verfolgung der Feinde aufmachte, leitete sein Vater die Bergung der Toten, Verwundeten und Gefangenen, welch letztere durch den umsichtigen und unermüdlichen Junker Hans massenhaft herbeigebracht wurden.

Inzwischen führte man auch die zwei bewußtlosen, anscheinend schwer verletzten Ritter Veit und Wentzel auf den Burghof.

Sie wurden auf Befehl des Burgherrn in den Wohnräumen der Burg untergebracht und unter Pflege genommen, so daß sie bald wieder zu sich kamen.

(Fortsetzung folgt.)

## Theater zu Wiesbaden.

### Residenz-Theater.

L. L. **Der Stammbaum.** Schwank in 3 Aufzügen von Paul Lenz und Hanns Hartung. Am 2. Juni. Das aktuelle Thema der konservativ-liberalen Paarung ist hier geistreich verarbeitet. Professor Dr. Theodor Grübler betreibt Stammbaumforschungen für den Landesfürsten, wovon der Gelehrte sich großen Vorteil für seine Zukunft verspricht. Aber, ein Damoklesschwert hängt über ihm; hat er doch den verweigerten Urlaub für die Hochzeitsreise dazu benutzt, seinen Freund Rechtsanwalt Dr. Wesenberg auf die Bibliothek nach Sieglingen zu senden, während er unter dessen Namen nach dem Süden fährt. Und nun laufen an seine Adresse Liebesbriefe ein, zum Teil drohend. Da muß etwas geschehen, sonst ist das Inkognito verraten und die Karriere bedroht. Wenn seine junge Frau nur nicht so eifersüchtig wäre! Unter einem Vorwand archivalischer Forschungen reist er angeblich nach dem Schlosse des Grafen Eberhard von Breckenfelde, seinem angeheirateten Onkel, den er noch nicht persönlich kennt. In Wirklichkeit begibt er sich jedoch nach Sieglingen, um den rätselhaften Liebesgeschichten auf die Spur zu kommen, während der edle Freund ihn bei den Verwandten unter seinem Namen vertritt. Nun wechseln die komischsten Situationen mit einander ab. Der Rechtsanwalt — liberaler Gegenkandidat des konservativen Grafen — wird Ehrenbürger von Breckenfelde, muß sogar eine konservative Rede halten; als aber erst die Frau Professor erscheint, bleibt ihnen nichts übrig, als die Rolle legitimer Gatten zu spielen. Unterdes entspinnen sich zarte Relationen zwischen Komtesse Else und dem Pseudoehemann. Des Professors Ankunft klärt schließlich, nach mancherlei Wirrungen die Angelegenheit auf; als richtiger Adressat der Liebsbriefe entpuppt sich Altmann, Bureauvorsteher Dr. Wesenbergs, der statt seiner in Sieglingen den Professor gespielt hatte. Dr. Wesenberg erhält — damit auch die Liebe zu ihrem Rechte komme — die Hand von Komtesse Else, und so vollzieht sich die konservativ-liberale Paarung (!). Unter der trefflichen Regie Herrn Rückers wurde ganz vorzüglich gespielt. Herr Tachauer gab den biederen und dabei doch schlauen Professor Grübler sehr geschickt, während seine Frau Paula durch Frl. Roormann eine äußerst fesche und graziöse Wiedergabe fand. Den klugen und in allen Situationen gewandten Rechtsanwalt Wesenberg führte uns Herr Bartak mit gewohnter Meisterschaft vor; frische, kräftige Akzente ließ Herr Bertram als Graf Eberhard vernehmen. Er stellte den Agrariertyp ganz urwüchsig dar. Gräfin Veronika, die freundlich ernste Schloßherrin, wurde durch Frl. Krause gut gegeben. Das „schon ziemlich kluge" Komteßchen Else verstand Frl. Schwartzkopf recht niedlich zu meistern. Eine Serenissimusfigur par excellence bot Herr Degener, und die trockene, bureaukratische Erscheinung des Staatsministers v. Schwahnke ward von Herrn Sascha wahrheitsgetreu kopiert. Erwähnt seien noch Herr Schäfer als Altmann und Frau Schenk als rätselhafte Geliebte Herta Kühn. Auch die übrigen Mitwirkenden füllten ihre Rollen tüchtig aus.

### Volkstheater.

* Mit dem **„Trompeter von Säckingen"**, Schauspiel von E. Hildebrand und J. Keller, Musik von Brenner, hat die Direktion einen guten Griff getan. Viel besser als in der Oper kommt in diesem Volksstück der Geist des Scheffelschen Gedichtes zur Geltung; viel lebensvoller wirkt die Darstellung, eindringlicher und mehr zu Herzen gehend, wenn gut gespielt wird. Und das war hier der Fall; ein so schönes Ensemblespiel macht dem jungen Theaterchen alle Ehre. Den Titelhelden gab Direktor Wilhelmy mit Treuherzigkeit und Innigkeit; eine treffliche, liebliche Partnerin fand er in der Margarete des Frl. Leidenius. Der in allen Sätteln gerechte Herr Schöndorff schuf einen prächtigen Freiherrn, Frl. Grunert eine recht passable Gräfin. Rektor und Studentenschaft, Bürger und Bauern von Säckingen und Hauenstein und freiherrliche Dienerschaft, alles war auf seinen Posten und spielte mit einer Frische und Munterkeit, daß es eine Freude war. — Im gewissen Gegensatz zu diesen wehmütig-heiteren Genrebildern stand der ernstere **„Herrgottschnitzer von Ammergau"** von L. Ganghofer und H. Neuert. Aber auch hier zeigte sich's, daß das Künstlerensemble in guter Schulung steht. Das moderner anmutende Volksstück wurde in trefflicher Weise gespielt und erzielte, wie das allenthalben zu merken war, nachhaltigen Eindruck. Im Mittelpunkte der Aufführung stand ein Gast, Herr E. Randolph vom Dresdener Residenztheater, der ein ausgesprochen guter alter Pechlerlehnl war. Um ihn gruppierte sich das übrige Personal in gutem Zusammenspiel. So war Herr Huppel als Pauli ein biederer Naturbursche, Herr Schläger als Loisl ein tappiger Geisbub, Herr Drösz-Dupont ein biederer Klosterwirt. Die Damen Neumann und Zehl als Loni und Traudi, die Herren Roemer als Maler und Gärtner als Hochzeitlader sollen noch besonders erwähnt werden; doch auch alle übrigen taten wacker ihre Schuldigkeit. Herr Kapellmeister Roemer begleitete entsprechend auf dem Klavier. Die beiden Macher des Ganzen, der Direktor

und Regisseur Schöndorff, saßen zur Abwechslung einmal unter den Zuschauern und freuten sich des Eindrucks, den das Stück machte. Wie schon gesagt: mit gutem Grunde konnten sie sich freuen.

## Literatur.

**Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.** 37. Band, 257 S. Wiesbaden, R. Bechtold u. Komp. — Der neue Band bringt 8 interessante Aufsätze. Prof. Dr. Ritterling, der Museumsdirektor, gibt eine eingehende Uebersicht (Nachtrag) über die römischen Münzen aus Wiesbaden und Umgebung im Altertumsmuseum in chronologischer Ordnung. Noch interessanter ist, was wir nebenbei über das römische Wiesbaden erfahren. Lage, Ausdehnung, Gestalt, Verfassung, Zerstörung, Wiederbebauung und Befestigung der Stadt zur Römerzeit dürften nunmehr ziemlich klargelegt sein. — Über heidnische Spuren in den christlichen Legenden des Lahngaues berichtet Gymnasialdirektor Dr. Widmann zu Hadamar; er liefert damit zugleich einen trefflichen Beitrag zur Allgemeinforschung über den Gegenstand. — Dr. Merker zu Göttingen verbreitet sich über das schwierige Kapitel der Steuerreform im Herzogtum Nassau 1806—1814; er hat den Stoff gut durchdrungen und eine möglichst klare Darstellung der verwickelten Vorgänge gegeben. (Wenn er S. 79 Note 34 meint, Spielmann habe in seinem Buche Karl v. Ibell das reiche Material über die Steuerreform im Staatsarchiv nicht benutzt und Ibells Bedeutung für diese Reform durchaus nicht hinreichend gewürdigt, so befindet er sich beide Male im Irrtum. Von den 10 Seiten des betr. Kapitels kommen 4 auf Ibells Tätigkeit in der Steuerreform. Ein noch tieferes Eingehen in die Materie war nicht am Platze, da dies sonst auf anderen Gebieten ebenso hätte erfolgen müssen und der Zweck des Buches damit überschritten worden wäre.) — Einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Zeitungen des 18. Jahrhunderts bietet Dr. Domarus in der Abhandlung über die (bisher) älteste Zeitung in Nassau. — Einer unangenehmen Aufgabe hat sich Dr. Schaus unterzogen, nämlich der, die alte schöne Legende vom St. Lubentius ihres Nimbus zu entkleiden. Er tut das aber sachlich und in einer Weise, die in uns die Überzeugung wachruft, daß es tatsächlich mit Lubentius Leben und Treiben an der Lahn nichts gewesen ist. — Frhr. v. Stotzingen veröffentlicht ein Kronbergisches Diplomatarium, des s. Zt. dem Frhrn. v. Ompteda bei seinem Werke nicht zur Verfügung stand, da es erst vor einigen Jahren aufgefunden wurde. Es reicht von 1297 bis 1470 und bietet manchen Beitrag zur Geschichte nassauischer Orte. — Prof. Dr. Beck berichtet über die Bruderschaft der Stahlschmiede in Siegen. — Den Beschluß macht die Beschreibung des Bronzedepotfundes bei Langenhain durch Prof. Dr. Ritterling. Drei Tafeln und 10 Textabbildungen schmücken den schönen Band.

## Neues aus Nassau.

Der Kaiser hat eine ihm von Hofjuwelier Koch in Frankfurt geschenkte wertvolle Kollektion römischer Gewandnadeln, die im Main- und Rheingebiet gefunden wurden, dem Saalburgmuseum überwiesen.

Graf Georg von Merenberg hat auf dem Wege des Rechtes Ansprüche auf das in Deutschland belegene Fideikommiß des Hauses Nassau erhoben und den Rechtsanwalt Justizrat F. Siebert zu Wiesbaden mit der Führung seiner Geschäfte beauftragt.

Die Einweihung der evangelischen Kirche zu Nied hat unter Teilnahme beider Konfessionen am 24. Mai stattgefunden.

Am 28. Mai wurde der Betsaal der evangelischen Gemeinde zu Lorch eingeweiht.

Die Chemischen Fabriken von Albert zu Amöneburg feierten am 29. Mai u. ff. ihr fünfzigjähriges Bestehen. Kommerzienrat H. Albert fing 1858 als kleiner Mann an. Ehre der rastlosen Arbeit und dem rastlosen Arbeiter!

Das Heine-Denkmal des wandernden Rhapsoden Daniel Gürtler, bekanntlich von mehreren Städten, denen es als Geschenk angeboten worden war, abgelehnt, kommt nun nach Sankt Goarshausen, wo es in der Nähe der Lorelei aufgestellt werden soll. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", wird es dort verkünden.

Alfred Lipowsky, der langjährige Betriebsleiter der Kaiserlichen Bauverwaltung in Deutsch-Ostafrika (Daressalaam), ein geborener Nassauer, soll wegen Tropendienstunfähigkeit — er hatte schwere Krankheiten, verbunden mit Operation durchzumachen — demnächst seitens des Reichskolonialamts zur Disposition versetzt werden. Der Abgang des hochverdienten „alten Afrikaners" ruft in der Kolonie allgemeines Bedauern hervor.

## Nassauischer Geschichtskalender.

### Juni.

18\. 1813. Rekognoszierungsgefecht bei Ariñuela bei San Domingo, an dem Teile des 2. Regiments Nassau und der Reitenden Jäger teilnahmen. (Spanischer Feldzug.)

21\. 1813. Schlacht bei Vittoria. Die französische Armee unter Marschall Jourdan, bei dem sich König Joseph befindet, wird geschlagen und aus Spanien verdrängt. Das 2. Regiment Nassau half wacker den Rückzug decken. (Spanischer Feldzug.)

27\. 1525. Die rheingauer Aufständischen unterwerfen sich auf Gnade und Ungnade dem Kurfürst-Erzbischof zu Mainz Albrecht von Brandenburg zu Elfeld. (Bauernkrieg.)

27\. 1535. Die Reformation im Vierherrischen wird durch Hessen und Nassau eingeführt.

27\. 1564. Kurtrier und Nassau-Katzenelnbogen schließen den Vertrag zu Diez, wonach fünf Kirchspiele und einige Einzelorte aus dem alten Diezer Erbe an Kurtrier fallen. (Vgl. „Nassovia" 8 u. von 1907.)

30\. 1568. Graf Adolf zu Sayn stirbt. Er war 1537 als ältester Sohn des Grafen Johann VI. geboren und trat 1560 die Regierung seines Landes an, das er zum lutherischen Bekenntnis überführte. Ihm folgte, da er sohnlos war, sein Bruder, Graf Hermann, in der Regierung.

## Briefkasten.

W. G. in D. Besten Dank; beides wird kommen. Bleistift, wenn deutlich. Frdl. Gruß.

C. G. in W. Besten Dank.

H. L. L. in E. Schönste Gratulation zu beiden Erfolgen.

H. Pf. in M. Dankend erhalten.

**Redaktionsschluß: 14. Juni.**




№ 13. Wiesbaden, den 1. Juli 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



# Lips von Rheinfels.

Hessens hochgemuter Philipp
Lag in seinen letzten Zügen,
Und sein großer Geist hieß willig
Sich der herben Schickung fügen.
Sterbend gab er seinen Söhnen
Regeln, „wie sich zu gewöhnen,"
Schlief dann mit der Mahnung ein:
„Lips, trink ja nit zuviel Wein!"

Philipp junior, der von Rheinfels,
Weit von Herzen und von Magen,
Ward ob jenem Wort tieftraurig,
Denn er konnte viel vertragen.
Doch kein Sohn war jemals treuer,
Und er ward von Stund' ein Neuer,
Fing sein Tagbuch ernsthaft an:
„Heutte keinen Trunck gethan."

Und des Vaters Willen wurde
Stark und ehrenfest entsprochen,
Auch als der von Braunschweig gastet';
Niemand tat aufs Trinken pochen.
Freilich war's ein leichtes Taten;
Erich mocht' des Weins entraten.
Philipp spitz die Feder schnitt:
„Braunschweigs Kehle rechent nit."

Kam darauf mit großer Pompa
August an, der Herr von Sachsen,
Allen Kehlen rings im Reiche,
Ausgepichten, wohl gewachsen.
Landgraf, hier gilt's um die Ehren,
Und es ziemt ein ehrsam' Wehren!
Philipp schrieb mit fester Hand:
„Hieltte Sachsen dapffer standt."

Bier trank lieber Will von Baiern,
Fürchtet' fast den Wein des Rheines;
Hatt' er dennoch durchgetrunken,
War sein Quantum auch kein kleines.
Ist dann aber dessentwegen
Bald auch unterm Tisch gelegen.
Philipp schrieb: „Ist nit gepicht;
Baiern hefftig unterkricht."

Ward der Pfalzgraf angemeldet.
Blitz, da heißt es vorgesehen!
Ludwig kam und hieß in Mengen
Durch den Schlund nur — Wasser gehen.
Aerger ließ des Rheinfels Mannen
Schärfer steigen in die Kannen.
Murrend kratzte Philipps Kiel:
„Gestern Weins fast ettwas viel." —

Einsam füllt' er nun den Becher,
Und beim still bedächt'gen Trinken
Sah aus Rheingolds Flut er lockend
Nixen und Najaden winken.
Langsam hat er angefangen,
Ist gradatim weiter 'gangen,
Bis er gab der Ehre Zoll:
„Gestern nacht wahrhafftig voll."

Lips von Rheinfels voll? Im Reiche
Herrschte weithin tiefes Staunen.
Lips, der seine Ladung faßte
Wie die größte der Kartaunen? —
Bald ist dann die Mär erklungen,
Die Kartaune sei zersprungen.
Niemand aber schrieb den Rest:
„Gestern letz'ens voll gewest."

C. Spielmann.

# Hartmut von Kronberg.

## Eine Skizze seines Lebens und seiner Schriften II.

2) Von D. E. Knodt. (1. Fortsetzung.)

### Hartmuths von Cronberg Antwort auf Luthers Mißive.

Den Frieden und Stärke von Gott unserm Heilmacher, wünsche ich euch, meinem Bruder in Christo dem Herrn von Herzen. Allerliebster Bruder! wiewol ich euch, meinem Gutdünken nach, Vater schreiben sollte, euerer väterlichen Beweisung halben gegen aller Welt, und sonderlich gegen uns armen Deutschen, die ihr mit dem klaren lautern Wort gespeiset, und zu Erkenntniß unsers Heils geführet und geleitet habet deßhalben, so wir Gewalt hätten einen Vater auf Erden zu ruffen, so möchten wir euch billig für einen Vater halten, dieweil aber der Herr Christus solches verbeut, daß wir uns keinen Vater oder Meister auf Erden ruffen sollten, sondern auf unserm einigen Vater, der im Himmel ist, beruhen, auch denselbigen für den einzigen Vater zu bekennen. Derselbige gütige unser himmlischer Vater, hat gewißlich aus überflüßiger Gnaden durch euch, als durch seinen gefälligen Werkzeug, wirken wollen. Ihm, dem allmächtigen Vater, sey Lob und Ehre.

Demnach so halte und achte ich euch für meinen allerliebsten Bruder; denn ihr habt die wahrhaftig brüderliche Liebe, darinnen aller Gebote Erfüllung stehen, mit den Werken gegen alle, und sonderlich gegen deutscher Nation, höchlich beweiset, und habt damit sonder Zweifel vollbracht den Willen des himmlischen Vaters; desselbigen ihr euch billig erfreuet, darum sollt ihr wissen, daß ich mich aus der Gnade Gottes, euerer und euers gleichen Bruderschaft, die von der Welt verschmähet werden, höher erfreue, denn aller leiblichen Brüderschaft, oder alles zeitlichen Guts. Ich will in Hülfe Gottes lieber mit euch und andern, um des allmächtigen Herrn und seiner Wahrheit willen, von der Welt verschmähet und durchächtet werden, und leiden, was dem allmächtigen Herrn gefällt, denn daß ich aus der wahren christlichen Brüderschaft, und von Christo ausgeschlossen werden sollte.

Ich bin deß gewiß, daß mein Adel und Reichthum, und ob ich gleich von der edelsten kaiserlichen Geburt der Welt geboren, auch ob ich ein Herr aller Reiche und Reichthümer der ganzen Welt wäre: so ist solches doch alles für einen Schatten, und eine Nichtigkeit zu rechnen, gegen den wahrhaftigen Adel und Reichthum des allergeringsten Christen, der in dem Herrn Christum recht glaubt, und mit ganzem Herzen in Gott vertraut. Der allmächtige Gott, der den Menschen aus Erdreich gemacht, der auch Kaysern, Königen, Fürsten und Herren, weltliche Ehre und Glorie vor andern Menschen gegeben hat; derselbe allmächtige Herr hat uns aus allmächtigem Gewalt, von wegen göttlicher, lautern Mildigkeit, ein viel grösser Ding gethan, in dem, daß er allen Menschen, die sein Wort anhören und annehmen, Gewalt hat gegeben, Kinder Gottes zu werden. Solche allerhöchste Gnade zu behalten bedürfen wir nicht zeitliches Adels oder Reichthums, sondern einig und allein, daß wir glauben.

Denn unwidersprechlich ists wahr, alle Menschen, die solche gnadenreiche Verheissung hören, und Christo vestiglich glauben, dieselbigen sind wahrhaftig recht edel und reich, dieweil sie des ewigen himmlischen Reiches versichert. Denn durch den einigen Glauben in Christum werden wir wahrhaftig edel und reich, in unzerstörlicher, himmlischer, ewiger Weise, deßhalb wir die zeitliche, irdische, vergängliche Ehre und Reichthum, die uns von dem wahrhaftigen himmlischen so weit abführen, billig verachten sollen, Christus ist uns in demselbigen billig ein Exempel, der verschmähet hat allen Reichthum und Herrschung der Welt, und derselbigen aller keines haben wollen.

Der gütige barmherzige Gott, wolle unsern Obern, und uns allen seine Gnade geben, dadurch wir Gott mögen recht bekennen, und auch uns selbst lernen erkennen, damit wir unsre Hoffart und Geiz von uns, durch die Gnade Gottes austreiben mögen; dieweil wir doch befinden, daß wir so ganz nichts Gutes vermögen, so wir die Gnade Gottes nicht haben. Denn wo nicht mit wahrer Demuth solches bekennet und erlanget wird, so ist keine Hoffnung anders zu haben, denn daß dieselbigen alle, die in der grausamen Hoffart beharren, graulich fallen werden, gleich dem Teufel Lucifer, und seiner Gesellschaft. Gott gebe uns seine Gnade um seiner Barmherzigkeit willen, daß wir aus dem Schlaf und Gefängniß der Sünden erwachen, und kommen mögen durch die Hülfe Gottes in dieser gnadenreichen Zeit, zu leiden und zu wirken was Gott will.

Allerliebster Bruder, nachdem ich diese hier vorgemeldete Meynung an euch geschrieben, und weiter beflissen habe wollen, ist mir erst eure Schrift zukommen, die mir durch Hannsen von Berlipschen meinen sondern guten Freund und Bruder, zugesendet worden. Und wiewol ich mich weiß noch weit seyn von wahrer vollkommener Frömmigkeit; so habe ich doch solche Schrift mit dankbarem Gemüthe gegen Gott und euch empfangen, als eine Vermahnung von dem gütigen Gott, in welchen ich mein gründliches Vertrauen setzen will. Denn wiewol ich mich befinde voller Gebrechlichkeit und Sünde, so habe ich von derselbigen wegen kein Erschrecken oder Furcht; ich lasse mir begnügen, daß mir solche meine Gebrechen von Herzen leid sind. Aber ich will den gütigen Gott täglich bitten, und demselbigen vertrauen, er werde durch seine göttliche Barmherzigkeit solche meine Gebrechlichkeit und den Mangel meines Glaubens von mir nehmen, nach seinem göttlichen Willen, welche Zeit ihm gefällt, derselbigen Zeit ich mit Geduld und guter Hoffnung erwarten will. Gott helfe bald, damit ich in vollkommener Liebe gegen Gott und den Nächsten wachsen möge; in welchem Stück ich noch grossen Mangel in mir befinde. Solches will ich mich gegen euch, als gegen meinen Bruder, mit freyer Beichtsweise bekennen, Hierauf bitte und begehre ich von euch, meinem Bruder, davon ich glaube einen sonderlichen Diener Gottes seyn, eine Absolution über alle meine begangenen Sünden, sie seyn tödtlich oder täglich, wie die Gott an mir schuldig weiß: denn meine Sünden sind mir leid von Herzen.

Christlicher Doktor und Bruder, ich vernehme euren grossen Schmerzen und Kreuz, von wegen hitziger Liebe, die ihr habt gegen Gott und den Nächsten, denn ich vermerke gründlich euer groß schmerzlich Betrachten des Elends, Jammers und greulichen Falls ganzer deutscher Nation. Und ihr habt auch solches grosse und hohe Ursach; wie ihr zum Theil in eurer Schrift gemeldet habt. Dazu so mag ein jeglicher Bidermann wohl spühren euren grossen Fleiß und Ernst in euren (also mannigfältigen) Christlichen Lehren und Ermahnungen, also mit so viel grosser Mühe und Arbeit die göttliche Wahrheit an den Tag bracht, und die Wahrheit durch Hülfe und Gnade Gottes in so viel Herzen der Menschen gebracht habt.

Wahrlich, die Verdeutschung der Bibel wird nicht ohne grosse und wunderbarliche Wirkung der Gnaden Gottes seyn und werden. Wahrlich, es ist billig allen frommen Christen ein hohes erschreckliches Ding und

[...]glicher Schmerz, von wegen der Unachtsamkeit des [...] unaussprechlichen Gnadenschatzes, des lautern, [hi]mmlischen Worts Gottes, also überreichlich gegeben und versichert, welches doch das höchste und das ehrlichste ist, das wir haben mögen im Himmel und auf Erden. Es ist kein Wunder, daß einem wahren Christen alle sein Leib zittert, so er den Jammer bedenkt, wie greulich Deutschland fallen muß, wo der barmherzige Gott uns nicht mit Gnaden erleuchten würde, dadurch wir ihn bekennen mögen, denn wo solches nicht durch Gnade Gottes geschicht, so achte ich künftig eine greuliche und gewisse Strafe, und einen erbärmlichen Fall deutscher Nation, denn die klaren Warnungen Gottes mögen uns nicht fehlen.

Gott hat uns Deutschen sein göttliches Wort und die unwidersprechliche Wahrheit vor andern Nationen geoffenbart. Die Kunst des Druckens, daraus der ganzen Welt Trost und Seligkeit kommen mag, ist im deutschen Land ernstlich erfunden, dazu mögen wir nicht leugnen, wir haben die himmlische Schrift und Wahrheit in gutem klarem Deutsch, daraus der allerärmste sein Heil also wohl hören und verstehen mag, als der allerreicheste. Wir haben einen gewissen himmlischen Lehrmeister, der uns nicht fehlen mag: das ist der heilige Geist, der uns allen in gemein versprochen ist. Welcher Gott mit Vertrauen um diesen Lehrmeister mit gutem rechten Herzen anrufet, der wird den himmlischen Lehrmeister gewißlich haben. Dieser Lehrmeister vermag, wo er will, einem mehr Grunds des Christlichen Glaubens in einer Stunde lehren, denn ob einer zehen Jahr auf der Pariser Schule stünde. Ein jeglicher, der durch Gnade Gottes diesen Lehrmeister aus Herzen begehret, der wird ihn haben gewißlich. Himmel und Erden müssen ehe brechen, denn daß einigem recht bittenden Menschen dieser himmlische Schulmeister versagt werden mag. Es ist die Verheissung des allmächtigen, wahrhaftigen, milden Gottes; die Barmherzigkeit und Gnade des Herrn ist groß.

Ich wollte gern zu deutschem Lande reden und sprechen: O Deutschland, erfreue dich deines himmlischen Herrn Heimsuchung; nimm an mit demüthiger Danksagung das himmlische Licht, die göttliche Wahrheit, und allerhöchste Wohlfart; gebrauche dich der allerhöchsten Mildigkeit Gottes, welcher von Barmherzigkeit wegen dir deine grosse Sünde nachlassen will, unangesehen deine grosse Verachtung; wollest dir keine weitere Last aufladen; sondern wirf ab von dir das schwere Joch des Teufels, und nimm auf dich das süsse Joch Christi; wie er dann selber gesagt hat: denn mein Joch ist süß, und meine Bürde ist ganz leichte. Und mache dir in solchem keinen Aufzug. Wo du aber deine Heimsuchung noch weiter verachten wirst, so wird der Teufel uns erst recht besitzen, und werden in unsern Bosheiten verhärten. Wahrlich, alle die solche gnadenreiche Heimsuchung muthwilliglich verachten, die werden ein strenges Urtheil von Gott haben. Sidon und Tyrus werden mehr Gnade finden bey Gott, denn dieselbigen; ihre Strafe wird greulicher seyn an dem Tage des jüngsten Urtheils, denn der Sodomer und Gomorrer, sie werden viel weniger Entschuldigung haben vor Gott, denn Lucifer und seine Gesellschaft.

Darum lasset uns herzlich ruffen: O barmherziger, milder Gott, wir bekennen uns gräßlich verschuldet und versündigt zu haben, und daß wir durch unsere Kraft, Kunst und Vernunft uns nicht helfen mögen; denn allein, o Herr Gott, in dir stehet unsere einzige Hoffnung; sondern hilf uns durch deine Gnade, daß wir dich den einigen Helfer bekennen, und daß wir auf uns und unsere Werke kein Vertrauen setzen; sondern mache uns zuvor gerecht in einem starken Glauben und Vertrauen, allein in dich und deine göttliche Verheissungen, damit dein göttlicher allerhöchster Name, Gnade und Mildigkeit in aller Welt gemehrt, gepreiset und gelobt werde. Hilf uns, daß wir bekennen, daß alle deine Gnade und Gaben lauter Barmherzigkeit sind. Du trägest unsere Sünde, von uns unverdient, die du billig solltest mit ewiger höllischer Pein strafen; und giebst uns dazu das ewige Leben. Also hat es deiner allmächtigen Gewalt wohlgefallen, daß du an uns, deinen armen unwürdigen menschlichen Kreaturen, hast wollen erzeigen und beweisen die Tugend der Natur deiner göttlichen Majestät hohe Gnade und Barmherzigkeit, die du gegen uns, den unwürdigsten Sündern, erzeigest, dadurch das höchste Gut deiner göttlichen Majestät uns armen Sündern geoffenbart werde, uns derselbigen allerhöchsten Gnaden, nach deinem göttlichen Lob und unsrer Seelen Heil, zu gebrauchen ewiglich. Diß wollet, allerliebster Bruder, in starkem Vertrauen Gott mit uns helfen bitten: deßgleichen wollen wir auch herzlich ruffen zu Gott.

O himmlischer Vater, dieweil du bist ewig und allmächtiger Vater, so ist die Kraft aller deiner Geschöpffe nicht so mächtig, daß sie dich aus ihrem selbst Thun zu ichtem (etwas) zwingen noch bewegen mögen. Darum wäre aller Menschen Bitte und Wirkung umsonst, wo du nicht selbst in deiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit bewegtest, und dadurch beschaffen, und so viel gnädiger Verheissung gethan hättest. Dieweil denn nun dein ewiger, eingeborner geliebter Sohn, Jesus Christus, den du uns hast heissen hören, geheissen hat, daß wir bitten sollen, und zugesagt, so wir bitten, daß wir empfahen werden, und was wir dich, seinen himmlischen Vater, bitten werden in seinem Namen, das werdest du uns geben: so schöpffen wir aus solcher deiner gegebenen Gnade eine Keckheit, dich zu bitten, und ein starkes Vertrauen deiner Gewährung; und auf solchen Grund bitten wir dich, o himmlischer Vater, in dem Namen Jesu Christi, in welchem Namen alle Knie werden gebogen, himmlische und irdische, wie Paulus lehret, du wollest deinen Werkzeug, unsern Bruder Martinum Luther, in deinem göttlichen Geist erhalten, daß das Ende seiner Arbeit wirke und erhebe deine göttliche Ehre. Und du, o Gott, führe ihn auch nicht in Versuchung des Erhebens oder Aufdunsens im Geist, sondern erlöse ihn vom Übel, Amen.

Und diß wirst du, himmlischer Vater, uns nicht versagen. Denn so wir auf solch oberzehlt Heissen und Zusage bitten, und nichts anders, denn endlich zu Erhöhung deines Lobes, wie du Erforscher des Herzens weißt, bitten: so wirst du, dir selbst zu Lob, auch aus deiner barmherzigen Zusagung, uns zu Trost geschehen, und denn aus deiner Wahrheit, die du selbst bist, welche dich nicht lügen läßt, uns deine Gewährung nicht entziehen mögen. O himmlischer Vater, dein Wille geschehe jezt und ewiglich, Amen. Datum auf Montag nach dem heiligen Palmtag, Anno Domini, 1522.

Treffend sagt Vogler (a. a. O. S. 30) von diesem herrlichen Briefe Hartmuts: In keinem seiner andern Briefe hat der Kronberger wärmere, innigere Worte gefunden, um seinen starken Glauben, sein festes Gottvertrauen, seine demütige Ergebung in den Willen Gottes zum Ausdruck zu bringen. Es macht fast den Eindruck, als ob Hartmut, von der Kraft und dem Feuer Luthers mit fortgerissen, „seines Geistes einen Hauch verspürt habe. Farbenreicher, lebendiger wie sonst ist seine Ausdrucksweise, dabei sinngemäßer und durchsichtiger.“ Dabei ist die Schrift von echt deutschem nationalen Empfinden durchglüht, und gerade diese Verbindung des deutschen und christlichen Elements wirkt so anziehend.

Als Anhang der Missive Luthers und der Antwort Hartmuts erschien zu gleicher Zeit dessen sogenannte „Bestallung“, eine eigentümliche Schrift, über deren Auslegung verschiedene Meinungen bestehen. Manche behaupteten, diese Schrift sei nur für Kriegsleute und deren Familien abgefaßt, Nebe (a. a. O. S. 15) denkt speziell an Sickingens Krieger in der Trierer Fehde. Erstere Anschauung ist wegen des Inhaltes und schon wegen der Überschrift (vgl. „der ganzen Welt“), letztere aus geschichtlichen Gründen nicht möglich. Die ganze Menschheit hat Hartmut im Auge und bezeichnet dieselbe als eine Armee Gottes, der er zuerst die vom himmlischen Könige bewilligten Rechte und Vergünstigungen, am

Schlusse auch die Drohungen im Falle der Ablehnung des göttlichen Wortes, und dann die Verpflichtungen vorhält.

Auf ewig nimmt der himmlische König sein Kriegsvolk in Dienst. Die Besoldung ist das ewige Leben, welchen Sold auch die Frauen und Kinder voll und ganz haben sollen. Herren und Knechte, Reiche und Arme gelten in dieser Armee ganz gleich, es kommt nur auf den Glauben an. Welche Person glaubt, die hat, wer nicht glaubt, wird nichts haben. Von Kind an geht der Sold an und dauert fort. Der himmlische Hauptmann steht einem jeglichen, der glaubt, für allen Schaden. Wer etwas in diesem Dienst verliert, wird es hundertfältig wieder erhalten. Alle Türken, Heiden, Juden, Ketzer und abtrünnige Christen werden in den Dienst dieses Herrn erfordert, bei welchem der gerinste Arme einen Lohn findet, der über alle Reichtümer geht. Der allmächtige Gott verheißt seinen Gläubigen Gnade und Stärke gegen alle ihre Feinde, diejenigen aber, welche Gott verachten, sollen wissen, daß der allmächtige Herr seinen grausamen Zorn und Gerechtigkeit über sie wird ergehen lassen.

Unter den Verpflichtungen der Streiter Gottes wird zuerst erwähnt, daß jeder seinem Bruder und Kriegsgesellen verzeihen muß. Alle seine Werke soll er in die Liebe Gottes und des Nächsten richten, weil durch die Liebe alle Gebote erfüllt werden. Was diesen Artikeln entgegen gepredigt wird, ist zu fliehen. Wer sich von den gleißenden Verführern, den vermummten Wölfen in Schafskleidern nicht absondert, wird ausgemustert werden. Im Schluß der Bestallung verweist der Schreiber auf die „rechte, ganze Bestallung Christi des Herrn, nämlich das heilige Evangelium, was durch und durch gelesen und gehört werden müsse, um den ewigen Sieg zu erlangen, alles durch Hülfe des obersten himmlischen Hauptmanns, der selber auf eines jeden Dienstmanns Anrufen in aller Handlung und Not gegen alle Feinde gewaltig helfen und überwinden will. Darum soll keiner Zweifel haben." — Eine kleine Schrift haben wir hier vor uns, aber es liegt in diesen wenigen Worten viel Kraft und viel Salz: gerade auch die gleichnisartige Einkleidung macht sie so wirkungsvoll.

Eine „Kirchenordnung" im kleinen verschickte Hartmut am 29. Mai 1522. Man hat ja öfters von einer von Hartmut verfaßten, aber verloren gegangenen Kirchenordnung für seine Untertanen geredet: vielleicht gründet sich dieses Gerede auf diese kleine Schrift. Sie führt den Titel: „Statuten der Himmlischen Bruderschaft." Wir wissen aus bester Quelle (vgl. Kück a. a. O. XXXII), daß diese Bruderschaft die Kronbergische ist und daß, obwohl Hartmut bei der Veröffentlichung seinen Namen nicht nannte, er ohne Zweifel der Verfasser ist. Man hat dieses Schreiben in Verbindung mit den Wiedertäufern und Waldensern gebracht und darin die Keime der Lehre und der Verfassung der Brüdergemeinden gefunden. Diese Anschauung ist nicht richtig, da die Brüder die Taufe lange nicht so hoch werten, wie Hartmut, der doch auch des weltlichen Armes sich zur Bekämpfung der Papisten und Sektierer bedienen will. Die Bezeichnung „Bruderschaft" stammt von Luther, durch die Taufe tritt man in sie ein und empfängt dann die in der Taufe geschenkten geistlichen Güter durch den lebendigen Glauben. Dadurch werden die Menschen Brüder und Schwestern, welche der Geist Gottes lehrt, was sie in jeder Sache tun sollen. Besonders gilt es aber in der Gemeinde, sich der Armen und Notleidenden anzunehmen. Hartmut sagt darüber: „Damit wir aber zu Kronberg aus schuldiger Pflicht der brüderlichen Liebe den armen und notdürftigen Brüdern und Schwestern in ihrer Armut und Notdurft, so viel wir schuldig sind, zur Hilfe und Trost kommen mögen, so ist zu bedenken, daß viele fromme Menschen, gereizt durch Gottes Willen Almosen zu geben und zuweilen doch nicht wissen, wo sie solche ihre Almosen hinordnen sollen nach Gottes Willen, zu dem so werden viele fromme Leute durch die geizigen reichen Bettler fälschlich und übel verführt und betrogen . . . . ., solcher Verführung vorzubeugen, so viel Gott Gnade geben will, so ist verordnet eine gemeine Truhe und darüber bestellt ein Jahr lang drei Mann nämlich der Pfarrherr, der Schultheiß und Ott Bleychenbach, dieselben drei sollen den Armen zu gut einnehmen von allen denen, die aus freiem Willen und rechter Meinung den Armen in diese Truhe geben wollen, doch sollen die drei sich vorsehen, ob jemand aus irriger Meinung seine Erben unziemlich berauben wollte, dasselbige sollen sie nicht annehmen." Pfingsten 1522 sollte diese Einrichtung ins Leben treten. Die Austeilung soll durch die drei genannten Männer „mit Rat frommer Leute geschehen." „Es soll in solcher Bruderschaft nit angenommen werden Zinsgulden oder liegende Güter." Im Schlusse des Schreibens wird noch der Segen derer, die zu dieser Bruderschaft gehören und Schaden derer, die nicht dazu kommen, stark betont.

Für Hartmuts soziale Anschauungen ist diese kleine Schrift außerordentlich interessant.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Brand von Laisa am 26. Juli 1868.

**Von J. Mankel.**

Wenn man in den Annalen der vaterländischen Geschichte blättert, so stößt man auf manches Blatt, das von Jammer, Elend und Schmerzen, von zerstörtem Besitz und Familienglück vergangener Zeiten erzählt. Ein solches Blatt ist der 26. Juli des Jahres 1868 in der Geschichte der Gemeinde Laisa. Das Unglück, das an diesem Tage über meine Heimatgemeinde hereinbrach, glich an Größe der Ausdehnung und Schnelligkeit des Umsichgreifens den grausigen Brandkatastrophen, wodurch die wilde Kriegsfurie des finsteren Mittelalters, sowie die verrohte Soldateska des Dreißigjährigen Krieges die

Wohnstätten unschuldiger Bewohner aus reiner Zerstörungswut in Flammen aufgehen ließen. Wer Gelegenheit hatte, die unglücklichen Bewohner Laisas in jener Nacht vom 26. auf den 27. Juli in ihrem Jammer auf den Trümmern ihrer Habe zu schauen, der mußte sich unwillkürlich in jene wilden Zeiten zurückversetzt denken. Vierzig Jahre sind seit diesem Schreckenstage vergangen. Wenn ich mir aber den großen Brand, den ich als ein sechsjähriges Kind miterlebte, vergegenwärtige, dann ist es mir, als ob es erst gestern geschehen wäre, so lebhaft steht mir noch alles vor der Seele.

Der Sommer des Jahres 1868 war bis dahin ein ungewöhnlich trockener und heißer gewesen. Wochenlang hatte die Sonne vom wolkenlosen Himmel herabgeschienen und eine versengende Glut auf die Mutter Erde gestrahlt. Die Fluren litten sehr unter dieser Dürre. Der Bauer schaute oft mit bangem Sorgen zu dem unbewölkten Himmel empor wie weiland er Prophet Elias am Bache Krith, ob sich das erquickende Naß nicht bald einstellen wollte. Doch Woche auf Woche verging, ohne eine Änderung zu bringen. Die Not ward immer größer, die Hoffnung der Bewohner auf Erlösung aus dieser Not sank immer tiefer. Ein Schaudern und Entsetzen ergriff alle, wenn sie bei ihren abendlichen oder sonntäglichen Zusammenkünften unter der Dorflinde den Ausbruch einer Feuersbrunst bei dieser Trockenheit auch nur in den Bereich der Möglichkeit zogen. So war der 26. Juli herbeigekommen. Es war ein Sonntag. Golden brach der Tag an. Zahlreich wie immer und ahnungslos des drohenden Unglücks versammelte sich die Gemeinde in dem alten, ehrwürdigen Kirchlein zum gewohnten Gottesdienste. Feierliche Stille herrschte in dem Dorfe. Träge verrann der Tag wie tausend andere vor ihm. Nach dem Mittagsmahl saßen die Alten plaudernd vor ihren Häusern oder gingen prüfend durch die Getreidefelder, während sich die sorglose Jugend heiterem Spiele oder süßem Nichtstun hingab. Es war vier Uhr nachmittags geworden. Da wurden die Bewohner aus dieser idyllischen Ruhe jäh aufgeschreckt. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel verbreitete sich die Schreckensnachricht in dem Dorfe, daß es in der Hofreite des Bürgermeisters Busch brenne. Schauerlich hallten die Rufe Feuer! Feuer! durch die stillen Straßen. Viele sanken bei dieser Unglücksbotschaft in die Kniee und falteten die Hände zum Gebet. Wimmernd erklangen jetzt auch die Glocken vom Turme herab. Eilfertige Meldereiter sprengten bereits auf schnellfüßigen Pferden nach den benachbarten Dörfern, um Hilfe herbeizuholen. Wie gehetztes Wild eilte alt und jung zur Brandstätte. Diese war an der Südostseite des Dorfes gelegen. An der Giebelseite des Wohnhauses nach der Straße zu lag ein Tannenreisighaufen. Eine im Hause anwesende ledige Schwägerin des Bürgermeisters Busch sah plötzlich zu ihrem Schrecken qualmenden Rauch und Feuerflammen aus dem Reisighaufen aufsteigen. Sie besaß Geistesgegenwart genug, mit einem gefüllten Wasserzuber zum Löschen des Feuers herbeizueilen. In der Aufregung schüttete sie indessen das Wasser — neben das Feuer. Sofort kehrte sie in das Haus zurück, um anderes Wasser zu holen. Als sie zurückkam, ließ sie wie gelähmt die Hände sinken. Die Flammen leckten bereits an dem ausgedörrten Strohdach empor. Nach wenigen Minuten stand das ganze Haus in Flammen. Hunderte von Menschen hatten sich mittlerweile an der Brandstätte versammelt. Rasch ordneten sie sich in Reihen. Die Wassereimer glitten geschäftig von Hand zu Hand. In kurzer Zeit füllte sich die eiligst herbeigeschaffte Spritze. Diese war bis dahin immer ein vorzügliches, nie versagendes Instrument gewesen. Darum vertraute man auch jetzt auf sie als Retterin in der Not. Doch was war das? Die Spritze lief über, gab aber nur einen matten, kaum einige Meter hohen Wasserstrahl von sich. Die Spritzenmannschaft pumpte im Schweiße ihres Angesichts — der Wasserstrahl stieg nicht höher. Das Feuer griff unterdes auf die ganze Hofreite über. Bald kam die Alarmnachricht, daß es schon in einer entfernten Straße brenne. Da ergriff eine wilde Panik die geängstigten Bewohner; sie waren sich der Größe der Gefahr jetzt bewußt. Viele verließen die Brandstätte, um nach dem eigenen Anwesen zu schauen. Bei der mangelnden Hilfe stieg mancher Hausvater auf das Dach und hielt dasselbe mit der — Gießkanne feucht. Doch während er gießt, fliegt eine brennende Speckseite durch die zitternde Luft und setzt ein benachbartes Haus in Brand. Auf diese Weise ist mehr als ein Haus angezündet worden. Endlich rasselten die auswärtigen Spritzen zur Hilfe ins Dorf. „Hoch im Bogen" schleuderten sie ihre Strahlen in das entfesselte Element. Doch menschliche Hilfe war hier vergebens, zumal die meisten Häuser Strohdächer trugen, die Straßen eng waren und die Hofreiten vielfach zu-

---

Anmerkung: Die Gemeinde Laisa ist ein Dorf von 400 Seelen im Kreise Biedenkopf, das an der Landstraße von Battenberg nach Biedenkopf liegt. Seine Entfernung von Battenberg, von dem es Kirchspielsdorf ist, beträgt etwa 3 km, von der Kreisstadt Biedenkopf 15 km, von der Universitätsstadt Marburg 30 km. Die Schreibweise Laisas hat im Laufe der Jahrhunderte gewechselt zwischen Laisa, Liesa, Lysen, Lysene. Laisa ist ein uralter Ort von historischer Vergangenheit. Schon im Jahre 778 wird es gemeinsam mit dem in der reizenden und fruchtbaren Ederau unterhalb Battenbergs belegenen Flecken Battenfeld genannt, hier spielte sich in demselben Jahre eine Entscheidungsschlacht ab zwischen den Sachsen einerseits und den Franken und Allemannen anderseits. Während Karl der Große 778 in Spanien kämpfte, verwüsteten die Sachsen die Gegend zwischen Deutz und Koblenz mit Feuer und Schwert. Als sie dann nach Fulda vorzudringen versuchten, stießen sie an der Eder auf das verbündete Heer der Franken und Allemannen. Die Sachsen erlitten eine furchtbare Niederlage. Der Kampf muß ein mörderischer gewesen sein, denn Tausende von Toten bedeckten am Abend das Schlachtfeld. Der Name eines Dorfes an der oberen Eder, Dodenau, deutet darauf hin, daß daselbst Massenbeerdigungen stattgefunden haben. Im 12. und 13. Jahrhundert gehörte Laisa zu den Besitzungen der Grafen von Battenberg, Hohen-Linden und Wittgenstein; 1291 ging es durch Vertrag als ein selbständiges Gericht nebst der Burg und Stadt Battenberg und dem Gericht Battenfeld an das Erzstift Mainz über. — Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die oberhalb des Dorfes, auf der sogenannten „Stümpe" vor dem jungen Eichenwalde freistehende mächtige Eiche noch eine Zeugin aus jener Zeit. Der Umfang ihres Stammes, sowie der Kronentraufe lassen auf dieses Alter schließen. Wo jetzt die Jugend das Tanzbein schwingt, haben vielleicht in früheren Tagen ihre heidnischen Altvordern ihren Wotansdienst verrichtet.

sammenhingen. Ganze Straßenreihen brannten gleichzeitig. Jeder suchte noch zu retten, was zu retten war. Vor allen Dingen galt es, das Vieh in Sicherheit zu bringen. Dasselbe wurde losgekoppelt und außerhalb des Dorfes den verschiedenen Hirten in Obhut gegeben. Manches Stück Vieh, das nicht an die Freiheit gewöhnt war, irrte aber auch planlos umher und vergrößerte die allgemeine Verwirrung. Schwerbeladene Wagen, mit allem, was das Haus birgt, fuhren unablässig, solange es des Feuers Glut gestattete, ein und aus, die Habe der Bewohner außer Bereich des Feuers zu bringen. Hierbei spielten sich Szenen ab, die unter normalen Verhältnissen unsere Lachmuskeln in Bewegung setzen würden; denn viele hatten die Geistesgegenwart gänzlich verloren. Der Polizeidiener Dreher kam nach Hause gerannt mit dem Rufe: „Frau, es brennt! Wir müssen unsere Sachen retten.“ In der Hast ergriff er ein Körbchen mit Kaffeetassen und warf es zum Fenster hinaus. Meine Schwester, ein vierzehnjähriges Mädchen, eilte in den Viehstall, um das Vieh zu retten. Sie hatte die erste Kuh schon losgebunden, da fiel ihr ein, daß die danebenstehende wertvoller sei. Rasch koppelte sie diese wieder an und kettete die andere los. Meine Mutter warf bei dem Ausräumen des Hauses in ihrer Kopflosigkeit meinem Vater aus dem zweiten Stock eine wertlose Hacke auf den Kopf. So könnten diese Beispiele noch fortgesetzt werden. Bei der Rettung des Viehes benahm sich am dümmsten das Federvieh. Ein Trupp Hühner hatte sich gegen Abend auf Zwetschenbäumen neben einem brennenden Hause niedergelassen. Jemand wollte sie von diesem gefährlichen Platze verscheuchen. Anstatt sich nun von dem Feuer zu entfernen, flatterte die ganze Schar direkt in die Flammen hinein. Noch jetzt meine ich das Knistern des verbrennenden Federvolkes zu vernehmen.

Die Hitze steigerte sich schließlich bis zur Backofenglut, so daß sich niemand mehr innerhalb des wogenden Feuermeeres aufhalten konnte. Ein ergreifender Moment hat sich mir unauslöschlich eingeprägt. Das Gras eines Bleichgärtchens vor einem Hause war vollständig verdorrt. Da löste sich von einem in der Nähe brennenden Hause ein faustdicker Feuerball los, fuhr, einer feuerigen Schlange gleich, über den Grasplatz hinweg und an den Balken des ausgeräumten Hauses hinter dem Grasgärtchen in die Höhe. Nach kurzer Zeit schlugen die Flammen lodernd aus den „öden Fensterhöhlen“ heraus. Das Krachen der zur Erde fallenden Balken verursachte einen ohrenbetäubenden Lärm. Beim Zusammenstürzen der Häuser stiegen qualmende, undurchsichtige Staubwolken gen Himmel, aus denen mächtige Feuergarben kerzengerade emporlohten. Dazwischen ertönten die Kommandorufe der Männer, das Schreien der Frauen und Kinder, das Brüllen des geängstigten Viehes. So ähnlich mag es in einer tobenden Schlacht zugehen. Es war eine Situation zum Verzweifeln. Dazu erhob sich ein gewaltiger Sturm, der das rasende Element zu entsetzlichen Dimensionen anfachte. Inzwischen hatte sich der Abend herabgesenkt. Gegen zehn Uhr war die Macht des Feuers gebrochen; es fehlte dem gefräßigen Element an Nahrung. 142 Gebäude, einschließlich Scheunen und Stallungen lagen in Schutt und Asche. 253 Bewohner hatten ihr schützendes Obdach eingebüßt. Stehengeblieben waren im ganzen etwa 20 Gebäude, welche meistens an der Peripherie des Dorfes standen. Hierzu gehörten die Kirche und die Schule. Am Abend lagerte die ganze Gemeinde bei ihren aufgestapelten Mobilien rings um das zerstörte Dorf herum, in ihrer Nähe das in bunter Reihenfolge ruhende Vieh. Hin und wieder hörte man noch eine Mutter nach ihren Kindern suchen. Auch hier kann ich mit einem persönlichen Erlebnis aufwarten. Eine ältere Person, die beim Retten in meinem elterlichen Hause behilflich war, hatte ein Bett auf den sogenannten „Borngarten“, eine Wiese oberhalb des Dorfes, getragen und mich mit einer vier Monate alten Schwester zur Bewachung bei demselben zurückgelassen. Von hier aus konnte ich das wogende Feuermeer gut überschauen. Gegen Abend, nachdem meine Eltern ihren häuslichen Herd bereits in Flammen hatten aufgehen sehen, suchten sie ihre Angehörigen zu sammeln. Da wurde ich mit der kleinen Schwester vermißt. Niemand konnte sich mehr auf unseren Verbleib entsinnen. In der allgemeinen Bestürzung hielt man uns schon für verbrannt. Groß war daher die Freude, als uns jemand entdeckte und den besorgten Eltern wieder zuführte. Die Verwirrung der Bewohner und der Anblick des zerstörten Dorfes boten ein Bild, das dem, der es geschaut hat, auf ewig unverwischbar bleiben wird. Von dem Umfange des Feuerherdes und von der rasenden Glut des Feuers kann man sich einen Begriff machen, wenn man erzählen hört, daß unzerteilte und undurchdringliche Rauchwolkenzüge östlich bis ins Waldecksche, südlich bis Marburg und nördlich bis ins Rotlagergebirge, also auf eine Entfernung von 5—6 Stunden gezogen und verkohlte Reste von geräuchertem Fleisch, Strohbüscheln, Büchern und alten Lumpen bis in diese Gegenden fortgeschleudert worden wären. Den Widerschein des blutrot gefärbten Himmels am Abend will man sogar in dreifacher Entfernung beobachtet haben.

Menschen kamen bei diesem gräßlichen Brande, gottlob, nicht ums Leben; an Vieh dagegen verbrannten 1 Pferd, 4 Rinder, 2 Schweine, 1 Schaf, 141 Hühner und 26 Körbe mit Bienen.

Der Schaden an Haus-, Küchen- und Hausgeräten, an Kleidern, Bettzeug, Wäsche und Leinwand, an Lebensmitteln und Futtervorräten, Feld- und Ackergeräten, Holz, Büchern, Krämer- und Wirtschaftswaren, sowie an der Gemeinde gehörigen Löschgeräten betrug insgesamt 74 535 *M.* Doch war diese Schätzung sicherlich viel zu niedrig gehalten. Der Anschlag der Brandkassenversicherungen erreichte die Höhe von 126 000 *M.* Da aber bei der ungünstigen Bauart des Dorfes die Brandkassentaxen dem wirklichen Werte der Gebäude auch nur annähernd nicht gleichkamen, so erforderte der Wiederaufbau des Dorfes noch einen Zuschuß von 150 000 *M.* Der Gesamtschaden, der die Gemeinde erlitt, betrug somit in runder Summe 350 000 *M.* Das Unglück traf die Bewohner um so härter, als niemand versichert war bis auf zwei Einwohner, welche je 1000 bezw. 1100 Gulden an Versicherungssumme ausbezahlt erhielten.

Groß war das Elend der Bewohner. Die Größe des Unglücks wäre aber nicht auszudenken gewesen, wäre das Feuer anstatt eines Sonntags an einem Wochentage oder gar in der Nacht ausgebrochen. Sicherlich wären dann Menschenverluste und größerer Viehschaden gar nicht zu verhüten gewesen. Brandwunden hat es genug abgesetzt und mancher tollkühne Waghals hatte unter zusammenstürzenden Balken sein Leben fast einem Wunder zu danken. Zwei Männer namens Michael Diehl und Johannes Specht erlitten schwere Verletzungen, namentlich letzterer, so daß er lange Zeit im Krankenhause zu Battenberg liegen mußte.

Zur Linderung der äußersten Not bildete sich unverzüglich ein Hilfskomitee, an dessen Spitze sich der Direktor der Ludwigshütte bei Biedenkopf, namens Stoll, stellte. Ihm zur Seite stand als zweiter Präsident Pfarrer Bangel von Battenberg. Weiter gehörten dem Komitee an von Battenberg: Forstmeister Schmidt, Fabrikant Hisserich, die Kaufleute Buff und Lynker, von Biedenkopf: der Landrat Dr. v. Strauß, Rechtsanwalt Welker, Kreisbaumeister Groß; aus der Gemeinde Laisa: Bürgermeister Busch, Gemeinderatsmitglied Grum, Beigeordneter Paulus, Lehrer Schmidt, ferner die Hammerbesitzer W. und L. Frank zu Steddighausen, Fabrikant Pfeil zu Friedenstal a. d. Eder, Ökonom Ellenberger zu Breidenstein, Lehrer Zissel und Bürgermeister Zoll zu Holzhausen a. d. E. und Bürgermeister Schäfer zu Berghofen. Das Komitee ließ zunächst, um den zahlreichen Abgebrannten für den Augenblick ein Obdach zu beschaffen, zwei provisorische Bretterbaracken erbauen, die eine auf der sogenannten „Huthe", die andere auf der „Gasse". Sodann erließ es Aufrufe zur Unterstützung der Abgebrannten in den Zeitungen. Auch eine Broschüre über die Brandkatastrophe von K. Sturm, Bonn, 1868, wurde verbreitet. Der Erfolg war ein über Erwarten günstiger. Aus vielen großen Städten liefen Gelder, Kleider- und Nahrungsmittel in großer Menge ein. Besonders hervor tat sich die Stadt Hamburg. Der König Wilhelm von Preußen schenkte der Gemeinde zu Straßenbauzwecken 15 000 Mark. Auch die Mildtätigkeit der umliegenden Gemeinden zeigte sich im schönsten Lichte. Da in dem Jahre 1868 bei der vorgerückten Jahreszeit, zumal ein neuer Bebauungsplan mit vollständig verändertem Straßennetz entworfen werden mußte, an ein Aufbauen des Dorfes nicht mehr gedacht werden konnte, so fanden die Abgebrannten bei ihren auswärtigen Verwandten liebevollste Unterkunft.

Im folgenden Jahre begann nun eine großartige Bautätigkeit. Die Baustellen glichen Ameisenhaufen, so geschäftig ging es auf denselben her. Unglücksfälle kamen bei dieser enormen Bautätigkeit verhältnismäßig wenig vor.

Auch bei dem Wiederaufbau des Dorfes leisteten die Bewohner der benachbarten Gemeinden werktätige Hilfe durch unentgeltliche Hand- und Spanndienste. Die Ernte des Jahres 1869 konnte zum größten Teile wieder in den eigenen Behausungen untergebracht werden. Ein geradliniges Straßennetz mit breiteren Straßen und weiter von einander entfernt liegenden Hofreiten gab dem Dorfe ein schöners Aussehen. Der Bebauungsplan war ein Werk des Lehrers Schmidt, der noch unter dem Darmstädter Regime sein Geometerexamen abgelegt hatte. Schmidt war ein Mann von großen Kenntnissen und seltener Arbeitskraft. Beides stellte er in uneigenützige Weise in den Dienst der Gemeinde.

Den 26. Juni des neuen Jahres beging die Gemeinde als einen Feiertag, und noch jahrelang hat sie es so gehalten. Jetzt wird nur noch am Sonntag vor und nach dem 26. Juli der großen Brandkatastrophe in der Predigt gedacht. Hoffentlich erhält man diesen Gebrauch für alle Zeiten den nachfolgenden Geschlechtern als ein Memento mori aufrecht.

Durch den Brand war die Gemeinde als solche, wie auch manche Familien finanziell schwer belastet worden. Die Gemeindeumlagen in Verbindung mit den Zinsen für aufgenommene Hypothekenschulden drückten auf manchen recht sehr. Jetzt ist das jedoch, dank der blühenden Industrie, die überall lohnenden Verdienst gewährt, ferner durch den Aufschwung der Landwirtschaft und endlich auch durch Anschluß des Kreises Biedenkopf an das Eisenbahnnetz und damit an den Weltverkehr wieder verschmerzt. Die Güterpreise haben z. B. in Laisa zur Zeit eine Höhe erreicht wie nie zuvor. Sicherlich gehört heute Laisa wieder zu den wohlhabenderen Gemeinden des Kreises Biedenkopf.

# Handel und Verkehr in Nassau in früherer Zeit.

1) Von Dr. C. Spielmann.

Unsere Zeit wird raschlebig genannt. Die Vervollkommnung auf dem Gebiete des Verkehrswesens nimmt von Jahr zu Jahr zu; der Verkehr selbst, insbesondere der Austausch der Güter erreicht immer größere Dimensionen, so daß die internationale Annäherung trotz noch bestehender Zölle und Sperren eine vollendete Tatsache geworden ist. Unter diesen Umständen verlohnt es sich wohl, einmal das Auge zurückschweifen zu lassen in vergangene Zeiten, in denen die Verhältnisse noch so ganz anders lagen. Wir erkennen dann, wie wir es doch, um mit Wagner im Faust zu reden, so herrlich weit gebracht haben gegen die „gute alte Zeit; wir merken den großen Fortschritt besonders im vorigen Jahrhunderte, und namentlich wiedum, seit der Einigung unseres deutschen Vaterlandes. Und das läßt uns dankbar sein gegen die moderne Entwickelung und gibt uns wieder Geduld, wenn wir geglaubt haben möchten, hie und da ginge es zu langsam voran im Handels- und Verkehrswesen. So wollen wir denn

einen Blick werfen in das Handels- und Verkehrswesen in unserer engen Heimat, Nassau, in vergangener Zeit.

Der Handel war im alten Germanien an bestimmte Plätze gebunden. Die Könige oder Kaiser verliehen diesem besondere Rechte, sogenannte Marktrechte für bestimmte Tage des Jahres. An solchen Tagen kamen die umherziehenden Händler in großen Scharen mit ihren Waren herbei, und anderseits strömten die Käufer aus der ganzen Umgebung des Platzes zusammen. Die Geschäfte wurden abgewickelt, der Bedarf wurde von den Käufern eingetauscht oder später in Münzen bezahlt, und dann war der Markt zu Ende. So lange er dauerte, war ein besonderes Zeichen aufgerichtet, das Kreuz, das Markt- oder Wich-(Platz-)bild. Vielfach hatten sich an den zum Markte bestimmten Orten feste Siedelungen gebildet, und umgekehrt wurde der Markt gern in solche verlegt. Die Niederlassungen waren vor anderen ausgezeichnet und empfingen den Namen Stadt; der Begriff der Befestigung kam erst später, in Zeiten der Gefahr durch äußere Feinde, namentlich durch die Madscharen im zehnten Jahrhunderte, hinzu. Allein nicht immer wurde der Markt in der Stadt abgehalten; Hauptbedingung war, daß der Marktplatz an einer leicht erreichbaren Stelle im Mittelpunkte des Gaues oder Territoriums, an einer der Heer- und Handelsstraßen lag, die es durchzogen. So finden wir in unserer unmittelbaren Nähe über der Höhe die drei Marktplätze auf der Kemeler Heide, auf der Aldenburg bei Heftrich und auf der Hünerkirche bei Strinz-Trinitatis.

Neben diesem temporären, öffentlichen, allgemeinen Handel blühte in früherer Zeit in bedeutend höherem Maße als heute der Hausierhandel, und schon recht alt ist dabei die Erscheinung des besonders mit Kleinkram und anderen leicht transportablen Sachen handelnden jüdischen Geschäftsmannes. Es ist ja ganz selbstverständlich, daß man manchmal nicht allen Bedarf der oder jener Ware, des oder jenes Verbrauchsgegenstandes auf einem Markte erstehen konnte. Da mußte eben der von Haus zu Haus ziehende Händler aushelfen, der denn auch wirklich als Helfer aus der Not angesehen wurde. War mit der Abhaltung des großen Marktes mancherlei Festlichkeit verbunden, so wurde nicht minder der Händler, wenn er am Orte erschien, freudig gefeiert und ihm zu Ehren gern ein kleiner Weinkuff in der Schenke gegeben.

Betrachten wir nun, was denn im einzelnen von den fremden Händlern ins Land hineingebracht wurde — also das, was ihm fehlte, was das Volk eintauschen oder kaufen mußte. Nassau war in alter Zeit ein Gebiet, das besonders durch Ackerbau und Viehzucht blühte. Da waren es denn namentlich Zutaten zu den Speisen und ausländische Eßwaren, Industriewaren und Luxusartikel, die eingeführt wurden. Zu den ersteren gehörte vor allem das Salz — Nassau hatte von jeher Salznot — ferner die exotischen Erzeugnisse: Feigen, Rosinen, Mandeln, Zucker, Zimt, Pfeffer, Ingwer u. a., die meist aus der großen rheinischen Handelsstadt Köln (Colonia) kamen und daher vorzugsweise Kolonialwaren hießen, endlich Seefische (Bückinge, Heringe, Stockfische), die gleichfalls aus dem Niederlande bezogen wurden. In späterer Zeit, seit Anfang des vorvorigen Jahrhunderts, kamen dann noch Kaffee, Tee und Tabak, letzterer allerdings nicht als Speisenwürze, hinzu. Für manche Zeiten war indes der Genuß dieser drei streng verpönt und zwar unter den seltsamsten Bestimmungen. Die Industriewaren, die importiert wurden, bestanden meist in Wollewaren und fertigen Zeugen — außer dem Linnen, das Ritter-, Bürger- und Bauersfrauen selbst spannen. Sogenannte Manufakturwaren kamen meist aus Frankfurt, bis sich seit dem dreizehnten Jahrhunderte im Lande selbst Manufakturen bildeten, und zwar frühe zu Limburg, Herborn, Lorch, Langenschwalbach und Montabaur, die dann mit den Frankfurtern in Konkurrenz traten. Bemerkenswert ist der Umstand, daß die Wolle- und Ellenwaren und die Kleidungsstücke nur innerhalb der Zunft verfertigt werden durften, und daß die fremden Bandelwarenhändler und wandernden Schneider als sogenannte „Störer" harten Verfolgungen ausgesetzt waren. Besonders auch verfolgte die ausländischen hessen-homburgischen Strumpf- und Wollewarenhändler im vorigen Jahrhundert die volle Strenge des Gesetzes und der ganze Haß der Zünftigen; sie wurden Verbrechern gleich von Ort zu Ort gehetzt, wenn man sie entdeckte. Die Luxusartikel waren, kurz zusammengefaßt, außer Uhren: Schmuck- und Ziersachen, von Händlern oder Krämern hausierend angeboten oder von einer festen Niederlassung in der Stadt aus verkauft, besonders gehörten dazu Ringe und Ketten. Auf dem Lande war bis zum Ende des vorvorigen Jahrhunderts jede Krämerei, auch in Luxussachen, untersagt.

Ausgeführt wurden aus Nassaus Gebieten die Erzeugnisse des Bodens. Dahin gehörten vor allem Getreide und zwar besonders Weizen und Hafer, namentlich aus dem Goldenen Grunde und der Goldenen Grafschaft, ferner Wein. Weiterhin waren Ausfuhrartikel: Eisen (Roh-, Guß- und Schmiedeeisen), Marmor, Braunkohlen, Dachschiefer und Mineralwasser, dazu die Erzeugnisse des Kannenbäckerlandes, zugleich Industriewaren. Die Eisenindustrie im Weiltale — der Nassauer „Roten Erde" — reicht viele Jahrhunderte zurück; die sogenannten Eisenhämmer oder Waldschmieden, die Eisen gruben und verarbeiteten, waren zumeist fürstliches Lehen. So verlieh der Graf Philipp von Nassau-Weilburg anno 1421 die Waldschmiede zu Weilmünster dem Schmiede Udo (daher Audenschmiede) für jährlich sechs Wagen Eisen, vier Paar Hufeisen, vier Paar Messer, vier Scharen und drei Gulden und die Erlaubnis, sechs Wochen für sich schmieden zu dürfen. Auch der Eisenhüttenbetrieb im Dillthale ist alt. Die Schieferbrüche daselbst wie zu Langhecke treten bereits im fünfzehnten Jahrhunderte auf; jedenfalls um dieselbe Zeit waren die bei Kaub und im Wispertale schon im Betrieb. Das Graben auf Braunkohlen auf dem Westerwalde kam indes ausgiebig erst zu Anfang des vorvorigen Jahrhunderts auf, ebenso die Verwendung des Marmors bei Villmar und in dessen Umgebung. Der Export dieser Artikel erreichte aber bei weitem nicht den Umfang von heute. Mineralwasser wurde eigentlich nur von dem alten kurtrierischen Brunnen zu Sel-

ters im „Goldenen Grunde" ausgeführt; der Versand betrug bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts vier Millionen Krüge. Die Kannenbäcker machten bereits vor drei Jahrhunderten gute Geschäfte mit ihren Tonwaren; sie hatten sich zu einer Zunft zusammengeschlossen und waren so tyrannisch gegen andere ihres Gewerbes, daß der Fürst von Nassau-Weilburg (1804) mit Gewalt ihre Verbindung auflöste.

Außer den Erzeugnissen des Bodens war es Zug- und Schlachtvieh, das aus Nassau ausgeführt wurde: Ochsen und Pferde, besonders vom Westerwalde. Die Schafezucht lieferte die Wolle zu den Wollemärkten.

Die Preise für einzelne Kaufobjekte waren im fünfzehnten Jahrhunderte folgende. Es kostete: 1 Pfund Zucker 9 Schillinge, 1 Pfund Zimt 13 Schillinge, 1 Tonne Heringe 5 Gulden, 1 Korb Feigen 1—2 Gulden, 1 Korb Rosinen 4 Gulden, 1 Ohm Wein 3½ Gulden, 1 Ohm Essig 1 Gulden 13 Schillinge, 1 fette Kuh 2 bis 3 Gulden, 1 fetter Ochs 3 bis 4 Gulden, 1 Hengst 90 Gulden, 1 fettes Schwein 1 Gulden, 25 Schafe 8 Gulden, 1 Ziege 20 Heller, 1 Bett mit 3 Kopfkissen 60 Gulden, 1 Elle schwarzen Tuches 8 Schillinge, 7 Paar Manns- und Weibsschuhe 1 Gulden.

Auf welchen Hauptplätzen wurden nun die Märkte gehalten, und welches waren die Hauptausgangs- und die Endpunkte des Handels- und Verkehrs für unsere nassauischen Gebiete? Man könnte sich vielleicht wundern, von nassauischen Gebieten zu hören; allein es bestand wirklich das spätere Herzogtum Nassau noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aus nicht weniger denn vierunddreißig sogenannten deutschen Vaterländern, so daß also, wenn kurzweg von Nassau die Rede ist, ja nicht an einen geeinten Staat gedacht werden darf. Diese Territorien lagen zwischen den Reichsstädten Köln am Rhein und Frankfurt am Main, welche, wie wir noch hören werden, durch eine große Handelsstraße, die mitten durch unser Gebiet in südöstlicher Richtung zog, verbunden waren. Etwa in der Mitte zwischen beiden lag Limburg an der Lahn. Diese drei Städte waren demnach die natürlichen Stapelplätze des Handels. Köln und Frankfurt hatten zu ihrer Blütezeit, im Mittelalter, je dreißigtausend, Limburg, wenn wir seinem Chronisten glauben dürfen, im vierzehnten Jahrhunderte etwa zwölftausend (?) Einwohner. Alle drei Städte hatten eine geordnete Verfassung, ein geregeltes Selbstregiment, das in ältester Zeit die Patrizier, d. h. die alten Handelsgeschlechter ausübten, an dem sie aber nach langen Kämpfen während des vierzehnten Jahrhunderts die Zünfte der Handwerker teilnehmen lassen mußten. Ja, die Zünfte mit ihrer festen und unerbittlichen Organisation hatten zu Zeiten gar die Oberhand, und nach dem Beispiele der großen freien Städte verbreitete sich das Zunftwesen auch in den kleinen, fürstlichen, die im genannten Jahrhunderte in Nassau in Menge entstanden, weil die Fürsten in ihren Bürgern und hinter ihren Mauern Stütze und Schutz gegen das hablose und daher raublustige und widerspenstige Ritter- und Vasallentum fanden. Limburg hat indessen seine reichsfreie Selbständigkeit nicht lange bewahrt; verschiedene Male leerte die Pest es aus, und bereits 1407 finden wir es als landsässige Stadt in kurtrierischem Besitze. Eigentümlich ist, daß das nahe Mainz handelspolitisch so wenig mit den nassauischen Gebieten in Verbindung stand; seine Beziehungen zu Köln und Frankfurt waren sehr lebhaft, im übrigen aber wiesen sie mehr nach Süden und Westen. Das kam schon daher, weil die Stadt drüben überm Wasser lag. Auch Frankfurt war für unsere Gebiete weniger Handelsplatz als Geldmarkt; nur die Wolleverkäufer und Tuchmacher frequentierten seine Messen. Köln dagegen mit seinem Hafen, bis zu dem im Mittelalter die Seeschiffe gelangen konnten, war der mächtige Handels- und Stapelplatz, von dem aus die fremden Waren in den Kaufmannszügen das Land überfluteten. Kölner Maß, Gewicht und Münzen galten allenthalben. Erst als die Habgier der Kaufleute die Eingangszölle immer höher schraubte, und der eigenen industriellen Tätigkeit keinen Absatz verschaffte, da verarmten die übrigen Klassen derart, daß das „heilige Köln" zu Anfang des 19. Jahrhunderts nur noch eine Bettlerstadt war. Erst die napoleonische, mehr noch die preußische Herrschaft hob sein materielles Wohl von neuem. Im Innern unseres Landes sind die Hauptmarktplätze außer zu Limburg die folgenden gewesen. Auf dem Westerwalde finden wir einen privilegierten Wochenmarkt zu Herborn 1251, der besonders von den Wollehändlern besucht wurde. Herborn lag zu beiden Seiten der großen Leipzig-Kölner Straße und war Durchgangsstation der Waren. Ein großer Warenstapelplatz in der Nähe war Driedorf mit seinem mächtigen Packhause, früh erbaut. Zu Mengerskirchen wurde der 1481 privilegierte große Jahrmarkt abgehalten, auf dem die Westerwälder Bauern ihr Vieh an die niederrheinischen Metzger verhandelten. Zu Emmerichenhain fand seit 1555 ein zweitägiger Krammarkt statt, auf dem es am buntesten von allen westerwälder Märkten zuging, aber auch am tollsten, weil sich hier viele Gauner, Raufbolde und Dirnen zusammenfanden, und dem Amtmanne und der Landmiliz blutige Gefechte lieferten. An der Lahn waren seit dem dreizehnten Jahrhundert die Fruchtmärkte zu Diez, Hadamar und Limburg berühmt, am Rhein der zu St. Goarshausen; auf dem mittleren Taunus kamen seit dem sechzehnten Jahrhundert die Jahrmärkte auf der Kemeler Heide, der Hünerkirche und der Aldenburg auf. Für die Wetterrau war seit 1532 Usingen eine der Marktstädte. Weinmärkte bestanden seit etwa 1250 in den rheingauischen Orten. Rossehändel wurden in Südnassau zu Hochheim abgeschlossen, daneben besonders Ochsen und Kühe verkauft. Wiesbaden tat sich damals noch wenig hervor. Es kamen seine drei Jahrmärkte nach Jubilate, Johannes und Andreas wohl erst im sechzehnten Jahrhunderte recht in Schwung, zur Zeit des Grafen Balthasar (1566—68).

(Fortsetzung folgt.)

# Görzenich in Nassau.

Von C. Hellmich.

Furchtbar zogen die Wetterwolken des Dreißigjährigen Krieges über unser Nassauer Land. Seit Beginn des harten Kampfes war es dem armen Volke kaum noch vergönnt, einmal aufzuatmen. Kontributionen und Requisitionen von Lebensmitteln lasteten unaufhörlich in kaum glaublicher Größe auf den Bewohnern. Zu diesen harten Forderungen der durchziehenden Truppen gesellte sich noch die Ungunst der Witterung, die Mißernten zur Folge hatten. Im Jahre 1625 hatte der Herzog von Friedland vom Kaiser die Vollmachten erhalten, ein Heer zu sammeln. Über alles Erwarten hatte der Herzog bei seinen Werbungen großen Zulauf. Er zahlte ja auch den Soldaten außergewöhnliches Handgeld, versprach ihnen gute Quartiere und stellte ihnen sowohl als auch den Offizieren glänzende Beförderungen in Aussicht. Fortwährend wurde sein ohnehin schon zahlreiches Heer vergrößert, Obersten- und Offiziersernennungen wurden in großer Menge ausgegeben. Manche hohen Offiziere verließen den Dienst auf Seite der Gegner Wallensteins und schlossen sich ihm an, da sie hofften, sich schneller emporarbeiten zu können, oder weil sie die siegreichen Truppen für die besseren ansahen. Diese immer größer werdende Armee des Friedländers brachte auch den nassauischen Landen nichts Erfreuliches. Im Januar 1626 erschienen die ersten Wallensteiner und verlangten Quartiere: bald waren sie so zahlreich, daß sie zur größten Plage des Landes wurden. Unter den Offizieren herrschte große Uneinigkeit; die Führer der einzelnen Regimenter kümmerten sich nicht um die Befehle ihrer Vorgesetzten, sie wählten ihre Quartiere, wo sie wollten. Der Winter 1626 auf 27 verlief traurig. Der Druck, den die Wallensteiner ausübten, überschritt jedes Maß. Die Truppen des Herzogs Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg durchzogen ganz Nassau. Das Drückendste bei den Kontributionen war die Willkür, welche die Bestimmungen verachtete und abpreßte, wozu man Lust hatte. In Hestrich versammelten sich um diese Zeit die abgesandten Beamten von einzelnen Ämtern des Westtaunus, um sich wegen der drückenden Einquartierungen zu besprechen. Es wurden die Amtleute von Usingen und Gleiberg in das Hauptquartier des Friedländers geschickt, doch es war umsonst. Immer zahlreicher wurden die Erpressungen. Konnten die Kontributionen von den Dörfern nicht entrichtet werden, so wurden Menschen und Vieh eingesperrt; die Ortsbehörden wurden grausam behandelt und ihre Wohnhäuser gänzlich ausgeraubt.

Im Jahre 1627 durchzog einer der gefürchtetsten Herrführer Wallensteins das nassauische Land, nämlich der kaiserliche Oberst **Adam Schellhardt, Freiherr von Görzenich**, ein wahrer Teufel in Menschengestalt. Er stammte wahrscheinlich aus Geldern; dort besaß er ansehnliche Güter. Für Wallenstein hatte er zwei Regimenter errichtet, eines zu Roß und eines zu Fuß. Ungeheure Kontributionen preßte er der Bevölkerung ab, angeblich für Wallenstein, das Beste beanspruchte er. Dabei wurden die Leute furchtbar mißhandelt. Sie wurden z. B. in den Rauchfang gehängt, bis sie das verlangte Geld herbeizuschaffen bereit waren. Wo er hauste, wandelte sich die bewohnte Landschaft in Wüste. Wallenstein vernahm die Klagen aller Gebiete und befahl, diesen Obersten nirgends zu dulden. Als ihm der friedländische Oberst Herzog Rudolf Maximilian von Sachsen den Durchmarsch verweigerte, antwortete Görzenich, daß er ihn erzwingen werde, wenn es ihm auch das Leben kosten sollte. Die Folge der Durchzugsverweigerung war, daß Idstein von diesen Mordbrennern und Räuberbanden überflutet wurde. Vom 6. bis zum 21. Oktober dauerte die Plünderung Idsteins, wobei selbst die Kirchen nicht verschont blieben; 10 570 Rtlr. und 42 Pferde waren die Beute. Er wurde endlich aus der Stadt vertrieben, und nun ging es nach Wiesbaden. Nach den Akten des Staats- und Stadtarchivs hat er hier noch viel grausamer gewütet: „1. Schultheiß, Bürger und etliche Mannspersonen gebunden, mit Füßen auf den Leib gestanden, gefänglich, um Geld zu erpressen, mitgeschleppt. Hände und Finger geschraubt, daß das Blut zu den Fingern herausgelaufen, in den Schornstein und Rauchfang gehängt, 2. etlichen Weibspersonen, deren Ehemänner mit Prügel verjagt und zu fliehen genötigt, Unehre zugefügt und Gewalt angetan, 4. ihnen sowohl, als den Mannspersonen auf offener Straße, der Schuhe und Röcke ohne Scheu beraubt." Dem Raubzug verdankte Görzenich 200 000 Dukaden. Wallenstein brauchte solche Leute, wie dieser Oberst einer war; denn zur Unterhaltung seiner fürstlichen Hofhaltung hatte er viel Geld nötig, und solche Leute brachten ihm dies in sehr reichlichem Maße, wenn sie auch ihre eigene Person keineswegs dabei vergaßen. Der Herzog von Friedland war sein Gönner und deshalb schützte und schirmte er ihn auch vor höherer Gewalt. So kam es, daß er bald vom Kaiser Ferdinand beauftragt wurde, zwei neue Regimenter zu bilden und sie dem Wallenstein zuzuführen. Herzog Rudolf Maximilian durfte jetzt dem Obersten nicht entgegentreten, da ausdrückliche Anordnungen des Friedländers gegeben waren, ihn zu schützen. Mittelpunkt der Einquartierung war Idstein. Einige Ämter, z. B. Usingen, kauften sich von den Soldaten durch wöchentliche 300 Rtlr. los. Um jene Zeit war es, als der junge Graf Johann von Nassau in eine Duellsache verwickelt wurde. Einst hatte er gerechte Äußerungen des Unwillens über das räuberische Betragen des Obersten an der Tafel des Kurfürsten von Mainz laut werden lassen in Gegenwart zahlreicher friedländischer Offiziere. Sie teilten dem Obersten Görzenich dies mit. Ein Zweikampf zu Pferd ohne Wams im bloßen Hemde, ohne Pistole, mit dem Säbel sollte die Ehre wiederherstellen. Görzenich wollte dem Duell fern bleiben; er hatte ja genug unter seinen Offizieren, die für ihn eintreten konnten. Der Graf nahm die Aufforderung an, und am 19. Mai sollte der Zweikampf

---

Anmerkung. Quellen: 1. Schliephake, Geschichte von Nassau, 2. Keller, Drangsale des nassauischen Volkes, 3. Geschichte der ehem. Herrschaften Alt- und Neuweilnau von Michel, 4. Geschichte der Stadt Usingen von Wagner.

in der Nähe von Kreuznach sich abspielen. Die Idsteiner Räte hatten großes Bedenken gegen das Duell und äußerten dies dem Kurfürsten von Mainz gegenüber. Dieser fand sich auch dazu bereit, einen Brief an Görzenich zu schicken und ihn zu ersuchen, dem Handel zuvorzukommen. Graf Johann wußte nichts von diesen Unterhandlungen, und so kam es, daß er auf dem Kampfplatz allein erschien. Görzenichs Regimenter wurden aus dem Amte Usingen verlegt.

Die Raubzüge, welche Görzenichs Scharen unternahmen, sind einfach grauenhaft. Dörfer, wie Gräbenwiesbach, Brandoberndorf u. a., wurden geplündert, die Bewohner eingefangen und nur gegen hohe Summen freigegeben. Die Söldner hatten wirklich schrecklicher als die Türken gehaust! Görzenich zog über Diez in die Grafschaft Hadamar. Furcht und Entsetzen eilte ihm voraus. Viele Leute flohen vor ihm mit ihren letzten Habseligkeiten in die Wälder. Eine Wüste bezeichnete die Spur dieses Raubgesindels. In nächtlicher Stille überstiegen sie dann wieder die Mauern Wiesbadens, beraubten die Einwohner und quartierten sich 10 Wochen unter den härtesten Erpressungen ein. Die Beamten in Wiesbaden hatten sich auf und davon gemacht, als die Görzenicher herannahten. Die Stadt war bald erstiegen und wahrhaft verwüstet worden, während die Feinde um einen kleinen Kaufpreis zum Weiterzug hätten gebracht werden können. Schmerzlich wurde die Kopflosigkeit der Einwohner bei herannahender Gefahr wahrgenommen sowie die Gleichgültigkeit der herrschaftlichen Diener. Wenn ein Haufen nahte, brachten sie sich zunächst selbst in Sicherheit, statt den Truppen entgegen zu gehen und sie durch Vorstellungen von Gewalttätigkeiten abzuhalten. Erst wenn der Einwohner drangsaliert war, verließ er sein Versteck, und nun taten sie mit den Offizieren außerordentlich freundlich, nahmen teil an ihren Spielen und Gelagen, als ob die Untertanen in Vergnügen und Freuden dahin lebten.

Von Wiesbaden ging es wieder nach Idstein. Hier benahm sich die rohe Soldateska in der grausamsten Weise. Da Görzenich die schwere Kontribution die er von den Einwohnern des Landes forderte, nicht gezahlt werden konnte, nahm er 12 der hervorragendsten Leute mit, darunter den Superintendenten M. Weber von Idstein und den Amtmann Tiefenbach von Neuweilnau. Unterwegs wurden sie übel behandelt und endlich in Fulda gegen ein Lösegeld von 5000 Rtlrn. freigegeben. Tiefenbach starb infolge der erlittenen Mißhandlungen. Sein Grabstein ist in der jetzigen Kirche zu Neuweilnau als Platte im Fußboden benutzt. Daß die Inschrift noch nicht völlig verschwunden ist, verdanken wir dem Umstande, daß der Stein an einer Stelle liegt, die fast gar nicht betreten wird. Unter den fortwährenden Einquartierungen litten wohl die Geistlichen am meisten. Was die Offiziere stets im Dorfe aufsuchten, war das Pfarrhaus; denn dort waren sie am besten aufgehoben. Die Geistlichen wurden deshalb bei den Kontributionen und Einquartierungen am höchsten bedacht. Wandte sich der Pfarrer an die Behörden, so wurde er meistens schnöde zurückgewiesen. Die meisten Pfarrer mußten nach und nach alles hingeben, ja ihre Kleidungsstücke zur Bezahlung ihrer Abgaben. Der bejahrte Pfarrer Rauch von Weilmünster mußte mit einem Wasserkrug zufrieden sein; seinen silbernen Becher mußte er als letztes Eigentum dem Quartiermeister überlassen. „Auch seien viele jämmerlich zerhauen, von den Pferden danieder gerennt, mit den Füßen an den Sattel gebunden und geschleift worden.“ Daß gerade die evangelischen Geistlichen auf dem Lande soviel zu erdulden hatten, lag darin begründet, daß die Angriffe der katholischen Partei immer zunächst auf sie gerichtet waren.

Während dieser Zeit hielten die Katholischen eine Beratung, auf der namentlich verhandelt wurde, wie man sich gegen die wachsende Macht zu verhalten habe und sich von den Bedrückungen der Wallensteinschen Truppen befreien könne. Während der ersten Kriegsjahre hatten die neutralen Fürsten des Reiches die Beschwerden des Krieges allein zu tragen, ohne in den Krieg verwickelt zu sein. Durch Wallensteins Übermacht hatte sich dies geändert. Görzenich hatte im Kurtrierischen selbst viele Menschen niedergemacht, im Mainzischen Dörfer geplündert und zerstört. Man kam daher überein, eine Gesandtschaft nach Wien zu schicken, und dort dem Kaiser die erlittenen Unbilden darzulegen. Auch sollte der Kaiser auf die Gefahren aufmerksam gemacht werden, welche die ungeheuren Werbungen Wallensteins, besonders durch Görzenich, im Gefolge haben könnten. Der Kaiser heftete sein Augenmerk auf die Darlegungen und erließ bezügliche Befehle an Wallenstein, der das weitere veranlaßte. In der folgenden Zeit suchte man für die erlittenen Bedrängnisse besonders die nassauischen Lande anderweits zu entschädigen. Wallenstein suchte seine Untergebenen überall, wo es nur irgend ging, zu schützen. Diesmal konnte und wollte er es nicht. Die Berichte über die Beutezüge des Oberst Görzenich zwischen Lahn und Rhein waren dem Kaiser übersandt worden, und dieser mußte seinen Unwillen darüber kundtun. Wie wir oben bereits angedeutet haben, hatte der kaiserliche Kommissar Metzger im August 1627 über Görzenichs Regimenter Musterung abgehalten und sie dann nach Sachsen fortgeführt. Als Görzenich in das Lager von Rendsburg kam, wurde er „als ein ehrvergessener, ungehorsamer, mutwilliger Verbrecher, mörderischer Übeltäter, Schelm, Dieb und Bösewicht angeklagt.“ Am 9. Oktober wurde das Urteil gefällt: „daß derselbe mit dem Schwerte von dem Leben zum Tode gebracht, sein Körper auf einen Pfahl gesteckt werden solle.“ Das Urteil wurde denn auch am 14. Oktober im freien Felde bei Rendsburg vollstreckt.

# Der Graf von Geroldstein.

13) Geschichtliche Erzählung von F. C. Jung. (12. Fortsetzung.)

### XIII. Endlich vereint.

Berta und Rosamunde hatten schwere, schwere Stunden voll Angst, Kummer und Sorge durchzumachen.

Dieser schwere Kampf, das wilde Geschrei der Kämpfenden, das Schmerzgeschrei und Stöhnen der Getroffenen und Verwundeten, die qualvolle Ungewißheit über den Ausgang des Kampfes, die Sorge um die teuren Angehörigen, alles das lastete mit fürchterlichem Druck auf den armen, schwergeprüften Menschenkindern, und weinend hielten sie sich umschlungen, als der Kampflärm drohend anschwoll, der Brand ausbrach und, wie es schien, der Feind immer näher herankam.

Aber war das nicht plötzlich Jubelgeschrei? Ertönten nicht die Rufe: „Hie Geroldstein! Hie Gladeneck!"

„Gladeneck kommt zu Hilfe. Diether, lieber Diether!" Mit jubelnden Rufen enteilte Rosamunde nach unten, indes Berta ans Fenster eilend, schaudernd in das Kampfgewühl rings um die Burg schaute. Da sah sie schon fliehende Scharen und den Zweikampf zweier Ritter, von denen der eine, durch einen wuchtigen Hieb getroffen, vom Pferde sank!

Im äußeren Burghof noch schreckliches Gewühl von streitenden geharnischten Männern und Reisigen, dann Flucht aus dem Burghof und schließlich Einstellung des Kampfes.

Von der reisigen Schar hatte sich eben ein Ritter losgelöst und war in den inneren Burghof eingeritten. Berta sah noch, wie er vom Pferde sprang und die mit einem hellen Jubelruf auf ihn zueilende Rosamunde in die Arme schloß.

Aber was war das? Hatte der Jubelruf Rosamundes nicht wie Werner geklungen? War das nicht seltsam? Und der Ritter in seiner glänzenden Rüstung, der eben zu ihr heraufsah und freudig mit der Hand winkend im Schloßportale verschwunden war, hatte das Visier geschlossen! Heftig atmend, die Händchen auf dem stürmisch klopfenden Herzen, sah sie dem hereinstürmenden Ritter entgegen, der eben im Rittersaal angelangt, vor ihr auf den Knien lag. Die Arme übereinander gekreuzt, hatte er demütig das Haupt vor ihr gebeugt!

„Werner, lieber Werner!" erklang der Jubelruf Bertas, und sie sank dem Geliebten, der den Helm abgenommen und sich erhoben hatte, vor Entzücken und Freude weinend, an die Brust.

Rosamunde hatte sich hier überflüssig gefühlt! Leise war sie gegangen, und wieder stand sie im Schloßportal; hatte sie doch von Werner gehört, daß Diether auch da sei. Ungeduldig war sie durch den inneren Schloßhof geeilt, einen Blick in den äußeren Hof zu tun. Aber hier war es schrecklich. Große Blutlachen überall! Man war mit dem Wegräumen der Toten, Verwundeten und Sterbenden beschäftigt. Ruhig und klar ertönte die befehlende Stimme Gerolds, Ordnug in das Gewühl und das Durcheinander bringend. Da brachte man zwei schwer verwundete Ritter. Barmherziger Gott, wenn Diether . . .! Schaudernd, atemlos stürzte sie dem Zuge entgegen. Nein, diese bleichen,, blutüberströmten Gesichter waren fremde: der arme Wentzel und Veit.

Da kam auch schon Ritter Gerold: „Diether ist wohl auf, mein Kind!" hatte er ihr zugerufen und sie sanft hinweggeführt.

„Gott sei Dank!" Uebermannt vor Aufregung und Schrecken war sie unter der Linde auf die Bank niedergesunken. Da kamen von oben Berta und Werner, die sie beruhigend auf die Brustwehr führten, von wo aus Werner ihr den Geliebten zeigte, wie er eben mit Junker Hans an der Seite auf den Knäuel Menschen zueilte, der sich auf die bereits geschilderte letzte Kraftäußerung unseres Helden Dick am Boden wälzte, und wie er dann an der Spitze seiner Reisigen wie der Sturmwind hinter den fliehenden feindlichen Mannschaften herfegte, um noch möglichst viel Gefangene zu machen.

Junker Hans hatte inzwischen den gefangenen Ohm in den Burghof transportiert, und eilte wieder auf die von Diether gemachten Gefangenen zu, die er in Empfang nahm, während Diether, seiner Pflichten endlich ledig, sich von dem Trupp loslöste und unter freudigem Winken nach den frei auf der Brüstung stehenden teuren Angehörigen sich hoch aus dem Sattel hob und dann den Burgweg heraufjagte.

Wie im Traum hatte Rosamunde alles mit angesehen, und als sie endlich ihrem geliebten Diether an die Brust sank, da fühlte sie sich, an seinem treuen Herzen und von seinem starken Arm umschlungen, geborgen und erlöst von aller Pein und dem Schrecken der qualvollen Stunden, die sie erlebt hatte. So kehrten die endlich wieder vereinten liebenden Paare in den Rittersaal zurück, doch lange war es ihnen nicht vergönnt, dieses traute Beisammensein, da ernste Pflichten riefen.

Ritter Gerold war mit Junker Hans erschienen, den er seinen geliebten Töchtern vorstellte und dessen umsichtige und tatkräftige Hilfe er rühmend hervorhob.

Es war ihm — Junker Hans — bereits die Aufgabe geworden, mit der Gladenecker Mannschaft die Luchsburg zu berennen, bevor sich die versprengten Luchsheimer dort sammeln konnten, und gleich darauf sehen wir ihn auch schon an der Spitze der reisigen Gladenecker das Tal hinunter sprengen. Auch Diether hatte seine Aufgabe; denn die Burgen der verbündeten Ritter sollten nacheinander berannt und eingenommen werden.

Werner aber mußte zum Schutze der Burg Gladeneck mit der Gladenecker Fußmannschaft aufbrechen.

Noch ein kurzer inniger Abschied, und bald zogen die jungen Recken an der Spitze ihrer siegesfrohen Streitkräfte unter fröhlichem Hörnerklang aus dem Tore hinaus.

Auch die beiden Burgfräulein hatten bald alle Hände voll zu tun. Galt es doch für die Verwundeten und Gefangenen zu sorgen und das ganze

durcheinander geratene Hauswesen wieder in Ordnung zu bringen.

Rosamunde hatte schon im Anfang des Kampfes von einer Verwundung ihres Vaters gehört, wußte aber, daß sie nicht gefährlich sei. Auch hatte Diether dem Junker Hans den Auftrag gegeben, ihm jede mögliche Rücksicht angedeihen zu lassen.

Ihre Bitte, an das Krankenlager ihres Vaters eilen zu dürfen, wurde zwar von Ritter Gerold rundweg abgelehnt; er legte ihr die Gründe für sein Verhalten dar, was ihr einen neuen Einblick in das edle Herz des Ritters gewährten und ihr alle Hoffnung gab, daß sich noch alles zum Guten wenden konnte.

### XIV. Die Gefangenschaft.

In einem abgelegenen, aber geräumigen Turmzimmer fanden sich die drei schwergeprüften Kampfgenossen wieder. Man hatte den Verwundeten alle Hilfe angedeihen lassen, die ihr Zustand erheischte.

Veit von Bitzheim sah kläglich aus. Er war, durch Werners Lanzenstoß aus dem Sattel gehoben, vom Pferde gestürzt und in seiner schweren Rüstung so unglücklich gefallen, daß ihm alle Knochen im Leibe weh taten. Sein Gesicht war schrecklich zugerichtet und erglänzte in allen Regenbogenfarben.

Ritter Wentzel von Kammereck war noch übler dran. Er war kopfüber vom Pferde gestürzt und direkt auf den Schädel gefallen. Die Kopfwunde, die er dadurch davongetragen hatte, war zwar gut verbunden; doch hatte der Ritter viel Blut verloren und war dadurch so schwach auf den Beinen, daß er keinen Schritt gehen konnte. Außerdem hatte er die Hüfte verrenkt und sonst noch allerlei Verletzungen davongetragen, die ihm nach dem Stöhnen, das von seinem Schmerzenslager her ertönte, große Pein verursachen mußten.

Die sorgfältige Pflege, die sie gefunden hatten, durfte sie aber über ihre bedenkliche Lage, in die sie hineingeraten waren, keineswegs hinwegtäuschen; den nach dem geltenden Ritterbrauch war ihr Eigentum und ihre Freiheit, unter Umständen sogar ihr Leben verfallen. Jedenfalls waren sie in die Gewalt eines Mannes geraten, den sie mit Unrecht befehdet, und dem sie den Untergang geschworen hatten, und wenn Gerold von Geroldstein nach dem Grundsatze: „Wie du mir, so ich dir", handeln würde, so hatten sie nichts Gutes zu erwarten und mußten sich auf das Schlimmste gefaßt machen.

Nun kannten sie aber den Geroldsteiner als edlen, humanen Menschen, und er hatte sie gut verpflegen lassen, ihnen auch ein wohnliches, wenn auch bescheidenes Gemach angewiesen, so daß sie der Hoffnung lebten, daß es doch nicht so gefährlich wäre, als es anfänglich den Anschein hatte.

Ohm Dick jedoch war anderer Ansicht und hatte für die Armen schlechten Trost gebracht, als er, um den Verwundeten in ihrem fast hilflosen Zustand einigermaßen helfend unter die Arme zu greifen, am zweiten Tage ihrer Gefangenschaft ihnen zugesellt worden war.

(Fortsetzung folgt.)

## Miszellen.

### Denkmalpflege in Nassau 1907.

Aus der Tätigkeit der Bezirkskommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmäler ist besonders folgendes hervorzuheben: Adolfseck. In der evangelischen Pfarrkirche traten Reste von Wandgemälden aus dem 15. Jahrhundert zutage, welche kopiert wurden. — Altstadt. Die Erhaltung der evangelischen Pfarrkirche im gegenwärtigen Zustande gelangte zum Beschluß. — Dillenburg. Der Plan zur Herrichtung der Begräbnisstätte nassau-oranischer Fürsten im Chor der evangelischen Pfarrkirche wurde dahin abgeändert, daß die Abschlußwand als Epitaphium zur Ausbildung kommt. — Eltville. Wiederherstellungsarbeiten am kurmainzischen Schloß (Oberförsterei) sind geplant. — Eppstein. Restaurationsarbeiten in der evangelischen Pfarrkirche sollen vorgenommen werden. — Geisenheim. Trotz Einführung der neuen Wasserleitung werden die öffentlichen Brunnen (aus dem 18. und 19. Jahrh.) erhalten; ein entgegengesetzter Beschluß ist vom Magistrat wieder annulliert worden. — Habenscheid. Die Genehmigung zum Abbruch der spätgotischen Kirche erfolgte nicht. — Herborn. Die Herstullung der beschädigten Stadttürme (Brand von 1904) gelangte zum Abschluß. — Höchst. Der Haupttrakt des Bolongaro-Palastes ging im Besitz der Stadt über. — Kirchähr. Bei der außer Benutzung gesetzten katholischen Pfarrkirche sind Vorkehrungen gegen weitere Schädigung getroffen worden. Eine Erhöhung der für die Restauration bewilligten Gelder ist wegen Abgelegenheit des Baues zunächst erforderlich. — Oberlahnstein. Ein Nebenturm der mittelalterlichen Stadtbefestigung fällt leider infolge Geleiseverlegung der Staatsbahn. — Oranienstein. Herstellungsarbeiten des bedrohten Plafonds der Schloßkapelle (Kadettenhaus) sind vorbereitet. — Ruine Reichenberg, deren Saalbau wesentlich gefährdet ist, wurde bautechnisch untersucht und Maßnahmen zur Erhaltung verabredet. — Wellmich. Die aufgedeckten Wandgemälde in der Pfarrkirche wurden zum weiteren Schutze mit einer Decke überspannt; die Gemälde im südlichen Nebenchor dagegen nach photographischen Aufnahmen wieder überstrichen. — Eine Anzahl Fachwerkhäuser wurde erhalten, bzw. wiederhergestellt; es seien u. a. erwähnt: das Mangsche Haus in Rüdesheim, das Hewelsche Haus in Osterspai, mehrere Bauten in Limburg a. L.

A. L. **Die israelitische Kultusgemeinde Kronberg im Taunus** hat sich zum 1. Mai ds. Js. aufgelöst. Aus ihrer Vergangenheit können wir folgendes berichten: Die ersten Juden in Kronberg siedelten sich im 13. Jahrhundert an. Im 14. und 15. Jahrhundert kann nichts von ihnen erwähnt werden, erst im 16. Jahrhundert werden mehrere mit Namen genannt. Die jetzt aufgelöste Gemeinde hat sich im Jahre 1746 gebildet und richtere bald darauf ihre regelmäßigen Gottesdienste ein. Ihre Blütezeit fällt infolge der politischen und religiösen Beschränkungen der damaligen Zeit erst in die Mitte des 19. Jahrhunderts und zwar während der Jahre 1830—1848. In diesen Jahren waren 36 Familien seßhaft, die sich mit Fellhandel, Manufakturwaren- und Landesproduktenverkauf, Metzgerei usw. ernährten. Nachdem das Jahr 1848 den Juden mehr Bewegungsfreiheit gebracht hatte, begannen einige Familien nach der benachbarten Großstadt Frankfurt überzusiedeln, denen bis 1854 noch mehrere nachfolgten, so daß man von der ferneren Anstellung eines Kantors absehen mußte. Der in diesem Jahre weggehende Lehrer sollte auch der letzte für immer gewesen sein; er hieß Joseph Kahn und versah sein Amt von 1843 bis 1854. Auch die regelmäßige Abhaltung der Gottesdienste hörte auf, und nur am Versöhnungstage, dem sogenannten Langen Tage, versammelte man sich noch einmal in dem alten Gotteshause.

An den Sabbathen ging man nach dem benachbarten Falkenstein. Dort ist aber am 17. September 1906 auch die Kultusgemeinde eingegangen, da schon seit Jahren außer dem Religionslehrer Thalheimer keine Juden ansässig waren; die Synagoge besuchten fast ausschließlich die Königsteiner Juden. An diesem 17. September wurde in Königstein die neue Synagoge eingeweiht, und nun fanden sich die Kronberger Juden zu den Gottesdiensten daselbst regelmäßig ein. Man faßte darum den Plan, die Auflösung der eigenen Gemeinde und die Einverleibung in Königstein durchzuführen. Anfangs April ds. Js. wurden die notwendigen Formulatitäten vor dem Königlichen Notar Machol in Königstein in Gegenwart des Vorstandes der Königsteiner Kultusgemeinde und der männlichen Glieder der Kronberger Gemeinde geregelt. Jetzt hat die vorgesetzte Behörde die Genehmigung zu der beantragten Auflösung und Einverleibung unterm 6. Mai erteilt. Die aufgelöste Gemeinde bestand am 1. Mai noch aus 9 Seelen, die sich auf zwei Familien und eine alleinstehende Person verteilten. Außer in Königstein befindet sich nur noch in Homburg eine selbständige israelitische Kultusgemeinde im Obertaunuskreise.

## Theater zu Wiesbaden.

### Residenz-Theater.

L. L. **Gretchen.** Groteske in 3 Akten von Gustav Davis und Leopold Lipschütz, am 24. Juni. Eine Demimondaine exquisitester Sorte ist „Heldin" dieses Stücks. Grete Gloom tritt als Schützling in das von Gräfin von der Plein errichtete Mädchenheim ein, — nicht etwa um sich zu bessern, sondern um einen Vorteil (Erbschaft eines Hauses) von der Gräfin zu erlangen. Die übrigen Schützlinge entpuppt Se. Erlaucht als eingeschmuggelt; nur Grete spielt ihre Rolle als Büßerin meisterhaft, infolgedessen die Gräfin ihr „Abkommen" gewinnt, nicht dem Landesherrn gefügig sein zu müssen. In Mallwitz findet Se. Erlaucht das Dämchen wieder, und hier entspinnen sich in der Folge pikante Situationen; Grete ergibt sich den Verführungskünsten Sr. Erlaucht, wird schließlich Ehrenpräsidentin des Tugendbundes (!!) und setzt die Erhebung von Mallwitz zur Stadt durch. Das an Zweideutigkeiten reiche und stark gepfefferte Stück fand in dem hauptsächlich aus Damen bestehenden Auditorium lebhaften Beifall; — eine nicht seltene Erscheinung. Die treffliche Regie des Herrn Bertram und das ausgezeichnete Spiel der Darsteller verdiente ihn zweifellos. Se. Erlaucht, kein Serenissimustyp, sondern der eines schneidigen, kavalleristisch gebildeten Lebemannes, gab Herr Hetebrügge mit Eleganz. Seine Partnerin Frl. Hammer sekundierte als Grete mit allen Chikanen und Allüren einer erstklassigen Kokotte. Als Gräfin Plein erfreute Frl. Noormann durch graziöses Spiel, während Herr Degener die äußerst dämliche Figur des blutjungen Kammerherrn (der Autor hätte besser die Bezeichnung Kammerjunker gewählt) von Strehle „sinnreich" verkörperte. Erwähnt sei noch der spießige Bürgermeister des Herrn Rücker, die salbungsvolle Vorsteherin der Frau Schenk und die edle Beschließerin (Frl. Krause). Auch die übrigen Mitwirkenden, besonders Herr Sascha als Kanzlist, spielten mit gewohnter Hingabe und Geschicklichkeit.

### Volkstheater.

= **Jäger der Neuzeit,** Komödie in 3 Akten von Franz Schlothauer, zuerst am 20. Juni. — Der Verfasser des Stückes ist ein Wiesbadener Magistratsbeamter, das machte das Interesse im voraus rege. Und das Stück keilt die Raisonwidrigkeiten jener Weidmänner, die keine sind, die Kühe für Rotwild ansehen, den Treibern das Fell vollschroten, keine Schonzeit innehalten, gekauftes Wildbret für geschossenes ausgeben usw. Warum sollen die „wilden Jäger" auf der Bühne leer ausgehen, wenn die „Jugend von heute", die Leutnants und Studios, Geistlichkeit und Advokatenschaft, Spießbürger und Hofleute gegeißelt und durchgeklopft werden! Das Stück ist flott geschrieben, nur selbst noch ein wenig Wildling, der etwas beschnitten und gerupft werden müßte. Daß es in Nassau spielt (in einem bekannten Badeort), und daß in der Sprache genauffauert wird, heimelt an. Gespielt wurde ganz flott. Herr Randolph füllte die Rolle des Hotelbesitzers und Jagdpächters Schupp köstlich aus. Direktor Wilhelmy war als Oberholzer und scheinbar angeschossener Obertreiber (übertreiber) nicht minder trefflich. Herr Schöndorff gab den zerstreuten Professor Glock mit Naturtreue, und Herr Loehmke ebenso den unvermeidlichen Lord. Eine ganz vorzügliche Leistung war auch die des Frl. Leidenius in der Hosenrolle des Piccolo Anton. Die übrigen Herren und Damen fügten sich dem Zusammenspiel gut ein. Das Stück gefiel allgemein und dürfte sich auf dem Spielplan halten.

## Literatur.

* **Graf Merenberg und die Nachfolge in das nassauische Hausfideikommiß.** Von H. Rehm. 42 S. Pr. 1.50 M. Tübingen, J. C. B. Mohr (P. Siebeck). — Die Broschüre ist ein Abdruck des Gutachtens, das der Verfasser bereits ein Jahr vor der Aufrollung der Thronfolgefrage in Luxemburg an den Grafen Merenberg erstattete. Hat sie somit unzweifelhaft den Vorzug größerer Unbefangenheit, so kommt sie anderseits doch auch wieder etwas post festum. Nichtsdestoweniger bleibt die Schrift interessant wegen ihrer klaren Darstellung und logischen Beweisführung. Ebenso deshalb, weil der Verfasser ungleich anderen Gutachtern einen Mittelweg vorschlägt. Auf Grund der Betrachtungen über die rechtliche Natur des walramischen Hausgutes nach dem Erbverein von 1783 und dem Hausgesetze von 1868, über die Sukzessionsfähigkeit nach dem Erbverein, der weilburgischen Primogeniturordnung von 1761 und dem Familienstatut von 1822, über die Unebenbürtigkeit und den morganatischen Charakter der Ehe des Prinzen Nikolas kommt Rehm zu dem Schlusse: Graf von Merenberg ist nicht Mitglied des Hauses Nassau, da die Ehe seines Vaters keine rechtlich ebenbürtige, keine vom Haupt des Hauses konsentierte und eine morganatische war. Aber eine Anzahl Billigkeitsgründe sprechen dafür, daß dem Grafen von Merenberg vom jetzigen Großherzoge (nur dieser kann das noch) für seine Person und Familie hinter den (allerdings zahlreichen) Kognaten und ihren Nachkommen (Baden, Oldenburg, Wied, Waldeck) Ebenbürtigkeit und Sukzessionsfähigkeit verliehen werden möchte unter Aufnahme als Prinzen und Prinzessinnen von Nassau in das Haus Nassau mit entsprechendem Prädikate. Unter den Billigkeitsgründen dürfte wohl derjenige der hervorragendste sein, daß durch die Aufnahme des Grafen von Merenberg der Mannesstamm des alten Geschlechtes erhalten bliebe. Zahlreiche europäische Fürstenhäuser haben sich auf diese Weise durch Aufpfropfung „unechter" Zweige fortgepflanzt. Allein der Vorschlag des Verfassers ist durch Großherzog Wilhelms neues Hausgesetz unausführbar geworden. Außerdem hat der Verfasser nicht mit den luxemburgischen Ständen gerechnet. Unsere Ansicht war von vornherein die, und die Ereignisse haben sie als richtig bestätigt. Wenn der Großherzog dem luxemburgischen Landtage sein Familiengesetz vorlegt, so kann der Graf von Merenberg von seinem Standpunkte aus wohl Protest einlegen. Abgesehen davon, daß die rechtliche Auseinandersetzung mit dem Großherzog wegen der Sukzession stattzufinden hat, bleibt und zwar in erster Reihe der Wille des Landtags maßgebend: wen wollen wir, die Erbprinzessin oder den Grafen von Merenberg? Der Landtag hat im Sinne des Landesherrn entschieden; mit der merenbergischen Nachfolge in Luxemburg ist es aus. Anders steht es wohl mit der Nachfolgefrage im nassauischen Fideikommiß; hier haben die deutschen Gerichte zu entscheiden. Ob Graf von Merenberg, der jüngst den Prozeß angestrebt hat, hier mehr erreicht, wird die Zukunft lehren. — Störend wirken in der Tabelle auf S. 5 nicht weniger als 6 Fehler, wohl kaum alle Druckfehler: Heinrich der Reiche † 1254 statt um 1247; Walram II. † 1289 statt 1277; Otto † 1292 statt um 1289; Prinz Nikolaus von Hessen (!) † 18. statt 17. IX. 1905; Großherzog Wilhelm geb. 1853 statt 1852. So etwas dürfte doch in einer Schrift, die peinlich genau arbeiten soll, nicht vorkommen. Ein Historiker oder Genealog scheint Herr Rehm — nähere Qualifikation ist dem Namen leider nicht beigefügt — nicht zu sein.

## Neues aus Nassau.

J. K. H. die Frau Großherzogin-Mutter ist mit den drei ältesten Enkelinnen am 24. Juni in Königstein eingetroffen.

Fürst Friedrich zu Wied scheidet demnächst aus dem aktiven preußischen Militärdienst — er war Rittmeister der 5. Eskadron des Gardekürassierregiments — aus, um mit seiner Familie dauernd nach Neuwied überzusiedeln.

Bei den Wahlen zum preußischen Landtage am 16. Juni wurden in Nassau gewählt: die Konservativen Landrat von Heimburg und Geh. Reg.-Rat Dr. Beckmann, die Nationalliberalen Amtsgerichtsrat Dr. Lohmann, Landrat a. D. Dr. Heydweiller, Bürgermeister Wolff, Kommerzienrat Bartling und Amtsgerichtsrat v. Bülow, die Ultramontanen Rechtsanwalt Dr. Dahlem und Kommerzienrat Cahensly, der Bauernbündler Generalmajor v. Klocden und die Freisinnigen Kaufmann Funck und Stadtrat Dr. Flesch.

Die Grundsteinlegung zum Heine-Denkmal auf dem Grundstück Danny Gürtlers an der Lorelei hat am 17. Juni stattgefunden.

Die Genehmigung der elektrischen Schnellbahn Wiesbaden-Frankfurt (durchs Ländchen) ist erfolgt. Man wird dann künftig in 15—20 Minuten genannte Strecke zurücklegen können.

Kaufmann A. Piez aus Mainz ist am 2. Pfingstfeiertrage zum 300. Male auf den Großen Feldberg gestiegen.

Der verstorbene Abgeordnete Dr. Lotichius hat dem Kaiser Wilhelms-Heim zu St. Goarshausen 10 000 *M* gespendet.

Um die erledigte Kreisbaumeisterstelle zu Höchst haben sich nahezu 400 Personen beworben.

## Nassauische Personalien.

(II. Quartal 1908.)

**Ernennungen u. a.** Lehrer Reineck, Barig, z. Präp.-Lehrer i. Frankenberg. Schulkandidaten Böhme z. Lehrer i. Mudenbach, Dahlhaus i. Langschied, Eichstedt i. Merenberg, Fink i. Watzelhain, Grünewald i. Büchenbach, Jung i. O.-Libbach, Küchler i. Laimbach, Manns i. Mörlen, Münzert i. Nister-Möhrendorf, Jörg i. Holzappel, Kirmse i. Barig. Landrat v. Köller, L.-Schwalbach, z. Reg.-Rat i. Berlin. Pol.-Sekretär Vater, Wiesbaden, z. Pol.-Kassierer. Mag.-Bureau-Assistenten Romeleit, Teppe u. Wenglorz, Wiesbaden, z. Sekretären. Kurkassenbuchhalter Schmidt, Wiesbaden, z. Hauptkassierer. Landwirt J. Marx, Schloßborn, z. Bürgermeister. Landger.-Rat Dr. Lucas, Wiesbaden, z. O.-L.-Ger.-Rat i. Frankfurt. G.-Assessor Dr. Lehmann, Königstein, z. A.-Richter i. Höchst. Leutnant Pfeiffer, Wiesbaden, z. Generalstab komm. Landger.-Rat Loerbrocks, Essen, u. L.-Richter Geppert, Krossen, a. f. i. Wiesbaden. G.-Assessoren Barth, Hochheim, z. A.-Richter i. Frankfurt; Körner, Höchst, i. Berlin. R.-Assessor v. Trotha, Liegnitz, z. komm. Landrat i. L.-Schwalbach. O.-Lehrer Dr. Krause, Gera, a. f. i. Oranienstein (Kad.-Anstalt). R.-Assessor Dr. Daniels, Biedenkopf, z. Landrat. Schulkandidaten Stoll, z. Lehrer i. Blessenbach; Baumann i. Wirbelau. G.-Assessor Dr. Herwarth v. Bittenfeld, Wiesbaden, z. A.-Richter i. Kirchen. Mittelschullehrer Kern, Kronberg, z. Rektor i. U.-Liederbach. G.-Aktuar Ackra, Katzenelnbogen, z. G.-Sekretär i. L.-Schwalbach. G.-Assessor Schloß, Hochheim, z. Hilfsrichter i. Wiesbaden. O.-B.-Assistent G. Löw, N.-Lahnstein, z. Gütervorsteher. Mittelschullehrer Dr. W. Dienstbach, Frankfurt, z. Rektor. Landesbankrat H. Reusch, Wiesbaden, z. Vors. d. Ver. f. nass. Altertumskunde. Konzertmeister O. Brückner, Wiesbaden, z. Professor. O.-Post-Assistent Decossée, Wiesbaden, z. Postsekretär. P.-Assistenten Böttger, Kranz, Marx, Schäfer, Scheuffler, Schmidt, Wiesbaden; Bertram, O.-Lahnstein; Bodensohn, Königstein; Dörner, Battenberg; Nadermann, Diez; Schilbe, Höhr; Steinmetz u. Vogel, Oberursel; Würcker, Biedenkopf, z. O.-P.-Assistenten. Schulkandidaten Kroll, z. Lehrer i. Steinperf, Schaumlöffel i. Roth, Scharf i. Winnen. Mag.-Verw. a. Hoftheater Ph. Bach, Wiesbaden, z. O.-Garderobier. G.-Assessor Ruppel, Frankfurt, z. Hilfsrichter i. Hochheim. Gew.-Assessoren Engel, Königsberg u. Vogel, Bonn, z. Hilfsarb. a. d. Gew.-Inspektion Wiesbaden. Bez.-Feldwebel H. Huhn, Wiesbaden, z. Weinbau-Dom.-Rentmeister. Gen.-Major Frhr. von Schütz zu Holzhausen, z. Komm. d. 5. Inf.-Brigade, Stetin. Garn.-Verw.-Inspektoren Riedel, Wiesbaden u. Klein, Homburg, z. O.-Inspektoren. Ger.-Assessor Dr. Rath, Wiesbaden, z. Hilfsrichter i. Kamberg. Garteninspektor J. Berthold, Leipzig, a. f. i. Wiesbaden. Post-Assistenten Hergenhahn, N.-Lahnstein; Jagte, Elfeld; Schmidt, Ems; Urban, Homburg, z. O.-Post-Assistenten. Tel.-Assistent Schüßler, Ems, z. O.-Tel.-Assistent. Lehrer Arnold, Herborn u. Frl. Pommerening, Nastätten, a. d. Realschule Herborn. Kr.-Schulinspektor A. Knögel, Hagen, z. Sem.-Direktor i. Elfeld. Architekt A. Conradi, Wiesbaden, z. städt. Baumeister. Dr. med. W. v. Noorden, Homburg, z. San.-Rat. G.-Assessoren Dr. Güth, Hachenburg, z. Hilfsrichter i. Rüdesheim; Erbes, Neuwied, i. N.-Niederlahnstein. Pfarrer H. Schlosser, Wiesbaden, z. Lizentiat (Heidelberg). Syn.-Vikar W. Rehberg, Weilburg, ordin. Schulkandidaten Viel, z. Lehrer i. Wörsdorf, Huth i. Hohenroth, Hofacker i. N.-Scheld, Becker i. Eschbach (St. G.), Lampert i. Dautphe, Wiederhold i. Roßbach, Bouffier i. Hattenheim, Müller i. Attenhausen. Gastwirt Förft, Braubach, z. Stadtv.-Vorsteher. Archiv-Assistent Dr. A. Eggers, Wiesbaden, z. Archivar. Landwirt Klüß, Diedenbergen, z. Postagent. Gärtner H. Steinringer, Wiesbaden, z. städt. Obergärtner. Rektor Grävenstein, Burtscheid, a. f. i. Dillenburg. Reg.-Supern. Schlottmann, Schulz u. Voß, Wiesbaden, z. Sekretären. Ge.-Assessor Lenz, Wiesbaden, z. Hilfsrichter i. Elfeld. Reg.-Bauführer H. Koester, Limburg, z. R.-Baumeister. G.-Assessor Meyer, Frankfurt, z. Hilfsrichter i. Usingen. R.-Assessor Bail, Wiesbaden, z. R.-Rat. Prof. Dr. L. Pallat, Berlin (geb. Wiesbadener), z. Geh. Reg.-Rat u. vortr. Rat i. Ministerium. Frl. Dillmann, Limburg, z. Vorsteherin d. Höh. Mädchenschule Elfeld. Gymn.-Lehrer B. Szymanski, Gelsenkirchen, a. d. Realschule Geisenheim. Pfarrer Hassenstein, Karlshof, z. Sem.-Oberlehrer i. Usingen. Sem.-Lehrer Weider, Dillenburg. a. f. n. Usingen. Pfarrer Holzhausen, Kramberg, z. O.-Pfarrer i. Homburg. Reg.-Rat Heß, Limburg, z. Badinspektor i. Ems. Reg.-Sekretär Gaertner, Wiesbaden, z. Badrendanten i. Ems. A.-Richter Stenckhoff, Usingen, z. A.-Ger.-Rat. Städt. Landmesser K. Klein, Wiesbaden, z. O.-Landmesser. Pfarrer Thiel, Egenroth, z. Kr.-Schulinspektor. Bergmann W. Greeb, Frohnhausen, z. Bürgermeister. Sparr.-Vorsteher Stark, Battenberg, z. A.-Anwalt. Bauinspektor Bockholt, Limburg, z. Reg.- u. Baurat. R.-Anwalt Dr. A. Fleischer, Wiesbaden, z. Justizrat. Schulkandidat Lillinger, Frankfurt, z. Lehrer i. Gershasen. A.-Ger.-Rat Frhr. von Stein, Frankfurt, z. L.-Richter i. Limburg. Kgl. Kastellan Wessels, Wiesbaden, z. Oberkastellan. Ass.-Ärzte d. R. Dr. Pfersdorf, Wiesbaden; Dr. Mooffen, O.-Lahnstein, u. Dr. Prorok, Höchst, z. O.-Ärzten. G.-Assessor Dr. B. Wolff, Hochheim, z. L.-Richter i. Elberfeld. Kgl. Baurat Petri, Kassel, z. Stadtbaurat i. Wiesbaden. G.-Assessoren Krenzien, Wiesbaden, z. A.-Richter i. Kassel; Dr. R. Neumann, Wiesbaden, z. St.-Anwalt i. Aachen; Dr. Krüger, Runkel, z. A.-Richter i. Kirchen. O.-Zoll-Kontrolleur Fraedrich, O.-Lahnstein, z. Zollinspektor. R.-Kandidat Traudes, Wiesbaden, z. G.-Referendar i. Wehen. Dr. med. Pilf, Wiesbaden, z. Kreisassistenzarzt das. J. Hartmann, Niederzeuzheim, z. Bürgermeister. Sem.-Lehrer Schaefer, Montabaur, z.

O.-Lehrer. Pfarrer Merz, Erbach (Rh.), a. s. i. Wiesbaden. E. Recken, Nastätten, z. 2. Beigeordneten. Kass.-Geh. W. Bitt, Hochemmerich, z. Stadtrechner i. Haiger. Reallehrer Schneider, Elberfeld, a. s. i. Nassau. Ass.-Arzt d. R. Dr. Oldenkott u. Lautz, O.-Lahnstein, z. O.-Ärzten. O.-Postassistent Hoymann, Siershahn, z. P.-Verwalter. Dr. med. Hecker, Wiesbaden, z. Professor. Ger.-Assessor Effelberger, Wiesbaden, z. A.-Richter i. Schwarzenfels. Hilfsprediger W. Hause, Wiesbaden, z. Pfarrer i. Liebenscheid. Vikar E. Weller, Wiesbaden u. E. Wisseler, Niederscheld, z. Hilfspredigern i. Wiesbaden. Sekretäre Gissel, Winkel, Schärf, Kramm, Mögling, Reutershan, Ungewickel, Loeber, Schröder, Herbold, Schorbach, Lengemann, Wiesbaden, z. Landessekretären.

**Jubiläen u. a.: März, 29.** Pol.-Inspektor J. Gehr, Wiesbaden, 50 J. i. D. (30 a. O.). — **April.** 1. Agent d. Köln-Düss. Dampfschiffahrtsgesellschaft J. Clouth, Biebrich, 50 J. i. A. — Pol.-Sergeant Schwärzel, Hattersheim, 30 J. i. A. — Lehrer Dienstbach, Erbenheim, 25 J. a. O. — Justizrat Dr. Alberti, Wiesbaden, 25 J. a. O. — San.-Rat Dr. Poensgen, Nassau, 25 J. a. O. — Droschkenbesitzer A. Nikolai („der Tiroler"), Wiesbaden, 50 J. i. Beruf. — Posthalterei-Aufseher P. Bremser, Wiesbaden, 40 J. i. A. — Postsekretär Becker, Niederselters, 25 J. i. A. — Direktor W. Hummel, Hochheim (Burgeff), 25 J. i. A. — Turnlehrer F. Heidecker, Wiesbaden, 25 J. i. B. — Pol.-Sergeant Wetzel, Hofheim, 25 J. i. A. — 2. Eheleute Ph. u. M. Pohl, Lorch, diam. Hochzeit. — 10. Oberleutnant a. D. L. Wilhelmi, Wiesbaden, 70 J. a. — 13. Städt. Arbeiter J. Rossel, Wiesbaden, 50 J. i. D. — 20. Schlosser A. Heimbach, N.-Lahnstein, 50 J. Meister. — 27. Geh. Komm.-Rat Dr. W. Kalle, Biebrich, 70 J. a. — **Mai.** 1. Generalleutnant z. D. F. v. Arnoldi, Wiesbaden, 90 J. a. — Lehrer Veitt- Dachsenhausen, 25 J. a. O. — Kr.-Sekretär R.-Rat Müller, Langenschwalbach, 25 J. i. A. — Lehrer Weck, Münster i. T., 25 J. a. O. — 8. Major a. D. Frhr. R. von Malapert-Neufville, Wiesbaden, 50 J. Offizier. — 12. Lehrer a. D. G. Weber, Erbenheim, 80 J. a. — 15. Lehrer Herchen, Freilingen, 30 J. a. O. — 16. A.-Ger.-Assistent Jung, Rüdesheim, 40 J. i. D. — 27. Hebamme J. Kunz, Langenschwalbach, 40 J. i. A. — ? Lokom.-Führer Ch. Dehl, Wiesbaden; L. Hübner, O.-Lahnstein; Eisb.-Bur.-Diener F. Krempler, Wiesbaden, 40 J. i. D. — 27. Pfarrer Ilgen, Selters (W.), 25 J. a. O. — **Juni** 3. H. Lohn, Schierstein, 40 J. b. Söhnlein u. Komp.. — 5. Mag.-Sekretär E. Stoll, Kassierer H. Franz, Buchhalter W. Schmidt, Assistent Hochstädt u. Förster Thomas, Wiesbaden, 25 J. i. D. Obersteiger Schaub, Holzappel, 43 J. i. D.

**Pensionierungen u. a.** Kurkassierer Schupp u. Schmidt, Wiesbaden (38 J. i. A.). Städt. Amtsdiener Th. Heß, Wiesbaden (25 J. i. A.). Städt. Aufseher J. Herborn, Wiesbaden (42 J. i. A.). Pol.-Wachtmeister P. Reunzerling, Wiesbaden (50 J. i. D.). Lehrer K. Kräling, Biebrich; Pfarrer Dr. Wiese, Braubach; Lehrer C. Kexel, Limburg; Stadtbaurat K. Frobenius, Wiesbaden; Stadtv.-Vorsteher Dr. Romberg, Braubach, Amt niedergel. Hauptlehrer Pehl, Marxheim (48 J. i. A.). Handarb.-Lehrerin Frau Zimmermann, Griesheim. Pfarrer Michel, Laufenselden, A. a. Kr.-Schulinspektor niedergel. Lehrer Krämer, O.-Höchstadt. Kad.-Lehrer Anders, Oranienstein. Gend.-O.-Wachtmeister Krüger, Weilburg (48 J. i. D.). Lehrer W. Acht, Niedertiefenbach. Hauptlehrer Schaab, Dillenburg. Dekan Dörr, Idstein beh. d. Kr.-Schulinspektion.

**Todesfälle. März:** 23. Sem.-Lehrer Briel, Montabaur. — 24. G.-Sekretär a. D. Th. Moos, Wiesbaden (g. 1858). — 28. Brügermeister a. D. Geis, Diez (g. 1828). — 30. Kurdirektor Herr, Nassau. — 31. Landesbankkanzleisekretär F. Böhmert, Wiesbaden. — Amtsrichter K. Busch, Homburg (g. 1864). — **April:** 1. Pfarrer J. G. Hilpisch, Frankfurt (g. 1838 i. Seck). — 4. Hofkapellmeister a. D. K. Reiß, Frankfurt (g. 1829, 1881—85 i. Wiesbaden). — 19. Frhr. O. v. d. Osten-Sacken, Wiesbaden (g. 1844, fr. Badkommissar i. Schlangenbad). — 21. Veteran Ph. Gilbert, Michelbach. — 23. Amtsgerichtsrat Th. Fritze, Altenkirchen (g. 1863). — 24. Kurhaussekretär a. D. A. Ludwig, Wiesbaden (g. 1834). — Dr. M. Althausse, Wiesbaden (g. 1861). — 26. Bgmstr. J. A. Labonte, Eitelborn (g. 1860). — 29. Lehrer J. D. Burk, Biedenkopf (g. 1852). — **Mai:** 17. Bergrat a. D. J. Bellinger, Wiesbaden (g. 1832). — Lehrer a. D. A. Reichard, Weilburg (g. 1869). — Dekan Ch. Bauer, Ruppertshofen (g. 1840). — Briefträger a. D. Gläser, Westerburg (g. 1819). — Lehrer Koch, Panrod. — 20. Lehrer H. Weppler, Bermbach (g. 1870). — 22. Gymn.-Lehrer a. D. A. Gieße, Sonnenberg. — 24. Landtagsabgeordneter Dr. E. Lotichius, St. Goarshausen (g. 1847). — 27. Hegemister a. D. Abraham, Wiesbaden (g. 1837). — Eisb.-Kassierer a. D. F. Henrich, Wiesbaden (g. 1834). — 28. Ger.-Diener a. D. J. Popp, Wiesbaden (g. 1825). — **Juni:** 3. Ökonomierat A. Conradi, Hohenwestedt (g. 1851 z. Seelbach). — 7. Hoftheaterportier J. Jordan, Wiesbaden (g. 1849). — 8. Gymn.-Direktor Prof. Dr. Bomberg, Dillenburg. — 11. Lehrer a. D. Ph. Ch. Pulch, Wiesbaden (g. 1815). — 20. Winzer H. Kloos („Doktor Kloos"), Kaub. — 24. Oberstleutnant z. D. O. v. Dewall, Wiesbaden (g. 1835).

## Nassauischer Geschichtskalender.

### Juli.

**1. 1690.** Schlacht bei Fleurus im Dritten Raubkriege. Sie ist dadurch merkwürdig, daß in ihr vier nassauische Fürsten: Walrad von Usingen, Johann Ernst von Weilburg und Heinrich Kasimir von Diez auf der Alliierten und Ludwig Kraft von Saarbrücken auf der Franzosen Seite kämpften.

**1. 1858.** Die erste Strecke der nassauischen Lahnbahn, Oberlahnstein-Ems, wird eröffnet.

**2. 1606.** Graf Heinrich IV. von Sayn, der letzte Sponheimer, stirbt. Geboren 1539, anfangs Geistlicher, trat er 1574 aus dem Klerikerstande aus und verheiratete sich mit Jutta von Mallinckrodt, folgte 1588 seinem Bruder Hermann in der Regierung, starb aber 1606 kinderlos. Die Grafschaft fiel an Sayn-Wittgenstein.

**9. 1857.** Großherzog Friedrich II. von Baden wird als Sohn des Großherzogs Friedrich I. und der Großherzogin Luise, geb. Prinzessin von Preußen, geboren. Er vermählte sich 1885 mit Prinzessin Hilda von Nassau und trat 1907 die Regierung an.

**13. 1870.** Zusammentreffen König Wilhelms mit dem französischen Botschafter Benedetti auf der Promenade zu Ems.

**14. 1814.** Die walramische und ottoische Linie ordnen auf Grund des Erbvereins von 1783 ihre durch die politischen Ereignisse verschobenen Besitzverhältnisse vorläufig durch den Vertrag vom Haag.

## Briefkasten.

H. H. in M. Besten Dank. Wird kommen.
Dr. S. in W. Stimmt!

**Redaktionsschluß: 26. Juni.**




№ 14. Wiesbaden, den 16. Juli 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



# Blumenspiele.*)

Wir sind die ernsten Kinder ernster Zeit:
Unfreie, Knechte, die in Ketten zeugen.
Das eherne Gesetz der Nüchternheit
Schwebt über uns und will uns niederbeugen.
Vor kalten Götzen sinken wir ins Knie,
Und bei dem lauten Stampfen der Maschinen
Ward unsre Trösterin, die Poesie,
Zur Magd erniedrigt, muß dem Alltag dienen.

Die Zeit nahm uns den schönen Selbstbetrug,
Sie lehrte uns nicht träumen, sondern denken...
Und doch, ein Sehnen blieb, den Adlerflug
Ins grüne Land der Phantasie zu lenken.
Es blieb ein Wunsch, uns selber unbewußt,
Ein Stückchen Traum zu retten und behüten.
Denn in dem tiefsten Grunde unsrer Brust
Treibt noch die blaue Blume ihre Blüten.

Und immer stärker quillt ihr süßer Duft,
Je nüchterner die Tage sich gestalten,
Je mehr uns des Jahrhunderts schwüle Luft
Zu Boden drücken will und niederhalten.
Erst kaum vernehmbar, wie aus fremdem Land
Kam er daher, das Leben zu durchdringen,
Und wuchs und wuchs, bis wir in ihm erkannt
Ureignen Wesens wunderbares Schwingen.

Noch schwand der Alp nicht; und in harter Fron,
Dem Zweck nur dienend, seufzen wir im Staube.
Doch heller, lauter klingt der Weckruf schon
Erwachter Phantasie aufs neue: „Glaube!"
Er riß uns auf aus unsrer dumpfen Pein,
Als wollt' der junge Frühling wieder kommen.
Im fernen Süden und am grünen Rhein,
Im schönen Ungarnland ward er vernommen.

Und alle hörten's, die an Sehnsucht krank,
Die abgeirrt von ihrem Tagesziele,
Und alle beugten sich mit stillem Dank
Der Phantasie — dem Traum der Blumenspiele.
Die uns ermahnen, daß es wieder tagt,
Daß neue Kräfte ihre Schwingen rühren,
Und unsre Poesie, die niedre Magd
Vom Staub erheben und zum Throne führen.

Hans Ludwig Linkenbach.

*) Anm.: Auf den jüngsten Blumenspielen zu Preßburg in Ungarn preisgekröntes Gedicht unseres Landsmannes, mit seiner Ermächtigung zuerst veröffentlicht.

# Hartmut von Kronberg.

## Eine Skizze seines Lebens und seiner Schriften II.

3) Von D. E. Knodt. (2. Fortsetzung.)

### IV. Hartmut und die reformatorische Bewegung in Frankfurt a. M.

In Frankfurt hatte Luther, gelegentlich seiner Reise zum Wormser Reichstag, 1521, viele Freunde gewonnen. Nun hatte 1522, am Sonntage Invocavit, Hartmann Ibach, ein Barfüßermönch, in der Katharinenkirche seine erste evangelische Predigt gehalten und darin die Behauptung aufgestellt und verteidigt: der Ehestand sei den Geistlichen ebenso gut erlaubt wie den Weltlichen. Dadurch war unter der katholischen Geistlichkeit und ihren Anhängern eine große Bewegung entstanden, und dieselben setzten es durch, daß von Mainz aus dem Mönche Ibach die Predigt am darauf folgenden Sonntag untersagt wurde: er solle unter guter Verwachung nach Mainz gebracht werden und sich dort verantworten. Nun erließen drei Ritter aus der Nachbarschaft, die evangelisch geachtet waren, Marx Lösch von Mühlheim, Georg von Stockheim und Emmerich von Reifenstein, am 13. März 1522 ein mit Hartmuts Siegel versehenes Schreiben an den Rat in Frankfurt, worin sie sich über die Behandlung Ibachs beschwerten und verlangten, ihn ungehindert predigen zu lassen. „Solches ist die allerhöchste Bosheit und Schmach gegen Gott den Allmächtigen, die sie thun möchten, der barmherzig und gnädig ist, von wegen der Erlösung des armen Völkleins, alles menschlichen Geschlechtes willen Mensch geworden, den Tod für uns gelitten und sein göttliches Wort uns zuletzt hinterlassen dermaßen, daß alle, die solche Worte hören, des ewigen Lebens versichert sind, so sie wollen. Solches wahrhaftig göttliche Wort unterstehen sich die reißenden Wölfe, die teuflichen Geistlichen zu Frankfurt, von eurem frommen Völklein in Frankfurt zu reißen, deshalb uns der Herr Christus wohl gesagt hat, daß wir solche reißenden Wölfe in den Schafskleidern von oder bei ihren Früchten erkennen werden . . . Wir wollen euch, als die Obrigkeit Ew. Stadt Frankfurt bitten, daß ihr eure vermeinten Geistlichen wollet unterrichten und vermögen, daß sie von ihrem unchristlichen teuflischen Vornehmen abstehen und dem christlichen evangelischen Prediger, Herrn Hartmann Ibach Platz und Statt lassen, eurem frommen Völklein, das Gott mit seinem selbst Blut erlöset hat, die lutherisch-evangelische Lehre zu predigen und zu sagen, . . . und zu solchem bewegt uns am höchsten die Liebe gegen euch und euer frommes Volk, demnach begehren und bitten wir von euch, zu wissen, so wir und unsere Helfer aus schuldiger evangelischer Pflicht gegen die gemeldeten teuflischen Geistlichen mit der That gegen ihr Leben und Güter handeln werden, als gegen die ärgsten Feinde Christi und seines göttlichen Vaters, weßen wir uns deßhalb zu euch, die Euren und Verwandten versehen sollen, denn unsere Meinung steht gegen euch und euer frommes Volk nicht anders, denn tröstlich und evangelisch zu handeln, damit mit dem lebendigen Brot, das Gott selbst ist (ihr) mit uns gespeist möchtet werden, zu Lobe unserm Gott und zu Trost allen frommen Christen. Denn wir hoffen nicht, daß uns Gott so thöricht läßt werden, daß wir sein Wort, das er selbst ist, unterdrücken sollen lassen, bitten deßhalb euch, als von frommen Christen, eine gute beschriebene Antwort bei gegenwärtigem, uns danach wissen zu richten.“ Hartmann Ibach erschien nun aber doch nicht am Sonntag Reminiscere auf der Kanzel. Das Volk war erregt und gegen die römische Geistlichkeit erzürnt. Da verbreitete sich die Kunde, daß an der Fahrpforte am Main ein anderer Prediger aufgetreten sei, der auch das Evangelium von der Gnade und der Freiheit eines Christenmenschen mit Kraft bezeugte. Hartmut von Kronberg hatte nämlich gerade in diesen Tagen an den ehrbaren, gestrengen, fürsichtigen und weisen Rat und die Einwohner der Stadt Frankfurt am Sonntag Reminiscere einen kräftigen und deutlichen Brief geschrieben, und da der Rat ihm durch Hartmuts Diener den Bescheid gegeben hatte, er möchte seine Sache mit den Geistlichen selbst ausmachen und andere damit unbehelligt lassen, so hatte Hartmut von Kronberg sein Schreiben an der genannten Fahrpforte durch seinen treuen Diener Paulus Wysselen anschlagen und dem Bartholomäusstift eine Abschrift zugehen lassen.

Er warnt darin vor den falschen Propheten, den reißenden Wölfen, deren Stimme aus dem Teufel sei und mit der Stimme des heiligen Evangeliums nicht übereinkomme. „Sie suchen“, so heißt es darin, „nicht die Schafe zu weiden mit dem lautern Wort Gottes, sondern sie suchen ihren eignen Nutzen nach dem teuflischen Geiz, sie schatzen das arme Völklein wider Gott und sein heiliges Evangelium, sie verkaufen die heiligen göttlichen Sakramente nach ihrem Willen. Sie verkaufen die Begräbnis der Todten auf das aller theuerste. . . . O ihr christlichen Brüder, o ihr himmlischen Burgen, es ist hohe Zeit, daß wir solche Diebe und Mörder, die uns der Herr Christus in den Schafskleidern und bei ihren Früchten zu erkennen geben hat, erkennen; das sind aber ihre teuflischen Früchte, dabei man sie kennt, daß sie uns falsch lehren, dem Evangelio ganz nicht gemäß, nämlich so sie uns lehren, daß die Armen den reichen Pfaffen und Mönchen Almosen sollen geben, so sie uns lehren Kirchen bauen, köstliche Bilder machen, große Glocken, köst-

liche Gemälde, köstliche Tabernakel machen, in ihren Klöstern Messen, Viglien und Bruderschaften stiften und alle dergleichen unzählige Werke, die sie lehren, die doch den Nächsten keinen Nutzen bringen und denen Gott feind ist. . . . Euer Pfarrer zu St. Bartholomäus hat sich vernehmen lassen, daß nicht weislich sei, daß ich über den christlichen Glauben schreibe und hat deßhalb eine unnütze Sorge, denn ich weiß mich von der Gnade Gottes frei, daß meine Schriften in dem heiligen Evangelio Grund haben, darum ich derselbigen als der Wahrheit keine Scheu trage von Niemand, aber ich bin des gewiß, daß seine Lehre und Handlung sei wider Gott und seinen göttlichen Befehl und Evangelium, solches will ich ihm freigeständig sein und so lange er auf seiner Irrung und demselbigen Vornehmen bleibt, mag ein jeglicher Christ ihn dafür halten und sich vor seiner und seines Gleichen Lehre hüten, als vor diebischem und mörderischem Geschrei. Solches habe ich, damit ich wahrhaftige brüderliche Liebe gegen euch mit den Werken beweise, nicht wollen verhalten." Dieses freie offne Wort rumorte gewaltig. Am folgenden Sonntage entstand im Pfarrhofe von St. Bartholomäus, wo Peter Meyer, der Stadtpfarrer und Führer der katholischen Partei wohnte, ein großer Auflauf. Meyer hatte sich schon in dem Reuchlinschen Streit hervorgethan, er hatte die Reuchlinsche Schrift gegen Pfefferkorn, „Augenspiegel" betitelt, zuerst den Kölner Dunkelmännern denunziert, ferner hatte er dem für das Evangelium energisch eintretenden Wilhelm Nesen, der aus Nastätten stammte und zu Frankfurt eine berühmte Schule hatte, mit Macht und List widerstanden, auch dessen evangelisch gerichteten Schüler Otto Braunfels zur Flucht genötigt und wollte nun auch Ibachs Wirksamkeit vernichten. Gegen diesen Meyer wandte sich also das Volk und es kam, wie bemerkt, in seinem Pfarrhof zu Unruhen. Die katholische Klerisei ließ Sturm läuten und der Rat mußte einschreiten und Ruhe herstellen. Ibach durfte nun wieder predigen und hielt in der Katharinenkirche eine Predigt, in der er verlangte, daß die geistlichen Pfründen und Almosen den Armen zu geben seien. Die dritte und letzte Predigt Ibachs, die er 14 Tage später wider den Heiligendienst hielt, veranlaßte den Rat von Frankfurt, darauf zu halten daß Ibach Frankfurt verlasse. Wenn er auch ging, seine Sache hatte Wurzel geschlagen und siegte: 2 Jahre später mußte Meyer bei Nacht auf einem Kahne Frankfurt für immer verlassen. Die oben genannten wetterauischen Ritter machten Versuche, mit Gewalt einzuschreiten und forderten die Bornheimer auf, den katholischen Geistlichen keinen Zehnten mehr zu geben. Die Waffen solcher Ritterschaft finden wir von geläuterten evangelischen Begriffen aus mit Recht für wenig empfehlenswert, und sind überzeugt, daß ohne sie die gute Sache noch besser vorangegangen wäre. Besser waren die anderen Waffen, die Hartmut von Kronberg gebrauchte. Er sandte am 9. Juni einen Brief an Meyer in welchem er diesem Feind der evangelischen Wahrheit (der auch den für das Pfingstfest von Hartmut nach Frankfurt geschickten evangelischen Prediger nicht dulden wollte) mit großem Ernst ins Gewissen redete und ihn mit der Heilsgewißheit eines evangelischen Bekenners fragte, aus welchen Ursachen wir dem der Heiligen Schrift so gänzlich widersprechenden päpstlichen Regiment folgen sollen? Sehr anerkennenswert ist die große Bibelfestigkeit, die Kronberg zeigt. Dadurch hat er dem römischen Priester gegenüber eine feste Position. Aber nichts desto weniger will er es leiden, daß ihn Meyer eines besseren belehre, „damit ich", sagte er, „die rechte Thüre treffen mag, die Christus Johannes lehret; wo ihr aber dasselbige nicht zu thun wisset, so vermahne ich euch brüderlicher Weise, daß ihr euch von eurer Irrung mit uns zu Gott kehret und bekennet, wie eure hohe Nothdurft erfordert, dieweil ihr nicht wissen möget, wie lange ihr Zeit habt; denn wahrlich, ich warne euch, werdet ihr euch versäumen, so werdet ihr elend bestehen mit allen, die ihr verführet." Nun führt Kronberg ernste Drohworte der Heiligen Schrift an, die gegen die Irrlehrer und Verführer der Seelen gerichtet sind. Zwei Tage darauf antwortete ihm Meyer, er habe keinen evangelischen Prediger, den Hartmut am Pfingstfest nach Frankfurt zum Predigen gesandt habe, gesehen, auch nicht seine Kollegen. Was ihm Hartmut über seine Predigten sage, so habe er öffentlich vor der ganzen Welt gepredigt und zwar 13 Jahre lang in Frankfurt, drei oder vier tausend Menschen hätten jeden Tag gehört; wer aber meine, er habe zu viel oder zu wenig getan, sollte ihn bei seinem ordentlichen Richter verklagen, da wolle er sich verantworten. Drei Tage später antwortete ihm wieder Kronberg: „Evangelische und brüderliche Pflicht zwingt mich, daß ich euch weiter schreiben muß. Erstlich so habe ich des Predigers halben, den ich nach Frankfurt geschickt habe, ein Genügen, denn es stehe damit, wie es wolle, so ist nichts daran gelegen. Aber daß ihr weiter übergangen habt, mir zu antworten, aus welchem Grunde ihr das päpstliche Regiment und die Menschengebote und Menschenlehre so hoch erhebt und damit die unwidersprechliche Wahrheit Gottes also offenbarlich euch untersteht zu unterdrücken und zu schmähen, welches euch öffentlich bezeugt werden kann durch viele Biederleute zu Frankfurt und anders wo, die eure Predigt gehört, darum ich deßhalb kein Genügen habe. Auch daß ihr schreibt, wie ihr das heilige Evangelium dreizehn Jahre zu Frankfurt gepredigt habt, darauf sage ich, daß ihr das Evangelium nicht gepredigt habt, wie es Christus geboten, sondern mehr aus Geiz und Eigennutz, als zu des Volkes Seligkeit und heilsamer Weide . . . . darum gereicht euer Rühmen dem heiligen Evangelio und der wahrhaftigen heiligen Schrift zu unleidlicher Schmach.

Ihr könnt mit keinem Grund der Schrift sagen, daß der allmächtige Gott euch oder einigen andern Gewalt gegeben, die menschlichen Gesetze, auch die menschlichen Träume und Gutdünken unter das klare Evangelium zu mischen oder daneben zu predigen und dem Evangelium solches vorzuzeigen oder zu vergleichen.

Betrachtet bei euch selbst, so ihr einem eurer Knechte einen Befehl gebt, eine Werbung nach Inhalt einer klaren Instruction auszurichten und derselbige Knecht würde die Worte des Befehls oder

(der) Instruction sagen, aber um seines eignen Nutzens willen machte er einen Zusatz seines Herrn Befehl und Gebot ganz entgegen und machte also einen ganz widerwärtigen Verstand aus dem Befehl seines Herrn wider seine Pflicht, die er euch schuldig wäre, ohne allen Zweifel ihr würdet also grob verständig nicht sein, daß ihr euch solche üble Handlung von eurem Knecht gefallen würdet lassen, der Knecht würde auch nicht mit Wahrheit sagen können, daß er euren Befehl ausgeführt hätte.

Also zu gleicher Weise, wie könnt ihr euch eurer falschen Lehren, die ihr öffentlich wider Gottes Gebot und sein heiliges Evangelium bis auf diese Zeit offenbarlich getan habt, entschuldigen?

Ihr habt nicht allein eurem Geiz nach die Schafe wider Gottes Gebot geschoren und böslich ausgezogen, sondern auch, was viel größer und schwerer ist, die heilsame Weide Christi mit Füßen vertreten.

O was für ein großes Seelenmorden habt ihr in den 13 Jahren gethan! Bedenkt, wie streng die Gerechtigkeit einen leiblichen Mörder urteilt, darum betrachtet, wie viel gräulicher und unleidlicher euer und eures Gleichen Morden sei, welche nicht durch die rechte Thüre hineingehen, sondern als Diebe und Mörder hineinsteigen, allein daß ihr metzelt und tödtet.

Ich lobe Gott den Allmächtigen, der uns von eurer und eures Gleichen mörderischer Gewalt erlösen will durch die Erkenntniß der guten seligen Weide Christi, die wir armen einfältigen Laien überflüssig genug haben."

Hartmut will seinen Gegner Meyer, wenn er seinen Irrtum einsieht und das Evangelium aufnimmt, gern als seinen Bruder ansehen, wenn er aber in seinem Irrtum lehret, so muß er als ein falscher Verführer angesehen werden und wird als ein reißender Wolf, geistlicher Dieb und Mörder seine gebührende Strafe erleiden. Da Meyer in seinem Brief um die eigentliche Frage Hartmuts herumgegangen ist, so bittet er ihn nochmals um eine klare Antwort. Meyer beschwerte sich nun am 17. Juni bei dem Rat von Frankfurt wegen des vermessenen, bedrohenden Schreibens Kronberg und bat um Schutz. Am folgenden Tage schickte er auch an Kronberg einen Brief, worin er behauptet, daß er als ein christgläubiger Doktor der Heiligen Schrift nichts anders als die christgläubigen evangelischen Lehren dem Volke vortrage, und daß sein Erzbischof und wenn der nicht genüge, das Reichsregiment darüber urteilen möge, „Werde ich dann", schreibt Meyer, „meiner Predigt und Lehre halben auf die Klagen (hin) und meine Antwort anders als einem christlichen Doctor geziemt, erfunden, dann will ich gebührliche Strafe nicht fliehen." Der Erzbischof von Mainz, Kurfürst Albrecht, hatte Kronberg und Meyer verschiedene Male zu sich nach Aschaffenburg vorgeladen, um einen Vergleich zustande zu bringen, aber ohne Erfolg. Hartmut hatte bald andere Aufgaben zu erfüllen: er ging zu Sickingen und damit fand diese Sache für ihn einen Abschluß. Seine Worte und sein Eingreifen waren aber für die reformatorische Bewegung in Frankfurt sehr fördernd, und so muß die Stadt Frankfurt auch diesem edlen Ritter als einem ihrer ersten evangelischen Wahrheitszeugen ein dankbares Gedächtnis bewahren.

(Fortsetzung folgt.)

# Handel und Verkehr in Nassau in früherer Zeit.

2) Von Dr. C. Spielmann. (1. Fortsetzung.)

Nassauische Münzen, Geldstücke für den Marktverkehr, wurden seit 1224 in Siegen geprägt, das bekanntlich bis ins 19. Jahrhundert (1815) nassauisch war; später erhielt die walramische Linie noch besonders Münzrecht, und seit 1329 befand sich auch eine Münzstätte zu Wiesbaden.

Betrachten wir nun die Hauptstraßen, auf denen sich der Verkehr durch unser Nassauer Land bewegte. Zunächst die zu Lande. Sie waren sogenannte Hochstraßen, d. h. sie verfolgten gern die Kämme der Gebirge und liefen meist gerade aus, ungeachtet der Beschaffenheit des Bodens. Die ältesten Straßen waren: 1. die sogenannte Mainzer Straße, die bis zur Lahn römischen Ursprungs ist; sie wird bereits 790 als Strata publica genannt. Sie lief von Mainz über Wiesbaden, die Platte, Neuhof, die Hünerkirche (Marktplatz), Kirberg, Limburg, Hadamar, Emmerichenhain (Marktplatz), Burbach nach Siegen. 2. die Kölner Straße, 812 Werisdorfer straessen genannt, auch Via regia. Sie zog von Köln-Deutz über preußisch Altenkirchen, Höchstenbach, Walmerod, Limburg, Wörsdorf, Aldeburg (Marktplatz), Königstein nach Frankfurt. 3. Die Lahnstraße, 812 als Kamelostraesseh (Kemeler Straße) bekannt. Sie ging von Wiesbaden über Langenschwalbach, Kemel (Marktplatz), Holzhausen auf der Heide nach Nassau an der Lahn. Späteren Ursprungs sind: 4. die Leipziger Straße von preußisch Altenkirchen über Hachenburg, Salzburg, Driedorf (Stapelplatz), Herborn (Marktplatz) nach Leipzig. 5. die Frankfurter Straße von Driedorf über Greifenstein, Wetzlar, Friedberg nach Frankfurt. 6. Die Mainzer Straße von Mainz-Kastel über Hochheim, am Main entlang nach Frankfurt. 7. Die sogenannte Hessenstraße von Limburg über Niederselters und die Langhecke, Weilmünster, Brandoberndorf nach Hessen. Noch jüngeren Datums sind: 8. die Rheinstraße von Höchstenbach über Herschbach nach Engers. 9. Die Lahnstraße von Limburg nach Montabaur. 10. Die Frankfurter Straße von Weilburg über Usingen nach Homburg und von da nach Frankfurt. Die letzten drei Straßen stammen ihrer ganzen Anlage nach aus dem 18 Jahrhunderte. Alle übrigen Straßen gehören dem Anfange des vorigen an. Dazu kommen dann später die Eisenbahnen, deren erste, die Taunuseisenbahn, in ihrer ganzen Strecke Wiesbaden-

Frankfurt am 13. 4. 1840 eröffnet wurde. Auf der Köln-Frankfurter Straße verkehrte seit 1604 regelmäßig die Post, die 1748 ganz in die Verwaltung des Fürsten von Thurn und Taxis kam.

Die Wasserstraßen führten über die drei Flüsse unseres Gebietes, Rhein, Main und Lahn. Die letztere war überbrückt bei Wetzlar, Weilburg, Runkel, Limburg, Diez und Nassau. Auf Lahn und Main konnten nur flache Schiffe, auf ersterer der vielen Wehre wegen, nur streckenweise fahren.

Der Verkehr auf allen Straßen war kein ungehinderter; dreierlei hemmte ihn: natürliche und künstliche Hindernisse, und ferner in früheren Zeiten Raubritter, in späteren Räuber. Die natürlichen Hindernisse wurden, was die Verkehrswege zu Lande anbetrifft, durch die ungleiche Beschaffenheit des Bodens gebildet. Um das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung war nur etwa ein Sechstel des Bodens in ganz Nassau angebaut, und auf die übrigen fünf Teile kamen vier, deren Bestand Wald war. Und noch im sechzehnten Jahrhundert bedeckten oft undurchdringliche Wälder fast zwei Dritteile unserer Heimatgebiete. Erst zur Zeit der niederländischen Freiheitskriege begannen die Oranier, den Westerwald zu lichten, um mit dem Erlöse für das Holz die Ausgaben für ihre unaufhörlichen Kriegsfahrten gegen die Spanier zu bestreiten, und sie brachten es durch ihr rücksichtsloses Ausrottungsverfahren schließlich dahin, daß es noch im vorvorigen Jahrhunderte heißen konnte, der Westerwald sei ein Gebirge, auf dem man nichts als Himmel, Pfützen und große Steine sähe. Erst in dem vorigen ist der Waldbau wieder regelrecht betrieben worden.

Durch diese Wälder und über die Höhen führten also die Straßen. Unter diesen dürfen wir uns nun keine Landstraßen von heute denken. War der Boden sumpfig, so versenkte man Basaltblöcke oder sonst feste Steine hinein, bis ein solider Untergrund hergestellt war. Dann schüttete man kleinere Bruchstücke darauf, füllte die Zwischenräume mit Erde oder Sand aus und fuhr höchstens mit einer mit Steinen beschwerten Ackerwalze darüber hin. Fast nach jedem heftigen Regenwetter wurde die Straße unbrauchbar; sie glich dann einem schlecht imstande gehaltenen Vizinalwege von heute. Entstanden Löcher, so füllte man diese aus, indem man Steine und Erde hineinwarf, was bis zum nächsten Unwetter vorhielt. Auf diesen Straßen bewegten sich dann die hohen Frachtwagen mit Reifen, über die Tücher gezogen waren, überspannt; acht, zehn, zwölf oder noch mehr Pferde davor, zur Seite die antreibenden Fuhrknechte. Die Warenzüge hatten in der Raubritterzeit sogenanntes landesfürstliches Geleite; d. h. der Landesherr, durch dessen Gebiet die Züge gingen, stellte eine Anzahl Berittener zum Schutze gegen die Wegelagerer, damit sie die Wagen bis an die Grenzen des Territoriums begleiteten, wo sie dann von des nächsten Herrn Geleitsleuten empfangen wurden. Und so ging das weiter, bis die Reisenden an ihrem Bestimmungsorte angekommen waren. Da das Geleit bezahlt werden mußte, so machten die Fürsten damit ein ganz nettes Geschäft; deshalb kam es vor, daß sie, wenngleich die Kaufleute eigene Bedeckung hatten, ihnen trotzdem ihre Reisigen zur Begleitung aufdrangen. Erst seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts besserten sich hierin die Zustände.

Noch viel mehr natürliche Hindernisse boten die Wasserstraßen. Da betrachten wir nun zunächst einmal den Rhein. Durch den größeren Waldreichtum des Landes in früherer Zeit wurden viel mehr Niederschläge der Atmosphäre hervorgerufen; der Boden saugte mehr Feuchtigkeit auf und führte mehr Wasserreichtum als heute den Flüssen zu. So war der Rhein vor Jahrhunderten ein mächtig breiter Strom, der z. B. zwischen Biebrich und Mainz, namentlich da man die Eindämmung nicht verstand, oder dazu mangels Hilfsmittel nicht imstande war, einem See glich. Das gleiche war am Unterlaufe der Fall, wo, wie wir bereits gehört haben, Köln einer Seestadt gleichkam. Ähnlich war auch der Main früher viel breiter als heute und ebenso die Lahn. Ja, das Wasser der Flüsse fraß an manchen Stellen geradezu das Land weg, und die sogenannten toten Arme von heute bildeten ehedem mit dem übrigen Strome oder Flusse einen großen Spiegel.

Auf dem Rheine und dem Maine wurde der Verkehr auf- und abwärts durch Frachtschiffe und sogenannte Diligencen unterhalten. Erstere waren hochbordige bauchige Fahrzeuge, geräumig genug, um Waren aller Art aufzunehmen. Letztere waren kleiner, schmaler, beweglicher und beförderten meist Personen. Ging's rheinaufwärts, dann wurden, je nach der Größe des Fahrzeugs, zehn bis vierundzwanzig Pferde angespannt, die das Schiff schleppten, am sogenannten Lein- oder Seilpfad entlang gehend. War der Wind günstig, dann spannte man die Segel auf, die Ruder halfen, und es ging schneller. Rheinabwärts verließ man sich auf die Segel und Ruder allein. Der Warenverkehr bewegte sich von Köln aufwärts bis nach Mainz, ja Straßburg, aber nicht durchaus. Ein böses Hindernis war das Bingerloch. Die Enge bei Bingen ist als Durchbruchsstelle des Rheines aus dem höher gelegenen Mainz-Binger Becken in das tiefere nördliche Flußtal zu betrachten. Dieser Durchbruch ist allerdings in vorhistorischer Zeit erfolgt; aber noch vor dreihundert Jahren war das Binger Loch ein Katarakt, ein förmlicher Rheinfall, wo das Wasser von einer felsigen Terrasse über die Klippen schäumend und sprudelnd hinabschoß. Da konnte also kein Schiff passieren. Deshalb mußten die von Köln kommenden Schiffe bei Lorch anlegen; Waren und Personen wanderten die Wispertalstraße aufwärts, dann am Rheingauer Gebück entlang und kamen übers Gebirge oberhalb Rüdesheims wieder an den Rhein, um von da ab ihre Reise auf bereit liegenden Schiffen rheinaufwärts weiter fortzusetzen. Erst um 1650 wurde das Bingerloch auf der linksrheinischen Seite etwas mehr passabel gemacht, so daß die Frankfurter Holzhändler ihre Flöße hindurchlassen konnten. Ohne einen kleinen Abschuß in die Tiefe wird es dabei aber nicht abgegangen sein.

Der Verkehr auf dem Maine bewegte sich ungehinderter; allerdings waren die Mainschiffe von geringerem Tiefgange, lang und schmal, so daß der Name „Maaßbootcher" sprichwörtlich geworden ist. Die Lahnschiffahrt wurde vielfach, wie wir schon hörten, durch Brücken und Mühlenwehre gehemmt, aber

auch schon frühe reguliert. Der Graf Johann von Nassau-Dillenburg, ein Bruder Wilhelms des Schweigers, des großen Oraniers, ließ seit 1594 durch den Engländer John Wessel eine Erweiterung und Vertiefung der Wasserstraße vornehmen. Wessel baute dann Schiffe, die so eingerichtet waren, daß sie über leichte Hindernisse hinwegkamen, acht Fuder statt zwei und hundert Malter statt vier führen konnten.

Mehr, weit mehr aber noch als die Natur waren die Menschen selbst bestrebt, den Verkehr miteinander zu erschweren. Da war zunächst das unselige Gewirr der vielen deutschen Vaterländer. Die Kölner Straße führte auf dem Gebiete des heutigen Nassau durch zehn solcher. Noch toller war's an der Lahn. Machen wir einmal eine Reise lahnabwärts von Wetzlar bis Niederlahnstein. Da finden wir: die Freie und Reichsstadt Wetzlar, das Kloster Altenbergische, das fürstlich Solmsische bis Stockhausen, das Nassau-Dillenburgische (Löhnberg), das fürstlich Weilburgische (Weilburg und Umgebung), das gräflich Runkelische (Runkel), das gräflich Westerburgische (Schadeck), das kurfürstlich Trierische (Villmar, Limburg), das fürstlich Diezische, wieder Trierisches (Balduinstein), das fürstlich Anhalt-Schaumburgische, das fürstlich Hadamarische, das landgräflich Hessendarmstädtische (Gutenacker), das Kloster Arnsteinische, das ritterschaftlich Langenauische, das dreiherrische Nassau, das zweiherrische Ems, das ritterlich von der Leyische (Nievern), das freiherrlich vom Steinische (Frücht), das kurtrierische Niederlahnstein und und das kurmainzische Oberlahnstein — Summa Summarum: vierundzwanzig Gebiete und Gebietchen auf eine Strecke von zehn Meilen Luftlinie und zwar noch im vorigen Jahrhunderte.

Das Bestreben all dieser kleinen Staaten war darauf gerichtet, sich möglichst voneinander abzuschließen. Am liebsten hätte man einen hohen Bretterzaun ums ganze Ländchen gezogen, wenn das nicht zu teuer gekommen wäre. Denn nur, was innerhalb der Grenzpfähle sich befand, war gut, alles was von draußen kam, schlecht, daher die Bezeichnung Ausland, die nur eine Veränderung der altdeutschen „Elend" ist. Aber man suchte dann doch auf eine andere Weise, die zugleich lukrativ erschien, das „Elend" so viel als möglich draußen zu halten. Die Straßen wurden durch Schlagbäume oder Ketten gesperrt, und der Wanderer mußte seinen Paß vorzeigen, der Kaufmann seinen Zoll „berappen", wie wir mit den Schweizern sagen. Begreift man nun nicht, daß alles Gefühl für deutsche Einheit und Zusammengehörigkeit zum Teufel ging, wenn der Kaufmann binnen zwanzig Stunden vierundzwanzigmal Geld nicht in, sondern aus seinem Beutel tun und der Wanderbursch mindestens vierundzwanzigmal seinen Paß aus der Tasche ziehen mußte?! Ein Glück, daß das Papier damals durchgängig besserer Qualität war als heute, sonst hätte es bis Niederlahnstein nicht vorgehalten. Ja, es klingt lächerlich, wenn man es nicht im Grunde so traurig ernst nehmen müßte.

Ursprünglich gehörten die Zölle zu den Regalien, d. h. zu den Einnahmequellen des Kaisers und Königs des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Allein mit dem Sinken der kaiserlichen Macht maßten sich die großen Reichsfürsten, wie so manche andere ehedem kaiserlichen Rechte, vertragsgemäß oder eigenmächtig, auch das Recht der Zollerhebung an. Namentlich waren es diejenigen Fürsten, die nachher das Vorrecht in Anspruch nahmen, den König zu wählen oder zu küren, und die deshalb Kurfürsten hießen. Unmittelbar nahe oder auf unserem Gebiete hatten wir deren vier: die geistlichen von Köln, Trier und Mainz und den weltlichen von der Pfalz.

Nachdem Kaiser Karl von Luxemburg im Jahre 1356 durch das Reichsgrundgesetz der Goldnen Bulle den Kurfürsten das Zollrecht förmlich zugestanden hatte, übten jene es mit nachdrücklicher Habgier aus. Bekanntlich führte das Verfahren zu den blutigen Städtekriegen zwischen 1360 und 1390, in welchem die handeltreibenden Reichsstädte mit den handelsperrenden Fürsten um die Obmacht kämpften. Es mischte sich noch ein drittes Element, die Raubritter, hinein, und namentlich an der Lahn und am Rheine wurde auf Leben und Tod gefehdet. Endlich unterlagen die Städte. (Schluß folgt.)

# Griesheim am Main.

**Beiträge zur Ortsgeschichte von J. Brumm.**

I.

Wenn der Main auf seinem langen Wandergange die westdeutsche Handelsmetropole Frankfurt verlassen hat, grüßt er nach etwa halbstündigem Weiterlaufe auf seinem rechten Ufer Nassaus größtes Dorf Griesheim am Main, das nach dem Ergebnis der letzten Volkszählung 10 400 Einwohner aufweist und selbst eine stattliche Anzahl nassauischer Kleinstädte an Größe weit übertrifft. Dieses nassauische Großdorf zieht vom Main im Süden bis zur verkehrsreichen Mainzer Landstraße im Norden; es grenzt im Osten an Frankfuter Gebiet, während im Westen die Nieder Gemarkung es abschließt. Riesige Fabrikschornsteine sind Griesheims Wahrzeichen. Sie wirbeln im Westen des Ortes Tag und Nacht unaufhörlich ihre düsteren Rauchwolken in die Luft und zeigen uns, daß hier die Industrie, durch welche Griesheim hoch gekommen ist, ihren segensreichen Sitz aufgeschlagen hat. Die chemischen Fabriken Griesheim-Elektron und das Chemikalienwerk Griesheim sind es, die hier Tausenden von Arbeitern Erwerb und Nahrung sichern. Nach Osten schließen sich in einer Anzahl neuerer Straßen meist Arbeiterhäuser an die Fabrikgebäude, während mehr in der Mitte des Häusermeeres sich Alt-Griesheim mit seinen einstöckigen, stark vom Zahne der Zeit angenagten Häusern präsentiert. In ganz entschiedenem Gegensatze hierzu steht der östliche Teil des Ortes,

der von Neubauten im größeren Stile gebildet wird, welche wegen ihres schmucken Aussehens dem Dorfe ein städtisches Gepräge verleihen. Auch erheben hier noch einmal die rauchenden Schlote einer Fabrik ihre rußigen Zeigefinger in die Höhe und weisen uns auf die Wachstuchfabrik hin, die in raschem Aufschwung begriffen ist. Zwischen den Häuserreihen des Ortes ziehen meist schnurgerade zahlreiche Längs- und Querstraßen hin, die wohl gepflastert sind und durch ihr reinliches Aussehen auffallen. Einen längst verfallenen Friedhof im Nordosten des Ortes hat man in eine prächtige Anlage umgeschaffen und dadurch für schöne Spaziergänge in unmittelbarer Nähe des Ortes bestens gesorgt.

In großen Zügen sieht so das heutige Griesheim aus. Da wir jedoch dem geneigten Leser Beiträge zu Griesheims Geschichte bieten wollen, müssen wir aus der lichtvollen Gegenwart in die dunkelen Schächte der Vergangenheit steigen und sehen, was uns die alten Akten lehren.

Mit Beginn unserer Zeitrechnung hielten die Römer ihren Einzug in den waldreichen Höhen des Taunus und in den fruchtbaren Niederungen der Mainebenen. Auch unsere Gemarkung weist Spuren ihres Aufenthaltes auf. An den heutigen Schießständen, die etwa in der Mitte zwischen Nied und Frankfurt liegen, findet sich der Walddistrikt „Hareschloß", der an die Römer als die Heiden erinnert. Wissenschaftliche Nachforschungen, ausgeführt unter Leitung von Professor Wolff-Frankfurt, haben 1892 zu dem Ergebnis geführt, daß sie an der Stelle, welche der Volksmund in treuer Übereinführung als Heidenniederlassung bezeichnet, tatsächlich eine kleine römische Feste befunden hat. Es war ein Bauwerk von 31 Metern Länge und 25 Metern Breite mit der Hauptrichtung von Südwesten nach Nordosten. Die Fundamentstärke der Mauern betrug nach Prof. Wolff 1.20 Meter. Die Südoststrecke war abgerundet und die nördliche Längsseite auf 8 Meter unterbrochen. Da an der durchbrochenen Stelle rechtwinkelig abzweigende Quermauern sich ansetzten, ist anzunehmen, daß sich an dieser Stelle der Eingang zu dem kleinen Kastell befunden hat. Die Mauersteine waren aus gehauenem Basalt, der Mörtel zeigte geringe Haltbarkeit. Da die Römer in dem benachbarten Heddernheim eine ihrer bedeutendsten Siedelungen im Maingebiet besaßen und in Nied römische Eulner ihr Gewerbe übten, so vermutet man, daß der Verkehr zwischen beiden Orten sich über die Feste am „Hareschloß" vollzog, die vielleicht eine kleine Besatzung beherbergte, zum Schutze der Warentransporte.

Um die Mitte des 3. Jahrhunderts durchbrachen die Allemannen den römischen Grenzwall, der sich als Schutzwehr um die von den Römern okkupierten Gebiete schloß, und mit dem den Deutschen jener Tage eigenen „furor teutonicus" jagten sie das verweichlichte Geschlecht der fremden Machthaber über den Rhein. Es war ihnen jedoch nicht vergönnt, die Frucht ihres heldenmütiges Sieges in der angenehmen Weise zu genießen, daß sie dauernd ihre Wohnsitze in hiesiger Gegend aufschlagen konnten. Ein Kampf mit den stammverwandten Franken, welche anfangs am Niederrhein wohnten, entschied zu Ungunsten der Allemannen, die gegen Ende des 5. Jahrhunderts im unteren Maingebiet nicht mehr anzutreffen sind. Die Franken sind an ihre Stelle getreten, um sich dauernd hier niederzulassen. Die königlichen Herren dieses neuen Volksstammes verwandelten das fruchtbare Gebiet am Main in ein Königs- oder Krongut, in dem sie die freien Männer, die ihnen willig verdienstvolle Heerfolge geleistet hatten, durch Grundbesitz entschädigten. Es entstanden so im Umkreise von Frankfurt zunächst Gutshöfe, wie wir sie heute noch im Römer-Hof und Hof Rebstock verkörpert sehen. Einzelne dieser Gutshöfe wuchsen zu Weilern heran, und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir der Ansicht Raum geben, daß Griesheim aus einem fränkischen Meierhofe herausgewachsen ist. In dieser Annahme bestärkt uns noch der Umstand, daß sich hier bis in die Neuzeit hinein ein „Freigut" befunden hat. Etwas Sicheres über die Gründung und Entstehung des Ortes Griesheim läßt sich nichts sagen, da die Geburtsurkunden fehlen.

Urkundlich wird Griesheim erst im Jahr 965 als „Griegesheim" zum erstenmale in der Geschichte erwähnt. Außer dieser älteren Schreibweise finden wir noch die Formen Grizheim und Crizheim. Schott führt in seiner Erklärung von Ortsnamen die Entstehung des Namens Griesheim auf Gries im Sinne von grobem Sand und sandigem Ufer zurück, was gewiß viel für sich hat. Andere sind der Ansicht, der Ortsname rühre von dem alten Personennamen Criech, ältere Form Creuch, her, ein Name, der auch in dem Ortsnamen Criechesfeld vorkommt. Die etwas abweichende Form „Grieges" für „Crieches" darf uns hier nicht stören, um so weniger, als uns tatsächlich die Schreibweise des Ortsnamens Crizheim in verschiedenen Urkunden erhalten geblieben ist. Neuerdings werde ich von befreundeter Seite darauf hingewiesen, daß Professor O. Heilig, der eine Erläuterung der Ortsnamen des Großherzogtums Baden herausgegeben hat, den Dorfnamen Grießen, früher Griesheim bei Waldshut, als das Heim im Gries d. h. im Niederwald erklärt. Wir überlassen es dem geneigten Leser, sich die ihm zusagende Namenserklärung auszuwählen; vielleicht trifft die letztere die Sache am besten, zumal bis ins vorige Jahrhundert Griesheim noch ein Ort war, dessen Wald bis zum Maine hinzog und ihn von Osten, Norden und Westen umschloß.

Wir kommen nunmehr auf die älteste Ortsurkunde, deren Original sich im Landesarchiv in Wiesbaden befindet, hier näher zurück. Sie erzählt uns, daß die schöne und fromme Gräfin Rigalind mit Zustimmung ihres Bruders, eines Grafen Burkard etliche Güter zu Griegesheim dem Kloster Bleidenstadt geschenkt habe. Vielleicht war dieser Graf Burkard ein Herr zu Griesheim, von dem später der Ort, sei es durch Kauf oder Erbschaft, an die Grafen von Nürings und von letzteren 1174 an die Herren von Münzenberg übergegangen ist. Eine bemerkenswerte Herrschaftsveränderung trat am 9. Jänner 1275 für Griesheim ein, indem Philipp II. und Werner I. von Falkenstein-Münzenberg das Dorf Grizheim am Main samt seinen Höhen und Huben für 222 Markpfennige, Kölner Währung, nach unserem Gelde etwa 9324 Mk., an das geistliche Stift

St. Mariae ad gradus zu Mainz veräußerten. Infolge dieses Verkaufs trat das Liebfrauenstift in Mainz nicht nur in die Rechte eines Grundherrn der Griesheimer Gemeinde und in den Genuß aller Abgaben und Gefälle, sondern die Stiftsobersten wurden gleichzeitig die Inhaber der hohen und niederen richterlichen Gewalt, welche sie durch Amtmänner und Schultheißen ausüben ließen. Da die geistlichen Herren meist nicht in der Lage waren, ihre weltlichen Besitzungen, gegen die räuberischen Überfälle landgieriger Junker schützen zu können, so stellten sie ihre Höfe, Dörfer und Gerichte unter den Schutz weltlicher Herren und inbezug hierauf begegnen wir einerseits der Vermutung, als seien die Herren von Eppstein Vögte in Griesheim gewesen. Daß Nied und Schwanheim vorübergehend unter den Eppsteinern gestanden haben, ist geschichtliche Tatsache, für Griesheim bezweifeln wir das, schließen uns vielmehr der Auffassung an, daß die Hanauer Grafen hier die Vogteirechte ausgeübt haben. Die Hanauer fanden denn auch durch die öftere Berührung mit unserem Orte in sich immer mehr den Drang, ihn ganz und gar zu ihrer Herrschaft zu schlagen, und da das Mainzer Erzstift zu schwach war, ihren eigennützigen Bestrebungen zu widerstehen, so verkaufte es am 9. Oktober 1474 den Ort Griesheim samt allen Gerechtigkeiten an den Kurfürsten Adolf II. von Mainz. Abgesehen von einer kurzen Zwischenherrschaft der Grafen von Hanau während der Zeit des Dreißigjährigen Krieges blieb Griesheim kurmainzisch bis zum Jahre 1803.

Sind bis zu dem Übergange des Orts Griesheim an Kurmainz die Nachrichten über denselben recht spärlich vorhanden, so stehen uns aus der Zeit der Mainzer Oberhoheit reichlichere Nachrichten zu Gebote, besonders aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und den darauf folgenden Perioden. Erfreulicherweise ist uns aus den Perioden des großen und schrecklichen Krieges, welcher unser Vaterland zu einem Tummelplatz fremder Kriegsvölker machte und in seinen gesamten kulturellen Verhältnissen um zwei volle Jahrhunderte zurückwarf, ein Dokument von unschätzbarem Werte auf hiesiger Bürgermeisterei erhalten geblieben. Es ist das sogenannte „Protocollum", d. h. Protokollbuch der gemeinsamen Schultheißerei der Orte Griesheim und Nied, die um jene Zeit in kommunalpolitischer Beziehung eng zusammengehörten. Einer eingehenderen Betrachtung dieser alten Urkunde soll ein späterer Aufsatz über Griesheim gewidmet sein.

# Der Graf von Geroldstein.

14) **Geschichtliche Erzählung von F. C. Jung.** (13. Fortsetzung.)

„Da hätten wir uns ja mal ganz gründlich die Zähne an dieser harten Nuß ausgebissen", war das erste, womit er seine schwergeprüften Kampfgenossen begrüßte. „Seid übrigens famos aus dem Sattel geflogen, meine Herren, war sehenswert, wirklich sehenswert!"

„Spottet nicht, Herr Ritter," bat Wentzel von Kammereck, der heute nicht dazu gestimmt war, mit dem Dickensteiner anzubinden; „sagt uns lieber, wie und wo Udo von Luchsheim und der Riesensteiner sich befinden, und ob wir Hilfe von ihnen erwarten können."

„Kann ich Euch sagen, Herr Ritter, aber wenig Tröstliches ist's, was ich vermelde. Der Luchsheimer hat einen Stein auf den Schädel erhalten, der nicht von schlechten Eltern war, und er befindet sich, schwer verletzt oder auch schon tot, auf seiner Burg.

Der Riesensteiner befindet sich wohl überhaupt nicht mehr. Er ist hinübergegangen, dahin, wo es keine Kerker und Burgverließe gibt, in denen schon mancher besiegte Ritter sein Leben beschlossen hat. Nein, mein Herr Ritter, wenn uns Gerold von Geroldstein nicht hilft, so sind wir verloren und da wir ja nicht gerade die besten Freunde von ihm gewesen sind, so wollen wir uns ruhig auf allerlei gefaßt machen," schloß Ohm Dick seine lange Rede, die den beiden Verletzten allerdings nichts Tröstliches verhieß.

Traurig ließen sie die Köpfe hängen und schnitten ein gar klägliches Gesicht.

„So lange wir aber doch unsere Burgen noch haben, wird man nicht wagen, uns ein Leid's zu tun," meinte schließlich Veit von Vitzheim.

„Richtig!" bestätigte Ohm Dick. „So lange wir noch unsere Burgen haben; aber wie lange haben wir sie noch?"

„Mein Burgvogt Rosso wird die Kammereck verteidigen, bis kein Stein mehr auf dem andern ist," rief Wentzel von Kammereck siegesgewiß.

„Und mein Burgvogt wird eher sterben, als die Vitzburg übergeben," behauptete stolz und kühn Ritter Veit.

„Und dann haben wir noch Dickenstein, die Luchsburg und den Riesenstein, von denen wir Hilfe erwarten können," triumphierte der Kammerecker.

„Und wenn wir diese Burgen noch haben, was kann das nutzen? Mit was sollen wir sie verteidigen? Etwa mit Vogelscheuchen oder Hinzelmännern? Wißt Ihr denn nicht, daß die Hälfte unserer Leute gefangen, verwundet oder tot ist?" knurrte Ohm Dick.

Entsetzt starrten die Ritter den Unglücksraben an, der unerbittlich fortfuhr: „So ist's! Da läßt sich nichts daran ändern. Ein fremder Ritter, jung und stark, wie ein Löwe, derselbe, der auch den Riesensteiner vom Gaul herunterhieb, hat mit einer Handvoll Leute unsere Mannschaft haufenweise gefangen genommen. Das hättet Ihr sehen sollen. Zwei Waldeckische, die nicht gleich parieren wollten, hat er an der Kehle genommen und trieb die ganze Mannschaft wie eine Hammelherde in den Burghof zurück.

Ein anderer Ritter mit geschlossenem Visier — es wird wohl derselbe sein, der Euch, Herr Ritter von Kammereck, so dringend ersucht hat, Euer Pferd zu

verlassen —, ging mit unseren Leuten um, als seien es Strohpuppen und Vogelscheuchen.

Da sausten die Hiebe, daß es eine Lust war! Im Burghof haben sie übrigens auch nicht übel gehaust: denn da sah es bös genug aus! Habt Ihr natürlich alles nicht gesehen! Habt ja gerade ein kleines Schläfchen gehalten."

„Spottet nicht, Herr Ritter," bat wiederum der nun gänzlich geknickte Kammerecker, „die Sache ist doch vielleicht nicht so schlimm. Wir könnten vielleicht Lösegeld bieten und . . . ."

„Lösegeld?" höhnte Dick von Dickenscheid, „das laßt nur, das holt sich Geroldstein schon selber und ist gewiß bereits unterwegs. Wenn Ihr vielleicht glaubt, die Sache ist nicht so bedenklich, weil wir hier in einem ganz passablen Raum hausen dürfen, so werdet Ihr gewiß bald anderer Ansicht sein, wenn Ihr 'mal in Eurem engen Loch bei Wasser und Brot sitzt!"

„Da haben wir aber immer noch unseren Landesherrn . . . . . ."

„Dessen Kurier Ihr so fein und zuvorkommend empfangen und befördert habt," fiel der unerbittliche Ohm dem Kammerecker ins Wort, der sich an diesen letzten Rettungsanker geklammert hatte, und nun doch schließlich den Kopf hängen ließ.

Auch der Bitzburger war schon längst in sich zusammengesunken und starrte wie geistesabwesend vor sich hin, während Ohm Dick, dem der Magen knurrte, wehmütig seinen Bauch strich.

„Ich werde wohl zuerst daran glauben und in die Unterwelt hinabsteigen müssen, brummte er ahnungsvoll vor sich hin und er hatte richtig geahnt.

An demselben Tage noch erschien der Burgvogt mit dem Kerkermeister, die unseren Helden, weil körperlich gesund, abholten und in den Gefangenenturm einsperrten.

Nach weiteren zwei Tagen wurden auch die beiden anderen geholt und dann ebenfalls einzeln im Gefangenenturm untergebracht.

Keiner wußte etwas von dem anderen, und keiner hatte Kenntnis von den großen, überraschenden Ereignissen, die sich inzwischen in rascher Folge im Tale der Wisper vollzogen.

## XV. Auf der Luchsburg.

Im Rittersaale der Luchsburg saß am Eichentische mit ernster, feierlicher Mine ein Mann, den der freundliche Leser sicherlich dort nicht vermutet hätte, nämlich Ritter Gerold von Geroldstein.

Er war in glänzender Rüstung; den Helm hatte er eben abgenommen und damit einen zerknitterten, zusamengeknüllten Brief verdeckt, der vor ihm auf dem Tische lag.

Soeben hatte er einem an der Türe stehenden Knappen einen Befehl gegeben und sich von seinem Sitze erhoben; sein Blick nahm einen strengen, entschlossenen Ausdruck an, und gespannt ruhte er auf der Türe, die sich eben auftat und in der unter dem Geleit seines Sohnes Diether Udo von Luchsheim, der ehemalige Burgherr von Luchsburg, eintrat.

Diether hatte sich zurückgezogen, und die beiden früheren Jugendfreunde und Kampfgenossen, die so lange Jahre sich nicht gesehen hatten und entzweit waren, standen sich gegenüber.

Gerold hatte den ernsten Blick auf seinen grimmigen Feind gerichtet, der finster und trotzig vor ihm stand.

„Ihr wisset, Herr Ritter von Luchsheim, daß Ihr in meiner Gewalt seid und in Eurer eigenen Burg gefangen; daß ich Euch, einen Ritter in Fesseln vor mir sehe, bedaure ich. Doch ist es Eure Schuld, nachdem Ihr mir zwei meiner Leute mit der Faust niedergeschmettert, und auch Drohungen gegen mich ausgestoßen habt."

Udo von Luchsheim hatte bei den Worten des Ritters den Blick gesenkt, und in seinem bleichen Gesicht erschien die Röte des Schams und Verlegenheit.

„Ich frage Euch, Herr Ritter, was habe ich Euch getan? Warum habt Ihr mich mit Eurem Haß verfolgt, warum habt Ihr die Waffen gegen mich erhoben und mir und meinem ganzen Hause den Untergang geschworen?

Erinnert Ihr Euch noch des Abends vor mehr denn zwanzig Jahren, als wir hier in diesem Saale als treue Freunde uns gegenüber saßen und uns gelobten, daß kein Schatten auf unsere Freundschaft fallen sollte, wie auch immer Trude von Kammereck sich entscheiden möchte? Trude hat sich entschieden: für mich Herr Ritter, und seid dieser Zeit waret Ihr mir ein Feind, ein grimmiger, unversöhnlicher Feind.

Was habe ich Euch getan, Herr Ritter?"

Udo von Luchsheim stand noch immer gesankten Hauptes da; auf seinem Gesicht wechselte Röte und Blässe; seine Brust hob und senkte sich in stürmischem Atem.

„Habt Ihr mir nichts zu sagen, Herr Ritter?" erklang wieder die ernste, aber nicht unfreundliche Stimme Ritter Gerolds.

Udo von Luchsheim hatte sich auf die letzte Frage stolz emporgereckt; voll und klar erklangen seine Worte, und sein Blick ruhte fest aber ohne Trotz auf seinem Überwinder.

„Ich habe die Waffen gegen Euch ergriffen, bin besiegt, gefangen, in Eurer Gewalt und erwarte Euer Urteil, dem ich mich beugen werde, wie immer es auch ausfallen möge! Ritter Gerold von Geroldstein wird nicht erwarten, daß Udo von Luchsheim um Gnade bittet."

Ein Blitz der Freude erschien auf dem edlen Antlitz Gerolds auf diese mannhaften, stolzen Worte seines Gegners, dem er in milderem Tone erwiderte:

„Das erwartete ich allerdings nicht, da es ja auch eines Mannes unwürdig wäre. Erlaubt, Herr Ritter?" mit diesen Worten fielen die Fesseln, die Gerold eben zerschnitten hatte.

Wie vom Donner gerührt, stand Udo vor seinem edelmütigen Gegner, der gleichmütig fortfuhr:

„Lösegeld könnt Ihr nicht bieten, Herr Ritter, da ich ja Euer Eigentum in Besitz genommen habe; also bliebe nur noch die Stellung von Geiseln übrig."

Wie aus weiter Ferne drangen diese Worte in Udos Ohr, und bebend erklang seine Stimme, als er endlich seine Sprache wieder fand:

„Geiseln? Habet Dank, Herr Ritter! Aber ich habe den Ritter Gerold von Geroldstein bis jetzt nicht für den Mann gehalten, einen besiegten Gegner zu verspotten."

„Ihr irrt, Herr Ritter, ich spotte nicht, denn Ihr habt doch Kinder," entgegnete mit sanfter Stimme Ritter Gerold, „stellt sie mir als Geiseln, und Eure Freiheit und Euer Eigentum sei Euch geschenkt."

Verständnislos starrte Udo sein Gegenüber an. „Träume ich oder wache ich?" murmelte er, mit der Hand über die Augen fahrend, „Rosamunde gefangen auf Geroldstein und Werner in der weiten Welt verschollen und vielleicht schon tot!"

„Ihr irrt abermals, Herr Ritter; Rosamunde ist auf der Luchsburg und Werner ebenfalls; beide verlangen sehr, ihren Vater zu sehen."

Udo hatte sich an die Stirne gefaßt. Was war das? Träumte er? Waren das Tränen in den Augen Geralds? Was hatte das alles zu bedeuten?

Gerold hatte inzwischen den Pergamentknäuel unter dem Helm herausgenommen: „Leset diesen Brief, Herr Ritter, den einst mein Knappe in diesem Zustand mir zurückgebracht hat; dann wird Euch vielleicht manches klar werden," sprach er, weichen, milden Tones und entfernte sich, nachdem er den völlig willenlosen Mann sanft zu einem Sessel geleitet hatte. —

Lange Zeit blieb es still im Rittersaal. Hatte doch ein von Natur edler Mensch, den nur die Leidenschaften verblendet und auf schlimme Wege geführt hatten, mit seinem Leben abzurechnen, ein neues zu beginnen. —

Als dann nach einer Weile Ritter Gerold eintrat und den gebrochenen Mann, der mit dem inhaltschweren Briefe in der Hand fassungslos vor sich hinstarrte, aufrichtete, mit sanfter, tiefbewegter Stimme und mit liebevollen Worten auf ihn einredete, da rangen sich dem bis ins Innerste getroffenen Manne die Worte aus der Brust:

„Gerold, edler, treuer Freund, kannst du dem erbärmlichen, treulosen Udo denn wirklich verzeihen?"

Mit Tränen in den Augen reichte er Gerold die Hand, und wortlos sanken sich die so lange getrennten und nun glücklich wieder vereinten Freunde an die Brust.

„Doch nun zu meinen lieben Kindern, lieber Gerold, darf ich sie nun sehen?" fragte Udo, als die erste Freude dieses Wiederfindens vorüber war, voller Sehnsucht, auch mit seinen ihm nun doppelt teuren Kindern Frieden zu schließen.

Gerold hatte sich emporgerichtet. Aus seinen treuen, edelen Augen leuchtete das Glück und der Entschluß, diese weihevolle Stunde durch einen Akt beispiellosen Edelmutes zu krönen.

Mit herzlichen Worten erwiderte er: „Ritter Udo von Luchsheim ist hier Herr und Gebieter und Gerold von Geroldstein sein Gast."

„Gerold!", schrie Udo, „das ist . . ."

„Kein Wort mehr, lieber Udo, wenn du deinem alten Gerold eine große Freude machen willst."

Mit diesen Worten enteilte Gerold, seinen wiedergewonnenen Freund mit seiner grenzenlosen Überraschung und in hilflosem Erstaunen zurücklassend.

„Gerold, Gerold! Du häufest feurige Kohlen auf mein schuldbeladenes Haupt," flüsterten seine bleichen Lippen. „Nein, nein! das darf nicht sein!" rief er aus und wollte dem edelmütigen Freunde nacheilen, als sich die Türe öffnete und Rosamunde und Werner auf ihn zustürzten.

Mit Jubel und Freude fielen sie ihrem geliebten Vater um den Hals.

Und als nun gar Gerold von Geroldstein mit seinen Kindern Diether und Berta erschien und die beiden Väter den glücklichen Paaren ihren gemeinsamen Segen spendeten, ja, lieber Leser, solche ergreifenden, erhebenden, weihevollen Momente lassen sich nicht schildern.

Man muß das mitfühlen, mitempfinden, um auch nur einigermaßen das Glück erfassen zu können, das wieder eingekehrt war in die Familien derer von Luchsheim und Geroldstein. (Fortsetzung folgt.)

## Miszellen.

E. S. **Wie man in Dillenburg anno 1814 den Geburtstag des Landesvaters feierte.** Obwohl man in Dillenburg wenige Tage vor dem 25. Oktober 1814 den Erinnerungstag der ewig denkwürdigen Völkerschlacht bei Leipzig festlich begangen hatte, konnte man es sich nicht versagen, auch den Geburtstag des regierenden Landesfürsten Wilhelm Friedrich am 25. Oktober in angemessener Weise zu feiern. Das Wetter begünstigte eine öffentliche Feier im Freien nicht; allein die Kompanie der Landsturmjäger paradierte gleichwohl, zog nachmittags auf die Herrenwiese, wo unter dreimaliger Salve ein Vivat Wilhelm Friedrich ertönte, das von der Volksmenge fröhlich wiederholt wurde. Ein projektiertes Scheibenschießen mußte der Witterung wegen unterbleiben. Des Abends veranstalteten die Landsturmjäger einen schönen Ball im Stadthause, dem viele Herren Offiziere des Landsturms und herrschaftliche Diener beiwohnten. Ein Transparent erstrahlte weithin mit den Worten: Wilhelm Friedrich lebe hoch! Ein reicher Patriot speiste an dem Tage 24 Arme. Selbst der Stadtrat, der in etwa 10 Jahren kein landesväterliches Geburtsfest mehr gefeiert hatte, war in der Wohnung des älteren Herrn Bürgermeisters zusammengekommen. Hier wurde jener Becher, den weiland Fürst Christian dem Stadtrate verehrte, fleißig und zeremonienmäßig kreisen lassen. Daß man auch hier den Fürsten hochleben ließ, ist selbstverständlich. Tout comme chez nous!

E. S. **Der Tanz um 1589.** Nicht zu allen Zeiten sah man im Tanz ein unschuldiges Vergnügen, sondern es ist im Laufe der Jahrhunderte schon manchesmal Sturm gelaufen worden gegen des weitverbreitete Volksvergnügen, wenn auch vergeblich. So erließ Graf Johann der Ältere am 5. August 1589 ein Mandat gegen die Kirmessen und das Tanzen an Sonntagen, in dem es heißt: Schon mehrmals ist die Kirmes und das Tanzen sonderlich an Sonntagen verboten worden, sintemal die Erfahrung lehret, daß solches Land und Leuten nicht zum guten gereicht, sondern die Jugend zu allerhand Üppigkeit, unzüchtigen Begierden, Lüsten und Wesen verführt, daraus dann endlich Hurerei, Ehebruch, Mord und allerlei Sünd, Schand und Laster verursacht wird. Da man hierdurch ein groß Ärgernis gibt, Gott den Herrn heftig erzürnt und seinen Zorn und ungnädige Strafe aufs Land herabzieht, so wird ernstlich befohlen, daß die Pfarrer und Kirchendiener ihre Zuhörer aus Gottes Wort von solchen und dergleichen irdischen üppigen Dingen abweisen, und den Gemeindevorstehern wird mit Ernst befohlen und bei ungnädiger Strafe eingebunden, daß sie daran seien, daß „die Kirmeßen und Däntzen" insonderheit auf den Sonntagen allerdings abgeschafft

und keinem mehr, sei er wer er wolle, gestattet werden. Wird solches Verbot übertreten, so hat ein jeder Täter vier und der Vorsteher der Gemeinde zehn Gulden Strafe zu erlegen, und wer solches nicht bezahlen kann, soll so lange in Haft genommen werden, bis die Behörde nach Befinden die Strafe mildern oder erhöhen wird.

K. W. **Erasmus Alberus über den Limes transrhenanus.** - Die älteste Urkunde, welche die römische Grenzwehr, den Pfahlgraben, direkt unter der Bezeichnung „phal" erwähnt, ist eine im Jahre 1043 vom Mainzer Erzbischof Bardo ausgestellte Bestätigung einer Schenkung des Erzbischofs Willigis über die Kirche zu Schloßborn. Die Urkunde, welche sich im Archiv der Universitätsbibliothek zu Heidelberg befindet, abgedruckt ist bei Joannis, Rer. Mogunt. II, 514, Kremer, Orig. Nassoic. II, 117, sowie Nass. Annal. 4, 612—613, bezeichnet den Limes als einen locus „qui dicitur phal". Aber auch der Wetterauer Dichter Erasmus Alberus geboren um 1500, gestorben den 5. Mai 1553, erwähnt in seinem 1550 zu Frankfurt a. M. herausgegebenen „Buche von der Tugend und Weisheit", bestehend in Fabeln, in der 25. Fabel des Pfahlgrabens in folgender poetischen Darstellung:

„Rings umbher ligt ein groſzer Waldt,
Darumb die alten Heyden haben
Bei zehen meil umbher gegraben
Ein lange zeit, eh Jesu Christ
Auff erden mensch geboren ist,
Den graben man noch sehen kann,
Er wird genant von jedermann
Der Polgrab, und zur linken handt
Reicht er biß in das Hessenlandt,
Zur rechten handt biß an den Rhein,
Das kan ein langer Polgrab sein.
Derselbig grab vergeht nun sehr,
Derweil man seiner acht nicht mehr,
Das alter so feindtselig ist,
Beid, zeit und alter, alles frißt."

E. S. **Das Nachtschwärmen der Herborner Jugend 1612.** Das Herborner Jungvolk stand im Anfange des 17. Jahrhunderts in nicht besonders gutem Rufe, durch Nachtschwärmen in den Straßen wurde die friedliche Ruhe des Bürgers gestört, der sich in berechtigter Notwehr an den Landesfürsten wandte um Abstellung der Mißstände. Graf Wilhelm Ludwig erließ am 1. 10. 1612 ein Mandat, in dem er beklagt, daß alle treuherzige Ermahnung und Erinnerung an die Einwohner der „Statt Herborn" wegen des nächtlichen Gassenlaufens wenig gefruchtet habe, vielmehr eine Zeit wie die andere allerhand Mutwillen mit dem „Gaßieren" und „Tumultieren" getrieben werde. Der Fürst ordnete an, daß in Zukunft niemand bei nächtlicher Weil im Sommer nach neun und im Winter nach acht Uhr sich ohne „genugsame Ursach" soll auf den Straßen finden lassen. Wer aber notwendigerweise über die Straße müsse, der soll „still und eingezogen ohne einiges Geruff oder Geschrei" seines Weges gehen und eine Leuchte „umb besserer Erkandtnuß halber" bei sich haben. Sollte sich's aber zutragen, daß jemand seiner Notdurft nach ohne Leuchte auf der Gassen gehen und auf geschehenes Begehr durch die Wächter seinen Namen nicht von sich gibt, oder findet man ihrer viele ohne Leuchte, die auf den Gassen nichts zu tun haben, sondern nur „gassaten" gehen so sollen sie gefänglich angenommen und bis zum Morgen auf dem Rathaus verwahret werden. Wer sich dabei zur Wehr setzet, gegen den soll man „thätlich" vorgehen und keinem, falls er geschlagen oder verwundet wird, Gehör schenken, sondern es soll auch noch wegen Widersetzen gegen ihn verfahren werden. Und damit man solche „Nachteulen" um so besser von den Gassen halten kann, so sollen die Bürger innerhalb drei Wochen bei fünf Gulden Strafe gehalten sein, in ihren Häusern an den Türen Schlösser zu haben und zu verwahren, daß weder Kind noch Gesind ohne ihr Vorwissen hinaus kann. Auch sollen die Väter abends, wenn man zu Bett gehet, nachfragen, und wenn die Kinder oder das Gesinde „nit einheimisch sind", soll man sie am nächsten Morgen hierüber zur Rede stellen. Wenn diese Maßnahmen in Zukunft nicht helfen, wird man gegen die Frevler mit Turm- und anderen ernsten Strafen vorgehen.

K. W. **Grenzstreit zwischen Heddernheim und Eschersheim.** (1774—1803.) — Bis zum Jahre 1774 bestand zwischen den beiden Nachbarorten Heddernheim und Eschersheim um die Nidda eine Grenzdifferenz, die wohl dadurch einstmals entstanden sein mag, daß die Mühlenwehren der in den mainzischen und hanauischen Territorien gelegenen Mühlen mit Einwilligung der beiderseitigen Landesherrschaften an den entgegengesetzten Ufern befestigt worden waren. Da hierüber wahrscheinlich gar keine Urkunden ausgefertigt wurden oder, wenn dennoch, sie verloren gegangen waren, so entstanden um das Recht auf die Nidda zwischen Kurmainz und Hanau im Laufe der Zeit mancherlei oft recht unerquickliche Grenzstreitigkeiten, die zuletzt soweit ausarteten, daß man sich sogar darum stritt, wer einem in der Nidda Verunglückten zu Hilfe kommen dürfe. Deshalb vereinbarten im Juni 1774 der kurmainzische Amtsvorsteher Molitor zu Heddernheim und der hanauische Amtmann Burkard zu Bergen, im Einvernehmen der beiderseitigen Regierungen, in gütlichem Vergleich, daß Hessen-Hanau in dem strittigen Bezirk allein die Fischerei mit Nachen und Wurfgarn zustehe, den Heddernheimern aber verboten sei, diesen Distrikt zu befahren. Sonst aber ward die Mitte der Nidda mit allen anderen Nutzungen als Grenze gesetzt und beibehalten. Als 1803 Heddernheim nassauisch ward, drohte der alte Streit von neuem loszubrechen. Als nämlich Wendel Köhler aus Heddernheim zum Bauen Sand aus der Nidda holen wollte, ward er von dem übereifrigen Schultheißen von Eschersheim mit Gewalt daran gehindert und sogar mit Einsperren bedroht. Als dann unter Berufung auf den Grenzregreß vom Juni 1774 von dem Heddernheimer Amtmann über diese Angelegenheit von Bergen Aufklärung verlangt ward, erklärte der dortige Amtmann Usener, der Schultheiß von Eschersheim sei insofern im Recht, als Wendel Köhler den Sand auf Eschersheimer Seite entwendet habe. Gegen ein Sandschöpfen auf Heddernheimer Seite habe Hanau und sein Schultheiß zu Eschersheim laut Regreß vom Juni 1774 nichts einzuwenden. Damit war dann wieder einmal ein bandwurmartiger Rechtsstreit und ein Stück widerborstigen, mittelalterlichen Zopfes glücklich beseitigt. — (Staatsarchiv Wiesbaden.)

## Theater zu Wiesbaden.

### Hoftheater.

* Das Hoftheater beschloß die Saison mit einer sogenannten billigen Woche, d. h. einer Reihe von Volksvorstellungen zu ermäßigten Preisen. Es waren für die Zeit vom 30. Juni bis 5. Juli sechs Aufführungen angesetzt, drei Dramen: Ödipus (des Sophokles), Herodes und Mariamne und Nathan der Weise, und drei Opern: Don Juan, Undine und Lohengrin. Gespielt wurde an allen Abenden durchweg vorzüglich; das Haus war stets voll besetzt und das Publikum war überaus dankbar.

Die Ferien dauern vom 6. Juli bis zum 31. August.

### Residenztheater.

* Mit dem Schlusse des Theaters am 30. Juni ist das Ensemble des Direktors P. Linsemann aus Berlin eingetroffen, um ein mehrwöchiges Gastspiel zu eröffnen. Da die Spielgesellschaft keine einheimische ist, können wir nicht über ihre Aufführungen berichten.

### Volkstheater.

* Das Volkstheater hat in vergangener Woche zwei äußerst glückliche Griffe in das Repertoire älterer Stücke getan. **„Frauenkampf"** von Scribe ist neben dem „Glas Wasser" eine der besten historischen Komödien des geschickten Machers, die auch einer gewissen psychologischen Vertiefung nicht entbehrt. Das einfache, aber wirkungsvoll gestaltete Motiv ist bekanntlich das, daß eine südfranzösische Gräfin zur Zeit der royalistischen Reaktion einen jungen adligen Bonapartisten versteckt hält und den verfolgenden Präfekten, einen mehrfach politischen Renegaten, hinzuhalten versteht, bis dann eine von diesem schon vorher beantragte Amnestie die peinliche Situation beendet. Gespielt wurde ganz vorzüglich. Die Gräfin

Autreval verkörperte Frl. Guttmar, die neue Salondame, mit dem vollkommen entsprechenden Air und in virtuosem Spiel. Den Flüchtling Henry de Flavigneul gab Direktor Wilhelmy in seiner Doppelrolle als scheinbarer Diener und als Edelmann äußerst gewandt, mit Zurückhaltung und Feuer. Frau Wilhelmy als Leonie entfaltete wieder die ihr eigene feine Grazie und den natürlichen Charme, die sie zum Liebling des Publikums machen. Herr Schöndorff als dupierter und dupierender Präfekt kehrte mit Recht das vornehme Ursprüngliche seines Charakters mit einer gewissen Verve heraus. Der etwas dösige, immer hoffnungsvolle Gustav de Grignon war bei Herrn Huppel sehr gut aufgehoben. — „**Die Schauspieler des Kaisers**", von Wartenburg, könnten in gewissem Sinne als bonapartistisches Gegenstück zum „Frauenkampf" gelten. Urbain Sansnom, das zurückgesetzte, weil nicht schulmäßige, sondern originelle Mitglied des Pariser Hoftheaters, noch dazu brustkrank, rettet seine Ehre durch ein glänzendes Spiel im „Cinna" des Corneille vor dem Kaiser Napoleon und zugleich das Leben des Bruders der von ihm verehrten Kollegin Manon Vallier. Die Anstrengung aber führt seinen Tod herbei. Die Titelrolle lag in den Händen von Direktor Wilhelmy, der die Leidensgestalt des armen früheren Seiltänzers lebensgetreu hinstellte und die tragische Größe des Edelmenschen besonders in der Sterbeszene zur Geltung brachte. Frl. Guttmar als Manon ließ in allem die frühere Marquise durchblicken und verkörperte die rührende Hingabe an den Bruder und das Mitgefühl für Sansnom vorzüglich. Den herzlosen, boshaften Neiding Bernard gab Herr Huppel, den pedantischen Regisseur Didier Herr Randolph, den misanthropischen Sekretär Thibaud Herr Loehmke vollkommen charakteristisch mit durchaus flottem Spiel. Herr Schöndorff war ein vornehmer Marschall-Intendant; die Vertreter der Nebenrollen waren auf ihrem Platze. Der Direktor wurde mit Kränzen und Blumenspenden reichlich bedacht. Seine tadellose Regie und die des Herrn Schöndorff brachten es zustande, daß die Leistungen in beiden Stücken gut und gern erstklassig genannt werden konnten.

## Literatur.

* **Elternhaus, Schule und Werkstätte.** Von Johannes Berninger. 107 S. Pr. 1.80 M. Leipzig, O. Nemnich. — Der bekannte nassauische Volks- und Schulhygieiniker weiß seinem Thema immer neue Seiten abzugewinnen. Von dem brennendsten Eifer ergriffen, unter allen Umständen unserer Volksschuljugend eine bessere Zukunft zu schaffen, faßt er Eltern, Lehrern und Handwerksmeistern ans Herz; immer und immer wieder bringt er seine Erfahrungen vor, zieht Beispiele heran, führt statistische Nachweise vor Augen. Das Zusammenwirken von Haus und Schule und später der Werkstatt ist ihm das ersehnenswerte Ziel, und all seine Mahnungen laufen darauf hinaus, ein besseres Einvernehmen der drei Faktoren zu erzielen. So auch in dieser Schrift wieder. Äußerst zahlreich sind die nützlichen Winke, die der Verfasser gibt; man kann ruhig sagen, daß sie alle ausführbar sind, weil sie maßvoll und sachlich vorgebracht erscheinen. Wie rufen dem trefflichen Buche wie seinen Vorgängern ein herzliches Glück auf den Weg! zu.

* **Jahresbericht des Taunusklubs Frankfurt a. M. für 1907.** 80 S. Frankfurt a. M. — Der Bericht ist quasi ein Jubiläumsbericht; denn am 31. XII. 07 vollendet der Klub das vierte Jahrzehnt seines Bestehens. Er umfaßt 2477 Personen, von denen 265 im Berichtsjahr beigetreten sind. Gestorben, ausgetreten, gestrichen sind 143 Mitglieder. Somit verbleiben 2334. Interessant sind die Berichte der 8 Kommissionen (für Touristik und Verkehr, Wissenschaft, Feldbergtouren, Wegweiser, Geselligkeit, Wohltätigkeit, Bau und Schülerherbergen). Aus ihnen geht hervor, mit welcher Sachkundigkeit und Emsigkeit, praktisch und erfolgreich zu Wege gegangen wird, wie hohe Ziele nach trefflichen Plänen verfolgt werden. Das Vermögen des Stammklubs beträgt 3857; im Kassenbericht des Gesamtklubs balancieren Einnahmen und Ausgaben mit 5795 Mark. Angefügt ist ein alphabetisches Mitgliederverzeichnis. Wir rufen dem rührigen Klub ein fröhliches Frisch auf! zu.

## Neues aus Nassau.

J. K. H. die Frau Großherzogin-Mutter schenkte der evangelischen Gemeinde Königstein einen Bauplatz zum Pfarrhause.

Die Gewerbeausstellung des Oberlahnkreises zu Weilburg ist am 29. Juni eröffnet worden.

Am 29. Juni hat die Grundsteinlegung der neuen katholischen Kirche zu Niederselters stattgefunden.

Die Idiotenanstalt zu Idstein feierte am 4. Juli ihr zwanzigjähriges Bestehen.

Der preußische Fiskus hat das Römerbad zu Ems für 1 300 000 Mark gekauft.

Fräulein Pauline Scholz, die vor kurzem zu Wiesbaden verstorbene Nichte des bekannten vormals nassauischen Hofgerichtspräsidenten Dr. Ph. Bertram, hat 170000 Mark und ihr Hausgrundstück an Wohltätigkeitsanstalten ohne Unterschied der Konfession vermacht.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Juli.**

**16. 1806.** Die Gesandten von 16 deutschen Staaten, darunter Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg, schließen zu Paris mit der französischen Regierung den Rheinbundvertrag ab.

**16. 1858.** König Gustav V. von Schweden wird geboren als der Sohn des damaligen Prinzen Oskar und der Prinzessin Sophie von Nassau. Er folgte 1907 seinem Vater als König in der Regierung.

**25. 1802.** Friedrich Karl von Erthal, der letzte Kurfürst und Erzbischof von Mainz, stirbt. Geboren am 3. I. 1719, zu Mainz, wurde er 1731 geistlich, später Hofratspräsident, Universitätsrektor, Domkustos und Minister und endlich 1774 Erzbischof und Kurfürst.

**26. 1866.** Die letzten Kämpfe der Bundesarmee gegen die Preußen. Geschützkampf bei Würzburg, an dem sich auch die nassauische Artillerie beteiligt.

**29. 1806.** Joachim I. (Murat), Großherzog von Berg, ergreift Besitz von den nassauischen Gebieten (Nassau-Oranien, Westerburg mit Schadeck und einem Teile von Wied-Runkel), die ihm die Rheinbundsakte überwies.

**29. 1852.** Christian Daniel Vogel, Dekan zu Kirberg, der Altmeister der nassauischen Geschichtsforschung, stirbt. Er war am 20. I. 1789 zu Neuhütte bei Straßebersbach geboren, studierte Theologie zu Herborn und war nacheinander Pfarrer zu Ballersbach, Liebenscheid, Marienberg, Schönbach und Kirberg, wo er auch Dekan und Schulinspektor wurde. (Vgl. „Nassovia" Nr. 15 von 1902.)

## Briefkasten.

**J. B.** in G.. Besten Dank. Muß nur noch etwas warten.

Dr. S. in W. Das Mitgeteilte ist richtig.

**Redaktionsschluß: 10. Juli.**




№ 15. Wiesbaden, den 1. August 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



## Das Herz kann kaum es tragen.

Hast du ein Lieb besessen,
Ein Lieb im Blütenmai,
Im süßen Weltvergessen
Geblickt in Augen zwei, —
Dann weißt du, was will sagen,
So himmelsselig sein.
Das Herz kann kaum es tragen,
Das Herz ist viel zu klein.

Hast du ein Lieb begraben
Noch in der Rosenzeit,
Als kaum die ersten Gaben
Das Glück dir dargestreut, —
Dann weißt du, was will sagen,
So todestraurig sein.
Das Herz kann kaum es tragen,
Das Herz ist viel zu klein.

Ludwig Gallmeyer.

## Der Bauer.

Er reckt sich hinter dem Pfluge,
Eine stolze Kraft ihn durchkreist,
Wie vorwärts mit starkem Zuge
Er Scholle um Scholle reißt.

Ein König ist er, ein Zwinger,
Von hoher, herber Gestalt,
Kein kränkelnder Erdenringer;
Sein ist die gesunde Gewalt. —

Die Welt ist krank und lüstern,
Am Boden keucht Wille und Kraft;
Wahnwitzge Probleme umdüstern,
Was ein ewiger Wille erschafft.

Käm' ein Bauer — mit eisernen Händen,
Nähm' den Pflug, pflügte tief und breit,
Sie müßte sich anders wenden,
Die „Uebermenschenzeit".

Joseph Meurer.

## Abschied.

Es löst' ein Blatt sich von der Rose leicht,
Als du die Hand zum Abschied mir gereicht;
Nun ist es Zeit, daß ich von dir auch geh',
Da ich die Rose selbst still sterben seh'!

Es war einmal — da flammte sie so rot;
Nun ist auch diese schöne Liebe tot,
Und ein Erinnern nur bleibt mir zurück,
Von einem unermeßlich reichem Glück.

Anna Stolte.

# Hartmut von Kronberg.

## Eine Skizze seines Lebens und seiner Schriften II.

4) Von D. E. Knodt. (3. Fortsetzung.)

### V. Hartmuts Wanderjahre.

Oben haben wir gesehen, daß Hartmut, als er von seinen Feinden belagert, seine Stammburg nicht halten konnte und in der Nacht vom 13. auf den 14. Oktober 1522 von Kronberg fliehen mußte, ein Wanderleben begann, das beinahe zwei Jahrzehnte währte. Wo er zuerst hin ging, ist noch nicht aufgeklärt; die einen nehmen an, er sei direkt nach Landstuhl zu Franz von Sickingen gegangen, und dann durch das Allgäu nach Schwaben und Böhmen gewandert; die andern behaupten, sein Weg habe ihn gleich nach Basel geführt. Jedenfalls treffen wir ihn bald dort mit Weib und Kindern. Dort fand er seine Freunde von der Ebernburg, Johann Oekolampadius, den schweizerischen Reformator und den feurigen Ritter Ulrich von Hutten, der so mannhaft für Luther Partei ergriffen hatte. Auch den berühmten Desiderius Erasmus aus Holland, der damals ganz nach Basel übergesiedelt war, lernte er dort kennen. Letzterer sprach sich in einem Brief an Laurinus am 1. Februar 1523 sehr anerkennend über Hartmut aus. „Kronberg", so heißt es darin, „begegnete mir zweimal, und seine Begabung sowie seine Beredsamkeit hat mich wunderbar erfreut, denn solches zeigte einen schlichten und von Hinterlist freien, aber zahlgellen Mann." Das gewaltige Feuer, das in Hartmuts edler Seele glühte, machte sichtlich auf den verstandeskalten, nüchternen, trockenen Gelehrten, der nie in den Kern der Reformationsbewegung eindrang, sichtlich einen tiefen Eindruck.

Nach der Eroberung Kronbergs wartete Hartmut vergebens, daß man ihn seinem Wunsche entsprechend, vor das Reichsregiment vorlade, damit er sich verantworten könne und er oder seine Angehörigen wieder zu ihrem Rechte kämen. Nachdem er vergebens gewartet hatte, schickte er zuerst am 25. November 1522 ein Schreiben an den Rittertag zu Schweinfurt, worin er nachwies, wie er vergewaltigt worden wäre, und worin er um Verwendung bei dem Reichsregiment bat. Am folgenden Tage schrieb er sein noch erhaltenes Schreiben an die Stände und Gesandten auf dem am 17. November eröffneten Reichstag zu Nürnberg, worin er diesen Männern mit heiligem Ernst als ein Vorkämpfer der Gewissensfreiheit die Wahrheit sagt und an ihr Pflichtbewußtsein sich wendet. Diese „Treue Vermahnung an alle Stände und Gesandten auf dem Reichstag zu Nürnberg" atmet prophetische Kraft; „wo auf diesem Reichstag nicht gehandelt wird, daß das heilige Evangelium unsers Erlösers frei gelassen wird durch unsre Oberen, damit dasselbige im ganzen deutschen Land frei zu predigen verschafft werde, so ist zu versehen eine allergreulichste gewisse Strafe über ganz Deutschland." „Es ist die Zeit zu reden, und welcher die Gnade von Gott hat, daß er es versteht und schweigt darüber, der ist wahrhaftig treulos und meineidig gegen Gott und die Nächsten. Darum bewahre sich ein Jeglicher." „Ich lasse zu, daß unsre Fürsten und Oberen Gewalt haben in allen weltlichen Sachen, aber in dieser evangelischen Sache soll ein Jeder, der Gnade von Gott hat, die Wahrheit reden und sollen die Herren und Oberen die Kleinen, die den Geist Gottes haben, nicht verschmähen sondern von denselben den Weg und Befehl Gottes demüthiglich hören und ein Jeder demselbigen, so viel er Gnade vor Gott haben mag, nachkommen." „Darum demüthiget euch alle Oberen, zu hören um Gottes willen die Weisheit Gottes von den Kleinen, Unachtbaren von der Welt, welchen der Geist Gottes gegeben ist, und achtet nicht, wer sie gewesen sind, sondern bedenket, daß die heiligen Apostel auch grobe, einfältige Fischer und Sünder gewesen sind, und daß der heilige Geist gleicher Kraft in einem jeglichen demüthigen Menschen, der das mit Herzen begehrt, wirken mag. Ihr sollt wissen, dieweil wir arme Edelknechte (wie sich unsere Eltern genannt) keinen Stand im Reiche haben, so will ich als ein armer vergepter um der göttlichen Gerechtigkeit willen, diese Gottes-Vermahnung und Warnung von wegen und anstatt aller Edelknechte allen Ständen und Geschickten (Gesandten) zu Nürnberg aus christlicher Schuldigkeit und Pflicht hiermit gethan haben." Auch über den Papst spricht sich Hartmut in seiner schon oben geschilderten Art aus. Von seiner Sache spricht Hartmut gar nicht. Sein Kreuz trägt er als ein wahrer, echter Christ in Geduld und Ergebenheit. Wie viel hatte er doch verloren, seine herrliche Burg, seine Güter, aber er hatte die kostbare Perle und dachte bei sich: wenn ich nur dich habe, frage ich nichts nach Himmel und Erde. Doch als er den Augenblick für gekommen hielt, auch für sein Recht einzutreten, tat er es, weil Recht Recht bleiben muß.

So trat er am 23. Februar 1523 auf dem Rittertag zu Schweinfurt an die Ritterschaft mit der ernstlichen Bitte heran, sich bei dem Reichsregiment für die Herausgabe seiner Besitzungen zu verwenden. Wie er dort den Ständen in Nürnberg es auf das Gewissen gelegt hatte, für das Evangelium sich zu entscheiden, bezw. es frei zu lassen, so schrieb er auch am 9. Dezember 1522 eine darauf sich beziehende, kurze, treue christliche „Vermahnung an die Eidgenossen". Er will die Schweizer für die evangelische Wahrheit gewinnen. Manche [illegible] klingen an die oben erwähnte „Bestell[illegible]

„Christus als der rechte haupttreue Hauptmann gibt auch allein seinen Dienern wahre und rechte Belohnung, während die Herren dieser Welt nur mit Undank lohnen." Hartmut kommt bei dieser Gelegenheit auf sein schweres Geschick und die harte Behandlung von seiten seiner Feinde zu sprechen. „Welcher Diener die Wahrheit nicht verschweigt," so sagt Hartmut, „der mag bei seinem Fürsten keine Gnade behalten, darum ist es auch unmöglich, daß ich als ein wahrhaftiger einfältiger Christ Gnade und Dank für meine treuen Dienste von den Fürsten dieser Welt holen konnte. Aber einen richtigen Lohn dieser Welt habe ich empfangen von etlichen Fürsten, von denen ich beweisen kann, daß ich ihnen wahrhaftige treue Dienste geleistet habe, treuere, als irgend einer ihrer gewaltigen Räte. Darüber haben diese Fürsten, nämlich Pfalz und Trier, ohne jede redliche Ursache ganz unversehen mich überzogen und vergegen helfen, über und wider den an ihnen selbstaufgerichteten und beschworenen Landfrieden, wider die bestehende Ordnung des Reiches, und trotzdem ich mich zum Recht erboten habe vor Kaiser, Reichsregiment und Kammergericht, zum hohen Überfluß auch vor ihren eigenen Räten ihrer Ritterschaft und ihrer Landschaft, die sie im Feld versammelt hatten, mit dem Erbieten, daß ich deren Rechtspruch unverwandt nachkommen würde. Aber mich hat meine Unschuld nicht zu schirmen vermocht, nicht meine treuen Dienste und nicht mein Erbieten — trotz allem ist mir der Welt Lohn geworden. Deshalb lobe ich Gott; denn wenn mir der Welt Lohn als eine Verfolgung um der Gerechtigkeit willen geworden ist, wieviel mehr bin ich sicher und gewiß der Belohnung der hohen Gnaden Gottes, denn bei dem himmlischen Herrn ist allein sichere Güte und Belohnung seiner Diener. Aber der unbilligen Tat wegen, so die gottlosen Fürsten an mir begangen, habe ich nicht großes Trauern, denn weil sie und ihre weisen Räte Gottes und seines Wortes nicht schonen und achten und also offen und unverschämt gegen den allmächtigen Richter handeln, warum sollte, da solches von Gott zugelassen wird, ich als ein geringerer Diener Gottes davon befreit sein? Darum vermag ihr ungerechtes Handeln mich nicht traurig zu machen, denn ich bin sicher durch den Mund Gottes. Je ungnädiger mir diese Gottlosen sind, um so mehr Gnade vor Gott wächst mir zu, und so mußten sie mich zu solcher höchsten Gnade Gottes durch ihren Undank fördern. Deshalb erbarmt mich die Verstockung und Verblendung der Gottlosen viel mehr, als ich nach Rache gegen sie verlange und ich bitte Gott, daß er sich gegen ihr Elend erbarmen möge. Ich begehre und will keine Gnade von diesen ungerechten Fürsten, sie können mir meine zeitlichen Güter nicht länger fern halten, als es Gott will. Wäre die Wahrheit Gottes im Evangelium nicht offenbar geworden, wer wollte wohl mich, einen armen Adligen, so beherzt machen daß ich die Ungerechtigkeit und Gottlosigkeit so offen und klar schreiben dürfte? Darum will ich alle Eidgenossen brüderlich ermahnet haben, daß ihr alle samt solche Gnade der Erkenntnis Gottes mit höchster Dankbarkeit von Gott annehmet, in aller Demütigkeit den kurzen Weg in dem Evangelio höret und dem glaubet, so werdet ihr selig sein zeitlich und nach dem Tod ewiglich; das ist euch versprochen durch den Mund Gottes, der nicht lügen mag." Soweit Hartmut. Er bittet nicht um direkte Unterstützung und Hilfe mit Waffengewalt: er weiß, daß Gott sein Helfer ist und allein wieder zu seinem Rechte helfen kann, wenn er die Herzen zur Hilfe erweckt und die Feinde des Evangeliums überwindet. In ähnlichem Geiste schreibt er auch am 21. Januar 1523 „An Meister und Rat zu Straßburg." Hartmut hatte gehört, daß in Straßburg die Neuwahlen zu dem Rate zu einer reformationsfreundlichen Majorität geführt hatten, er beglückwünschte dazu die Straßburger und schrieb ihnen das genannte Schreiben: er will „in dieser heilsamen und sorglichen Zeit eine treue Vermahnung" an sie richten, damit sie der Verführung und dem Irrtum der Antichristen gegenüber fest bleiben. Das Papsttum könne im Lichte des göttlichen Wortes nicht bestehen bleiben. „Durch die Offenbarung des Wortes Gottes ist des Antichrists Haupt, das ist das Papsttum zu Rom tot." Weil die große Glocke im Münster gesprungen und die große Pfeife an der Orgel der Augustinerkirche zerbrochen war, hatte der katholische Aberglaube solches als göttliche Strafe für die Einführung der lutherischen Lehre gedeutet. Hartmut gibt den Evangelischen nun folgenden Rat: Ich will euch hiebeneben auch einen treuen sichern Rat mittheilen der zerbrochenen Glocken halber. Nämlich, daß ihr dieselbige zu Geld machet und bauet dem allmächtigen Gott lebendige Tempel, teilet es unter die Armen. Dadurch werdet ihr euch einen unaussprechlichen Schatz im Himmel sammeln. Ihr möget dabei auch einen lebendigen Ton machen, wodurch die Toten lebendig werden, nämlich, so ihr bestellet, daß alle Tage ein Stück von dem Worte Gottes gepredigt werde, wodurch ihr und euer Volk mit dem lebendigen Brot gespeiset werdet . . . Selig ist das Volk der Stadt, in welcher die Oberen Gott erkennen. . . . Dagegen wehe der Stadt, welche die klare Wahrheit Gottes bei diesen unsern Zeiten verachtet und nicht annimmt . . . Ihr habt Totenklanges genug an den übrigen Glocken zu Straßburg." Auch auf sein schweres Mißgeschick kommt Hartmut zu sprechen. „Gott ist mein Zeuge, daß ich dem Papst und seinem ganzen vermeintlichen geistlichen Haufen kein Arges wünsche, sondern von Gott bitte, daß er sie gnädig zur Erkenntnis der Wahrheit führen wolle. Mich irret an demselbigen nicht, daß offenbar genug ist, daß sie Ursache meines Vergegens sind. Zudem wissen sie, daß ich's nicht verschuldet habe. . . Aber deshalb will ich keine Feindschaft zu ihnen tragen, sofern sie sich zu Gott kehren und nicht weiter wider das Wort Gottes handeln, denn ich gebe Gott die Rache. Und ob ich gleich als ein Handwerk (Werkzeug) Gottes thätlich gegen sie handeln würde, aus dem Befehl Gottes, so weiß ich, daß solches Gott schafft von ihrer Verstockung wegen." „Mein Verjagen ist mir nicht wunderbarlich, denn ich habe zuvor mich solches in Kraft des Evangeliums zu versehen gewußt. Und obgleich mir viel Arges zugestoßen wäre, oder künftig zustoßen wird, das sollte mich mit Gottes Hilfe

nicht um ein Haar von Gott oder seiner göttlichen Wahrheit und Gerechtigkeit abwenden. Ich habe hierdurch empfunden, was ich zuvor geglaubt, daß die Bürde und das Joch Christi allen Rechtgläubigen leicht ist; und mein Verjagen gibt mir mehr Freude und wahren Frieden als Schmerzen, und das billig, so ich weiß, daß es unseres himmlischen Vaters Wille und Gefallen ist. Dazu tröstet mich daneben, daß ich ganz unverschuldet von den drei Fürsten verjagt bin. Und die Ursache solchen Verjagens ist, daß ich ein öffentlicher Diener bin des Evangeliums Christi meines Erlösers. Derselbige kann und wird mich schadlos halten und irret nicht, ob das der Welt und dem Teufel leid sei." Hartmut ermahnt in diesem Briefe auch die Straßburger, daß sie den Leutpriester der Münstergemeinde zu St. Lorenz, Matthäus Zell, der mit Eifer die evangelische Sache vertrat, schützen und noch viele andere evangelischen Prediger anstellen sollen.

(Schluß folgt.)

## Das 2. nassauische Infanterieregiment Nr. 88.

**Zur Hundertjahrfeier am 13. August 1908. Von A. Leibner.**

Nassaus erster Herzog, Friedrich August, Mitglied des Rheinbundes, erhielt kraft des Übereinkommens, das von dessen Mitgliedern mit dem Kaiser Napoleon getroffen war, den Befehl, für den 1808 ausgebrochenen französisch-spanischen Feldzug ein Infanterieregiment zur Verfügung zu stellen. Aus diesem Anlaß wurde das 2. nassauische Bataillon von Weilburg und das 3. Bataillon von Diez und Limburg aufgrund herzoglicher Verfügung vom 13. August 1808 als 2. Regiment errichtet und zwar mit einem Sollbestand von 1728 Köpfen. In Wiesbaden, wohin das Regiment alsbald abmarschierte, wurde es durch Mannschaften des 1. Regiments ergänzt. Ausgerüstet und gekleidet waren die Truppen nach französischem Muster. Kommandeur wurde Oberstleutnant (später Oberst) v. Kruse, der sieben Jahre lang Leid und Freud mit dem Regiment treu und tapfer teilte.

Der Ausmarsch nach Spanien geschah am 20. August 1808 von Biebrich aus und am 18. Oktober betrat das Regiment den spanischen Boden, der für es so verhängnisvoll werden sollte. Schon am 25. und 26. Oktober waren die ersten Gefechte, welchen noch drei größere Schlachten folgten. Das Jahr 1809 brachte im Januar und Februar die Kämpfe um Arenas, denen das äußerst blutige Treffen von Mesa de Ibor am 17. März und am 28. März die Schlacht bei Medellin sich anschlossen. In jenem Treffen wurde die Fahne des 2. Bataillons arg zerschossen und 9 Offiziere, 34 Unteroffiziere und 211 Soldaten blieben tot oder verwundet. Ein ehrenvoller Dankerlaß des französischen Generalstabschefs rühmte das Verhalten der nassauischen Truppe in diesen Gefechten. So reihte sich ein Gefecht und eine Schlacht fast volle fünf Jahre lang an die andere und die fortwährenden Verluste des Regiments bedingten nochmals größere Ersatztransporte aus der Heimat. Eine Änderung dieses Zustandes brachte erst das Jahr 1813 mit sich; denn der für Napoleon so verhängnisvoll verlaufene russische Feldzug von 1812 hatte zur Folge, daß die französische Armee in Spanien keinen Ersatz mehr erhielt. Hierdurch gelang es den verbündeten Engländern und Spaniern die Franzosen, hauptsächlich nach der Schlacht von Vittoria am 21. Juni 1813, in welcher unser Regiment 14 Offiziere und 404 Mann verlor, immer mehr zurückzudrängen. Unterdes war die Schlacht bei Leipzig geschlagen und Nassau hatte sich den Verbündeten angeschlossen. Ende des November erhielt Oberst v. Kruse ein Schreiben des Herzogs durch dessen Adjutanten Oberst v. Bismarck, das den Befehl zum Übertritt des Regiments zu den Engländern enthielt. Nach mehrfachen mißlungenen Versuchen, glückte es endlich dem braven Oberst am 10. Dezember 1813 während eines Gefechtes unweit von Bayonne mit dem Regiment in einer Stärke von 31 Offizieren und 842 Unteroffizieren und Soldaten, ohne Kampf mit den Franzosen, zu den Engländern überzugehen. Leider fielen ein kleines zurückgelassenes Detachement, die nicht mitausmarschierte Regimentsmusik, die Verwundeten und Kranken, insgesamt 6 Offiziere, 3 Ärzte und 147 Mann den Franzosen als Kriegsgefangene in die Hände; sie wurden gleich den übrigen entwaffneten deutschen Truppen (Badener, Frankfurtern, Hessen), nach Frankreich transportiert.

Der englische Oberfeldherr Wellington begrüßte das Regiment am 11. Dezember in San Juan und veranlaßte seine Einschiffung auf vier Transportschiffen nach England, wo die Schiffe zwischen dem 28. Dezember und 5. Januar in Plymouth landeten. Am 5. Februar fand die Überfahrt des Regiments nach den Niederlanden statt, wobei mehrere Schiffe an der sogenannten Haaksbank, unweit der Insel Texel, auffuhren. Dabei fanden 11 Offiziere und 217 Soldaten den Tod in den Wellen, und nur 40 wurden nach tagelangen furchtbaren Strapazen gerettet. Von nun stand das Regiment sechs Jahre in den Niederlanden. Es wurde dem niederländisch-britischen Blockadekorps unter Wellingtons Oberbefehl zugeteilt und ging am 12. September laut abgeschlossenen Vertrags zwischen Nassau und den Niederlanden auf 6 Jahre in einer Stärke von 2800 Mann an jene über. Um das Regiment auf diese Zahl zu bringen, waren wiederum starke Nachschübe aus der Heimat notwendig geworden.

Das Jahr 1815 führte das Regiment aufs neue gegen Napoleon in den Kampf. Das blutige Gefecht am 16. Juni bei Quatrebras kostete 4 Offiziere und 105 Mann. Ein Ehrentag für das Regiment wurde besonders die am 18. Juni erfolgte Schlacht von Waterloo (Belleallianc). Heldenmütig hielt unser Regiment den Ansturm der Franzosen in Frichermont-Smohain und im Schlosse

Hougrumont aus. Der Verlust betrug an Toten 4 Offiziere und 80 Mann und an Verwundeten 19 Offiziere und 157 Mann. Das rechtzeitige Eingreifen der abends angelangten Preußen entschied das Kriegsglück zu Gunsten der Verbündeten, mit welchen das Regiment auch in Paris einzog, von wo es am 25. November wieder in den Niederlanden ankam.

Am 28. Juli 1820 führte Oberst v. Preen das Regiment aus den Niederlanden nach Wiesbaden zurück, wo es herzlich begrüßt nach zwölfjähriger Abwesenheit am 11. August einzog. Jetzt hatte auch das Regiment Frieden und gedachte der Vergangenheit.

Im Oktober 1830 wurde das Regiment infolge der Unruhen in Kurhessen mobil gemacht, trat aber in keine Aktion und kam nur nach Kronberg und Höchst in Quartier. Im Sturmjahre 1848 marschierte es dann mit nach Baden und nahm an der Einnahme von Freiburg am 24. April teil. Anfangs des August rückte das Regiment nach Schleswig-Holstein aus, trat aber infolge des am 26. August abgeschlossenen Waffenstillstandes von Malmö nicht in Aktion und wurde daher wieder nach Baden gesandt, von wo es endlich am 11. Dezember wieder in Wiesbaden eintraf. In 1849 finden wir es aufs neue in Schleswig-Holstein, ohne daß es eingreifen mußte, ebenso war es 1859 bei der damals erfolgten Mobilisierung.

Nach sieben Jahren sollte das Schicksal des Regiments besiegelt werden; es begann der Mainfeldzug von 1866. Den Befehl zur Mobilmachung erhielt das Regiment am 22. Mai. Durch planlose Märsche wurde seitens der Oberleitung der Bundesarmee viel gesündigt, und so kam es, daß das Regiment bald im Vogelsgebirge, bald in der Wetterau und in Frankfurt stand, von wo es am 11. Juli wieder nach Wiesbaden abrückte, da 5 preußische Bataillone von Koblenz aus durch Nassau im Anmarsch waren. Der 12. Juli brachte denn auch auf der Kemeler Heide bei dem Dorfe Zorn einen kleinen Zusammenstoß mit 2 preußischen Landwehrbataillonen, der damit endete, daß die Preußen nach der Lahn abzogen und die Nassauer am 14. Juli in Wiesbaden einmarschierten. Die Hauptstadt verließ unser Regiment am 15. Juli für immer; schon am 19. Juli besetzten preußische Truppen Wiesbaden.

Die ungünstig verlaufenen Gefechte bei Tauberbischofsheim und Gerchsheim, sowie der Fall von Würzburg hatten das Schicksal des 8. Bundeskorps besiegelt. Der Korpskommandeur, Prinz Alexander von Hessen, legte am 9. August das Kommando nieder und erklärte das Korps für aufgelöst. Während die anderen Bundestruppen in ihre Heimat abrückten, bezogen die Nassauer bei Günzburg an der Donau Quartier. Der 8. September 1866 wird dem Regiment ewig ein Gedenktag bleiben; nahm doch an ihm Herzog Adolf nach erfolgter Parade für immer Abschied von seinen Truppen. Dann begann die Rückbeförderung des Regiments mit der Eisenbahn in die Heimat. Am 11. September erfolgte die Entlassung der alten Mannschaften; der Rest des Regiments nahm in Limburg Garnison.

Durch Königliche Kabinettsordre wurde das demobilisierte Regiment in das 2. nassauische Infanterieregiment Nr. 88 umgewandelt und erhielt als Garnison die Festung Luxemburg. Der nassauische Teil des Regiments ging unter Führung des Hauptmanns v. Rauendorff am 13. November direkt nach Luxemburg ab; es waren 20 Offiziere, 102 Unteroffiziere, 28 Hoboisten, 18 Spielleute und 273 Soldaten. Tags darauf fand die Umkleidung der Nassauer statt, und es verschwand damit das nassauische Militär definitiv für immer.

Da Herzog Adolf die alten Regimentsfahnen behalten hatte, verlieh der König am 3. Juli 1867 dem neugebildeten Regimente neue Feldzeichen. Die politischen Verhältnisse brachten es mit sich, daß Luxemburg als deutsche Bundesfestung aufgegeben und geschleift wurde. Das 1. und 2. Bataillon des Regiments kamen nach Fulda, das 3. Bataillon nach Hersfeld in Garnison. 1869 besichtigte König Wilhelm zum erstenmal das Regiment bei Hanau.

Der 16. Juli 1870 brachte auch für unser Regiment die Mobilmachungsordre, und so marschierte es zur Teilnahme an dem großen deutsch-französischen Feldzuge aus. Es nahm ruhmvollen Anteil an den Schlachten von Weißenburg und Wörth; in letzterer Schlacht verlor es seinen Kommandeur Oberst Köhn v. Jaski und 24 Offiziere, 26 Unteroffiziere sowie 296 Mann an Toten und Verwundeten. Dann finden wir das Regiment beim Ringen um Sedan und bei der Einschließung von Paris, und nach dessen Übergabe zogen die braven Achtundachtziger als erste deutsche Infanterietruppe am 1. März in die Riesenstadt ein. Infolge der in dieser ausgebrochenen Revolution mußte das Regiment, gleich so manchem anderen deutschen Regiment, auf Wunsch der französischen Regierung zur Bewachung der Forts zurückbleiben, da die anwesenden französischen Truppen alle zur Unterdrückung des Aufstandes herangezogen wurden. Erst am 8. Juni 1871 konnte das Regiment abrücken in die Heimat und erfolgte sein feierlicher Einzug in Mainz, dem neuen Garnisonsorte, am 8. Juli.

Jetzt begann eine lange Friedensperiode für das Regiment. Aus dieser muß als Hauptereignis hervorgehoben werden, die Königliche Kabinettsordre vom 24. Januar 1899, welche bestimmt, daß als eins angesehen werden sollte das alte 2. nassauische Infanterie-Regiment und das jetzige 2. nassauische Infanterie-Regiment Nr. 88 mit dem Stiftungstag des 13. August 1808.

Eine weitere Kabinettsordre vom 29. Januar desselben Jahres verlieh dem Regiment Helmbänder mit den Inschriften „Mesa de Ibor“, „Medellin“ und „La Belle-Alliance“.

Anno 1894 wurde dem Regiment ein viertes Bataillon angegliedert, das aber 1897 wieder einging. Am 1. April 1899 schied das Regiment aus dem Verbande des XI. Armeekorps aus und wurde dem neuerrichteten XVIII. Armeekorps zugeteilt.

Anläßlich der vorerwähnten Ehrungen feierte das Regiment am 4. August 1899 auf dem Niederwald ein großes Fest, zu welchem etwa 400 Angehörige des altnassauischen Regiments sich eingefunden hatten. Telegramme wurden an den Kaiser

und an den letzten Herzog zu Nassau, den Großherzog Adolf von Luxemburg gesandt und von beiden Herrschaften dankend erwidert.

Das Jahr 1900 brachte wieder etwas kriegerische Bewegung in das Regiment; mußte doch die Expedition nach China erfolgen. Es meldete sich sofort eine größere Anzahl Freiwilliger, von denen indessen nur 2 Unteroffiziere und 25 Mann zur Einstellung kamen; 2 Kameraden starben in China den Heldentod.

Nunmehr begehen unsere braven Achtundachtziger das Fest des hundertjährigen Bestehens ihrer Truppe, zu welchem sich eine außerordentlich stattliche Anzahl Gäste einfindet und auch wir verbinden mit diesen Zeilen gleichzeitig unsere Glückwünsche. Sind wir doch sicher, daß das brave Regiment, das eine so reiche Vergangenheit aufweisen kann, auch in Zukunft in Tapferkeit und Gehorsam seinen alten Überlieferungen getreu, sich neue Lorbeeren zu erringen imstande sein wird.

# Handel und Verkehr in Nassau in früherer Zeit.

3) Von Dr. C. Spielmann. (Schluß.)

Die Hauptzollstätten der rheinischen Kurfürsten befanden sich an dem großen Strome selbst; die zu Andernach war kölnisch, die zu Coblenz und Oberwesel trierisch, die zu Kaub pfälzisch ,die zu Oberlahnstein, Bingen und Mainz mainzisch; die Zölle wurden hier auf Längsfahrten erhoben, und die Höhe der Abgaben stand im Belieben der Uferherren. Dazu kamen dann noch die herrschaftlichen Forderungen für Kranen-, Stapel-, Vorkaufs-, Niederlage- und andere gerechte und ungerechte Rechte. Diese letzteren wurden sogar von einzelnen Gemeinden ausgeübt, die an begünstigten Orten lagen, sogenannte Lagerrechte: zu Vallendar, Lorch, Rüdesheim u. a. O. Ein weiteres, höchst unbilliges sogenanntes Recht war das Strand- und Grundruhrrecht. Geriet ein Schiff fest, so war seine ganze Ladung der Habsucht der Uferbewohner verfallen oder mußte gelöst werden, und in das Sündengeld teilte sich dann Kommune und Landesherr. Dasselbe war der Fall, wenn einem Wagen die Achse brach und auch nur ein Warenstück den Grund berührte. Das waren doch schauerliche Zustände für die armen Kaufleute, denen vielleicht nach glücklichem Überstehen der Schröpfköpfe an den diversen Zahlstätten noch solch ein Unfall passierte.

Die Uferherren verpachteten auch die sogenannten Zwerchfahrten über den Rhein. Auch hier war der Verkehr, anstatt erleichtert, erschwert. Ein und derselbe Ferge durfte niemals hinüber und herüber fahren, sondern immer nur einen Weg. Auch waren die Güter- und Personenfahrten getrennt, jene wurden auf sogenannten Schütten, diese auf Nachen ausgeführt. Die Reisenden und Kaufleute mußten zahlen, was die Willkür der Schiffer forderte. Auf dem Maine herrschte dieselbe Wirtschaft. Die gefürchtete Zollstätte, die Schröpfe besonders für die Frankfurter Kaufleute, befand sich zu Höchst und war (Höchster Finger!) kurfürstlich mainzisch. Mehreremal erzwangen die Kaiser ihre Aufhebung; aber immer wieder behaupteten sich die Kurfürsten in ihrem sogenannten Rechte. Kein Schiff, kein Wagen entging den Späheraugen ihrer Zöllner.

Die Quälereien wurden immer ärger, als auch die Kleinfürsten ihre Zollstätten zu errichten begannen. Als Reagens gegen den fürstlichen Druck bildete sich ein weitausgedehnter Schmuggelhandel aus. Die Bewohner ganzer Gegenden, namentlich ärmerer, warfen sich auf das Schwärzerhandwerk, das doch so demoralisierend wirkt. So waren die Leute in dem Landstriche über der Höhe, hinter den Waldbergen vom Feldberg bis zum Niederwald vielfach dieser unmoralischen Beschäftigung ergeben.

Und zu all den Beschwernissen kam für die Kaufleute die schon geschilderte Gefahr durch die Raubritter. Es waren dies Herren des sogenannten niederen Adels und des ehemaligen freien Standes, die durch die Ausdehnung der Fürstenmacht besonders seit dem zwölften Jahrhunderte um ihre Rechte und großenteils auch um ihren früheren Besitz gekommen waren, oft nur ihr Burghaus und ein paar Leibeigene besaßen, aber kein anderes Handwerk, sich zu nähren ergreifen wollten, als nur das „edle" oder „ritterliche". Darunter verstand man den Überfall und die Beraubung der Kaufleute, was indes keineswegs immer so gefahrlos war und leicht vor sich ging, da, wie wir wissen, auch die letzteren nicht mit der Elle dreinschlugen. Aber es war denn doch ein wildes und gewalttätiges Wesen. Die Fürsten sahen ihm anfangs gleichgültig zu, ja sie gönnten den auch ihnen verhaßten „Krämern" die Niederlagen, bis die Ritter anfingen, sich zusammenzuschließen und auch ihnen gefährlich zu werden.

Die gefährlichsten Raubnester befanden sich in der Nähe der großen Landstraßen. Man darf aber nicht alle Burgruinen von heute, wie man so leicht in Unkenntnis der Geschichte geneigt ist, als ehemalige Raubnester ansehen. Im östlichen Taunus, in der Nähe der Frankfurter Straßen waren solche Raubburgen Kronberg, Reifenberg und Hattstein, an der oberen Lahn Alt- und Neuelkerhausen,Villmar und Allendorf, auf dem Westerwalde Ellar, Waldmannshausen und Weltersburg, am Rheine rechtsseitig Scharfenstein, Fürsteneck und Liebenstein und Sterrenberg, im Wispertale Geroldstein, Laurburg und Rheinberg. Die Burgen im Weil-, Ems- und Aartale sind Landesburgen gewesen. Aber hoch droben an der Dill und in deren Umgebung, nahe der Leipziger Straße saß noch eine Anzahl von Raubadelsgeschlechtern, wie die von Greifenstein, von Wallendorf, Dernbach, Bicken, Haiger und Beilstein.

Als Überfallsorte waren besonders die Übergangsstellen über das Höhegebirg bei der Aldenburg und der Saalburg gefürchtet. Der Limburger Chronist erzählt von einem solchen Überfalle: Zu

Halbfasten 1366 sollten die Meister des Wollenhandwerks zu Limburg auf die Messe gen Frankfurt fahren mit ihrem Gewande und wurden niedergeworfen zwischen dem Kloster zu dem Throne und der Höhe, und wurden ihnen genommen mehr als dreihundert Stücke Tuch und waren etliche gefangen und blieben etliche tot. Das tat Heinrich, Graf Ottos Sohn von Nassau-Dillenburg. Der war ein Domherr zu Köln und ward mit dem Zunamen genannt Graf Schindleder. Auch fuhren sie im Geleit Graf Johanns zu Nassau, Herrn zu Merenberg. Also auch Hochadelige finden wir gelegentlich als Streifritter, Stegreifritter, Buschklepper, Wegelagerer, Schnapphähne, Straßenfahrer, wie der Grimm der Überfallenen die Räuber benannte. Ausdrücke wie: Auf den Busch klopfen, sich in die Büsche schlagen, dem Landfrieden nicht trauen, stammen aus jener Zeit.

Die Raubnester am Rheine brach bekanntlich bereits König Rudolf von Habsburg um 1280; um dieselbe Zeit zertrümmerte auch Graf Otto von Nassau im Bunde mit Solms die gefürchtete Burg Greifenstein. Aber im vierzehnten Jahrhunderte, besonders zwischen 1350 und 1400, als Fürsten und Städte miteinander im Kampfe lagen, blühte auch das Raubrittertum wieder auf, und je nach ihrem Vorteile standen die Stegreifritter auf dieser oder jener Seite. Die Städte suchten sich mitunter dadurch zu schirmen, daß sie einen solchen Raubgesellen in ihre Dienste nahmen. So ernannten die Limburger den Friedrich von Hattstein zu ihrem Feldhauptmann, der ein großer und starker Mann war, also, daß er eine Ohm Weins aufhob und aus dem Spundloche trank. Endlich vereinigten sich Fürsten, Grafen und die Bürger von Limburg und der wetterauischen Städte, um dem Raubwesen zu steuern. Von 1359—95 etwa wurden die gefährlichsten Festen Villmar, Allendorf, Neuelkerhausen, Hattstein zerbrochen, und jung und alt, sagt der Chronist von Limburg, dankten Gott, daß sie zerstöret waren.

Vereinzelt dauerten die Räubereien noch fort bis ins sechzehnte Jahrhundert; so beraubte Götz von Berlichingen die Kölner Kaufleute noch 1509 auf der Streife über den Westerwald. Aber dann erlosch das Unwesen, besonders bei strengerer Durchführung des Allgemeinen Landfriedens.

An seine Stelle trat die Unsicherheit der Straßen durch fahrendes Gesindel, das sich besonders während und infolge der großen Kriege zusammenrottete und seine besonderen Diebs- und Gaunerspelunken hatte. Zu Ende des achtzehnten und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts blühte es noch einmal auf; ich brauche wohl nur den Namen Johannes Bückler, genannt Schinderhannes, anzuführen, um genug gesagt zu haben.

Nachdem durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 und durch die Rheinbundsakte von 1806, gewaltsam aber heilsam eine Menge lebensunfähiger Vaterländer ausgetilgt worden war und in unseren Gegenden das einige Herzogtum Nassau seine Entstehung gefeiert hatte, da wurde alles anders. Durch die Tatkraft der französischen Regierung, deren Machtkreis bekanntlich bis an das linke Rheinufer reichte, sowie die der nassauischen wurde das Räuberunwesen binnen einem Jahrzehnte vollständig ausgerottet. Ferner begann die Verbesserung und Neuanlegung von Landstraßen in der musterhaften Weise, wie wir sie heute noch sehen, die Regulierung der Flüsse und der rationelle Uferbau. Besondere Behörden wachten über diese Arbeiten. Allerdings war zur Zeit der Gewaltherrschaft Napoleons unter der schrecklichen Kontinentalsperre an ein Emporkommen des Handels nicht zu denken. Außerkontinentale Produkte, die durch die Engländer — und diese beherrschten zu fünf Sechsteln den überseeischen Handel — vermittelt wurden, durften nicht ins Land hinein. Da machte manches große Handelshaus bankerott, und viele kleine fielen ihm nach. Und selbst, wenn viel geschmuggelt wurde, so hielt das manchen Ruin nicht auf, indem der fremde Tyrann zeitweise befahl, sogenannte „verdächtige" Waren aufzugreifen und auf den öffentlichen Plätzen der Städte zur Warnung zu verbrennen. Es kam damals besonders die Herstellung der Surrogate des Zichorienkaffees, Rübenzuckers u. a. auf. Daneben bestanden die hohen Zölle fort, und eine französische Douanenkette längs des Rheines schloß Deutschland vom französischen Kaiserreiche handelspolitisch ab.

Der Sturz des Zwischenherrschers hob den lästigen Druck der Sperre auf. Aber ein Freihandel innerhalb der deutschen Gebiete entstand damit noch lange nicht. Erst nach und nach gelang es der preußischen Regierung, den Deutschen Zollverein zu gründen und nach und nach die einzelnen Staaten zum Anschlusse an diesen zu gewinnen. Nassau war unter den letzten, die beitraten, am 1. Januar 1836. Die dreißiger Jahre brachten überhaupt für unser Land bedeutende Veränderungen auf dem Gebiete des Handels- und Verkehrswesen. Nachdem im August von 1825 das erste Dampfschiff den Rhein befahren hatte, kam anno 1831 die sogenannte Rheinschiffahrts-Akte zustande, die eine von sämtlichen Uferstaaten beschickte Kommission zur Regelung des Abgabentarifs einsetzte. In den Jahren 1830—1832 wurde durch Sprengungen, die die preußische Regierung vornehmen ließ, das Binger Loch passabel gemacht. Anno 1847 war die Lahnkorrektion nach Eröffnung der Schleusen bei Limburg und Weilburg vollendet. Im April von 1840 wurde dann die Taunuseisenbahn, die erste in Nassau, auf ihrer ganzen Strecke eröffnet.

Das alles bedeutete einen mächtigen Aufschwung des Handels und Verkehrs. Dadurch und durch den Fall der Zollschranken trat Nassau auf den großen deutschen, ja auf den Weltmarkt. Besonders die Schiffahrt auf dem Rheine kam ihm zugute. Die Fahrstraße ging wie noch heute an unserem rechten Ufer vorüber, sehr zum Neide der „drübigen" Hessen. Diese ließen sich deshalb 1841 zu dem bekannten Schritte verleiten, durch Versenkung mehrerer Schiffsladungen schwerer Steine das Fahrwasser nach dem linken Ufer überzuleiten. Der Streich mißriet aber, und der „Nebeljungenschatz", wie die Steine im Volksmunde scherzhaft genannt wurden, mußte auf Befehl des Bundestags wieder herausgefischt werden.

Als dann der Bundestag, der Deutsche Bund infolge des Krieges von 1866 aufhörten, da fiel endlich auch die letzte Schranke des Rheinschiffahrtswesens,

1867; ja nicht nur diese, sondern alle Hemmnisse für den Freihandel im Innern fielen. Und was dann ferner innerhalb der letzten vierzig Jahre, besonders aber nach des Deutschen Reiches Gründung zur Hebung des Handels und Verkehrs geschehen ist, das wird jedermann in Anbetracht dieser geringen Spanne Zeit nunmehr gewiß, wie es auch wirklich zu bezeichnen ist, großartig erscheinen. Die durch alle möglichen Umstände jahrhundertelang gehemmte Entwickelung hat seit gerade hundert Jahren einen ganz kolossalen Ruck nach vorwärts getan, wie die Entwickelung im ganzen, so auch die des Handels und der Kaufmannschaft insbesondere. Und sie wird nicht stille stehe, sondern immer vorwärts schreiten. Und darum wollen wir, am Schlusse unserer Betrachtung, den zurück nach der sogenannten „guten alten Zeit" gerichteten Blick wieder vorwärts wenden in die bessere neue.

# Die Einführung der Schutzpockenimpfung in Nassau 1808.

Mitgeteilt von K. Wolff.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts war die Blatterngefahr auch im Nassauischen eine große geworden. Deshalb erließen am 15. bezw. 18. Januar der Herzog Friedrich und der Fürst Friedrich Wilhelm zu Nassau eine Verordnung über die Kuhpockenimpfung.

In der Einleitung derselben sagen sie, daß die Kinderblattern eine der verbreitetsten und unheimlichsten Krankheiten seien, die meist den Tod zur Folge hätten, wo derselbe aber nicht eintrete, gar mancherlei körperliche Gebrechen hinterließen. Da nun die Kuhpockenimpfung die Empfänglichkeit für die Kinderblattern vernichte, so sei es ihre landesherrliche Pflicht, durch dieses Gegenmittel die Verbreitung der Kinderblattern zu verhindern.

In den nun folgenden 15 Paragraphen ordnen sie dann folgendes an. Eine von der Sanitäts-Kommission zu Wiesbaden über die Kinderblattern und Kuhpocken verfaßte Schrift, die im Landeskalender und in den Intelligenzblättern veröffentlicht werde, solle von den Pfarrern, Schultheißen und Lehrern dem Volke erklärt werden, damit der Widerstand gegen das Impfen nachlasse.

Die Pfarrer sollen sich bemühen, die herrschenden Vorurteile gegen das Impfen in Erfahrung zu bringen. Beruhen dieselben auf falscher, moralischer und religiöser Ansicht, so sollen sie selbst belehrend einwirken, beruhen sie aber auf irriger Vorstellung über die Natur der Krankheit, so sollen sie den Physikus benachrichtigen, damit dieser den Irrtum aufklären könne.

Nur allein die Physici und praktischen Ärzte, sowie die von diesen autorisierten Chirurgen dürfen impfen. Für jede Impfung erhalten sie zwanzig Kreuzer. Alle Impflinge sollen in eine Liste eingetragen werden.

Wo trotz der Impfung noch Blatternfälle vorkommen, haben außer den Familienangehörigen auch Geistliche, Ortsvorsteher und Lehrer die Pflicht, sofort den Physikus zu benachrichtigen, damit dieser bei seiner Behörde Verhaltungsmaßregeln einhole.

Die Polizei hat sofort die Wohnungen der Blatternkranken abzusperren und nach außen hin durch in die Augen fallende Zeichen kenntlich zu machen.

Diese Sperre dauert so lange, bis der Physikus die Ansteckungsgefahr für beseitigt erklärt.

In den ersten zwei Monaten nach überstandener Krankheit dürfen Genesene keine öffentlichen Versammlungen, Kirchen, Schulen 2c. besuchen.

Den Hebammen ist untersagt, an Blattern Verstorbene aus- und anzukleiden.

An Blattern Verstorbene sollen in der Stille und nur unter Beteiligung der im Sterbehaus wohnenden Verwandten beerdigt werden.

Die Geistlichen haben alljährlich der Sanitätskommission die Anzahl der Blatternsterbefälle zu berichten.

Allen Ärzten, Wundärzten und überhaupt jedermann ist es verboten, natürliche Blattern einzuimpfen. Einheimische Ärzte und Wundärzte, die hiergegen handeln, sollen mit Verlust ihres Amtes, auswärtige mit Zuchthaus und sonstige Eingeborene mit Verlust ihres Indigenates (Heimatsrechts) bestraft werden.

In der von der Sanitätskommission herausgegebenen Schrift über die Wohltaten der Kuhpockenimpfung heißt es u. a.

1. Die Blattern sind eine ansteckende von hitzigem Fieber begleitete häßliche Krankheit der Haut. Sie töten, wenn sie gutartig verlaufen nach genauer Berechnung den 10., bösartig geworden den 5. oder gar 2. davon befallenen Menschen.

Die Kuhpocken kann man keine Krankheit nennen, Geschwüre kommen nur an der Impfstelle zum Vorschein. Von Millionen der Geimpften starb nicht einer an Kuhpocken.

2. Alle Menschen werden einmal im Leben von den Blattern befallen, am häufigsten in den Kinderjahren.

Wer aber mit Kuhpocken geimpft wird, bleibt sein ganzes Leben lang von den Blattern befreit.

3. Die Blattern sind nicht nur durch ihren Eiter, sondern auch ihren giftigen Dunst ansteckend, daher ist ihre Verbreitung eine so schnelle. Die Kuhpocken pflanzen sich durch ihre Materie nur auf der verwundeten Haut fort, niemals auf anderem Wege.

4. Auf die Blattern und die Heftigkeit des Fiebers haben Leibesbeschaffenheit, sumpfige Ortslage, dunkle Wohnungen, Krankheiten 2c. gefährlichen Einfluß, daher so viele Sterbefälle, wenn sie Schwache, Wöchnerinnen, zahnende Kinder 2c. befallen, und wenn mit ihnen verbunden sind Ruhr, Nerven-, Gallen- und Katarrhalfieber 2c.

Die Kuhpocken aber kann man an jedem Ort, bei jeder Witterung und Jahreszeit auch bei Schwächlichen, Wöchnerinnen, zahnenden Kindern, wenn Blatterngefahr droht, selbst Kranken einimpfen lassen, weil sie den Körper nur wenig angreifen.

5. Unter den Blattern leiden die Menschen sehr. Die Haut schwillt, es tritt Unruhe, starke Hitze und Schlaflosigkeit ein, und unter Krämpfen brechen in unzählbarer Menge kleine Bläschen hervor, die sich bis zum 10. Tag mit Eiter füllen und einen stinkenden Dunst verbreiten. Dabei steigt das Fieber und mit ihm die Gefahr, besonders wenn die Blattern brandig werden. Sind sie aber reif geworden, so verwandeln sie sich in eine den Kranken entstellende Borke, unter der oft tief eindringende Geschwüre entstehen, von welchen oft Augen, Ohren und Nase geschlossen werden. Befinden sich Blattern im Mund oder Schlund, so wird auch das Kauen und Schlingen erschwert und ein übelriechender Speichelfluß quält den Kranken. Dazu kommen oft noch gefährliche Durchfälle, marterndes Verhalten des Urins, ängstigende Leibesverstopfung 2c.

Bei den Kuhpocken bemerkt man von alledem nichts. Nur auf der Impfstelle und daneben bilden sich unter erträglichem Jucken einige Pocken. Dazu tritt ein leichtes Fieber ein, zum Beweis, daß die Impfung gut angeschlagen hat. Die Eiterung verläuft schadlos, und die Borke fällt ohne Nachwehen ab. Der ganze Verlauf ist gegen das Ungemach der Blattern keine Krankheit zu nennen.

6. Die Blattern hinterlassen Monate lang häßliche rote Flecken, sehr oft Fleisch- und Knochengeschwüre oder unvertilgbare Narben, dazu Lähmungen und Verwachsungen der Glieder, Blindheit, Taubsein und andere Gebrechen oder verursachen nach einem leidenvollen Lager einen langsam erfolgenden Tod.

…uhpocken findet nie desgleichen statt. Mit … ist alle Beschwerde vorüber.

… Schlusse sagt die Schrift, daß demnach das …n zu den größten Wohltaten gehöre, welche Gott den Menschen verliehen habe, und daß jeder der Güte Gottes vorgreife, der gegen das Einimpfen der Kuhpocken sei. Die Eltern möchten daher ihre Kinder vor der tödlichen Gewalt der Blattern bewahren und durch die Impfung diese grauenvolle Plage aus dem Schoße ihrer Familie entfernen. Dann werde man nach wenig Jahren nichts mehr von dieser mörderischen Pest hören, die allein in Deutschland jährlich 72 000 Menschen töte.

Wie sehr sich die Leute damals gegen die Kuhpockenimpfung sträubten, geht z. B. daraus hervor, daß der Amtmann Emminghaus zu Usingen dem Schultheiß zu Wehrheim unter schwerer Strafe anbefehlen mußte, endlich eine Liste der Impflinge anzufertigen. Als dann die Ärzte zum Impfen kamen, trugen ihnen die Eltern die Kinder nicht zu. Nach der Liste von 1812 waren z. B. noch 86 Impflinge zurück, darunter viele im Alter bis zu 11 Jahren. Auch die Listen der folgenden Jahre lassen erkennen, daß man für das Impfen noch wenig Verständnis hatte. Dies ist um so auffallender, als in diesen Jahren auch in Wehrheim die natürlichen Blattern grassierten. Aus Furcht vor der Isolierung, der ärztlichen Überwachung und dem Impfen hielten die betroffenen Familien die Fälle so lange als möglich geheim, und es kam vor, daß der Patient (z. B. die Tochter von Friedr. Velte) bereits wieder mit der Borke behaftet in der Stube saß und spann, als Physikus und Schultheiß die Sperre anordneten. Als im Jahre 1824 die Blattern wiederum in Wehrheim ausbrachen — sie wurden durch den Geschäftsverkehr der Wehrheimer Spinner und Weber mit den Friedbergern, Friedrichsdorfern und Homburgern übertragen — schien man bereits mehr Verständnis für das Impfen wie auch für die Sperre zu haben da in dieser Hinsicht keine Widersetzlichkeiten mehr vorkamen.

# Der Graf von Geroldstein.

15) Geschichtliche Erzählung von F. C. Jung. (Schluß.)

## XVI. Das Gericht.

„Noch nicht genug des Mummenschanzes?" knurrte Dick von Dickenscheidt, als der Kerkermeister mit zwei Bewaffneten bei ihm eintrat, ihm die Augen verbinden ließ und dann über Treppen, Gänge und Fluren führte.

Erst gestern Nacht hatte man ihn geweckt, ihm die Augen verbunden und ihn nach langem, langem Marsch über Stock und Stein in das vermaledeite Loch geführt, in das nur ein kleines, vergittertes Fensterchen ganz oben in der Ecke einen schwachen Lichtstrahl hereinließ, gerade noch so viel, daß er dem Spiel der Ratten, die das Loch bevölkerten, zusehen konnte. Zwar hatte ihm das im Anfang einige Unterhaltung gewährt, doch wurde es ihm schließlich langweilig, und als er vor Müdigkeit auf seiner harten Holzpritsche ein wenig eingenickt war, hatten ihm die eklen Tiere seine Stiefel durchgefressen, und das Gezücht war allmählich so „zutraulich" geworden, daß er sich seiner kaum erwehren konnte.

„Gott sei Dank, daß ich wenigstens aus diesem Loche komme," seufzte er; aber was hatte man nun mit ihm vor? Ging's jetzt zum Tode oder neuen Schrecken entgegen? Dann doch lieber einen soliden Hieb auf den Schädel, etwas stärker wie der, den er einst vor Idstein erhalten hatte, dann hätte die arme Seele Ruhe, und das Ende wäre da. So aber, in der qualvollen Ungewißheit, wochenlang bei Wasser und Brot, nur einmal am Tage einen warmen Brei, in einer engen Zelle eingesperrt: das war nichts für den Ritter Dick von Dickenscheidt. Wo war eigentlich sein Bauch hingekommen? War das überhaupt eine Antwort auf seine Frage, wo es denn hinginge?

„Immer der Nase nach," hatte ihm der dumme Kerl von Kerkermeister zur Antwort gegeben. Wo wäre er denn da schließlich hingeraten? Doch im Kreise herum wieder auf denselben Platz zurück.

Wo war er überhaupt? Wo waren seine Kampfgenossen, Veit und Wentzel? Wieder so eine verwünschte Treppe, über die er stolperte, weil er ja die dumme Binde vor den Augen hatte!

Ah! nun schien man in bewohnte Räume zu kommen. Ah, ah! eine Küche war in der Nähe! Kein Zweifel; denn Bratenduft zog schmeichelnd und glückverheißend in seine Nase! Rehbraten war's; Rehbraten! Unwillkürlich schnalzte er mit der Zunge. Oh wie lange hatte er diesem Genuß entsagen müssen! Hatte man ihn etwa an dieser Küche vorbeigeführt, um in raffinierter Weise seine Folterqualen noch zu vermehren? Möglich war's.

Doch nun schien sich eine Tür zu öffnen. Ja, man war auf Dielen gekommen, also in ein Zimmer! Aber wo? Da stand er nun. Da schien ja . . . ah! Die Binde wird ihm abgenommen, da konnte er ja gleich . . . . Himmel, was war das? — er stand — nein, oder doch? Seine Augen öffneten sich weit vor Erstaunen und schlossen sich wieder vor den blendenden Sonnenstrahlen, die durch die großen Bogenfenster in den Rittersaal der Luchsburg fielen! Der Luchsburg! War er verrückt geworden?

Wer starrte ihn da an wie ein Wundertier? War das der Bitzburger? Und der andere? Der Kammecker, die sich wortlos, im höchsten Erstaunen ins Gesicht starrten?

Und der Ritter, der da in glänzender Rüstung vor ihnen stand? War das der Geroldsteiner? In der Luchsburg?

Ja, er war es! Denn eben hatte er mit ernster Stimme das Wort ergriffen:

„Meine Herren Ritter! Ihr werdet mit mir die außergewöhnlichen Umstände bedauern, die uns heute hier zusammengeführt haben.

Nachdem Ihr wider alles Recht und Rittersitte die Fehde gegen mich ergriffen habt, seid Ihr von mir in ehrlichem Kampfe besiegt, in meine Gewalt geraten. Ihr werdet wissen, daß dadurch Euer Leben und Eigentum mir verfallen ist.

Auf der Luchsburg und Euren Burgen weht heute das Banner der von Geroldstein.

Tretet auf den Söllner hinaus, meine Herren Ritter", fügte er stirnrunzelnd hinzu, als er ungläubiges Erstaunen in den völlig entgeisterten Mienen las.

Als diese, dem Gebote Gerolds folgend, vom Söller aus über sich auf dem höchsten Turm der Luchsburg ein ihnen ganz fremdes schwarz-weißes Banner erblickten und sie Gerold verständnislos und fragend ansahen, erklärte dieser ruhig: „Es ist, was die Herren natürlich noch nicht wissen können, das Banner des neu ernannten Grafen von Geroldstein!"

Die Wirkung dieser mit erhobener Stimme gesprochenen Worte auf die grenzenlos erstaunten Ritter ist nicht zu beschreiben! Wie aus weiter Ferne drang diese seltsame Mär an ihr Ohr.

Hatte ihnen die lange Haft den Verstand verwirrt oder äffte sie ein Traum?

War das Wirklichkeit, daß Ritter Gerold von Geroldstein ernst aber freundlich bat, nun wieder in den Rittersaal zu treten, und daß sie dort von Ritter Udo begrüßt wurden, der ihnen ernst und feierlich die Hand reichte.

War das Wirklichkeit, daß Ritter Gerold von Geroldstein alsdann eine mächtige Pergamentrolle mit gewichtigem Siegel entfaltete und mit erhobener Stimme das Wort ergriff:

„Meine Herren Ritter! Im Auftrage des Herrn Grafen Johann von Nassau-Idstein, meines allergnädigsten Landesherrn, habe ich folgende Botschaft zu Eurer Kenntnis zu bringen:

„Ich, Graf Johann zu Nassau-Idstein, ernenne hiermit den Ritter Gerold von Geroldstein zum Grafen an der Wisper. Er ist Herr von Gladeneck und Geroldstein, Herr der in gerechter Abwehr einer ihm aufgezwungenen Fehde eroberten Festen und Burgherrschaften von Luchsburg, Dickenstein, Vitzburg und Kammereck. Die besiegten Ritter sind ihrer Herrschaften verlustig und solange in Gewahrsam zu halten, bis sie diese Entscheidung mit ihrem Ritterwort anerkannt haben. Widersetzlichkeit gegen den Grafen von Geroldstein gibt diesem Gewalt über Leben und Tod.

Gegeben zu Elfeld.[1])

Graf Johann zu Nassau.

Ein schwerer, tiefer Seufzer entquoll der gequälten Brust des Ritters Dick von Dickenscheidt; die tiefe Stille, die nach Verkündigung dieser inhaltsschweren Botschaft eintrat, unterbrechend; doch unbekümmert um Ritter Dicks gestörten Seelenfrieden, fuhr Ritter Gerold fort:

„Ich Ritter Gerold, Graf von Geroldstein, frage hiermit, ob die anwesenden Ritter sich der Entscheidung ihres Landesherrn fügen, oder ihr Leben in den Burgverließen von Geroldstein beschließen wollen?"

„Wir fügen uns," erklärten die Ritter einmütig, durch das harte, aber wohlverdiente Urteil vernichtet, froh, wenigstens das Leben und die Freiheit gerettet zu haben; außerdem lag etwas in Stimme und Haltung ihres Überwinders, was ihnen eine unbestimmte Hoffnung ließ.

Groß war ihr Erstaunen, als auf ein von Gerold gegebenes Zeichen Werner von Luchsheim, den sie noch in der weiten Welt wähnten, und Diether von Geroldstein eintraten und nach stummem Gruß sich neben ihnen aufstellten.

Aber noch mehr erstaunten sie, als Ritter Gerold also fortfuhr:

„Ich, Ritter Gerold von Geroldstein, verkünde als Graf an der Wisper im Auftrage unseres allergnädigsten Landesherrn was folgt:

Die Herrschaft Geroldstein erhält den Rabengrund und verzichtet dafür auf den Kammergrund, über den die Entscheidung des Landesherrn vorbehalten bleibt.

Die Burgherrschaften von Luchsburg, Dickenstein, Kammereck und Vitzburg unterstehen der Verwaltung des Grafen von Geroldstein, der Burgvögte für die Dauer der Abwesenheit der seitherigen Burgherrn zu ernennen hat. Die genannten Ritter werden mit je 12 Mann ausgerüsteter Fußmannschaft zur Heeresfolge entboten und aufgefordert, unverzüglich persönlich in Elfeld[2]) zu erscheinen.

Bezüglich des Riesenstein ist bestimmt:

Werner von Luchsheim soll diese Feste mit Hilfe von Streitkräften, die der Graf aus den ihm unterstellten Herrschaften zu ziehen hat, belagern und erobern.

Die von dem Riesensteiner widerrechtlich in Besitz genommene Burg Schwalbach ist ebenfalls mit den vereinigten Streitkräften zu erobern und hierfür der Ritter Diether von Geroldstein bestimmt.

Alle genannten Burgherrschaften sind dem Grafen an der Wisper unterstellt. Sie haben ein Schutz- und Trutzbündnis unter einander einzugehen. Fehden innerhalb des Bundes sind untersagt und ziehen für die Betreffenden den Verlust der Herrschaft und Landesverweisung nach sich. Grenz- und Länderstreitigkeiten unterliegen der Entscheidung des Landesherrn.

Insofern die zur Heeresfolge entbotenen Ritter sich unter meiner Führung als treue, tapfere Vasallen erweisen werden, sollen dieselben ihre Burgherrschaften behalten, und meiner Wohlgewogenheit versichert sein."

Ritter Gerold hatte diese Entscheidung ohne Unterbrechung schnell heruntergelesen und so entging ihm die vollständige Erstarrung, das maßlose Erstaunen seiner Zuhörer.

Selbst Udo und Werner von Luchsheim, sowie Diether konnten sich nicht fassen; denn Ritter Gerold, der erst gestern von Elfeld gekommen war, hatte dies alles geheim gehalten.

Doch bald löste sich die Spannung. Ritter Udo sank in tiefer Rührung dem edelmütigen Freunde an die Brust. Werner und Diether dankten aus übervollem Herzen. Die anderen Ritter aber waren ob des bewiesenen Edelmutes ihres Überwinders ebenso tief beschämt, als bewegt.

Der Vitzburger und der Kammerecker drückten ihm stumm, mit heißem Dankgefühl die Hand und die Tränen, die dabei den durch die lange Haft gebrochenen und durch die unverhoffte und ungeahnte

[1]) Wir wissen, daß Graf Johann von Nassau-Idstein Statthalter des Rheingaues war. Dieser Umstand kam seinem zum Erzbischof von Mainz gewählten Bruder Adolf von Nassau-Idstein sehr zu gut, indem ihm der Statthalter eine ansehnliche Streitmacht aus dem Rheingau brachte, die er bei und in Elfeld gesammelt hatte.

[2]) Adolf von Nassau eröffnete von Elfeld (Eltville) aus seinen Kriegszug gegen seinen Gegner, den abgesetzten Erzbischof Diether von Isenburg.

Wendung ihres Geschicks tief erschütterten Männern aus den Augen rannen, bürgten mehr für die Wahrheit ihrer Gesinnung als Eidschwüre und schriftliche Verträge.

Selbst tief bewegt, wandte sich nun Ritter Gerold dem Ohm Dick von Dickenscheidt zu, der, in sich zusammengesunken, all das Unglaubliche, das in einer kurzen Stunde auf ihn eingestürmt war, noch nicht fassen konnte, und von Zeit zu Zeit mit den Händen über seinen Schädel strich, der ihm brummte, wie einst, als er vor Idstein den berühmten Schädelhieb erhalten hatte.

Der Graf war mit einem der gefüllten Humpen, die eben aufgetragen wurden, auf ihn zugetreten: „Trinkt einmal, Herr Ritter, dann wird's Euch besser," sprach er freundlich, ihm den Humpen darbietend.

War es der herzgewinnende Ton des Ritters oder der würzige, langentbehrte Weingeruch, der ihn aus seiner Betäubung weckte? Genug! er griff danach, stand auf und bat, Ritter Gerold treuherzig in die Augen sehend:

„Zuerst sagt mir, Herr Ritter, ob Ihr wirklich Ritter Gerold, Graf von Geroldstein seid und ich der Ritter Dick von Dickenscheidt bin."

Gerold bestätigte lachend die Frage des originellen Kauzes.

„So trinke ich auf das Wohl des Ritters Gerold, Grafen von Geroldstein," rief nun unser Ohm den Humpen in mächtigen, trinkgewohnten Zügen leerend, „und schwöre ihm ewige Treue", hatte er, indem er sich mit der Linken den Bauch strich und mit der Rechten den geleerten Humpen emporhielt, begeistert hinzugefügt.

„Dem Grafen oder dem Humpen, Herr Ritter?" fragte neckend der Geroldsteiner.

„Beiden, Herr Graf," versetzte Ritter Dick, indem er ihm beide Hände zum neugeschlossenen Freundschaftsbunde reichte.

Bald saß man beim fröhlichen Mahle beisammen, wozu auch Rosamunde und Berta erschienen waren.

Natürlich war die Freude groß, und wenn Ohm Dick sich nicht gar zu sehr mit seiner Lieblingsbeschäftigung „Essen" abgegeben hätte, dann hätte dieser Schlauberger sicher etwas merken müssen.

Während des Mahles erhob sich Ritter Gerold und hielt folgende Anrede:

„Meine Liebden und liebe Gäste! Unser allergnädigster Landesherr hat mit uns, den Angehörigen der beiden Geschlechter der von Luchsheim und Geroldstein den lebhaften Wunsch, die Bande der Liebe und Freundschaft, die die beiden Häuser auf's neue vereint, noch enger zu gestalten, und es werden die Herren Ritter mit ihren Familien zu der am nächsten Martinstag im Beisein des Landesherrn auf der Burg Geroldstein erfolgenden Vermählungsfeier des Ritters Diether von Geroldstein mit dem Edelfräulein Rosamunde von Luchsheim, sowie des Ritters Werner von Luchsheim mit dem Edelfräulein Berta von Geroldsheim hiermit freundnachbarlichst entboten!"

Soll ich den Jubel schildern, der auf diese Rede folgte, soll ich erzählen, daß unserem guten Ohm, der in allem bedächtig, aber heute besonders im Essen und Trinken diese löbliche Eigenschaften ganz außer Acht ließ, vor Erstaunen und Überraschung ein Stück saftigen Rehbratens beinahe im Halse stecken geblieben wäre, soll die Humpen ich zählen, die auf das Wohl des neuen Grafen, der glücklichen Brautpaare, auf die wiedergefundenen und neugeschlossenen Freundschaften und die wiedererlangte goldene Freiheit geleert wurden? Soll ich schildern das Glück, die Freude, das Entzücken aller Beteiligten an diesem denkwürdigsten aller Rittermahle, die jemals gehalten wurden in den weiten Hallen der Luchsburg?

Nein! der freundliche Leser, der diese wahrhaftige Geschichte mit Interesse verfolgt hat, möge mir das erlassen, denn dafür gibt es keine Worte, und keine Feder ist zur Beschreibung imstande.

Und so will ich denn schließen mit dem Wunsche: Lange mögen blühen, wachsen und gedeihen die Geschlechter der von Luchsheim und des edeln Grafen von Geroldstein.

## Miszellen.

E. S. **Werkleut-, Taglöhner- und Dienstboten-Ordbung 1618.** Infolge der im 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts häufig auftretenden Pest war das nassauische Volk stark gelichtet worden; es fehlte an Arbeitskräften, und die Löhne stiegen. Um diesem Unwesen wie Graf Georg zu Nassau-Beilstein es ausdrückt, abzuhelfen, setzte er für Werkleute, Taglöhner und Dienstboten eine Lohnordnung fest, die wir nachstehend wiedergeben. Nach derselben hatten zu fordern: Schreiner, so im Winter und Sommer morgens früh um vier an- und abends um sieben Uhr abgehen als Meister neben der Kost 4, der Knecht 3 und der Lehrjunge 2 Albus alter Räder-Währung. Zimmerleute: von Petri Stuhlfeier bis Walpurgis der Meister 4, der Meisterknecht 3½, der gemeine Knecht 3 und der Lehrjunge 2 Albus; bis Michaelis jeder 4 Pf. mehr und von da wieder zum ersten Termin der Meister 3½, der Meisterknecht 3, der gemeine Knecht 2½ und der Junge 1½ Albus. Mit den Holzschneidern war's zu halten wie mit den Zimmer-[illegible] Waren die Zimmerleute außer Kost, so empfingen sie von Michaelis bis Peterstag der Meister 7½, der Meisterknecht 7, der gemeine Knecht 6½ und der Junge 5½ Albus. Von Walpurgis bis Michaelis der Meister 8½, der Meisterknecht 8, der gemeine Knecht 7 und der Junge 6 Albus. Leiendecker erhielten Sommers und Winters ohne Unterschied der Zeit der Meister 4½ und der Knecht und Junge 3 Albus; Strohdecker von Walpurgis bis Michel 4, der Handreicher 3 Albus; vor und nach dieser Zeit jeder 1 Albus weniger. Maurer, Kleiber und Weißbinder von Peterstag bis Walpurgis der Meister 4, der Knecht 3 und weiter bis Michaelis jeder 4 Pf. mehr. Gras-, Haber- und Fruchtmäher 4, Grummetmäher 3½ Albus; Heu- und Grummetmacher starke Mannsperson 3, Weibsperson 2½, ein Junge 2 Albus; Kornschneider ebenso. „Tröscher" bekamen, wenn sie mit dem Tag an und von der Arbeit gingen, von Martini bis Petri 9 Pf.; von Bartholomä bis Martini 1½ Albus. Leinweber in eigener Kost nach Beschaffenheit des Tuchs „fläch sen" 5 bis 6 Pf., „würcken" aber 3 höchstens 4 Pf. die „Ehl". Gemeine Taglöhner bekamen von Walpurgis bis Michel 2½, vor und nach 2 Albus. Von einem Tag „Aarth" in Emmerichen,

hain, Marienberg und Neukirch, item im Stuhlgebiet und Amt Driedorf 1½ Gulden. Im „Underkirspel", oder Calenberger Zenten 20 Albus, zur Brach 16 Albus oder nach Gelegenheit 18 Albus. Im „Oberkirspel" zu Herbst oder wo das Brachen bräuchlich, 1 Gulden. Allenthalben war zu zahlen für Mistfahren — Wagen mit 4 Pferden — 1 Gulden; von einer nahen Fahrt 3, von einer mittelmäßigen 4 und einer weiten zur Erntezeit 5 Albus. Ein geschickter Hauptknecht, so einen Hausmann mit allerlei Arbeit versorgen kann, hatte im Oberkirspel 14 bis 16 Gulden zu fordern, ein Tag „Aarth", doch ohne Samhaber, 8 Ehl Leintuch, 2 Paar einfache Schuh oder ein Paar einfache oder dafür 12 Albus. Ein Hauptknecht im Calenberger Zenten erhielt 12 bis 13 Gulden und im übrigen das Gleiche. Eine Hauptmagd empfing im Oberkirspel 5 oder nach Geschicklichkeit 5½ Gulden, im Calenberger Zenten 4 und 4½ Gulden; dazu 8 Ehl Tuch, 2 Paar gelappte Schuh oder ein Paar einfache oder 12 Albus; ferner 1 Schleier oder 9 Albus dafür; geringere Knechte und Mägde empfingen weniger. Jeder, der sich untersteht mit diesen Löhnen nicht zufrieden zu sein, wird mit 5 Gulden bestraft.

## Theater zu Wiesbaden.

**Hoftheater.**

Geschlossen vom 6. Juli bis 31. August.

**Residenztheater.**

Geschlossen vom 1. bis 31. August.

**Volkstheater.**

* **Der Rattenfänger von Hameln,** die alte Volkssage mit dem symbolisch-ethischen Einschlag: Du sollst den ehrlichen Helfer um seinen versprochenen Lohn nicht betrügen, ist schon oftmals in der Dichtung variiert worden, wie sie es tatsächlich verdient. Nur verständnislose Flachgeister können ihr Wert und Wirkung auf deutsche Gemüter bei groß und klein absprechen. Eine recht gute Bearbeitung (in 7 Bildern) ist die von Gustav Braun; der Ausgang der Handlung ist versöhnlich und spricht besser an als der harte der Sage. Das Volksstück war vom Direktor Wilhelmy trefflich inszeniert und wurde verständnisvoll und flott gespielt. Den Rattenfänger gab Direktor Wilhelmy mit der Noblesse und dem geistigen Stolz des selbstbewußten Fahrigen. Den Bürgermeister stellte Herr Schöndorff mit der gewünschten Dosis von Einbildung und Superklugheit. Das Hamelner Bürgertum war durch die Herren Heinrichs, Huppel, Matthaei, Roemer, Gärtner und Loehmke vertreten, von denen sich Herr Huppel als eifersüchtiger Verliebter und Herr Randolph als stets beduselter Spießer besonders bemerklich machten. Herr Rohde war ein biederer Fronvogt. Frl. Neumann lag die elegische Rolle des Bürgermeisters Töchterleins gut; Frl. Leidenius agierte den hitzigen Bürgermeisterssohn in prächtig sitzendem Hosenkostüm recht temperamentvoll. Frl. Becklin als Fronvogtstochter vertrat ihr Deputat sehr angemessen. Nicht vergessen werden sollen die Chöre, von denen der Kinderchor mit dem führenden kleinen Wilhelmy besonders gut fungierte.

## Literatur.

* **Westerwälder Schauinsland,** Monatsschrift des Westerwaldklubs Nr. 1. Juli 1908. Herausgegeben von E. Henn. 4 S. Marienberg, C. Ebner. — Die neue Monatsschrift soll ein ständiges geistiges Band schaffen zwischen denen, die den Westerwald lieb haben in ihm geboren sind oder ihre Heimat dort gefunden haben, und sie soll das Interesse am Westerwaldklub wach halten. Auch will sie die nassauischen und rheinischen Westerwälder einander nähern und verbinden. Die Nummer 1 enthält Bekanntmachungen des Zentralvorstandes, Überblick über neuere Westerwaldliteratur, Kleine Mitteilungen, Notizen über neue Beitritte, Anzeigen. Jeder angeschlossene Verein, jedes Einzelmitglied erhält den Schauinsland unentgeltlich und postfrei; im übrigen kostet er durch die Post jährlich 1.20 M. Zuschriften und Anzeigen werden erbeten und sind an die Redaktion zu richten. — Glückauf zum Ziele!

## Neues aus Nassau.

Das Großherzogspaar von Luxemburg und die großherzoglichen Kinder haben sich nach Hohenburg begeben.

Auf das XI. Deutsche Turnfest zu Frankfurt waren auch die deutschen Turner New-Yorks angemeldet. Sie kamen am 11. Juli ins Nassauische zum Niederwalddenkmal und nach Wiesbaden, wo sie eine Woche blieben.

Am 23. Juli fand eine große patriotische Huldigung von 8000 Turnern am Niederwalddenkmal statt.

Am 12. Juli wurde der Grundstein zum Franziskanerkloster zu Kelkheim gelegt.

In der Taubstummenanstalt zu Kamberg wurde der 1000. Zögling aufgenommen.

Frau Sanitätsrat Dr. Grebert zu Langenschwalbach hat 25000 Mark zu Armenzwecken daselbst gestiftet. Die Witwe Dr Creve zu Elfeld hat ebenfalls 12000 Mark zu Wohltätigkeitszwecken bestimmt.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**August.**

**1. 1572.** Die landgräflich hessische Kirchenordnung, die auch in den hessischen Teilen Nassaus (Katzenelnbogen, Eppstein) galt, erscheint.

**6. 1811.** Freiherr Hans von Gagern tritt infolge der Verfügung Napoleons, wonach kein linksrheinisch Geborener in fremdem Dienste stehen durfte, als nassauischer Minister zurück und begibt sich nach Österreich.

**9. 1565.** Graf Ludwig II., ältester Sohn des Grafen Albrecht von Nassau-Weilburg (Saarbrücken) wird geboren. Er trat 1593 die Regierung an, beerbte nach und nach seine Brüder, seinen Oheim und die Linie Nassau-Idstein, so daß er alle walramischen Gebiete vereinigte. Er starb am 8. XI. 1627.

**11. 1688.** Fürst Christian von Nassau-Dillenburg wird geboren als 2. Sohn des Fürsten Heinrich. Er folgte seinem Bruder Wilhelm 1724 in der Regierung, hatte aber von seiner Gemahlin Isabella Charlotte von Nassau-Diez keine Kinder. Sein Land fiel bei seinem Tode, am 28. VIII. 1739, an Nassau-Diez.

**13. 1808.** Herzog Friedrich August von Nassau begründet das 2. Regiment Nassau (Infanterie).

**15. 1813.** Das 1. Regiment Nassau nimmt an den Kämpfen zum Entsatz von Tarragona rühmlichen Anteil. (Spanischer Feldzug.)

## Briefkasten.

**Th. G.** in **N.-S.** Besten Dank und frdl. Glückwunsch.

**W. K.** in **S.** Können wir so nicht beantworten. Drücken Sie sich genauer aus, was Sie wollen.

**C. D.** in **D.** Besten Dank für prompte Besorgung und Benachrichtigung. Bitte auch ferner um das „Laufende." Frdl. Gruß.

**J. B.** in **G.** Besten Dank und freundl. Gruß.

NB. Der Herausgeber ist bis zum 17. August verreist; in der Zwischenzeit eingehende Korrespondenzen können erst nach diesem Zeitpunkte beantwortet werden.

**Redaktionsschluß: 24. Juli.**




№ 16. Wiesbaden, den 16. August 1908. 9. Jahrgang.

**Erscheint** am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



# Das Leben ist schön!

Das Leben ist schön auf Erden,
Du mußt es nur recht versteh'n
Und deinem lieben Nächsten
Viel durch die Finger seh'n.
Du mußt dich nicht immer quälen,
Und denken: So müßte es sein!
Dir nicht den Mondschein wünschen;
Bringt der Kalender Mondenschein.
Du mußt nicht immer erwarten
Das Narrenschiff „Glück" genannt,
Und glauben, daß alle Menschen
Sind unter einander verwandt.
Nur nicht nach den Steinen sich bücken
Und zählen die Dornen am Weg,
Und suchen bei jedem Graben
Nach einem ganz sicheren Steg.
Nicht zweifelnd steh'n an den Ecken:
Wo find ich das richtige Ziel? —
Die Karten nicht gleich hinwerfen,
Ist auch ein Fehler im Spiel.

Nicht wünschen dir Flügel zum Fliegen,
Nicht der Himmlischen himmlische Kost,
Nicht trauern, daß schneidige Waffen
Zerfressen werden vom Rost.
Nicht fürchten, daß jede Wolke
Gewitterschwer über dir schwebt,
Nicht glauben, der Himmel stürzt selber,
Wenn einmal das Herz dir erbebt.
Nicht denken, daß Maulwurfshügel
Dir lockern die sichere Bahn,
Nicht zagen, wenn treueste Arbeit
Benagt wird vom Neideszahn.
Nicht suchen, was doch nie zu finden,
Nicht fragen, wo Antwort gebricht,
Nicht klagen, wenn Wolkenschatten
Verdüstern der Sonne Licht.
Dann ist dir schön das Leben,
Du wirst es recht versteh'n:
Entsagend wirst du nach unten,
Und hoffend nach oben seh'n! —

Friederike Rohrbeck.

# Nassau-oranisches Schulwesen.

1) **Ein Beitrag zur nassauischen Schulgeschichte.** Von J. Brumm.

Die Volksschule, die allerorten ins Leben getretene Bildungsanstalt der breiten Volksmassen, hat im letzten Jahrhundert ihres Bestehens, dank der eifrigen Förderung der Kommunen und des Staates, sowie eines ideal gesinnten Lehrerstandes, der selbst unter Not und Entbehrung sein edeles Werk der Menschenbildung und der Erziehung mit lobenswertem Eifer treibt, einen früher nie geahnten Aufschwung genommen. Selbst das kleinste Dörfchen unseres Landes hat seine Schule und damit seinen Lehrer und Volksbildner. Das war nicht zu allen Zeiten so. Auch die Bildungsstätte des Volkes hat sich aus kleinen Anfängen, aus elenden Verhältnissen früherer Jahrhunderte heraus entwickelt und unter viel Arbeit und Mühe ist das Kind groß geworden, dessen sich heute jeder aufrichtige Volksfreund freut. In den nachstehenden Ausführungen möchten wir hinabsteigen in den Zeitenschoß der Vergangenheit und einiges aus dem Werdegang des nassauischen-oranischen Volksschulwesens wiedergeben, so weit uns das Material hierfür zu Gebote steht.

Die Volksschulen des nassauischen-oranischen Landes lassen sich geschichtlich bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts zurückverfolgen. Der rühmlichst bekannte nassauische Geschichtsforscher Vogel erwähnt 1347 und 1359 Schulmeister in Herborn und 1517 einen solchen in Dillenburg. Steubing ist jedoch der Ansicht, daß man vor 1569 keine Volksschulen in Nassau-Oranien gehabt habe; wenn von Schulen und Schulmeistern die Rede sei, so handele es sich jedesmal um sogenannte Lateinschulen. Der Schöpfer der nassauischen-oranischen Volksschulen ist Graf Johann der Ältere, der durch seine umfangreiche, in Nr. 17, Jhrg. 1902 der „Nassovia" zum Abdruck gekommenen Schulordnung, auf dem Gebiete der Schulgründungen geradezu bahnbrechend gewirkt hat.

Der hohe Wert der Schulen fürs gemeine Volk wird in der angezogenen Schulordnung in den Worten hervorgehoben, es sei notwendig und nützlich, die Jugend in Schreiben und Lesen zu unterrichten, damit sie um so besser in der heiligen Schrift und dem Werk der Seligkeit unterwiesen werde; auch um ihres zeitlichen Fortkommens halber hält man den Unterricht für die Jugend am Platze. In der 1664 erschienenen Kirchenordnung wird der Wert der Schulen darin gesehen, daß die Jugend geschickt werde, in „denen sonntäglichen Catechisationibus" besser bestehen zu können. Deutlicher spricht sich in bezug auf Wert und Zweck der Schulen die nassauische-siegenische Kirchenordnung vom 15. Juli 1716 aus, wenn sie sagt: „Weil an guter Bestellung der Schulen als Pflanzgarten der Kirchen und des gemeinen Wesens ein sehr großes hanget, dahero sie zu allen Zeiten bey Gottes Volk im Stand gewesen, so sollen die gegenwärtige, in Stadt und Land befindende Schulen bestermaßen erhalten und befördert werden." In noch schwungvolleren und tiefsinnigeren Ausführungen weist die vom Fürstlich-geistlichen und Ehegericht vom 11. März 1784 erlassene Verordnung zum Zwecke der Verbesserung der katholischen Schulen auf den hohen Wert derselben hin in den Worten: „Es ist eine bekannte Wahrheit, daß das zeitliche und ewige Glück der Menschen hauptsächlich darauf beruht, daß man in der Jugend seine Seele mit Religion und Tugend bekannt mache und ihn zu nützlichen Kenntnissen und Wissenschaften anführe. Wird solches verabsäumt, so wird es für ihn und die ganze menschliche Gesellschaft die traurigsten und unseligsten Folgen mit sich bringen." Gleichermaßen wird die Hauptaufgabe der Schulen in religiös-sittlicher Erziehung gesehen und in zweiter Linie erst die Vermittelung von Kenntnissen fürs praktische Leben anempfohlen.

Anfangs hatte man nur Kirchspielsschulen und erst nach und nach bürgerten sich im Laufe der Jahrhunderte neben denselben die Filialschulen ein, die aber, wie erstere, kirchliche Gründungen waren. Die Kirche war die Mutter der Schule. Man errichtete Schulen für Mägdlein und Knaben und setzte schon in den ersten Zeiten Vor- und Nachmittagsunterricht ein; doch hatte der Schulmeister zu beachten, daß der Unterricht in die Zeit fiel, in welcher die Eltern ihre Kinder am besten der Arbeit entraten konnten. Schule wurde gehalten im Winter und Sommer. In einer Siegener Kanzlei-Ordnung vom 5. Mai 1621 heißt es: „Zur besseren Erbauung des Reiches Christi sollen die Eltern ihre Kinder, so sie daheim zu ihrer Arbeit nicht notwendig gebrauchen und zum wenigsten diejenigen, so noch nicht das siebte oder achte Jahr ihres Alters erreicht haben, auch des Sommers zur Schule schicken und halten." Die Kirchenverordnung von 1716 schreibt vor: „Die Schulen sollen Sommers und Winters gehalten werden, Vor- und Nachmittag, doch so, daß auf dem Lande des Sommers nur nach der Morgenbetstund ein oder zwei Stunden continuierlich werden zugebracht." Die Verordnung von 1784 sagt über Schulpflicht und Schulzeit: „Die Kinder sollen in die Schule geschickt werden, wenn sie das sechste Jahr zurückgelegt haben. Die Winterschulen dauern von Martini, wenn es nicht eher tunlich ist, bis wenigstens den 1. Mai, und zwar morgens und nachmittags acht Stunden, oder wenn es herkömmlich und praktikabel sein sollte, sechs Stunden den Tag, also des Morgens von 7 oder 8 bis 11 und des Nachmittags von 12 oder 1 bis 4 Uhren. In Anse-

hung der Sommerschulen behält man sich weiteres vor.“ Eine Dillenburger Verordnung vom 23. Jan. 1786 bestimmt für die Stadtschulen in Siegen, daß jeder Hausvater schuldig sei, seine Kinder vom 7. bis 13. Jahre in die öffentlichen Stadtschulen zu schicken. An Versäumnissen des Unterrichts hat es zu allen Zeiten nicht gefehlt, und öfters trifft man Klagen darüber an. Nach der Verordnung von 1784 werden der „saumhafte Schüler“ und dessen Eltern in eine Strafe von 1 Kreuzer genommen und die Siegener Ordnung setzt für jeden versäumten Tag 4 Kreuzer an. Wie arg die Schulschwänzereien gegen Ende des 18. Jahrhunderts eingerissen waren, sieht man deutlich aus einem Erlaß des Fürstl. Konsistoriums vom 26. Nov. 1798. Es ist mehr ein Weckruf zu besserer Beachtung der Schule, eine Ermunterung der Alten und Jungen, die von echt landesväterlicher Fürsorge zeugt und die wegen ihrer Wesenseigenart auch bei unsern Lesern Interesse wecken wird. „Mit Mißfallen und Bekümmernis,“ schreibt L. E. von Schenck darin, „hat man von Zeit zu Zeit die traurigen Beispiele von fortdauernder und überhandnehmender Schulversäumnis, wodurch sich verschiedene Orte vor anderen sehr unrühmlich auszeichnen, wahrgenommen. Man hat gehofft, daß die anhaltenden Ermahnungen und Bemühungen des Lehramts, die mehrmals erlassenen obrigkeitlichen Verordnungen und die angedrohten, zuweilen auch vorgekehrten Strafmittel endlich dem Übel Grenzen setzen und etwas Besseres bewirken sollten. Besonders dürfte man die endliche Erfüllung dieser gerechten Hoffnung von s o l c h e n Zeiten erwarten, wie die bisherigen gewesen sind, in welchen die göttliche Vorsehung die Menschen durch allgemeine Not und Trübsal zu ernsterem Nachdenken außerordentlich wecket und es ihnen so nahe legt, auf der einen Seite die Hauptquellen des ausgebreiteten, mannigfaltigen Elends, auf der anderen aber die sichersten Hilfs- und Rettungsmittel zu erkennen.

Man dürfte erwarten, es müsse jeder Besonnene, der den gewöhnlichen Weltlauf und besonders die schrecklichen Begebenheiten der letzten sechs Jahre mit einigem Nachdenken betrachtet, ganz klar und mit großer Überzeugung einsehen, daß die traurigen Schicksale worunter so viele Länder und unschuldige Menschen seufzen, in der Wurzel aus nichts anderem als aus der Abweichung der Menschen von guten und gerechten Grundsätzen, aus Hintansetzung und Übertretung heiliger Rechte und Pflichten, aus Regellosigkeit und Lasterhaftigkeit überhaupt, insbesondere aber aus übelen Gesinnungen der Länder gegen Länder, und der Mitbürger gegen Mitbürger eben so häufig, als oft auch aus eigenem unordentlichen und unweisen Verhalten, entspringen. Man dürfte erwarten, daß jeder Vernünftige, durch solche Einsicht und Erfahrung geleitet, die Religion und Tugend als das einzige Fundament aller Ordnung, als die festeste Stütze aller gemeinschaftlichen Wohlfahrt, als die unentbehrlichste Quelle aller wahren Beruhigung, mithin in jeder Rücksicht als das höchste Bedürfnis des Menschen und der menschlichen Gesellschaft, mit ebenso klarer und lebendiger Überzeugung erkennen lernte. Man dürfte endlich also auch erwarten, daß jeder, der kein Feind seiner selbst und des Vaterlandes ist, alles dasjenige, was Religiosität und Sittlichkeit hindert oder zerstöret, mit allem Ernst abstellen und vermeiden, im Gegenteil alles, was diese befördert, und worohne sie nicht erhalten werden kann, doppelt wertschätzen und handhaben würde.

Um so mehr sollte dann auch allen vernünftigen und christlichen Eltern daran gelegen seyn, ihren Kindern in den öffentlichen Schulanstalten, die man als einen besonderen Segen des Christentums zu erkennen hat, und die ihnen, durch die Güte der göttlichen Vorsehung, in allen Drangsalen bisher noch erhalten worden sind, solche Belehrungen erteilen zu lassen, die ihnen zur Erleuchtung und Ausbildung ihres Verstandes, zur Beförderung guter Grundsätze und Gesinnungen, zum Troste und zur Stütze in drückenden Lasten der Zeit, zur Standhaftigkeit in künftigen Versuchungen, zur Bewahrung vor Torheiten und Übeltaten, zu ihrer Brauchbarkeit im gemeinen Wesen, zu ihrem glücklichen Fortkommen in der Welt, überhaupt zu ihrer eigenen sowohl als der gemeinen Wohlfahrt nützlich und unentbehrlich sind. Jeder Bürger des Staates ist hierbei interessiert. Es ist ihm nicht genug und er kann damit nicht befriedigt seyn, daß er selbst diese Pflichten an den Seinigen erfüllt. Er hat sich über jeden unedleren Mitbürger zu beschweren, der diese Pflichten vernachlässigt, und in seinen Kindern dem gemeinen Wesen unnütze oder schädliche Mitglieder zu liefern droht.

Der Fürst, der das Wohl des Landes liebt, und diejenigen, die in seinem Namen und zum Dienste des gesellschaftlichen Bestens, der Kirchen- und Staatsverfassung vorstehen, können es deshalb keineswegs mit Gleichgültigkeit und nicht ohne große Bekümmernis ansehen, wenn die öffentlichen Beförderungsmittel der Religion und Sittlichkeit, wozu, neben der Predigt des Evangeliums, auch die christlichen Schulen gehören, gegen alle Ordnung, und gegen das schreiende Bedürfnis, von so vielen gering geschätzt und vernachlässiget werden. Sie mißbilligen und bedauern hierin, mit großem Grunde, nicht allein einen sträflichen Undank und Ungehorsam gegen Gott, und eine schwere Verletzung der Bürgerpflichten, sondern auch eine wirksame Ursache von künftigem noch größerem Sittenverfall, und daher von noch allgemeinerem und schrecklicherem Elend, das daraus notwendig entspringen muß.

Man siehet sich deswegen dringend bewogen, alle und jede Eltern, besonders auch in der Stadt Herborn, in Beziehung auf die heiligen Pflichten, die sie Gott, ihrem Erlöser, ihrem Fürsten, dem Staate, ihren Kindern, sich selbst, ihren Nachbarn und selbst der Nachwelt schuldig sind, hiermit öffentlich aufzufordern, daß sie sich hierfüro dergleichen sündliche und schädliche Versäumnisse nicht zur Schuld und schwere Verantwortung kommen lassen; sondern sich, wie überhaupt in Werthschätzung und Gebrauch der öffentlichen Religions- und Tugend-Übungen, so auch besonders in der Unterweisung und Erziehung der Kinder, als christlich-rechtschaffene Staatsbürger beweisen, denen Pflicht überhaupt, insbesondere aber Christentum und Menschenwohl noch am Herzen liegt.

Es werden also die, gegen mutwillige Schulversäumnisse bisher geltenden Gesetze, unter der Verwar-

nung vor den bekannten Geld- oder dem Befinden nach Turm- und Arbeitsstrafen, hiermit öffentlich erneuert. Die Prediger und Schullehrer haben auf die nachlässigen Eltern und Kinder sorgfältig acht zu geben und wöchentlich der Behörde anzuzeigen. Die Amtsobrigkeit hat die Strafen ohne Nachsicht exequieren zu lassen und wo es nichts fruchtet, mit anderen Strafen zweckmäßig vorzugehen.

Nachdem wir uns bisher über das hohe Alter, die Wertschätzung der Schulen, die Schulpflicht und Schulzeit verbreitet haben, wenden wir uns nunmehr dem Repräsentanten der Schule, dem Lehrer, zu.

Es ist bekannt, daß das erste nassauische Lehrerseminar im Jahre 1779 durch den Fürsten Karl Wilhelm von Nassau in Idstein begründet wurde. Vor dieser Zeit kannte man seminarisch gebildete Lehrer in Nassau kaum; auch für Nassau-Oranien trifft dies zu. Graf Johann der Ältere ordnete in seiner Schulordnung an, daß das Schulamt von den Pfarrern geübt werde, wenn die Arbeit im Predigtamt nicht zu „weitläufigk" sei; wo aber die Pfarren zu „weitläufigk" sind, müssen ordentliche Schulmeister hierzu bestellt werden. Zu dem Zwecke sollte man Glöckner wählen, die da lesen und schreiben und „beneben Irem Glocken-Ambt auch die deutschen Schulen bethienen mögen." Ehrbare Handwerksmeister, wie Schuhmacher und Schneider, Korbflechter und Handschuhmacher kamen zum Glöcknerdienste und somit gleichzeitig zur Schulmeisterzunft. Im Besitze großer Wissenschaft brauchten die Leute nicht zu sein; sie mußten lesen und schreiben können und Kenntnisse haben in religiösen Dingen. Nach Artikel 15 der Kirchen-Ordnung vom 29. Jan. 1582 wurde gefordert: „Schulmeister sollen nicht allein im Lesen und Schreiben, sondern auch im Catechismus und anderen geistlichen Wissenschaften ihre Schüler auferziehen und anführen: Der Lehrer Ampt ist die Schrifft auslegen, erklären und wider die Kätzer vertheidigen helfen." Daß sie hierin ihren Mann nicht standen, ersehen wir aus einer Verordnung der Nassau-Diezer Regierung vom 18. Juni 1672, in der es heißt: „Dieweil wir auch berichtet werden, daß die Kinder in der Mädger-Schul zu tüchtigem Schreiben, wie auch im Lesen und Gesang nicht gebührend unterwiesen werden, sonderlich da keine qualifizierten Schulmeistern hierzu zu bekommen, so sollen die Kinder an beide Präzeptores gebracht werden." Aber von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schleppte sich die Schulmeisterzunft in ihrem alten Zopfe der Unwissenheit weiter. Wohl sah man ein, daß die geistigen Minderwertigkeiten ein Hemmschuh der Volksbildung waren, aber kein Mensch wollte einen Weg wissen zur Hebung der Schulmeisterbildung. Schwache Anläufe dazu sehen wir in der Gründung einer Schulmeisterbibliothek, über die ich in Jahrgang 6 dieser Zeitschrift pag. 186—188 schon Ausführlicheres mitgeteilt habe. Wir ergänzen unsere damaligen Ausführungen heute noch durch Wiedergabe eines Aufrufs des Pfarrers Keller aus Dillenburg vom 17. März 1796, in dem es heißt: Da der Fürstl. Landesregierung an brauchbaren und geschickten Schulleuten überaus viel gelegen ist, so hat Hochdieselbe zur Förderung der Bildung der Landschullehrer ein jährliches Fixum zur Vermehrung der schon vorhandenen kleinen Schulbibliothek hochgeneigt verwilligt. Für diesen Betrag werden die zweckmäßigsten Schriften angeschafft und zum Gebrauch der deutschen Schullehrer hingestellt. Diese Schulmeisterbibliothek befindet sich dahier in Dillenburg im 2. Pfarrhaus. Es können also Landschulleute, die ihre Kenntnisse in manchen nützlichen Dingen erweitern wollen, Lesebücher da erhalten. Die Austeilung erfolgte Mittwochs und Samstags von 2 bis 3 Uhr. Auch um Zuwendung von zweckmäßigen Büchern wird in dem Aufruf gebeten. Daß auch eine Fortbildung des Lehrers in Botanik angeregt wurde, haben wir an dieser Stelle auch bereits früher mitgeteilt. Die Behörden bemühten sich, durch die Geistlichen die Schulmeister geistig zu heben, vor allen Dingen etwas methodisches Geschick beizubringen. Es hatten somit die Lehrer nach der mehrfach erwähnten Verordnung vom 11. März 1784 — alle Sonn- und Feiertage, nach beendetem Gottesdienste sich bei ihrem Geistlichen einzufinden, um zu berichten, was und wie sie im Laufe der Woche gelehrt hatten; sodann, was und wie sie die künftige Woche lehren wollten. Gleichzeitig war Rechenschaft abzulegen über die Fähigkeiten und Tugenden oder die Mängel ihrer Schüler und wie solchen abzuhelfen sei; weiter auch über ihr sittliches Betragen. Das alles hatte zu geschehen, um von dem Prediger die nötige Zurechtweisung und Unterricht zu empfangen, denselben mit schuldigem Gehorsam anzunehmen und genau zu befolgen. Sollte jedoch einer oder der andere Schulmeister, so heißt es in der Ordnung weiter, diesem Befehle nicht nachkommen, so ist dessen Widersetzlichkeit zur Bestrafung gehörigen Orts sofort anzuzeigen.

(Schluß folgt.)

# Hartmut von Kronberg.

## Eine Skizze seines Lebens und seiner Schriften II.

5) Von D. E. Knodt. (Schluß.)

In deselben Jahre, 1523, erließ Hartmut Ende April oder Anfangs Mai auch einen „Sendbrief an die Böhmen". Seine persönliche Angelegenheit erscheint in dieser Schrift mit der Sickingens, für den er Bundesgenossen suchte und mit der Sache der Reformation verquickt (vgl. Kück a. a. O. XLVI). „Die Böhmen sollen der göttlichen Wahrheit und Gerechtigkeit" beistehen, d. h. ihm, dem um des Evangeliums willen Verjagten und Sickingen „dem wahrhaftigen Diener Gottes und seiner göttlichen Gerechtigkeit, in dem er bereits bei dem Beginn der Trierer Fehde den Bahnbrecher des Evangeliums gesehen hatte. Besondere Belege für Hartmuts Tätigkeit in Böhmen fehlen." Nur einmal wird er-

wähnt, daß er auch auf einer Parteiversammlung der katholischen Verehrer des Franz von Sickingen, Zdenek Lew von Rozmital in Sedlean am 8. Juli 1523 erschienen sei. Jedenfalls war er längere Zeit in Böhmen. Er forderte in seinem Schreiben nicht direkte Hilfe gegen die Feinde, die ihn und Sickingen besiegt hatten, sondern wendet sich hauptsächlich gegen den Papst und seinen Anhang diese Feinde Gottes: dieselben müßten nochmals ernstlich ermahnt werden, von ihrem teuflischen, antichristlichen Wege abzugehen: träte keine Besserung ein, so müsse man sie „mit allen ihren Helfern kecklich und männlich in dem Namen Gottes angreifen mit Waffen und gegen dieselbigen handeln, wie es sich gegen die ärgsten Feinde Gottes und seines christlichen Volkes gebühre und die Waffen gegen sie brauchen, wie St. Petrus und Paulus zulassen zu der Rache und Strafe der Bösen und zu erlösen das christliche Volk von den allergreulichsten Mördereien der diebischen reißenden Wölfe in Schafskleidern, damit das Wort Gottes freiledig gelassen werde." Hier steckt Hartmuts Denken noch ganz in den mittelalterlichen Anschauungen mit ihrem alttestamentlichen Standpunkt. Auch an Huß und Hieronymus von Prag, „diese christlichen heiligen Diener Gottes", die von dem Papsttum so schändlich verfolgt worden seien, erinnert Hartmut. — Im Jahre 1525 finden wir ihn wieder in Böhmen, wo er für den verjagten Herzog Ulrich von Württemberg, den er zum Luthertum bekehrt hatte, Bundesgenossen werben sollte. Er wirkte dort in Gemeinschaft mit dem Ritter und Doktor Johann von Fuchsstein, der Herzog Ulrich erreichte damals nichts.

Vorher hatte Hartmut am 24. Juli 1523 sich für die Sache des Evangeliums noch einmal auf den Plan gewagt. Er schrieb am 24. Juli 1523 seine Schrift und Vermahnung an alle Stände des römischen Reiches. V o g l e r hält diese Schrift für den Abschluß von Hartmuts literarischer Tätigkeit. Solches ist nicht richtig. Er schrieb am 11. August 1523 noch eine Schrift an das Kaiserliche Regiment zu Nürnberg und am 2. Januar 1524 eine „Ernstliche Schrift an alle Stände des Römischen Reiches." In der zuerst genannten Schrift am 24. Juli 1523 erhebt Hartmut, nachdem er gezeigt, wie man auf den alleinigen Grund bauen muß, wozu die Taufe verpflichte, die Forderung, „Papst und Bischöfe, Pfaffen und Mönche sollen ihre Herrschaften und Reichtümer den einzelnen christlichen Gemeinden übergeben." Freilich setze dieses Unternehmen Selbstverleugnung und Aufopferungsfähigkeit von seiten des Adels voraus, der nun seine Verwandten nicht mit geistlichen Pfründen und Klostergütern versorgen könne. Solches Opfer an Hab und Gut hätten aber selbst „die ehrlichsten, höchsten Heiden" der römischen Republik gebracht und wie unvergleich sei Christi Vorbild, in welchem sich eine Geringschätzung des Erdenreichtums zeige.

Im August 1523 hat es Hartmut endlich erreicht, daß er, wohl auch in Folge der Fürsprache des böhmischen Adels, vor dem Reichsregiment in Nürnberg erscheinen und seine Sache verteidigen durfte. Einen Auszug dessen, was er damals dem Reichsregiment vorgetragen, haben wir in dem Schreiben „Persönliches Vorbringen vor dem Kaiserlichen Regiment zu Nürnberg", das am 11. August abgefaßt ist. Hartmut rechtfertigt seine Handlungsweise vor und während der Trierischen Fehde, äußert sich über die Handlungsweise seiner Verwandten und fordert die Achterklärung gegen die drei Kriegsfürsten, die ihn so schwer geschädigt. Er bekam keinen günstigen Abschied und mußte wieder den Wanderstab ergreifen. Wir begegnen ihm in Konstanz und dann in Zürich. Hierauf hielt er sich eine Weile bei dem Herzog Ulrich von Württemberg in Mömpelgard auf und erschien im November wieder in Basel. Mit Recht setzt Kück (a. a. O. LII) die Abfassung der vom 2. Januar 1524 datierten „Schrift an alle Stände" in jene Zeit. Es wird auch behauptet, er sei in jener Zeit mit seinem Anliegen dem Kaiser nach Spanien nachgereist, was indessen mit Recht bestritten wird.

Er wandte sich an die Stände des Römischen Reichs, die Fürsten, Grafen, Herren und Städte deutscher Nation, welche Anfangs Januar durch ihre Botschaft und Gesandten auf dem Reichstag zu Nürnberg erschienen und trägt darin seine Angelegenheit wegen des Verlustes seines Besitztumes vor. Wiederholt habe er sein Recht bei den zuständigen Behörden und Persönlichkeiten geltend zu machen gesucht, aber ohne Erfolg. Nun habe er mit Vorbedacht und ganzem Willen sich vorgenommen, vor einem ordentlichen Gericht alle seine Habe und seine Güter unwiderruflich seinen Kindern zu übergeben und gänzlich zuzueignen und er bitte den Reichstag, seine Kriegsfeinde, die ihn überfallen hätten, zum Schadenersatz und zur Herausgabe seines Besitztums zu zwingen und ihm durch den Boten, der seine Schrift überbracht, Antwort zukommen zu lassen. Letzteres scheint nicht geschehen zu sein. So mußte er nun wieder warten. Wir verließen ihn oben in Basel, wo er sich am 16. Februar 1524 an einer Disputation beteiligte. Ein katholischer Priester, Stör in Liestal, hatte sich mit seiner Haushälterin verlobt und es war festgesetzt, daß er in einer Disputation zu Basel das Recht der Priesterehe darlegen solle. Am 14. Februar 1524 schlug er seine Thesen über dieses Thema an den Türen der Kirchen und Universität an, und forderte zu einer Disputation am 16. Februar auf. Nachdem Oekolampadius und Pellikan zur Sache geredet hatten, bemerkte Stör unsern Ritter Hartmut unter den Zuhörern und bat ihn, seine Meinung zu äußern. „Obwohl ich nur ein Laie und an Einsicht der Geringste bin unter den anwesenden Brüdern," sagte Hartmut mit edlem Freimut, „so halten und lesen wir Laien doch das Evangelium in gutem Deutsch und wissen folglich, daß das, was die würdigen Herren, unsere Brüder mit vielen Ausführungen der hl. Schrift erzählt haben, die gründliche göttliche Wahrheit sei. In welchen Stücken die Lehrer anders lehren, als das Evangelium Christi, dann sind sie falsche Propheten. Solches will ich als öffentliches Bekenntnis zur Steuer der Wahrheit allezeit sagen und wie sich's mir gebühret, frei bekennen." (Nebe a. a. O., S. 19.)

Im folgenden Jahre begegnet uns Hartmut in Sonnenwalde in Sachsen, wo er den ihm befreundeten früheren Frankfurter Pfarrer Ibach aufsuchte. Nebe vermutet, daß er auch den Kurfürsten Johann und den Herzog Heinrich wohl um Fürsprache für ihn bei dem Landgrafen Philipp ersucht habe. Ein noch vorhandener Brief Hartmuts an Spalatin beweist, daß er an diesen bei dem sächsischen Hofe sehr einflußreichen Mann geschrieben hatte. Spalatins Trostbrief traf ihn in Sonnenwalde. Hartmuts Antwort vom 20. März 1525 ist eine wahre Perle. Wir sehen darin in ein wirklich gottergebenes, demütiges Herz. „Der Trost, heißt es darin, der uns durch und mit dem Worte Gottes gegeben wird, übertrifft allen Trost, den die Menschen und die Welt geben kann." Auch der Reichtum, sagt Hartmut und die zeitliche Ehre können nicht wahrhaft trösten, denn sie nehmen ein Ende. „Dagegen ein jeder wahrer Christgläubiger nimmt an das tröstliche Wort Gottes, darinnen er einen solchen Trost findet, der auf das allersicherste ist; nämlich so ihm Widerwärtigkeit und Verfolgung zu Handen gehet, so ist er doch das gewiß, daß solches von Gott dem himmlischen Vater ist, der gewißlich mehr und höher für uns sorget, als wir bitten und begehren mögen. Derselbige unser Vater ist allmächtig und alle Haare unserer Häupter hat er gezählet, darum wir sicher sind, daß alles, das so einem Rechtgläubigen zu Handen geht, zu unserm großen Gewinn dienen muß und endlich zu den höchsten Freuden gereicht; und darum wird uns alles, das uns Gott zuschickt, es sei süß oder bitter, durch den Glauben alles süße." Im Hinblick auf die köstlichen Verheißungen gilt es freudig auszuharren. „Wir wissen unsern Sieg und Überwindung so sicher und gewiß, als hätten wir ihn schon jetzt in unsern Händen, denn wir haben eine solche Hoffnung, die nicht fehlen mag." „Fürwahr solches tröstet mich auch in meiner Widerwärtigkeit und ich bitte Gott, daß er die Widerwärtigkeit nicht von mir nehme, oder aufhöre, mehr aufzulegen nach seinem göttlichen Willen, was zu der Ehre Gottes dient, sondern allein bitt ich, daß er mir in allem, was er mir zuschickt, es sei süß oder sauer Gnade geben wolle, solches mit rechtem Herzen, wahrem Glauben und rechter Furcht Gottes anzunehmen und zu tragen, zu göttlichem Lob und zu meinem und meines Nächsten Nutz!" Das sind goldene Worte. Wohl dem Christen, der innerlich so steht, denn: „Wem Freud ist wie Leid und Leid wie Freud, der ist befreit von allem Streit."

So ging ein Jahr nach dem andern für den edlen Dulder, der in der Verbannung leben mußte, dahin. Doch endlich erhörte Gott seine Gebete. Es war eine heilsame Fügung für ihn gewesen, daß er mit Martin Bucer noch von der Ebernburg her Beziehungen hatte. Zweimal war Bucer in Sickingens Diensten gewesen, und so hatten sich auch Hartmut und Bucer kennen gelernt. Letzterer stand aber auch mit dem Landgrafen Philipp von Hessen als sein Vertrauensmann in naher Freundschaft. Nun war der Landgraf auch von Fürsten und Rittern wiederholt stark gedrängt worden, daß er die Kronberger Angelegenheit endlich ordne. Besonders hatten der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, Moritz, Herzog von Sachsen und ein Graf von Monsfeld in Frankfurt a. M. bei einer Versammlung den Landgrafen so weit gebracht, daß er auf einen Vertrag einzugehen versprach; aber doch zog sich der Abschluß immer wieder in die Länge. Ein Brief, den der Landgraf einige Zeit vorher als Antwort auf eine Bittschrift Hartmuts an letzteren geschrieben, läßt uns erkennen, wie Philipp über die Sache dachte. Es heißt darin u. a.: „Gott weiß, daß ich dir im Herzen nicht Feind bin, obwohl du es um mich und meine Untertanen nicht verdientest. Ich bin auch geneigt, die Sache auf einem geziemlichen, ehrlichen und christlichen Wege zu vertragen. Ich weiß wohl, daß ich für meine Person vergeben soll, aber ich weiß auch, daß ich, wie es einer gutherzigen und ehrbaren Obrigkeit zukommt, meiner Untertanen Schaden und Nachteil nicht zulassen darf. Ich muß auch bedenken, daß ich das einmal mit schweren Kosten und dem Blut meiner Untertanen mit gutem Grunde eroberte, nicht so leicht und nicht ohne weiteres aus der Hand lassen darf, da hieraus meinen Untertanen und Verwandten Schädigung folgen würde und sie könnten mir den Vorwurf machen, daß ich das einmal mit ihrem Zutun Eroberte so leichthin wieder preisgegeben hätte. Und deshalb darfst du als ein Christ, als welchen ich dich doch mehrmals habe rühmen hören, nicht allein an dich denken, sondern auch an mich, meine Untertanen und Nachkomme, denn so schuldig ich bin, dir zu vergeben, so schuldig bist auch du christlicher Liebe, an mich und andere Meinungen zu denken. Wenn du nur so christlich sein willst, wie ich von dir hoffe, mußt du mich und die Meinen auch bedenken, sowie was für Gnade und Unwillen bei meinen Untertanen daraus folgen wird und du mußt dich dermaßen in die Sache schicken, daß ich mich mit dir vertragen möge und könne und dabei deine Pracht und Hoffart (was ich dir jedoch nicht zum Nachteil schreiben will) nicht höher schätzen als Gottes Ehre, brüderliche Liebe und Versöhnung mit dem Nächsten . . . . Es ist billig, daß einer vergebe, daß dafür aber der andere nachläßt. Es heißt: Wenn man dir den Rock nimmt, so gib den Mantel dazu; und ich bin doch nicht geneigt, dich ganz zu entblößen, sondern gnädig zu halten. Ich habe darum meinen Räten befohlen, dir meine Ansichten mitzuteilen und wenn du nicht gar zu „prächtig" bist und den alten Adam in dir hast, zu heischen, so wird in dieser Sache wohl guter Rat gefunden werden, sie ohne Schaden für dich und Nachteil für deine Ehre zu vertragen. Du magst mir wirklich glauben, daß ich dir mit der Tat vergebe, denn ich hätte wohl weiter gegen deinen Leib und deine Güter zu handeln gehabt. Ich will dir hiermit Gnade in Gott wünschen, daß du dich in diesem Handel deinerseits so christlich und verträglich wie das der Liebe nach sich gebührt, hältst, wie ich es denn auch zu tun geneigt bin; und was ein Christ von mir begehrt, ist er auch selbst zu tun schuldig. Gott befohlen, der uns allen seine Gnade und seinen Geist gebe." Philipp ging von dem

falschen Gesichtspunkte aus[1]), daß Hartmut als Bundesgenosse Sickingens sich auch des Landfriedensbruchs schuldig gemacht und er sein Besitztum rechtmäßig erobert habe, Hartmut aber glaubte, da er garnicht aktiv in jener Sickingschen Fehde beteiligt gewesen sei, sondern nur die Ebernburg behütet habe, daß er völlig unschuldig sei; auch hielt er die Feldzüge gegen die Feinde Gottes, die trotz wiederholter Ermahnung doch noch das Evangelium bedrückten und verfolgten, von seinem alttestamentlichen Standpunkte aus, den wir allerdings nicht teilen können, für berechtigt. Darum konnte Hartmut auch von seinem Standpunkte aus nicht erklären, daß er Unrecht getan habe, während Philipp darin Stolz und Hoffart sah. Da war es denn gut, daß ihr beiderseitiger Freund Bucer vermittelte: er wandte sich wiederholt an den Landgrafen und mahnte dann zur Barmherzigkeit. Es sind noch 2 Antwortschreiben Philipps auf solche Bittschaften Bucers erhalten, aus denen hervorgeht, daß Philipp Hartmut nicht ganz gerecht beurteilte. Doch will er seinem Versprechen nachkommen und Hartmut seinen Besitz aber als hessisches Erblehen wieder zurückgeben. Dieser Vertrag wurde endlich am 2. November 1541 in Kassel unterzeichnet. Die Hauptbestimmungen lauteten:

1. Kronberg und Eschborn bleiben Reichslehen.
2. Hessen erhält dort das beschränkte Erböffnungsrecht.
3. Die Kirchenordnung des Landgrafen, gemäß der Augsburgischen Konfession bleibt bestehen. Sollte den Kronbergern darum eine Anfechtung begegnen, so will Hessen sie schützen.
4. Hartmut trägt dem Landgrafen 4 Hufen Eigengut vor Eschborn, im niedern Felde gegen Sossenheim, zu Lehen auf und empfängt es als solches zurück.
5. Wegen Wasserbiblis wird vertragen: daß die Kronberger die Hälfte vom Hause und Gute bekommen; daß Hartmut für die Wiedereinlösung dem Pfandbesitzer Licenhuber Helfmann 6600 Gulden zahlt; endlich: das Zentgericht und Obrigkeit bei Hessen bleiben.

Die Urkunde des Vertrages ist von Hartmut XII. seinen beiden Söhnen Philipp VIII. und Hartmut XIII., den Vettern Georg I. und Kaspar H. und von dem Landgrafen Philipp unterschrieben. Der 3. Sohn Hartmanns, Walter XII., war damals noch minderjährig.

Nun kehrte Hartmut auf das Schloß seiner Väter mit seinen Angehörigen zurück. Mit welchen Gefühlen mag er dasselbe nach fast 20jähriger Wanderschaft und Verbannung betreten haben. Geläutert in der Schule der Trübsal pflegte er in seinem Hause und bei seinen Untertanen die Sache des Evangeliums. Johann Brendel aus Usingen war der treue Seelsorger seiner Gemeinde. Dieser wirkte dort in großem Segen, mußte aber nach dem unglücklichen Ausgange des schmalkaldischen Krieges fliehen und erhielt durch den Weilburger Reformator Goltwurm eine andere Stelle. Hartmut hatte viel zu tun, um seinen Besitz wieder in rechten Stand zu setzen. Um den ersten Stock herum legte er einen Laufgraben an und suchte den vernachlässigten Gütern bessere Bewirtschaftung zu teil werden zu lassen.

Da in dem Schmalkaldischen Krieg am 20. Juli 1546 Landgraf Philipp von Hessen in die Reichsacht erklärt wurde, hob der Kaiser Karl die ihm gewährleistete Erböffnung auf Kronberg wieder auf, welchem Widerrufe aber die Kronberge niemals praktisch Folge geleistet haben.

Am 7. August 1549 starb Hartmut im 61. Lebensjahre und am 14. April 1551 folgte ihm seine treue Gemahlin Anna, die vierzig Jahre lang mit ihm Freud und Leid erlebt, nach. Rechts vom Altare in der Schloßkapelle zu Kronberg wurden sie bestattet, wo das Denkmal das unter dem Kruzifix knieende Ehepaar zeigt. Das schöne Denkmal war, wahrscheinlich von den Franzosen, in frevelhafter Weise verstümmelt worden, ist aber später von kunstreicher Hand wieder hergestellt.

Über Hartmuts Haupt ist auf dem Denkmal zu lesen:

Du Lamm Gottes, welches hinnahm
Aller Welt Sünd' am Kreuzesstamm,
Durch den Tod ist ewig Leben
Allen Gläubigen gegeben.
Darauf ich denn meine Hoffnung stellt',
Da ich noch lebt' in dieser Welt.

Über dem Haupte seiner Frau heißt es:

O Mittler zwischen Gott und mir
Lob, Ehr und Dank sei darum dir,
Bist für uns Sünder gestorben
Am Kreuz und uns erworben
Versöhnung gegen den Vater dein
Und uns erlöst von höllischer Pein.

Über dem Kruzifix steht:

Hier hängt am Kreuz mein geliebter Sohn
An dem ich ein Wohlgefallen hon,
Wer ihn hört und sein Wort glaubt,
Wird meiner Gnaden nicht beraubt;
Sondern haben ewig Leben,
Wird euch von seinetwegen gegeben.

---

[1]) Der Landgraf war entschieden im Unrecht. Es war ausdrücklich am 5. Mai 1527 durch kaiserlichen Befehl aus Valladolid dem Reichskammergericht befohlen, nach Hartmuts Bittschrift zu verfahren und den ihm zur Last gelegten Landfriedensbruch zu untersuchen, und Erzherzog Ferdinand hatte die Weisung empfangen: „Landgraf Philipp soll unser und des Reichs Eigentum, Kronberg, wieder herausgeben." Am 30. September 1528 war ferner an die drei Fürsten, die Kronberg erobert hatten, der Befehl ergangen: entweder Kronberg, „das du wider Reichsrecht und Landfrieden uns dem rechtmäßigen Herrn vorbehälst", herauszugeben und den Kauf mit Jacob Kronberg (welcher das Haupt des andern Stammes war und eine Entschädigungssumme von mehreren tausend Gulden von Philipp erhalten hatte), rückgängig zu machen, „oder bei dem Kammergericht Recht zu nehmen". Weil sich die drei Fürsten nun damit entschuldigten, daß sie wegen des Kronberger Handels für das Reich große Kosten gehabt hätten und deren Erstattung verlangten, verschleppte sich die Sache wieder. Am 11. August 1530 erhielt Philipp den kaiserlichen Befehl: „daß du, bey gen 100 M. lobigs Goldes, binnen 6 Wochen Schloß, Stadt Kronberg abtretest." So schwach war die kaiserliche Gewalt, daß auch diesem Befehl keine Folge geleistet wurde, und Philipp das Reichslehen behielt. 1532 wurde Hartmut von der Reichsacht losgesprochen.

Wir sind am Ende. Eine Persönlichkeit ist an unserem geistigen Auge vorübergegangen, die uns hohe Achtung abnötigt. Welcher fester Charakter, welche Aufrichtigkeit, welche edle, ritterliche Gesinnung, welche Begeisterung für die evangelische Wahrheit, welche Bewährung im Leben, welche Liebe zum göttlichen Wort: fürwahr, Hartmut von Kronberg war eine der herrlichsten Gestalten des christlichen Adels deutscher Nation in der Reformationszeit. Als in unserem nassauischen Lande noch die meisten in der Finsternis des römischen Aberglaubens saßen, war er ein begeisterter Zeuge des lauteren, allein zur Heilsgewißheit führenden Evangeliums, dem er sein Leben lang treu blieb. Mögen ihn auch viele andere Gestalten im Zeitalter der Reformation an großen Geistesgaben überragen, seine mannhafte unerschütterliche evangelische Überzeugungstreue und Glaubensstärke und seine feurige Liebe zu den Brüdern, die er gerne alle zu dem lebendigen Wasser des Evangeliums führen möchte, sichern ihm für alle Zeit, besonders bei seinen Glaubensgenossen in Nassau, ein ehrenvolles Gedächtnis: er war einer seiner besten und edelsten Söhne, deutsch und evangelisch durch und durch. Mit den ihn am besten zeichnenden Worten Rebe's (a. a. O. S. 22) schließe ich die Darstellung dieses reichen, vorbildlichen Lebens: „Hartmut war in der Tat nach dem Zeugnis seiner Zeitgenossen, mit welchem sein schriftstellerisches Wirken, wie sein Handeln und Leiden auf das Schönste übereinstimmt, eine offene, ehrliche, lautere Natur. Verstellung war ihm durchaus fremd, ein Zurückhalten, ein Verleugnen seiner Überzeugung ganz unmöglich. Er war leicht erregbar und entzündlich, rasch im Entschluß, rührig in der Ausführung, feurig in der Hoffnung. Was er einmal ergriff, ergriff er mit ganzer Seele; die Begeisterung ließ ihn nicht Rücksichten nehmen, Berechnungen anstellen; sie riß ihn fort zu kühnen Erwartungen; er konnte in der Glut der Begeisterung wohl bisweilen selbst schwärmen. Mit dieser Empfänglichkeit vereinte er aber eine höchst seltene Beharrlichkeit und Standhaftigkeit; er konnte in seinen Hoffnungen betrogen werden, aber das konnte ihn nicht verzagt machen; er hielt fest, wenn auch alles auf dem Spiele stand und war bereit, Gut und Blut für seinen Herrn und Heiland zu opfern. Sein Glaube war auf das Wort der heiligen Schrift gegründet, er hatte aus diesem Born wirklich das Wasser des Lebens getrunken und die Güter der zukünftigen Welt geschmeckt. Diesen Glauben mußte er mit den eindringlichsten, feurigsten Worten predigen, den Hohen und Niedern, zur Zeit und zur Unzeit. Er liebte seine Mitmenschen als seine Brüder, hing mit der innigsten Liebe an seinem deutschen Vaterlande und sah das Heil seines Volkes nur in der Annahme des Evangeliums. Daher war er alle Zeit fertig, nach Kräften mit männlichem, wahrhaft ritterlichem Mute, als Schirmherr und Verteidiger der evangelischen Kirche vor Kaiser und Reich, vor Papst und Orden, vor Rittern und Bürgern aufzutreten. Hartmut von Kronberg ist einer der edelsten Ritter; er ist, wenn auch nicht die Blüte, so doch eine von den schönsten Blüten des evangelischen Adels deutscher Nation im Zeitalter der Reformation.

### VI. Schlußwort.

Der berühmte Geschichtsschreiber L. von Ranke nennt (in seiner deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation II., S. 106) diesen Mann „den ersten im Sinne einer späteren Zeit frommen, vollkommen überzeugten Lutheraner“. Und Seckendorf sagt in seinem Adelsspiegel (1594) von ihm: Hartmut von Kronberg ist das Evangelium ein großer Ernst gewesen, darob er auch heftig und doch mit Verstand geeifert. Alle seine Worte und Reden von der Religion gingen aus Grund und Brunst seines Herzens . . . daß er so gar freudig und ungescheut die christliche Wahrheit bekennt . . . mit der Tat und Schrift für und gegen alle Welt.“ Und Ullmann (Fr. v. Sickingen) S. 186 schreibt 1872: Seine eifervolle Überzeugungstreue hat fast etwas Puritanisches an sich . . . Der Wahrheit und dem Worte Gottes Ehre und Platz zu geben, war der stets sich wiederholende Endreim seiner Auseinandersetzungen. Es war ihm heiligen Ernst. Einen gläubigeren Vertreter des der Reformation zu Grunde liegenden Prinzips, des Zurückgehens auf die Bibel, hat es nicht gegeben. Die Persönlichkeit ist in ihrer unerschütterlichen charaktervollen Einseitigkeit interessant genug, um einmal eine eigene Lebensbeschreibung zu verdienen. Ferner sagt Steitz „Archiv für Frankfurts Geschichte“, Bd. IV., S. 128, 1869, über Hartmuts Schriften: Sie atmen sämtlich den frischen, durch theologische Streitigkeiten noch nicht verbitterten Geist der ersten Reformation, die kindlich reine Freude an dem aus trüben Nebeln siegend emporgestiegenen Licht des lautern einfältigen Gotteswortes.

Ich frage, sind diese ehrenvolle Zeugnisse durch die Mitteilungen aus Hartmuts Leben und Schriften nicht glänzend bestätigt worden?

# Der Kampf um die Lorelei.

Von Dr. J. Joesten.

„So lebt nicht und stirbt nicht die Lore Lei.“

Kein geringerer als Wolfgang Müller von Königswinter hat diese prophetischen Worte in seinem Rheinischen Sagenbuch: „Lorelei“ gesungen, und die Nachwelt muß ihm Recht geben: Der Kampf um die Loreleisage, der Jahrzehnte lang von Düntzer, Menzel, Alexander Kaufmann geführt wurde, hat weder durch des letzteren Schlußfolgerung „daß die Lorelei ein poetisches Erzeugnis

Brentanos sei", noch durch die Ansicht Hermann Hüffners, „daß Kaufmann die Lorelei-Frage endgültig gelöst habe", sein Ende gefunden.

Dr. Ludwig Holthof (Stuttgart) hat bereits in einem Artikel der „Frankfurter Zeitung" (Nummer 137, Jahrg. 1906) überzeugend nachgewiesen, daß Clemens Brentano den Stoff zu seiner episch-lyrischen Erzählung „Violettens Lied" in seinem Roman: „Godwi", Bremen 1802 (Bd. 2 S. 302) nicht so ganz und gar „frei" erfunden habe, und daß er sich mit ihr an volksmäßige Überlieferungen anlehnt. Gut drei Wegestunden sind es von der rechtsrheinisch gelegenen Lorelei bis zu dem linksrheinischen Städtchen Bacharach, wo die sogenannte Heilesen Wert-Insel liegt, deren Lehensträgerin, die einer alten Bacharacher Familie Heiles entstammende spröde Dorfschöne gewesen sei. Chr. von Stramberg hat uns in seinem „Rheinischen Antiquarius" Abt. II. Bd. 8 S. 314 das Schicksal dieses Urbildes, die auch keine „Zauberin" war, romantisch erzählt; Holthof meinte, es sei die alte Geschichte vom Wassernix, wie er schon in Herders Volksliedern usw. typisch sei, und kommt zu folgendem Ergebnis bei seiner Untersuchung:

Vorhandensein einer alten germanischen Tradition von der verführerischen Macht der Wassergeister im Sinne der von Herder mitgeteilten dänischen Wassermann-Ballade im Rheintale unterhalb Bingens; Lokaler Niederschlag dieser Überlieferung in Gestalt einer sagen- oder märchenhaften Erzählung anläßlich des Selbstmordes des Fräulein Heiles auf der Bacharacher Rheininsel; Benutzung der Bacharacher Volkslegende durch Brentano; Ausdehnung des Schauplatzes der Handlung talabwärts bis zum Loreleifelsen (drei Rittersteine) in eben dieser Dichtung.

So weit wollen wir mit Holthof einig gehen, allein seine weiteren sprachlichen Schlußfolgerungen: „Bildung des Namens „Lorelei" (in der vorliegenden Form zuerst von Eichendorff gebraucht) aus dem Vor- und Zunamen Lore (Eleonore) Lay, die Brentano der Heldin seiner Erzählung beilegt, um den Anschein zu erwecken, als habe der Felsen seinen Namen erst nach der Bacharacher „Zauberin" Lore Lay erhalten", erscheinen uns als eine durch nichts unterstützte Etymologie. Bekanntlich hat Wilhelm Hertz (Ges. Abhandlungen, Stuttgart und Berlin 1905) die Bezeichnung „Lor", „Lur" in Lorelei für einen jetzt nicht mehr verstandenen Elbennamen zu erklären versucht. Andere wollen sogar den Zwergenkönig Laurin in Lwarin umtaufen, um „Lur" und „Zwerg" gleichbedeutend zu machen.

Ein neuerer Forscher, M. R. Hewelcke, hat sich in einer kürzlich erschienenen Schrift: „Die Loreleysage" (Paderborn 1908) auch mit dieser Frage befaßt; er geht in seiner Untersuchung dazu über, das Wort mit den „Luren", „den abgeschiedenen Geistern, die noch auf Erden walten", in Verbindung zu bringen.

Unseres Erachtens werden alle spitzfindigen etymologischen Erklärungsversuche der Sache wenig nützen; von Bedeutung ist, daß nach dem Stande der neuesten Forschung feststeht, daß den Gedichten Brentanos und Heines ganz verschiedene, örtlich von einander getrennte Volkssagen und Legenden zu Grunde liegen, daß der der Brentanoschen Erzählung ursprünglich zum Vorwurf dienende Vorgang den „Wassernix" zum Gegenstande der Überlieferung macht, während dem Heineschen Liede der Sagenstoff der „Berggeister" vorgeschwebt haben muß. Wir berufen uns zunächst auf Marner, der in seinem Spottliede auf die Rheinländer (im 13. Jahrhundert) sagt: „Der Ymelunge hort lit in dem Lurlenberge in bi." Freher erzählt in seinen Origines Palatinae (Heidelberg 1612) im 18. Kapitel von dem Lurlenberg, den er auch Lurelei nennt. Er sagt: „daß unter den Bergen auf dem rechten Ufer unterhalb Wesel einige sind, wo das Echo durch neckische Rufe der Schiffer und Reisenden geweckt zu werden pflegt. Früher hat man geglaubt, es hausten dort in den Lureleibergen Pane, Waldgötter, und Waldfrauen. Das Echo wiederholt nicht bloß Töne und Rufe auf's deutlichste, sondern gibt sie vielfach zurück. Jenes bewundernswerte Echo mag wohl zu den Hauptzierden und Wundern des Rheines gezählt werden."

Der Verfasser des in der „Kölnischen Zeitung" vom 1. April 1904 (Nr. 330) veröffentlichten Artikels: „Die Echtheit der Loreleisage" hat wohl Recht, wenn er diese Stelle für den urkundlichen Beleg anspricht, daß 1612 und früher die Volksmeinung herrschte, in der Lorelei wohnten Bergfrauen, und daß von diesem Volksglauben in engster Verbindung mit dem Echo berichtet wird. Der berühmte Humanist Conrad Celtes sagt außerdem 1502 vom engen Rheintal (Amor. III. Eleg. 13): „Kommst du nun um die Ecken des vielgewundenen Tales, Wild von Syrten durchtost und von der reißenden Flut, Siehe da hallt die Stimme zurück von Felsengewölben, Waldgeister wohnen darin, wie uns die Sage erzählt." Es liegen also Zeugnisse aus den Jahren 1502 und 1612 vor, die von Geistern berichten, die in der Lorelei wohnten, und das Zeugnis von 1612 nennt sie ausdrücklich „Waldbewohner oder Berggeister" (Sylviocolae). Hewelcke hat sich in seiner die ganze Loreleiliteratur mit Fleiß behandelnden Schrift auch mit dieser Frage befaßt; er meint, Frehers Berufung auf Conrad Celtes Liebeslieder könnten einerseits ein den antiken Vorbildern jener Dichter entlehntes Phantasiegebilde sein, andererseits aber auch von der alten nordischen Anschauung ausgehen, die Zwerge und andere elbische Wesen zu Erzeugern des Widerhalls mache. Er stützt sich auf die „Meisterlieder der Kolmarer Handschrift" (S. 515 Nr. 189; Nr. 142), vergl. Bartsch (Meisterlieder pp. Stuttgart 1862). In einem dieser Lieder heißt es in der ersten Lesart:

„uz dem Lorbere ez mir gar schier antwürte", dies stimme mit dem folgenden Meisterliede überein, das Grimm in den Anfang des 14. Jahrhunderts verlegt:

„ich kam ze tal in Niderlant gevarn bi kurzer zit. für daz gebirge da der Lorlebere nah ine lit".

— — — — — — — — — — — —

den trost gap mir daz edel getwerc:

Dieser Hinweis auf die klugen, die Zukunft verkündenden Zwerge sei der einzige sagenhafte Überrest aus alten Zeiten, der sich auf den Loreleifelsen bezieht.

Mit diesem Hinweis ist aber die Tatsache der vorhin angeführten literarischen Belege nicht aus dem Wege geräumt: die antiken Vorbilder jener Dichter haben die Geister mit klassisch lateinischen Namen benannt. Auch der schon von A. Kaufmann ausgesprochene Zweifel über die Echtheit der Echosage, weil die altgermanische Vorstellung das Echo als Zwergenstimme auffasse, ändert hierin nichts. Der Einfluß der lateinischen Literatur, namentlich des Ovid, die das Echo auf die Stimme einer Waldfrau zurückführt, muß auch hier in Betracht gezogen werden. Frehers Benennung des Echos als Berggeist ist auch die einzig natürliche Erklärung, da das Echo durch die Berge, nicht durch das Wasser erzeugt wird. Mit Recht hat daher der Verfasser des oben erwähnten Artikels der „Kölnischen Zeitung" darauf hingewiesen, daß die Rheinsage aller Jahrhunderte keine Rheinnixe kenne; das Nibelungenlied berichtet von Donauweibchen, im Mummelsee und anderswo wohnen Wassergeister, allein der Rhein beherbergt solche Wesen erst seit den Tagen Richard Wagners. Im Stammbaum der Lorelei führt deren Ahnenreihe aber nicht durch Brentanos Lorelei.

Auch bei der Schilderung der „Lurelei" von dem Mainzer Geschichtsschreiber Niklas Vogt vom Jahre 1811 zerfalle die Sage in zwei innerlich ganz verschiedene Bestandteile: Brentanos Erzählung von 1802, die dieser „erfunden" habe (?) und die Echosage.

Wenn wir auch Hewelckes Stellung zu der Ballade Brentanos keineswegs zu teilen vermögen, so stimmen wir gern seiner Ansicht zu, daß dessen und Heines Ballade die lokalisierte Konzentration einer ganzen Reihe ähnlicher alter Sagen ist, der Echtheit und Volkstümlichkeit nicht abgesprochen werden kann. Auch wir sprechen den Dichter als den berufenen Vertreter des nie ruhenden schaffenden Volksgeistes an, der alte Überlieferungen nach seinem Belieben umbilden und versetzen darf, falls die äußeren und inneren Bedingungen dazu gegeben sind.

Graf Heinrich von Loebens 1821 als Einleitung zu der gleichnamigen Novelle in der „Urania" veröffentlichtes Gedicht: „Der Lurleyfels" und Brentanos „Violettens Lied" in seinem Roman „Godwi" vom Jahre 1802 haben jetzt nur noch literargeschichtlichen Wert: nur Heinrich Heines schlichte Ballade macht die deutsche Volksseele seit 1823 erzittern und erbeben, trotz den Rheinnixen der Wagnerschen Trilogie. Dem „Märchen aus uralten Zeiten" ist überall, wo die deutsche Zunge klingt, ein unsterbliches Leben gesichert.

Es wird mit seinem Dichter auch die Mächtigen und Großen überleben.

# Der Förster von Dillenburg.

1) **Geschichtliche Volkserzählung.** Von E. von Forell.

Der Siebenjährige Krieg verheerte Deutschlands Gaue. An Elbe und Oder, an Moldau und Spree, am Rhein, Main und Weser wütete der Feind und nicht minder der Freund der unglücklichen Länder, die, mochten sie neutral geblieben sein oder nicht, fast eines wie das andere, die Schrecken des großen, für Preußen und seinen Heldenkönig Friedrich II. so ruhmvoll endenden Kampfes erdulden mußten [1])

Das Fürstentum Nassau-Dillenburg war eines der wenigen Länder, welche die Leiden dieser Zeit nur in geringem Maße zu teilen das Glück hatten; es war auch neutral geblieben.

Als aber das stark befestigte Schloß, eine der ersten kleinen Festungen, die bombensichere Gewölbe hatten, von den Hannoveranern unter dem Kommandanten v. Düring besetzt wurde, sahen die Einwohner der Stadt Dillenburg der bald zu erwartenden Ankunft des Feindes mit Angst und Sorge entgegen.

Indessen ging die erste Zeit ruhig vorüber, und schon dachte mancher, daß ein den Schlachtfeldern so entfernter Punkt, wie das Schloß es war, vielleicht ganz verschont bleiben würde; aber schon bald sollte diese Hoffnung bitter getäuscht werden.

An einem wunderschönen Herbsttage des Jahres 1759 schritt ein kräftiger Jüngling vom Jagdschloß Katharinenburg (jetzt Neues Haus) durch den Tier-

[1]) Wie dieser große König über sein Heer dachte, verbürgt eine Notiz, die wie folgt lautet:

Berlin, 1. August 1783.

Schreiben des Königs an den Grafen ....., welcher den König gebeten hatte, einen Sohn von ihm, der in Preußischen Diensten Ster Junker war, beim ... Regiment zum Offizier zu machen, weil er als Graf diesen Vorzug verdiene.

„Wohlgeboren, lieber Getreuer!

„Ich habe aus Euerem Schreiben vom 23. Mai a. c. „Euer Gesuch wegen Eueres Sohnes gesehen. Ich muß „Euch aber sagen, daß ich schon Befehl gegeben habe, „keinen Grafen in meiner Armee anzunehmen. Denn „wenn sie ein oder zwei Jahre gedient haben, gehen sie „nach Hause und es ist Windbeutelei mit ihnen. Will „Euer Sohn dienen, so gehört die Grafschaft nicht dabei „und er wird nie weiter avanciren, wenn er sein „Metier nicht ordentlich lernt.

Ich bin Euer gnädiger König

Friedrich.

Nachschrift von des Königs eigener Hand:

„Junge Grafen, die nicht lernen, sind Ignoranten „in allen Landen; in England ist der Sohn des Königs „nur Matrose, ist im Schiff, um die Manoevers dieses „Dienstes zu lernen. Im Fall einmal ein Wunder geschehen und aus einem Grafen etwas werden sollte, so „muß er sich auf Titel und Geburt nichts einbilden, „denn das sind nur Narrenspossen, sondern kommt nur „allein auf sein mérite personel an. —

...en, um über den Feldbacherhof nach Dillenburg zu wandern.

Von dem bezaubernden Anblick des Tales, welches von dem Flüßchen Dill, wie von einem silbernen Band durchzogen und von den im festlich bunten Herbstgewand prangenden Wäldern umrahmt wurde, ganz hingenommen, ließ er sich auf einem Felsstück nieder und betrachtete mit entzückten Augen das vor ihm liegende Panorama. Zu seinen Füßen lag der Hof und weiterhin das Feldbacher Wäldchen, über welchem die Türme und stattlichen Gebäude des Dillenburger Schlosses freundlich sich erhoben. Zwischen den waldreichen Bergen und dem Fluß dehnte sich die Herrenwiese aus wie ein breiter grüner Teppich, und ein klarer, blauer Himmel überwölbte die anmutige Gegend.

Während der Wanderer noch ganz in den herrlichen Anblick versunken dasaß, kam ein Mann hinter ihm her und blieb, den Jüngling wohlgefällig betrachtend, etwas seitwärts von ihm stehen, ohne daß jener die Annäherung bemerkte.

Freilich konnte auch der junge Mann Aufmerksamkeit erregen. Braune Locken, ohne Zopf und Perücke, umwallten eine offene, freie Stirn, unter welcher ein Paar freundlicher Augen träumerisch in die Ferne blickten. Eine kräftig gewölbte Brust und starke ebenmäßige Glieder gaben der Gestalt des Jünglings ein Ansehen, welches an die Athleten des Altertums erinnerte. Dazu ein grüner Jagdanzug, ein Filzhut mit Birkhahnfedern geziert, eine Jagdtasche von Dachsfell, ein altertümliches Pulverhorn, ein mit Silber eingelegter Hirschfänger, sowie eine mächtige Büchse ließen den Forstmann erkennen.

„Guten Abend, junger Herr!" sprach der Fremde den Jüngling an. „Nicht wahr, unsere Gegend gefällt Euch?"

Der Angeredete drehte sich rasch um und entgegnete: „Ja, es ist wunderbar schön hier, und ich möchte wohl mein ganzes Leben in dieser Gegend weilen, doch wird dieser Wunsch wohl kaum in Erfüllung gehen."

„Was nicht ist, kann noch werden," erwiderte der Fremde; „doch sollte ich meinen, der Soldatenrock müßte Euch besser gefallen, als das Jägerhandwerk."

„Freilich wohl," sagte der angehende Förster, den wir Heinrich nennen wollen. „Aber so lange Deutsche gegen Deutsche kämpfen will ich davon nichts wissen; kämen jedoch die Franzosen hierher, dann würde ich wohl keiner der letzten sein, der gegen sie stritte; denn ich bin meines Schusses sicher."

Bei diesen Worten zeigte er in die Höhe und sagte: „Seht da oben den Hühnerdieb!" Dann riß er rasch die Büchse an die Wange, zielte einen Moment; der Schuß krachte und, eine prächtige Gabelweihe stürzte, wie vom Blitz getroffen, in geringer Entfernung nieder.

„Meisterhaft getroffen!" rief der Fremde und nahm den Vogel auf. „Mitten durch die Brust."

„Das ist nichts besonderes," sagte Heinrich; „aber sehet, da steigen schon aus dem Tale die Nebel auf; es ist Zeit zum Aufbruch, denn ich möchte noch vor Abend auf dem Schlosse sein."

„Ich ebenfalls," entgegnete der Fremde, „doch darf ich Euren Namen wissen?"

„Ich heiße Heinrich Hatzfeld," erwiderte der Jüngling, „und Ihr, werter Herr?"

„Horch ist mein Name und bin in Diensten Seiner Hoheit; wir werden wohl bald nähere Bekanntschaft machen."

Die beiden Wanderer schritten nun rüstig vorwärts und kamen vor dem Schlosse an, wo Horch der Schildwache den nötigen Bescheid gab, worauf sie in die Ringmauer eingelassen wurden.

Hier trennten sich die beiden Männer nach freundlichem Abschied. Heinrich entledigte sich seines Auftrages, den er von seinem Vorgesetzten erhalten hatte und begab sich dann in eine Schenke, um ein frugales Abendbrot zu genießen.

Es herrschte dort große Munterkeit. Eine Anzahl Soldaten und Bürger labten sich an dem damals so beliebten Dünnbier.

An einem Tische abseits saß ein halb soldatenmäßig gekleideter Mann und trank zwei herrschaftlichen Bedienten fleißig zu, ihnen dabei allerlei in die Ohren flüsternd. Der stiere Blick der beiden zeigte, daß sie schon mehr zu sich genommen hatten, als sie vertragen konnten.

Nachdem Heinrich sein Mahl beendet hatte, setzte er sich zu einem Soldaten, den er in Katharinenburg kennen gelernt hatte. Da stimmte einer aus der Gesellschaft das Lied an:

Moritz von Oranien
Schlug dem stolzen Spanien
Manche tiefe Herzenswunden,
D'ran es nimmer konnt' gesunden,
Nahm ihm ab ganz Niederland
Mit der starken Heldenhand;
Lebe hoch, Oranien!

Moritz von Oranien
Beugt' das stolze Spanien,
Und er war mit achtzehn Jahren
Schon in Kriegskunst hoch erfahren,
War nur froh wo's blitzt und kracht,
Und gewann so manche Schlacht.
Lebe hoch, Oranien!

Moritz von Oranien
Der das stolze Spanien
Nieder in den Staub getreten,
War, oh, schmettert es Trompeten,
In die weite Welt hinaus:
Hier in Dillenburg zu Haus! —
Lebe hoch, Oranien!

Bei den Worten: „Schmettert es Trompeten" griffen zwei Trompeter zu ihren Instrumenten, und begleiteten das Lied unter dem allgemeinen Jubel.

Der halb militärisch gekleidete Fremde stand auf und sagte:

„Auch ich ehre Euern tapferen Fürsten, aber nun laßt auch meinen großen König Friedrich den Zweiten von Preußen hochleben."

„Er lebe hoch!" riefen alle einstimmig.

„Ja, er verdient es, daß man ihn den Großen nennt," sagte ein Soldat, „und wie Moritz von Oranien der größte Feldherr seiner Zeit war, so ist es jetzt Euer Fritz." —

„Laßt sie nur kommen, die Franzosen und die Reichsarmee; wir werden sie schon bald wieder jagen wie anno siebenundfünfzig bei Roßbach," sagte der Fremde, den wir Kölsch nennen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

# Theater zu Wiesbaden.

**Hoftheater.**

Geschlossen vom 6. Juli bis 31. August.

**Residenztheater.**

Geschlossen vom 1. bis 31. August.

**Volkstheater.**

L. L. **Ein glücklicher Familienvater.** Lustspiel in 3 Akten von C. A. Görner. Zum ersten Male am 4. August. Wie Max Leichthin — sein Name sagt genug — der „ehescheue" Schwernoter, auf ungewöhnliche Weise Familienvater spielt, um dem guten Onkel frühere Schwindeleien glaubhaft zu machen, wird in köstlicher Weise vorgeführt, schließlich, nach mancherlei Verwechslungen und komischen Szenen, fängt ihn die kokette Klara zum wirklichen Ehemann. Das heitere Stück wurde flott, temperamentvoll gegeben. Herr Direktor W i l h e l m y bewies wieder einmal seine treffliche Regieführung. Sein M a x L e i c h t h i n enthielt alle „guten" Eigenschaften und entfesselte Beifallsstürme. Klara, das pikante, schelmische Frauchen, dessen Mutterwitz der edle Max doch erliegt, fand in Frau Direktor W i l h e l m y eine ebenso gewandte wie echte Interpretin; alle Funken weiblicher Intelligenz ließ sie sprühen, man hatte seine Freude an solchem Spiel. Herr R h o d e verstand ausgezeichnet sich in die Rolle des still duldenden Ehemannes, vulgo Pantoffelhelden hineinzufinden (als Maler Rosenberg), während seine energische „bessere" Hälfte Adele durch Frl. B e c k l i n in drastisch anschaulicher Weise verkörpert wurde. Den guten, alten Provinzonkel Petermann zeichnete Herr L o e h m k e mit seinen, liebenswürdigen Strichen. Lebhafter Beifall lohnte die Darsteller.

# Literatur.

* **Die Wahrheit über die Japaner.** Von F r a n z W o a s. 44 S. Berlin, H. Walther. — Der Verfasser hat während seines längeren Aufenthaltes in Japan und China hinlänglich Gelegenheit gehabt, Land und Leute zu studieren. Er ist auch gleich dem Herausgeber der „Nassovia" einer von denen, die den Europäern ein Cavete! zuriefen, noch als der fatale Japaner-Enthusiasmus unsere gebildete Mitteleuropäerwelt durchbrauste. In der kleinen Broschüre läßt er abermals seinen Gefühlen über die Insulaner des fernen Ostens freien Lauf; sie kommen so weg, wie sie es verdienen. Die heuchlerische, ethisch minderwertige, aber dünkelhafte und größenwahnsinnige Nation wird nach ihrem wahren Werte geschildert. Der Nachahmungstrieb, der bei den gelben Mischlingen so ausgebildet ist und sie instand setzt, es den Kultivierten äußerlich gleich zu tun und gutmütige Beobachter gründlich zu täuschen, die Unehrlichkeit, mit der sie bei all ihren Handlungen zu Werke gehen, der rücksichtslose Egoismus, der all ihre geistigen Regungen beeinflußt, die brutale Behandlung der Untergebenen nicht weniger der Frauen, sie werden in den rechten Farben ausgemalt und der wahre Japaner, splitternackt ausgezogen, in seiner ganzen Häßlichkeit und Verworfenheit charakterisiert. Es wäre zu wünschen, daß die Verehrer des „Kleinen Jap" sich diese Schrift einmal recht zu Gemüte führten; mancher, davon sind wir überzeugt, würde ihm die Freundschaft kündigen.

* **Die ortsgeschichtliche Sammlung zu Ems.** Von H. L. L i n k e n b a c h. 20 S. Ems H. Chr. Sommer. — Die Schrift ist im Auftrag des Altertumsvereins bearbeitet. Sie ist sorgfältig nicht bloß tabellarisch gearbeitet und kann als ein trefflicher Führer durch die verhältnismäßig reichhaltigen Sammlungen dienen.

# Neues aus Nassau.

**Schloß Königstein,** von dessen Zinne die orange-blaue Fahne weht, ist wieder von seiner Herrin, der Frau Großherzogin-Mutter, bewohnt. Es sind nun gerade fünfzig Jahre her, daß Herzog Adolf die Besitzung, ein altes kurmainzer Schlößchen, von der Familie Dörr kaufte und seiner Gemahlin schenkte, die über diesen Liebesbeweis sich außerordentlich freute und seitdem alle Jahre gern eine Zeitlang dort verweilte. Da das Schloß Privatbesitz der herzoglichen Frau war, so kam sein Besitzstand bei der Annexion nicht in Frage, und das mag der Grund gewesen sein, daß auch Herzog Adolf nach seiner Entthronung fast alljährlich bei seiner Gemahlin einige Zeit hindurch dort zubrachte. Wenn es in Büchern und Zeitungen heißt, daß der Herzog sein Land nach der Katastrophe nie wieder betrat, so bedarf dieser Ausdruck also der Einschränkung. Allerdings fuhr Herzog Adolf stets nur die Chaussee von Frankfurt über Höchst nach Königstein und zurück; Ausflüge vom Schloß aus hat er nicht unternommen. Die Erinnerung an die mit dem hochseligen Gemahl hier in Königstein verbrachten schönen Tage machen deshalb der Witwe das Schlößlein doppelt wert. Möge sie sich noch lange des Aufenthalts daselbst erfreuen.

Senior der nassauischen Geistlichkeit, was Alter und Dienstzeit anbelangt, ist wohl der Pfarrer K a r l B r u n e zu Rod a. d. Weil. In diesem Jahre ist er 55 Jahre, über ein halbes Jahrhundert, im Amte; denn er wurde 1853 in Espa zuerst angestellt, und im nächsten Jahre kann er seinen 85. Geburtstag feiern (1824 geboren). Diese Seltenheit soll besonders verzeichnet werden. Pfarrer Brune ist 38 Jahre in Rod; im Kriegsjahre 1870 kam er dorthin.

# Nassauischer Geschichtskalender.

**August.**

**20. 1672.** Der Großpensionär von Holland, Jan de Witt, und sein Bruder, der Admiral Cornelis de Witt, ersterer bis dahin leitender Staatsmann der Republik der Vereinigten Niederlande, werden im Gefängnis zu Haag durch den Pöbel ermordet, das dadurch Wilhelm III. von Nassau-Oranien die Herrschaft sichern wollte.

**21. 1839.** Herzog Adolf von Nassau tritt die Regierung an.

**25. 1811.** Gefecht bei Alcaraz. Oberst v. Kruse mit einer Abteilung des 2. Regiments Nassau schlägt eine doppelt so starke spanische Truppe und erobert das Städtchen. (Spanischer Feldzug.)

**25. 1830.** Revolution in Brüssel. Die belgischen Provinzen empören sich gegen das Haus Nassau-Oranien. Der Anfang zur Trennung Belgiens von den Niederlanden war damit geschehen.

**27. 1281.** König Rudolf von Habsburg verleiht dem diezischen Flecken Kamberg Stadtrechte.

**29. 1807.** Gefecht bei Stralsund, an dem das 2., 3. und 4. Bataillon Nassau auf Seiten der Franzosen gegen die Schweden mit Auszeichnung teilnehmen. (Pommerscher Feldzug.)

# Briefkasten.

Die eingegangenen Briefschaften können erst in nächster Nummer, nach Rückkehr des Herausgebers, beantwortet werden.

B e m e r k u n g. In Nr. 15, im Aufsatze über das 2. Regiment, Spalte 2, erste Zeilen oben, könnte es nach dem Texte den Anschein haben, als ob Oberst von Bismark (nicht Bismarck) den Befehl des Übertritts überbracht habe. Dies ist nicht der Fall; nur die zweite Ordre stammte von ihm, Überbringer war der Major (später General) von Preen. Der Herausgeber konnte nicht mehr die Revision lesen, sonst würde er die Stelle genauer präzisiert haben. Wegen verschiedener anderer stehengebliebener Druckfehler in Nr. 15 und 16 wird aus demselben Grunde um Entschuldigung gebeten.

**Redaktionsschluß: 8. August.**




№ 17. Wiesbaden, den 1. September 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



# Der Geister Rache.

**(Episode aus dem griechischen Befreiungskriege im Jahre 1822.)**

Nach dem Blutbad, das auf Chios von den Türken ward vollzogen,
Sanken dreißigtausend Griechen in die wildempörten Wogen;
Blutend frische Leichen sanken sie zum Meeresgrund hinab,
Und verborgen eine Weile blieb der Welt das Schreckensgrab.

Vor der Hauptstadt lag der Pascha siegesfroh mit seiner Flotte —
Zwar verklagen die Ruinen ihn bei dem allmächt'gen Gotte,
Doch er lächelt, als die Flamme, Feuer sprühend, blutig rot,
Gierig leckend, mitternächtig auf zum dunkeln Himmel loht.

Ja, er flucht, von Blut noch triefend, den versenkten Christenhunden.
Aber plötzlich — wacht er, träumt er; ist sein Geist von Wahn gebunden?
Aus den Wogen taucht's gespenstisch, Schar auf Schar umringt das Schiff —
„Weicht von hinnen!“ ruft der Pascha, fest umspannt den Säbelgriff.

Jene schweigen, schnell verstummt ist auch die rohe Schar der Wächter
Und von keiner Lippe wagt sich Fluchen mehr, noch Hohngelächter.
„Schießt die Hunde! Schießt sie nieder!“ tobt der Pascha zornerfüllt;
Doch die Schwimmer weichen nimmer, ob auch laut der Donner brüllt.

Heller wird's am Horizonte; rötlich färbt sich rings der Himmel,
Und mit Schaudern seh'n die Türken jenes gräßliche Gewimmel:
„Ach, die Leichen sind's, die Griechen, die gestürzt wir in das Meer,
Aus der Tiefe, rachedurstig, steigt herauf das Geisterheer!“

Und des greisen Bischofs Leiche und die Priester, wie Gespenster,
Droh'n dem Pascha starren Blickes unter dem Kajütenfenster.
„Weh' mir!“ ruft der Mörder zitternd, als die Toten hebt die Flut —
„Zieht mich nicht ins feuchte Bette! Sei verflucht, du Höllenbrut!“

Schnell die Anker läßt er lichten; denn ein jeder, voller Grauen,
Wähnt die Opfer, die er selber jüngst ermordet hat, zu schauen.
Todesschrecken packt sie alle, daß sie, wie vom Sturm gejagt,
Aus dem sichern Hafen fliehen, tief erschüttert und verzagt.

Und noch lange zieht die Flotte hinter sich die Menge Leichen,
Bis das stille Heer der Geister endlich muß dem Morgen weichen.
Doch die Rache folgt den Mördern unfern von der weiten Gruft,
Sprengten bald Kanaris Brander Schiff und Pascha in die Luft.

Theodor Gesky.

# Aus der wiedischen Geschichte.

1)

Von W. Groß.

## 2. Friedrich Ludwig, der letzte Fürst von Wied-Runkel.

Am 29. Januar 1770 erblickte er in dem Stammschlosse seiner Ahnen zu Dierdorf das Licht der Welt und wurde von seinen Eltern aufs sorgfältigste erzogen. Mit 16 Jahren bezog er zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung die Universität Straßburg. Nach Vollendung seiner Studien trat er in die Dienste der holländischen Republik und wurde von dem Erbstatthalter Fürsten von Oranien, seinem Oheim, als Hauptmann in die Garde eingestellt. Als Major und später als Oberst eines aus Wallonen bestehenden Dragonerregiments [1]) nahm er teil an dem Feldzuge der Republik gegen Frankreich. Im Vereine mit dem Regiment Blankenstein-Husaren schlug er bei Charleroi die Franzosen in die Flucht. Bald jedoch geriet der Prinz bei der Übergabe von Sluis in französische Gefangenschaft und mußte fast ein Jahr lang unter strenger Bewachung in Paris zubringen. Seine Mitgefangenen waren u. a. Prinz Philipp von Hessen-Homburg, ein Prinz von Hohenlohe-Langenburg, mehrere Grafen von Leiningen-Westerburg, Graf von Colloredo-Mansfeld, Graf von Hatzfeld, von Salm. Sie lebten in beständiger Furcht, guillotiniert zu werden, bis es endlich der Schlauheit seines Dieners Hodler, eines geborenen Neuwieders, gelang, mehrere der Gefangenen zu befreien, welche glücklich nach der Schweiz entkamen.

Als die kühnen, auf den Untergang aller Ordnung erpichten Sieger, den Untergang des Hauses Oranien dekretiert und Holland in einen abhängigen Staat, die batavische Schwester-Republik, verwandelt hatten, verließ der Prinz die Dienste dieses Landes und ging nach kurzem Aufenthalte im väterlichen Hause nach Österreich, dessen Kaiser und Staat er seinen Degen weihte. Im August 1797 erhielt er eine Hauptmannsstelle im 21. Linien-Infanterie-Regimente, damals Baron Gemmingen, um 1824 Albert Graf Gyulay. Schon im nächsten blutigen Feldzuge 1799 wurde er wegen ausgezeichneten Mutes zum Oberstwachtmeister ernannt und führte als solcher das Regiment rühmlich dem Feinde entgegen. Am 25. März geriet er bei Stockach zum zweitenmal in französische Gefangenschaft, in welcher er bis zu Anfang des Jahres 1800 verblieb, wie dies aus einem vom 30. Januar 1800 datierten Schreiben des französischen Auswechselungs-Kommissärs Bacher zu Frankfurt hervorgeht, der dem Prinzen das rühmliche Zeugnis gibt: „Un officier, qui se distingue dans la carrière militaire.“ Im Dezember 1800 erhielt er das Patent als Oberstleutnant im 15. Linien-Infanterie-Regimente Baron Riese (nun Zach), wo ihm ein Grenadier-Bataillon zu teil wurde. Im Übungslager bei Prag erhob ihn im Oktober 1804 die besondere Empfehlung des Erzherzogs Karl unter Anerkennung seiner Verdienste zum Obersten und Regimentskommandanten des 17. Linien-Infanterie-Regiments Fürst Reuß-Plauen. Die unglücklichen Ereignisse, welche die Armee in Deutschland betrafen, ohne daß der treffliche Feldzug des Erzherzogs Karl in Italien sie verhüten konnte, brachten ihn nochmals mit vielen ausgezeichneten Anführern auf kurze Zeit in französische Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Befreiung lag er mit seinem Regimente in der Festung Theresienstadt und der Stadt Leitmeritz. In hohem Grade erwarb er sich die Achtung und Liebe der Bewohner, so daß dort noch jetzt (1824) mit Enthusiasmus von dem Prinzen von Wied gesprochen wurde.

Im Jahre 1809, beim Ausbruch des neuen Feldzugs gegen die Franzosen, wurde der Prinz zum Generalmajor ernannt und erhielt eine Brigade, bestehend aus den Infanterieregimentern Graf Stuart Nr. 18 (nun Graf Lilienberg), Prinz Viktor Rohan Nr. 21 (nun Albert Graf Gyulay), Baron Frelich Nr. 28 (nun Baron Kutschewa), wozu späterhin 3 Bataillone mährischer Landwehr stießen. Die in der Kriegsgeschichte hochberühmten Tage von Aspern, Wagram und Znaym gaben ihm reichlich Gelegenheit zu glänzenden Waffentaten. Bei Aspern ergriff er im entscheidenden Augenblicke die Fahne des Infanterie-Regiments Stuart und stürmte an dessen Spitze das Dorf. Erzherzog Karl, Augenzeuge dieser heldenmütigen Tat, belohnte ihn im Namen des Monarchen noch auf dem Schlachtfelde mit dem Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens. Gleich darauf wurde der Feldmarschalleutnant und Divisionär, Baron Weeber, schwer verwundet und gefangen und dem Prinzen das Kommando über die ganze Division übertragen. In der Schlacht bei Wagram gab der Sturm auf das Dorf Baumersdorf dem Prinzen erneute Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Obgleich von seinen Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen aufgefordert, um das Kommandeurkreuz des Maria Theresien-Ordens nachzusuchen, begnügte er sich in seiner Bescheidenheit mit dem Bewußtsein, es verdient zu haben. Nach dem Friedensschlusse finden wir ihn als Brigadier in

---

Bemerkung. Der Aufsatz ist verfaßt nach dem von dem Adjutanten des Fürsten, Hauptmann Lawatschek, geschriebenen Nekrolog und dem von seinem Diener Hodler geführten Tagebuche.

Kuttenberg und Pisek in Böhmen und zuletzt zu Kaschau in Ungarn, wo er das recht schwierige Divisions-Kommando dieses ganzen Landes in Abwesenheit des Erbprinzen von Hessen-Homburg führte. Das Befreiungsjahr 1813 brachte ihm die Beförderung zum Feldmarschalleutnant und Divisionskommandanten der Armee in Böhmen. Seine erste Bestimmung war, zur Besatzung der Festung Theresienstadt zu eilen. Von hier wurde er nach Dresden beordert, um bei Einschließung dieser Stadt den Befehl über ein eigenes, aus 3 Brigaden Österreicher und einer russischen Brigade bestehendes Korps zu führen.

Der unter dem Oberbefehl des französischen Marschalls Gouvion-St. Cyr stehenden Besatzung von Dresden war infolge Mangels an Lebensmitteln nur die eine Möglichkeit der Rettung geblieben, sich durch den Feind durchzuschlagen, um die Straße nach Torgau zu gewinnen und diese Festung, wie auch später Wittenberg und Magdeburg zu entsetzen. Dieses Vorhaben suchte Divisions-General von der Lobau (Mouton) an der Spitze von 10 000 Mann Fußvolk, 1000 Reitern und zahlreichem Geschütze am 6. November 1813 auszuführen. Zweihundert Gepäckwagen waren im Gefolge der Truppen, während die ganze übrige Besatzung unter den Waffen stand und Miene machte, die einschließenden verbündeten Truppen auf andern Punkten zu beschäftigen. Mouton zog in der Richtung nach Großenhahn aus der Stadt. Kaum waren die Franzosen auf der Fläche der Drachenberge bei Boxdorf, Weinsberg und Reichenberg angelangt, so stießen sie auf die von dem Prinzen von Wied befehligten Truppen, von denen sie so kräftig empfangen wurden, daß sie nach hartnäckigem Kampfe und einem Verluste von 1000 Toten, von der Unmöglichkeit, sich auf dieser Seite einen Weg zum Abzuge zu bahnen, überzeugt, den fruchtlosen Versuch aufgaben und noch einmal eine kurze Rettung hinter den Verschanzungen der Stadt suchten, die aber bald darauf übergeben werden mußte. Der bei Dresden kommandierende General der Kavallerie Graf von Klenau bekannte öffentlich in einer dienstlichen Zuschrift an den Prinzen, daß die schnelle Übergabe von Dresden seiner klugen und tätigen Leitung des Gefechts und der glänzenden Tapferkeit zu danken sei, mit welcher der Versuch des Feindes, sich durchzuschlagen, zurückgewiesen wurde.

Als auf diesem Punkte des weiten Kriegsschauplatzes nichts mehr zu tun war, erhielt der Prinz eine neue Bestimmung und zwar zur Eroberung des südlichen Frankreich, die ihn zur Großen Armee zurückrief. An der Spitze seiner Division rückte er nach Lyon und bewies wiederholt in den Gefechten bei Maçon, La Verpellière, Dardilly und Lyon, den 18. bis 20. März 1814, die alte Tapferkeit, so daß er das Kommandeur-Kreuz des kaiserl. österreichischen Leopold-Ordens nebst gnädigstem Handschreiben erhielt. Der Prinz war von aller Sucht nach fremden Orden frei und soll ihm angetragene dankbar ausgeschlagen haben; nur seinem Kaiser wollte er die Auszeichnung zu danken haben.

Nach dem ersten Pariser Frieden kam er als Divisionär nach Pilsen und dann nach Prag. Als Auszeichnung wurde ihm anfangs 1815 das vakante ungarische Infanterie-Regiment Davidovich Nr. 34 verliehen. Die Rückkehr Napoleons rief mit allen kampffähigen Männern auch den Prinzen nach kurzer Ruhe zur letzten großen Anstrengung ins Feld. Er erhielt seine Anstellung bei der Armee in Oberitalien, wo bald der Feldzug gegen Neapel begann, um nicht lange darauf mit schneller Eroberung des Königreichs zu enden. Nun ward dem Prinzen der Auftrag, die Einschiffung eines Teiles der Armee, welche Neapel wieder verließ, nach Livorno zu besorgen. Nach der Landung führte er in Abwesenheit des kommandierenden General-Feldmarschall-Leutnants Baron Bianchi, Duca di Casa Lanza, die ganze Armee durch Piemont nach Frankreich. Nach Abschluß des zweiten Pariser Friedens kehrte er nach Italien zurück, um zunächst in Verona und später in Padua das Kommando eines Truppenkorps zu übernehmen. Ein Freund ernster Wissenschaft, beschäftigte er sich gerne mit dem Studium der italien. Klassiker. Anno 1817 wurde er nach Dalmatien berufen, von wo er nach sechsmonatigem Aufenthalte zu Schiff nach Padua zurückkehrte. An Stelle des schwer erkrankten Feldzeugmeisters Marquis von Chasteler führte er eine Zeitlang das Gouvernement von Venedig.

Im Frühjahre 1821 nahm Prinz Friedrich an dem Feldzuge gegen Neapel teil. Er befehligte eine jener Divisionen, welche unter unmittelbarer Anführung des Chef-Generals Freiherrn von Frimont, Fürsten zu Antrodocco, durch die Abruzzen über Rieti auf Aquila vordrangen und eine schwierige Aufgabe gefunden hätten, wenn (wie Lawatschek bemerkt) den ihnen entgegenstehenden Truppen und ihrem Führer Guilelmo Pepe nicht jegliche Tapferkeit, Kriegskenntnis und Standhaftigkeit gemangelt hätte.

Nach Wiederherstellung der Ordnung erhielt der Prinz das Militär-Gouvernement von 5 Provinzen, nämlich der drei Abruzzen, Terra di Lavoro und Molise, mit den festen Plätzen Aquila, Civitella del Tranto, Pescara, Gaeta und der von Räubern in hohem Grade unsicher gemachten Römerstraße. Sein Hauptquartier befand sich in Salmona, dem Geburtsorte Ovids, später in dem altberühmten Capua.

Die neue Stellung war in Rücksicht auf die Verhältnisse des vielfach aufgeregten unglücklichen Landes eine recht schwierige und erforderte viel Menschen- und Sachkenntnis, weises Erwägen und Beharrlichkeit. Doch die Art, wie Friedrich den vielfachen Schwierigkeiten begegnete, gewann ihm bald die Achtung und Dankbarkeit der Bevölkerung wie auch das Wohlgefallen des General-en-chef und des Königs Ferdinand, welcher ihn durch Verleihung des Großkreuzes vom Orden des heiligen Georg auszeichnete, während General Frimont in einem Dienstschreiben seine volle Anerkennung aussprach: „Euer Durchlaucht tragen das hohe Verdienst, durch Ihre tätige und einsichtsvolle Leitung und Einwirkung in allen Zweigen des Dienstes jede schwierige Aufgab rühmlich gelöst zu haben. Ich bitte Ew. Durchlaucht, diese dankbare Anerkennung ebenso wie

die Versicherung meiner unbegrenzten Hochachtung genehmigen zu wollen."

Im Frühjahre 1823 wurde der Prinz mit 18 000 Mann Infanterie, Kavallerie und Artillerie zur Rückkehr in die kaiserl.-königl. Erbstaaten abberufen. Zum Zeichen ihrer Hochachtung und Dankbarkeit überreichte ihm die Stadt Capua einen Ehrensäbel, den er jedoch erst annahm, als er ihm von dem kommandierenden General mit folgendem Schreiben nachgesandt wurde: „Der Herr Syndikus von Capua Chevalier Friozzi hat mittels des anliegenden Schreibens im Namen der dortigen Autoritäten mich ersucht, einen Säbel an Ew. Durchlaucht gelangen zu lassen, welchen die Stadt Capua mit tiefgefühlter Erkenntlichkeit Hochdemselben als Andenken verehrt und anzunehmen bittet. Indem ich Ew. Durchlaucht dieses schöne Merkmal der Anerkennung Ihrer hohen Verdienste beiliegend zu übersenden die Ehre habe, finde ich mich zugleich innigst teilnehmend veranlaßt, dieses zur Allerhöchsten Kenntnis Sr. Majestät des Kaisers zu bringen."

(Fortsetzung folgt.)

# Nassau-oranisches Schulwesen.

2) **Ein Beitrag zur nassauischen Schulgeschichte.** Von J. Brumm. (Fortsetzung.)

Wie die Methode gehandhabt wurde noch bis ins 19. Jahrhundert hinein und wie Lehrer und Schüler sich namentlich im Leseunterricht mit der schwerfälligen Buchstabiermethode abmühten, dafür geben wir nachstehenden hochinteressanten Beitrag wieder, den ein Dillenburger Beamter von 64 Jahren, anno 1807, zum besten gibt und den er als eine Erinnerung aus jüngeren Jahren bezeichnet. Tatsächlich fällt also das Erlebnis weiter zurück, etwa in die letzte Hälfte des 18. Jahrhunderts. Das Vorkommnis läßt uns erkennen, wie die damals herrschende Buchstabier-Methode eine Geistestortur war für Lehrer und Schüler. Der Erzähler berichtet, daß er mit seinem Vater, einem Regierungs-Abgeordneten, in einen Schulort gereist sei, wo man in der Stille und unerwartet bei dem Prediger vorgefahren und mit diesem zur Schule gegangen sei. Unbemerkt schritten die Revisoren durch die hintere Türe in die Schule. Beim Eintritt hörte man einen starken Laut und merkte, daß der Lehrmeister einem Knaben das Buchstabieren eines Wortes einprügelte; bei jeder Silbe wurde die Lehre mit einem Stockschlag begleitet. Wir traten ein — erzählt der Teilnehmer — und sahen die Tränen eines Knaben. Nach kurzem Gruß schrieb der Superintendent mit Kreide an die Tafel

E m a a e s e r e g e e e l,

und fragte den Knaben, wie er das lese. Dieser schaute das Geschriebene bedenklich an und ließ mißmutig den Kopf hängen. Der Superintendent fragte hierauf den Schulmeister, wie er das ausspreche. Der Mann kauete erst lange und wiederkauete, schüttelte endlich den Kopf und schwieg.

Der Superintendent wendete sich nun an die Schüler und sagte: Ich will euch den Schlüssel zum baldigen Lesen geben und sehen, welcher ihn am geschwindesten zu benutzen weiß. Mit Kreide schrieb nun der Revisor alle Selbstlauter oben hin an die Tafel, hierauf besser unten alle Mitlauter. Eins von den Kindern ließ er die Vokale aussprechen, ein anderes die Konsonanten. Um vorerst die Aufmerksamkeit der Schüler mehr zu erwecken, zeigte er ihnen vorerst, wie bei der Aussprache eines jeden aufeinander folgenden Selbstlauters der Mund mehr geschlossen wird und hierdurch der immer offen bleibende Mund sich dem Schließen mehr nähere; sodann wie die Mitlauter durch Schließung des Mundes oder Anstoß gebildet würden. Die Kinder waren hierbei ganz Ohr.

Nun zeigte er, wie jeder Selbstlauter für sich selbst einen Ton habe; sodann wie ein Mitlauter nicht für sich allein ausgesprochen werden könne, daß man daher, um doch einen solchen Mitlauter für das Gehör auszudrücken, jedem einen für beständig angenommenen Selbstlauter entweder vor- oder nachgesetzt habe. Bei dem Zusammensetzen der Buchstaben werde aber immer der dem Mitlauter angehängte und also bloß eingebildete Selbstlauter weggelassen und für diesen erdichteten Selbstlauter der wirklich dastehende angehängt und zwar vor demselben, wenn er vor ihm stehe und hernach, wenn er nach demselben stehe. Er gab Beispiele und schrieb das Wörtchen „Das" an und fragte: „Welches sind die Selbstlauter?" Viele antworteten: „Das A." „Wie sprecht ihr," fragte er weiter, „den vordersten und hintersten Mitlauter aus?" Sie antworteten: „De und es." Seht ihr nun, wie nötig auch diese Vorkenntnis ist, so ich euch jetzt gebe, wenn ihr bald und gleichsam spielend, ohne mit Schlägen gepeinigt zu sein, lesen lernen wollt. Er schrieb hierauf an die Tafel: De — a — es und sagte: „So werden auch die Laute vorgesagt und ihr sollt doch ratend ganz andere Töne herausbringen. Nun werft aber von dem „de" das e weg und vom „es" das e, so werdet ihr ohne Hilfe eines Lehrmeisters das Wort „das" auszusprechen wissen. Um besser verstanden zu werden, strich er die beiden e.

Der Schulmeister mußte nun das obige Wort: „Emaaeseregeeel" lesen. Er nahm die Kreide und nach einigem Besinnen löste er die Figur — wirklich ein treffendes Wort — also auf. Der vorderste Mitlauter ist ein M, bloß um den Buchstaben auszudrücken, ist ein e vorgesetzt; das streiche ich, weil ein andrer Selbstlauter a dabei gesetzt ist. Ebenso muß das s, bloß um seine Bedeutung auszudrücken, ein e vor sich haben, dies streiche auch weg, weil ein a als wirklicher davor steht. So mache ich es mit dem e, das vor dem r steht und mit dem e, was nach

dem g und dem, welches vor l steht. Ich lese nun das Wort: Maasregel.

„Mein Gott", sagte der Schulmeister, als die Schulkinder entlassen waren, „daß ich doch diese Lehrart nicht eher wußte. Aber woher können wir Leute so etwas wissen; wir müssen lehren, wie wir in unserer Jugend gelehrt wurden."

Was hatten nun die Schulmeister zu lehren? Nach der Kirchenordnung von 1582 Lesen, Schreiben und Religion, und inbezug auf letztere heißt es im III. Teil, Art. 1. Die Schullehrer sollen mit Handgelöbnis versprechen zu lehren „die wahrhaftige Lehre des reinen Wort Gottes." Schon sehr frühe hatte man für diesen Hauptunterrichtsgegenstand den Heidelberger Katechismus eingeführt, gedruckt zu Herborn 1661. Als Nachricht an den christlichen Lehrer stand darin: Dieser Auszug ist im Jahre 1585 zu Heidelberg erstlich gestellt worden, dieweil man davor gehalten, daß in dem großen Catechismo etliche Fragen dem gemeinen einfältigen Mann, auch der kleinen angehenden Jugend etwas zu lang, etliche etwas zu schwer fallen möchten. Darum ich auf gehabten Rat mit „gottesfürchtigen gelehrten Leuten" vor gut angesehen, daß die ungleichen Exemplaria, so bisher in den nassauischen Graf- und Herrschaften gebraucht worden, in eine Conformität gebracht würden. Zu dem Ende sind alle, in beiden zuvor all hie gedruckten Exemplaribus gesetzte Fragen, in gebührlicher Ordnung zusammengetragen. Damit aber der christliche Leser sehe, daß kein Unterschied in der Lehre oder auch der Weise und Form zu lehren gewesen und sei: auch die Prediger und Schulmeister wie ihre Zuhörer und Schüler, nachdem sie eines Exemplars gewohnt, sich schicken können: hiernächst aber eine ganze Gleichförmigkeit gehalten werde: so sind erstlich die Fragen, die in beiden Exemplarien gleichförmig sind, deren die meisten mit einerlei Typo beschrieben: welche aber in dem einen Exemplar, dessen sich vornehmlich die Siegensche Kirche bedient, hinzugesetzt, mit kleinen Buchstaben gedruckt: welche hiergegen in dem andern Exemplar, das in der Grafschaft Dillenburg gebräuchlicher gewesen, am Rande durch Zeichen ist unterschieden worden. Für die katholischen Schulen ist von einem Religionslehrbuch nicht die Rede.

Neben dem religiösen Lehrstoff wurde Lesen und Schreiben, Gesang und Rechnen traktiert, in den katholischen Schulen um 1780 auch Unterricht im Feldbau nach Meyers Feldbau-Katechismus, damit die Schüler in diesem gemeinnützigen Teile der Ökonomie eine gründliche Wissenschaft erlangen möchten.

Außer dem Schulehalten waren die Schulmeister verpflichtet die sonntäglichen Katechisationen zu halten, und es war ihnen nach der Ordnung von 1739, Abs. 17 verstattet, dieselben mit solchen Leuten, die wegen Alters oder Jugend halber nicht weit gehen konnten, auf den Filialen zu halten, die übrigen aber mußten sich in der Hauptkirche einfinden. Während des Hauptgottesdienstes lag nach der Ordnung von 1716 dem Präzeptoren und Schulmeistern die Ueberwachung der Jugend ob. Da der Schulmeister Glöckner und Küster war, so war ein solcher, wenn das Kirchspiel mehrere Ortschaften umfaßte, in den meisten Fällen ein geplagter Mann.

Damit nun die Schulmeister allen ihren Funktionen mit rechtem Fleiß und gewissenhafter Treue nachkamen, war ihnen Beaufsichtigung nötig. Das Verhältnis der Schule zur Kirche brachte es mit sich, daß der Geistliche die Aufsicht führte. Inbezug hierauf heißt es in der Kirchenordnung von 1582: „Die Pfarrer sollen Achtung haben, daß die Schulen fleißig gehalten werden," und in einer solchen aus 1664 wird befohlen: „Der zeitige Inspektor und Pfarrer soll vff der zarten Jugendt Vnterweisung gute Acht haben vndt denen Schulmeistern vndt Jüngern, also beyden Theilen ihre Fehler untersagen." Nach der Kirchenordnung von 1739, Abs. 18 soll kein Schulmeister ohne Vorwissen seines Pfarrers die Zeit des Schulhaltens nach seinem oder der Leute Gefallen ändern und noch viel weniger sich einen Tag von seiner Schule entfernen, sondern wenn er dazu Ursache hat, solches dem Pfarrer gebührend anzeigen." In dem Edikt über die Ausbreitung der Tugend und guten Sitten vom 9. November 1777 heißt es: „Unsere Inspektoren sollen mit unverrückter Aufmerksamkeit das Betragen und den Lebenswandel der Schullehrer beobachten." Ähnlich lauten die Bestimmungen der Ordnung von 1716.

Der Geistliche hatte als Schulaufsichtsbeamter nicht nur die Persönlichkeit des Lehrers zu überwachen, sondern auch hauptsächlich die Tätigkeit im Unterricht und die Erfolge desselben zu kontrollieren. Die Ordnung von 1664 schreibt halbjährige Examina durch die Pfarrer vor, um zu prüfen, ob die Jugend zeitlich in reine Lehr und zu gottseligem Leben wohl angeführt werde. Nach der Kirchenordnung von 1716 soll „jedes Orts Pastor die Schuel oftmals, zum wenigstens alle Monath, ein- oder zweimal visitiren und sowohl auf das Verhalten des Schulmeisters als Zunehmen der Kinder genau Acht haben und sie examiniren, auch nach Befinden dem Presbyterio, dem Inspektor oder dem Fürstl. Consistorio referiren". Die katholische Schulordnung von 1784 gibt inbezug hierauf den Geistlichen Weisung, alle acht oder vierzehn Tage, auf den Filialen aber alle Monate die Schulen zu visitieren mit Zuziehung des Kirchenvorstandes oder der Sendschöffen. Dabei war auf folgendes zu sehen: Das maschinenmäßige Auswendiglernen und gedankenlose Herplappern der Antworten ist sorgfältig zu vermeiden; dagegen sind dem Schüler vernünftige Begriffe von dem Erlernten beizubringen. Die Schüler sollen ferner recht buchstabieren lernen, ehe sie zum Lesen befördert werden. Es ist zu beachten, daß sie sowohl Gedrucktes als Geschriebenes lesen und zwar gute, mittelmäßige und schlechte Handschriften. Beim Schreiben ist nicht nur auf eine gefällige Schrift, sondern auch auf orthographische Richtigkeit zu sehen. Das Resultat der Prüfung war auch hiernach höheren Ortes berichtlich vorzulegen.

(Schluß folgt.)

# Das alte Rathaus zu St. Goarshausen.

## und seine hebräisch-griechische Inschrift.

Von R. Bonte.

Wenn hier von Sankt Goarshausen die Rede sein soll, so ist darunter nicht die heutige aufblühende Metropole des gleichnamigen Kreises zu verstehen, sondern das kleine, mittelalterliche, mauerumgürtete Städtchen, welches jetzt etwa den achten Teil der Längenausdehnung der ersteren bildet. Die Ringmauer, welche den nur von einer einzigen engen Straße durchzogenen Häuserkomplex an den Burgfelsen anschloß und mit dem äußeren Bering der Burg Neu-Katzenelnbogen vereinigte, war an der Rheinseite nur 250 Meter lang; die Front am Obertor im Südosten hielt etwa 20 Meter. Am unteren Stadttor im Forstbachtale mag die Länge der Stadtmauer 50 bis 60 Meter betragen haben.

Hier im unteren Teile des Städtchens, wo sich das Gelände am Eintritt des Forstbachtales erbreitert, öffnet sich die enge Straße zu einem Platze von etwa 15 Metern größter Ausdehnung, welcher „Auf dem Plane“ genannt wird und gewissermaßen den Marktplatz des kleinen Gemeindewesens bildete.

Hier lag auchdas alte, jetzt nicht mehr vorhandene Rathaus, dessen wohl kaum in einer Schrift Erwähnung getan worden wäre, wenn es nicht eine — an sich geringfügige — für den Altertumsfreund aber doch interessante Besonderheit aufzuweisen gehabt hätte.

Daß die alten Häuser des Platzes dem Maler reizvoll und nachbildungswert erscheinen, zählt nicht zu den Besonderheiten, aber immerhin darf man es als einen glücklichen Zufall betrachten, daß uns eine lithographierte Ansicht der malerischen Häusergruppe des Marktplatzes von St. Goarshausen überkommen ist, welche rechts noch einen Teil des alten Rathauses zeigt, und augenscheinlich wenige Jahre vor der Ablegung des letzteren aufgenommen worden ist.

Die Erbauung des verhältnismäßig recht stattlichen und geräumigen Rathauses fällt in die Zeit, in welcher die Bedeutung der Herrenburgen hinter diejenige der kleinen befestigten Städte, deren Entstehung sie selbst in den meisten Fällen veranlaßt hatten, mehr und mehr zurück getreten war, als aus den armen Leuten und Hörigen im Tale freie Bürger geworden waren, und überall im deutschen Reiche kräftige städtische Gemeinwesen aufblühten.

Länger als drei Jahrhunderte hat das Bauwerk seinem Zwecke gedient und gewiß ein Anrecht auf diese, seinem Andenken gewidmete, kurze Erwähnung erworben. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts enthielt das Gebäude in seinem Erdgeschoß das Wachtlokal und die Spritzenremise, dabei ein „Reservemagazin“ für das Holz, welches zur Auslieferung an die Armen bestimmt war.

Im oberen Geschoß befanden sich der Rathaussaal, Schulzimmer und die Lehrerwohnung, zu welcher auch ein Teil des geräumigen Dachgeschosses gehörte. Hinter dem Rathause lag das Kirchlein und der alte Totenhof, auf welchem im Jahre 1804 die letzten Beerdigungen stattgefunden haben.

Im Jahre 1847 ging das alte Rathaus in den Besitz der Bürger Strack, Rößlen und Bonn über, welche an seiner Stelle durch Um- und Neubau drei Wohnhäuser nebst Hintergebäuden erstehen ließen und hierzu auch das Terrain des alten Totenhofes ankauften.

An diesem Rathause nun befand sich eine steinerne Tafel in welche hebräische und griechische Buchstaben und die Zahl 1532 eingemeißelt sind. Dieselbe ist noch vorhanden und befindet sich jetzt an dem einen der neuerbauten drei Häuser auf dem Plane; sie soll nach glaubwürdigen Angaben ehedem über dem Torbogen des alten Rathauses angebracht gewesen sein, woraus mit einiger Sicherheit zu folgern ist, daß die Zahl 1532 das Erbauungsjahr des Rathauses angiebt.

Die oben erwähnte Besonderheit bilden die fremdsprachigen Buchstaben der Tafel, welche aber hier als Zahlzeichen zu lesen sind und ebenfalls die Zahl 1532 angeben.

Bemerkenswert ist es, daß in St. Goarshausen die überaus einfache Deutung dieser „rätselhaften Inschrift“ so gut wie unbekannt ist; wenigstens wurde mir auf meine sondierenden Anfragen seit Jahren von männiglich der Bescheid, daß die Inschrift bis jetzt noch nicht erklärt sei. Diese Unkenntnis ist bedauerlich, aber mit Rücksicht auf die vorliegenden Umstände begreiflich.

In dem 2. Bande der Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung (Wiesbaden 1834) wird im Protokoll der 9. Generalversammlung des Vereins unter den erhaltenen Zusendungen nur kurz erwähnt:

„Herr Justizrat Schapper zu St. Goarshausen teilte die hebräisch-griechische Inschrift (die Jahreszahl 1532 anzeigend) vom Rathaus zu St. Goarshausen mit.“

Für einen Kreis von Gelehrten mochte diese Angabe vollauf genügen, sie war aber wenig geeignet die Erklärung der Inschrift dem Laienverständnis zu vermitteln.

Alois Henninger scheint dieselbe ebenfalls nicht gekannt zu haben. Er erwähnt in seiner Beschreibung von Nassau bei St. Goarshausen die Jahrmarktssage von dem „Judenkobold“, die W. Cramer „in Versen verewigt hat“, und bemerkt dann ferner: „Aus welchem Grunde das Rathaus des Städtchens (1532) über seiner Türe eine hebräische Inschrift trägt, ist nicht bekannt.“

Das Inventarium der Baudenkmäler des Regierungsbezirk Wiesbaden von Lotz-Schneider gibt unter Bezugnahme auf die obige Mitteilung in den Nassauischen Annalen nur an, daß das Rathaus jetzt nicht mehr vorhanden sei.

Außer diesen und ähnlichen kurzen Andeutungen

scheint über die Inschrift nichts veröffentlicht zu sein, insbesondere ist der Wortlaut derselben m. W. nirgend angegeben und besprochen worden, woraus sich die oben erwähnte Unbekanntschaft erklärt.

Da sich Lotz, dessen Notizen über St. Goarshausen aus den Jahren 1869 und 1874 datieren, darauf beschränkt, das vorerwähnte Protokoll des Vereins für Nass. Altertumskunde zu zitieren, so muß angenommen werden, daß die Inschrift selbst damals nicht vorfindlich gewesen ist. Diese Annahme wird bestätigt durch einige mir zugekommene Mitteilungen über das Schicksal der Inschrifttafel. Dieselbe wurde von dem Erbauer des einen der drei Häuser, dem Metzgermeister Strack, pietätvoll aufbewahrt und an der Frontseite seines Neubaues angebracht, wo sie lange Zeit hindurch — so wie heute — die Blicke der Besucher des alten Stadtteils auf sich lenkte und auch hie und da abgezeichnet wurde. Ein unglücklicher Zufall wollte es nun, daß ein Fremder, der die Inschrift kopierte, von dem Hunde des Metzgermeisters angefallen wurde, woraus letzterem Unannehmlichkeiten und Kosten erwuchsen.

Um in der Zukunft gegen ähnliche Vorfälle gesichert zu sein, und dem fremdenfeindlichen Hunde keinen weiteren Anlaß zu Exzessen gegen etwaige das Haus betrachtende Altertumsliebhaber zu geben, ließ er die Tafel wieder entfernen.

Der jetzige Besitzer des Hauses, Herr Schreinermeister Johann Schlade, welcher in der angenehmen Lage ist, für sein Geschäft keines bissigen Hundes zu bedürfen, hat die Tafel aufs neue an seinem Hause anbringen lassen und sich damit den Dank aller Interessenten erworben. So wurde es auch dem Verfasser möglich, ungefährdet eine getreue Kopie der Inschrift anzufertigen, welche hier abgebildet ist.



Die Tafel ist etwa 60 Zentimeter lang und 30 hoch, eine Umrandung ist nicht vorhanden.

Die obere Schriftreihe derselben zeigt sieben Buchstaben des hebräischen Alphabets, welches aus 22 Buchstaben besteht. Diese dienten zugleich als Zahlzeichen und zwar bezeichneten die ersten neun Buchstaben des Alphabets die Einer (1 bis 9), die folgenden neun die Zehner (10 bis 90) und die letzten vier die Hundertwerte 100, 200, 300 und 400. Die hebräischen Zahlen werden gleich der Schrift von rechts nach links gelesen und durch Summierung der vorhandenen Werte gebildet, wobei mit den größeren Werten von rechts begonnen wird.

Unsere Inschrift gibt hierfür ein korrektes Beispiel; sie zeigt von rechts nach links:

| | | | |
|---|---|---|---|
| T | Taw | = 400 | |
| T | Taw | = 400 | = 1000 |
| R | Resch | = 200 | |

Dann folgt ein verzierter Punkt als Trennungszeichen, und weiter links daneben

| | | | |
|---|---|---|---|
| T | Taw | = 400 | = 500 |
| Q | Qoph | = 100 | |
| L | Lamed und | = 30 | = 32 |
| B | Beth | = 2 | |
| | | zusammen | 1532 |

Die zweite Schriftreihe zeigt 4 griechische Buchstaben, welche hier ebenfalls Zahlenzeichen sind. Der erste Buchstabe links *P* (Rho) = 100 steht hier für den Zahlenwert 1000, welcher richtiger durch den Buchstaben *Α* (Alpha) mit einem Strich unten links zu bezeichnen war; dann folgen: *Φ* (Phi) = 500, *Λ* (Lambda) = 30 und *B* (Beta) = 2.

Den Schluß bilden ein verzierter Punkt und dahinter die Zahl 1532 in spätmittelalterlichen Ziffern. —

Daß für die hebräische und griechische Angabe des Erbauungsjahres ein besonderer Grund vorhanden gewesen, oder daß sie etwa von der Stadtbehörde beabsichtigt oder angeordnet worden sei, ist kaum anzunehmen. Man wird sie wohl als eine Spielerei des Steinmetzen betrachten dürfen, der vielleicht mit seiner Kenntnis fremdsprachiger Zahlzeichen prunken wollte. Eigentliche Schriftkundige haben keinenfalls bei der Abfassung der Inschrift mitgewirkt, dafür sprechen außer dem erwähnten Versehen bei der griechischen Zahl auch die zwei punktartigen kurzen Striche über dem Qoph der hebräischen Zahlenreihe, welche hier nichts zu bedeuten haben. Allerdings wurde in der hebräischen Schrift durch zwei solcher Punkte unterhalb der Buchstaben des Alphabets, welche sämtlich Konsonanten sind, der Vokal e angedeutet, und es ist leicht möglich, daß der Steinmetz seine Zahlzeichen aus einem Text kopiert hat, in welchem zufällig genau über dem Qoph ein mit jenem Vokalzeichen versehener Konsonant gestanden hat, und daß er infolgedessen die beiden Punkte als zum Buchstaben Qoph gehörig angesehn hat. — —

Die Inschrifttafel vom alten Rathause zu St. Goarshausen bildet ohne Zweifel eine Merkwürdigkeit ihrer Art. Darum sollte der Fremde, der sich an Ort und Stelle nach ihrer Bedeutung erkundigt, dort nicht vergeblich anfragen müssen. Ihre Erklärung ist, wie aus dem Vorstehenden ersichtlich, so einfach, daß jedermann, auch ältere Schulkinder unter entsprechender Anleitung sie erfassen und den fremden Besuchern Alt-St. Goarshausens eine kurze sachliche Auskunft geben können.[1])

[1]) Für die mir zu dem Gegenstande gemachten Mitteilungen bin ich den Herren Chr. Emil Greiff und Johann Schladt in St. Goarshausen zu Dank verpflichtet.

# Die Jubiläumsfestlichkeiten des 2. Nass. Infanterie-Regiments.

Von Lothar Küstner.

Wiesbaden und Mainz, die Schwesterstädte, prangten in den Tagen vom 12. bis 14. August im Festesschmuck. Galt es doch, das Jubiläum des zweiten Nassauischen Infanterie-Regiments, an dem beide Rheinmetropolen Anteil hatten, würdig zu begehen, und alle, denen es vergönnt gewesen, an den von ursprünglichem, frischem Geiste zeugenden Feierlichkeiten teilzunehmen, waren voll des Lobes ob der gelungenen Arrangements und der freudig patriotischen Stimmung, die, gehoben durch die Erinnerung an große Traditionen, gerade dadurch besondere Weihe erhielt. Es ist eine angenehme Pflicht, über solche Tage, bei denen unser altes „Nassauertum" wieder einmal glänzende Würdigung fand, Bericht abzustatten; der Niederschlag dieser Gefühle bedeutet eine Stärkung des heimatlichen Gedankens.

Wie es deutschen Kriegern geziemt, wurde an erster Stelle dem höchsten Herrn, dem Lenker der Völkergeschicke Dank abgestattet; wie erhebend eine derartig ernste und sinnige Huldigung wirkt, das haben die vielen Tausende von Regimentsangehörigen — von weit und breit strömten die zum Teil mit dem Eisernen Kreuz und Kriegsmedaillen geschmückten Braven zusammen — und die junge Mannschaft erfahren. Im Goldenen Mainz, seit 1871 Garnison unserer Achtundachtziger, läuteten in der Frühe des 13 August alle Glocken; die imposante protestantische Christuskirche an der Kaiserstraße vermochte kaum die Zahl ernster Beter zu fassen; dasselbe war in der altehrwürdigen ehemalig kurfürstlichen Hof-(St. Peters)kirche der Fall. Divisionspfarrer Müller und der katholische Geistliche, Pfarrer Jung, ließen es an bewegenden Worten nicht fehlen. Als Hauptpunkt der Tagesfeierlichkeit prangte das Wort „Parade" auf dem Programm. Alt und jung eilte deshalb aus den Mauern der alten Bundesfestung, um diesem immer wieder gern gesehenen Schauspiele beizuwohnen. Unter den feurigen, militärischen Klängen setzten sich die aktiven Bataillone, desgleichen die früheren Regimentskameraden in Bewegung. Eine glänzende Suite von Offizieren aller Waffengattungen hatte sich unterdessen auf dem Exerzierplatz bei Fort Weisenau eingefunden. Oberst von Dewitz kommandierte die Parade; das Regiment stand auf dem rechten Flügel, die „Ehemaligen" auf dem linken. Exzellenz von Eichhorn, der kommandierende General des XVIII. Armeekorps, ließ offenes Karree formieren, die Fahnen in der Mitte, und verlas dann folgende Kabinettsordre des kaiserlichen Kriegsherrn: „Ich spreche dem 2. Nassauischen Infanterie-Regiment Nr. 88 zu seinem Jubeltag meinen Glückwunsch aus und nehme gern Veranlassung, ihm für die guten Dienste, die es während des großen Krieges von 1870/71 geleistet hat, erneut meinen königlichen Dank zu sagen. Möge es dem Regiment vergönnt sein, sich neue Ehren zu erringen, wenn dereinst der Ruf seines Königs es wieder gegen die Feinde des Vaterlandes führen sollte." Sennelager, 13. August 1908. gez.: Wilhelm R. Markante, herzliche Worte des Dankes sprach darauf Oberst von Dewitz, die in ein schneidiges Kaiserhoch ausklangen. Begeistert fielen alle Anwesenden ein, und brausend erschallte „Heil Dir im Siegerkranz" über das weite Feld. Nachdem eine Reihe von Ordensauszeichnungen und Beförderungen bekanntgegeben worden war, formierte sich die Truppe zum Parademarsch, der tadellos „klappte", von schönstem Sonnenschein bestrahlt. In den prachtvoll dekorierten Räumen der Stadthalle fand gegen ½1 das große Mannschafts-Festessen statt; bis auf den letzten Platz war der imposante Bau gefüllt. Erinnerungen aus den Tagen der Dienstzeit wurden ausgetauscht, alte Bekanntschaften aufgefrischt, neue geschlossen. Oberst von Dewitz nannte in seinem schwungvollen Toast das Zusammensein „ein Fest treuer Kameradschaft" und bemerkte inbezug auf Kaiser Wilhelm: „Alle Kräfte gespannt und die Schwarzseher verbannt, so steht der Kaiser vor uns, und wir wollen ihm nachfolgen in Königstreue, Pflichttreue und Freundestreue". Mit solchen Gefühlen stimmten die Teilnehmer begeistert in das Hoch ein. Namens der Stadt Mainz entbot Oberbürgermeister Dr. Göttelmann aufrichtigen Gruß. Um 4 Uhr versammelte sich das gesamte Offizierkorps im prachtvoll geschmückten Kasino, wo nach dem Festessen die Übergabe der Ehrengeschenke erfolgte. Besonders interessiert uns das treue Gedenken Großherzog Wilhelms von Luxemburg an das Regiment. Oberstleutnant von Langen überbrachte in hohem Auftrage zwei Gemälde, Herzog Friedrich August und Herzog Adolf von Nassau darstellend; die Reserveoffiziere stifteten einen prächtigen Silberschrank, die Stadt Mainz einen Tafelaufsatz; außerdem war noch manch kostbare Gabe zu verzeichnen. Schönsten Verlauf nahm die allgemeine Feier, welche am Abend in der Stadthalle sich abspielte. Besondere Beifallsstürme entfesselten hier die lebenden Bilder, Szenen aus der Regimentsgeschichte darstellend, die mit außerordentlichem Geschick ausgeführt wurden; der treffliche Text dazu stammte aus der Feder von Stadtbibliothekar Hofrat Börckel, Reserveoffizier der Achtundachtziger. Noch lange blieben die Kameraden vergnügt vereint.

Aber auch Wiesbaden, die altnassauische Residenz, hatte ein Recht an den Festlichkeiten; hier, wo des Regiments Wiege stand und es so lange garnisonierte, sollte sich der zweite Teil — last not least — des Programms verwirklichen. Schon 42 Jahre sind es her, daß die Nassauer Soldaten Wiesbaden verließen, doch zeugt der Waterloo-Obelisk (1865 errichtet) von ihren unvergänglichen Ruhmestaten. Das Regiment und die inaktiven Kameraden, von fünf Militärkapellen begleitet, marschierten (etwa 7000 Mann) in die festlich geschmückte Stadt am Morgen des 14. August ein, überall vom Publikum lebhaft akklamiert. Eichenguirlanden und Flaggen umgaben das Denkmal auf dem Luisenplatz, wo die Festgenossen Halt machten. Oberst von Dewitz wies in zündender Ansprache auf den Völkerfrühling von 1815 hin; dann folgte die Niederlegung von Kränzen. Leider war das Wetter dem sich anschließenden Marsche durch Rhein- und Wilhelmstraße — beide prächtig dekoriert — absolut ungünstig; es regnete in Strömen. Vor dem Kurhause in Parade aufgestellt, nahm das Jubelregiment die Huldigung der Stadtvertretung entgegen. Bürgermeister Heß erging sich in längeren Ausführungen, die Hauptmomente ruhmreicher Traditionen geschickt zusammenfassend: „Aus dem Gefühl der Zusammengehörigkeit heraus hat die Stadt Wiesbaden Sie zu der heutigen Jubelfeier in ihre Mauern eingeladen, auf daß das Band, das uns mit dem Regiment 88 verbindet, neu besiegelt und fester geknüpft werde." Freudig stimmten alle in das Hoch für unsere Nassauer ein. Nachdem Oberst von Dewitz die gastgebende Stadt gefeiert, konnten alle Teilnehmer ihr diese Eigenschaft mit gutem Gewissen bestätigen: sämtliche Lokale nahmen sie auf, und da ging es hoch her! Aktive wie inaktive Offiziere betraten mit ihren Damen und den Ehrengästen Wiesbadens „Monbijou", das Kurhaus. Dort vollzog sich in würdiger Weise die Überreichung des Ehrengeschenks der Stadt. Ein glücklicher Gedanke hatte die Wahl geleitet. Unser einheimischer Meister, C. J. Frankenbach, wohl allen Nassovialesern durch seine historischen Postkartenzeichnungen bekannt, darf mit Stolz auf sein Gemälde blicken, es stellt dar den letzten Ausmarsch des Regiments aus der Kaserne an der Schwalbacher Straße (1866) und einen Ausblick vom Neroberge auf die beiden Garnisonsstätten Wiesbaden und Mainz. Zweifellos wird es eine der schönsten Zierden des Mainzer Kasinos bilden. Bei dem Festmahle, das durchweg einen schönen Verlauf nahm, fehlte es an ernsten und heiteren Trinksprüchen nicht; über die Ungunst des Wetters wußte sich Soldatenhumor bei den Freuden der Tafel hinwegzusetzen. — Große Menschenmengen strömten im Laufe des Nachmittages dem Festplatz „Unter den Eichen" zu, wo sich bei Karussell und Schießbuden, in den Bierzelten begleitet von den lustigen Klängen der Militärmusik, ein lebhaftes Treiben entwickelte. Die regenschwere Stim-

mung beeinträchtigte den feuchtfröhlichen Charakter der Veranstaltung nicht, wohl aber gebot sie einen vorzeitigeren Abbruch der geselligen Vergnügungen, als das wohl sonst der Fall gewesen. Das geplante Feuerwerk im Kurgarten mußte leider ausfallen; nur die wunderbare Beleuchtung der schönen Anlagen konnte einigermaßen entschädigen, und hiermit fand die Jubelfeier ihren Abschluß. Aber trotzdem Jupiter Pluvius dem Wiesbadener Programm nicht hold gewesen, hörte man aus den Reihen der Regimentskameraden allerorten nur anerkennende Äußerungen über die schöne Aufnahme seitens der alten Garnisonsstadt.

Solche Festlichkeiten, bei denen alte Freundschaft neu gestärkt, Erinnerungen aufgefrischt und das Gefühl, einem gemeinsamen Ganzen anzugehören, wiedergeweckt werden, sind in unserer alles zersetzenden Zeit als erfreuliche Erscheinungen großzügiger Begeisterung nur sympathisch zu begrüßen.

# Der Förster von Dillenburg.

2) **Geschichtliche Volkserzählung.** Von E. von Forell. (1 Fortsetzung.)

„Sonderbar ist es, daß Ihr Dillenburger noch keinen Besuch von den Franzosen gehabt habt."

„Das haben wir nur unserem Fürsten zu danken, der uns durch Neutralität vor den Greueln des Krieges bewahrt hat," sagte ein Soldat. Heinrich stimmte ihm zu und bemerkte: „Ich selbst hätte den Krieg mitgemacht, wenn er gegen die Franzosen allein geführt würde, aber Deutsche gegen Deutsche, das will mir nicht gefallen."

„Ich begreife es nicht, wie ein so kräftiger Mann wie Ihr die Jagd dem Kriege vorzieht. Mit Gefahr ist Euer Krieg freilich nicht verbunden, denn die Tiere des Waldes schießen nicht zurück. Mit einer guten Büchse und einem scharfen Säbel denke ich es mit allem Wild des ganzen Fürstentums aufzunehmen."

„Sachte, sachte, lieber Mann," erwiderte Heinrich lächelnd. „Das käme auf eine Probe an. Ein alter Eber oder ein Achtzehnender sind keine unbedeutenden Gegner."

„Das möcht ich doch probieren," höhnte Kölsch.

„Gut," sagte Heinrich, „ich bin beauftragt, einen Hirsch und eine Sau auf das Schloß zu liefern. Wollt Ihr mittun?"

„Topp, es gilt!" rief der Preuße, „ich bin meines Schusses sicher und weiß auch mit dem Säbel zu fechten."

„Nun, so kommt morgen früh um sechs Uhr auf den Feldbacher Hof; dort will ich Euch abholen," sagte Heinrich im Weggehen.

„Ich werde kommen!" rief Kölsch, und setzte sich wieder zu den Hofbedienten, um dieselben weiter für seine Zwecke zu bearbeiten. — —

Ein dichter Nebel lagerte im Dilltale, als Kölsch am nächsten Tage auf dem Feldbacher Hof ankam. Bald nachher stellte sich auch Heinrich ein, von mehreren Treibern begleitet.

„Weidmannsheil!" begrüßte er den Preußen. „Ihr seid pünktlich, das ist mir lieb; aber was wollt Ihr mit dem Säbel? Habt Ihr keinen Hirschfänger?"

„Nein," sagte Kölsch, „ich weiß mit dem Säbel besser als mit dem Hirschfänger umzugehen." —

Heinrich schüttelte den Kopf und fragte den eben eintretenden Wirt, ob er noch den alten Sauspieß habe.

„Jawohl!" antwortete dieser und ging hinaus, um die Waffe zu holen. Das Eisen zeigte sich noch hinreichend spitz und scharf, auch der Stiel stark und wohlerhalten.

„Leiht ihn mir, Herr Wirt," sagte Heinrich. „Ich will den Herrn hier mit meinem Hirschfänger versehen, denn er weiß den Spieß doch nicht zu führen, und sein Säbel kann ihm nichts nützen."

Der Wirt gab bereitwillig seine Zustimmung, und nachdem man sich noch mit einem guten Schluck gestärkt, wurde der Marsch nach dem Jagdrevier angetreten.

Nachdem Heinrich einen Treiber abgestellt hatte, bedeutete er seinen Gefährten, sich ruhig zu verhalten, begab sich dann etwa fünfzig Schritte weiter nach oben und pfiff hier kräftig, so daß es laut durch der Wald gellte.

Alsbald hörten die Jäger das bekannte Schlagen gegen die Baumstämme und das Rufen der Treiber. Ein Schnauben und Tosen, sowie das Brechen von Zweigen kündete bald das Herannahen eines Rudels Sauen, welches plötzlich aus dem Gebüsch hervorbrach, die Richtung gerade auf Kölsch nehmend.

Dieser, in der Aufregung seiner Büchse, welche er an einen Baum gelehnt hatte, gar nicht gedenkend, ließ sich auf ein Knie nieder, um einen schweren Keiler, den Anführer der Schar, auf den Hirschfänger auflaufen zu lassen.

Aber, ehe er es nur ahnte, war er schon über den Haufen gerannt, und das wütende Tier wandte sich nun um, um den Hilflosen mit seinen gefährlichen Hauern anzugreifen. Heinrich, welcher alles mit angesehen hatte, sprang schnell zu ihm hin, und ließ das mächtige Tier gewandt auf den Sauspieß auflaufen, so daß es fast augenblicklich verendete.

Wütend sprang Kölsch auf und rief: „Das ist ja eine verdammte Brut, diese Schweine."

„Seht Ihr, lieber Mann," sagte Heinrich, „urteilt deshalb künftig nicht zu vorschnell über die Gefahren der Jagd; Ihr seid noch gut dabei weggekommen."

Nun wurde die Sau schnell durch ein Paar starker Treiber nach dem nächsten Treiben geschafft, und die Schützen stellten sich in einem kleinen lieblichen Tal an der Grenze eines Buchenwaldes auf. Nochmals schärfte Heinrich dem noch immer fluchenden Kölsch ein, wie er sich zu verhalten habe, da jetzt sicher Hirsche zu erwarten seien. Dieser meinte aber, daß ein Hirsch mit seinen stumpfen „Hörnern" unmöglich so gefährlich sein könnte, wie die verdammten Schweine."

Hörner? Schweine? Diese unweidmännischen Ausdrücke ergötzten Heinrich sehr; doch sagte er, ehe er sich auf seinen Stand begab:

„Das Geweih eines Hirsches ist besonders in dieser Jahreszeit eine gefährliche Waffe; es sollte mir leid tun, wenn Ihr Euch durch eigenen Schaden davon überzeugen müßtet."

„Das möchte ich doch sehen," erwiderte Kölsch, „vielleicht beißt so ein Hirsch auch."

Heinrich begab sich achselzuckend an seinen Platz, da sich die Treiber schon in der Ferne vernehmen ließen.

Plötzlich hörte man den Ruf: „Achtung, ein Hirsch!" Statt dessen kam aber zuerst ein Rehbock mit einigen Geißen. Kölsch, dessen Spannung den höchsten Grad erreicht hatte, drückte in der Verwirrung seine Büchse darauf ab; aber schneller als sie gekommen, eilten die zierlichen Tiere davon.

Kölsch lud nun schnell wieder, ließ aber den Ladestock im Lauf stecken und war eben fertig, als ein mächtiger Hirsch gerade auf ihn zukam. Hastig schlug jener das Gewehr an und schoß. Der Ladestock drang dem prächtigen Tier in die Halshaut, ohne es ernstlich zu verwunden.

Es machte einen hohen Sprung, stürzte dann mit gesenktem Geweih auf Kölsch los, nahm ihn auf und schleuderte ihn in die Höhe, wo er in den unteren Ästen einer Buche hängen blieb.

Unmittelbar darauf knallte Heinrichs Schuß, und von seiner sicheren Kugel hinter das Blatt getroffen, brach das edle Tier im Feuer zusammen.

Schnell eilte Heinrich seinem unglücklichen Gefährten zur Hilfe und holte ihn nicht ohne große Mühe von seinem luftigen Sitz herunter. Kölsch, aus mehreren Wunden blutend, sank ohnmächtig zu Boden.

Sofort ließ ihn Heinrich von einigen Treibern nach dem nahen Ludwigsbrunn bringen, verband notdürftig seine Wunden und sandte einen Boten nach Dillenburg, um ärztliche Hilfe herbeizuholen.

Nachdem Kölsch wieder zum Bewußtsein gekommen, fluchte er heillos und rief dem sich besorgt mühenden Heinrich mit einem wütenden Blicke zu: „An diese Jagd werde ich ewig denken, und Euch soll sie nicht vergessen sein!"

Heinrich machte sich Vorwürfe, den Neuling mitgenommen zu haben, und entschuldigte sich mit den folgenden Worten: „Mir ist nie dergleichen widerfahren, wie hätte ich deshalb so Schlimmes für Euch ahnen können. Hättet Ihr mir nur besser gefolgt und Euch nicht so sicher gedünkt, so wäre Euch solches Unheil sicher erspart geblieben."

Kölsch drehte sich unwillig nach der Wand und sagte, er wolle schlafen, worauf Heinrich mit dem Förster das Zimmer verließ. Dieser äußerte: „Mir gefällt der Kerl nicht, er hat ein heimtückisches Gesicht, ich fürchte, er braut Euch noch mal' Unglück; denn er wird Euch sicher nicht vergessen, daß Ihr ihn und seine Prahlerei so tief gedemütigt habt."

„Mag sein," antwortete Heinrich, „aber er soll mich nicht unvorbereitet finden. Auch mir gefällt er nicht, und sein Benehmen auf dem Schloß läßt mich einen Werber in ihm vermuten; er hat sehr viel mit zwei betrunkenen Hofbedienten geflüstert, die schon mehrfach geäußert haben, Soldaten zu werden."

Ein leises Klopfen an der Tür unterbrach das Gespräch. — „Herein!" rief der Förster. Die Türe öffnete sich, und Heinrich erblickte eine zarte Mädchengestalt, die seine ganze Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselte. Ein freundliches, rundes Gesichtchen mit rosigen Wangen, beschattet von dunklen Locken, neigte sich in das Zimmer, und ein herrliches, seelenvolles blaues Augenpaar blickte den Förster lieb und vertraut an, während sie den etwas bei Seite stehenden Heinrich hoch errötend mit einem Knix begrüßte.

Der Förster, ihr Oheim, rief fröhlich: „Guten Abend! Guten Abend! Was bringt mein liebes Lorchen?"

„Ein paar schöne Karpfen und diesen Brief von Vater. Du möchtest sie dir gut schmecken lassen."

„Das sollen sie auch, mein liebes Kind, und herzlichen Dank dafür."

Dann, den jungen Forstmann vorstellend, sagte er zu diesem: „Meine Nichte, Eleonore Klein von Dillenburg." Heinrich verbeugte sich stumm, da ihn die Reize des anmutigen Kindes wortlos gemacht hatten.

„Aber wie konntest du es wagen, so spät noch zu kommen?" fragte der Förster.

„Lieber Ohm!" entschuldigte sich die Nichte, „der Herr Chirurgus Schraff ist mit mir gekommen, und so war ich nicht ohne Schutz." „Er ist eben bei dem verwundeten Manne."

„Dann muß ich gleich sehen, was er von dem Kranken hält," sagte der Förster, verließ das Zimmer und begab sich zu Kölsch.

Das Mädchen machte eine unwillkürliche Bewegung, als wolle es dem Oheim folgen, als Heinrich ihr mit den Worten: „Sie werden wohl müde sein," einen Stuhl anbot und sie zum Sitzen einlud.

„Oh! gar nicht," flüsterte die Angeredete, ließ sich aber doch auf den Stuhl nieder.

Es folgte nun eine verlegene Pause, da Heinrich vergebens versuchte, ein Gespräch in Gang zu bringen.

Endlich sagte er: „Sie kommen wohl oft hierher?" „Im ganzen selten," antwortete Lorchen, „ich habe nicht viel Zeit übrig; denn seit meine gute Mutter gestorben ist, muß ich allein die Haushaltung besorgen."

„Sie werden doch heute hier übernachten?" fragte Heinrich. „Ach nein!" entgegnete errötend das Mädchen. „Ich muß mit dem Herrn Schraff wieder nach Hause zurück, ich habe es dem Vater fest versprochen."

Das den beiden jungen Leuten sehr wichtig dünkende Gespräch wurde durch den Eintritt des Försters sowie des Chirurgen unterbrochen. Nachdem Heinrich durch letzteren über die Verletzungen des Preußen beruhigt worden war, wurde noch eine kleine Herzstärkung eingenommen und die Rückkehr nach Dillenburg unter Heinrichs Begleitung angetreten.

Unterwegs bot er dem holden Mädchen seinen Arm, der auch gern angenommen wurde, und nun erst kam die Unterhaltung in Fluß, zumal Schraff öfters etwas zurück blieb, was das junge Paar aber nicht zu bemerken schien.

Als die Wanderer sich der Stadt näherten und auf der letzten Anhöhe standen, machte Heinrich das Mädchen auf das mondbeglänzte Tal unter

ihnen aufmerksam, in dem ein silberweißer Nebel wogte, der um die gegenüberliegenden Berge zauberhafte Gestalten wob.

„Wie ernst und still sehen diesen jetzt noch darein, aber wie freundlich werden sie uns bald entgegenstrahlen, wenn erst liebliches Grün ihre Wälder bedeckt ud die gefiederten Sänger in frohlockenden Tönen ihre Lieder zu Ehren des Höchsten in die Lüfte schmettern", sagte Heinrich begeistert. „Wir haben ja des Schönen hier so viel, und wer die Natur und ihre Wunder so recht versteht und verfolgt, der fühlt sich auch ihrem Schöpfer immer näher gerückt und lernt seine Allmacht und Güte immer mehr begreifen." (Fortsetzung folgt.)

# Theater zu Wiesbaden.

### Hoftheater.

Das Königliche Theater beginnt seine Spielzeit am 1. September. Das klassische Schauspielrepertoire bringt die Neueinstudierung von Shakespeare's „Richard III." und Schillers „Kabale und Liebe". Auf dem Spielplan des modernen Schauspiels erscheinen: „Der Biberpelz", eine Diebskomödie von Gerhard Hauptmann, Ibsens „John Gabriel Borkmann" und „Baumeister Solneß", ferner von dem Dänen Gustav Wied, dessen bekannte Satyrspiele und Komödien dem Autor bereits in Deutschland einen gefeierten Namen machen, das fünfaktige Lustspiel „Der Stolz der Stadt". Auch unsere heimischen Lustspielautoren Blumenthal und Kadelburg stellen sich wieder in Gemeinschaft mit einer Komödie „Der Weg ins Freie" ein. In Richard Fellingers „Der Feiertag" ist ein gemütvolles und kräftiges Wiener Volksstück ersten Schlages zu erwarten. Als Neuheit pikanten Genres folgt die geistvolle Satyre „Untreu" von Robert Bracco. Max Halbe hat sein Schauspiel „Strom" der Hofbühne zur Neueinstudierung übergeben, und endlich tritt in die Reihe der Novitäten ein kerniges Bauernstück von Ludwig Ganghofer „Der heilige Rat", dem vielleicht noch Anzengrubers „Meineidbauer" sich an die Seite stellen wird.

Von neu engagierten Mitgliedern des Schauspiels treten erstmalig Herr Herrmann (vom Schillertheater in Berlin) und Frau Bleibtreu (vom Dresdener Hoftheater) in Hauptmanns „Biberpelz" auf. Als Gast ist wiederum Josef Kainz zu erwarten; er dürfte vermutlich in Kleists „Prinz Friedrich von Homburg" die Titelrolle spielen.

In der Oper sind vorgesehen: der ganze „Ring des Nibelungen", Mozarts „Figaro", Aubers „Stumme von Portici", „Das Wintermärchen", „Die Königin von Saba", beide Opern von Goldmark, Smetanas „Verkaufte Braut" und endlich Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt".

Als Gäste der Oper sind zunächst Dalmores von der Pariser Großen Oper (10. Sept., als José in „Carmen"), sowie der berühmte italienische Tenor Enrico Caruso zu erwarten.

### Residenztheater.

Auch das Residenztheater öffnet am 1. September seine Pforten wieder. Als Neuheiten werden angekündigt: „Dorian Gray", Komödie nach dem Roman des Oskar Wilde, frei bearbeitet von George Bentley. „2 × 2 = 5", Satyrspiel von Gustav Wied. „Die List (La Ruse"), Schauspiel nach Claude Roland und Hersent, Deutsch von Carl Lahm und Conrad Dreher. „Villa zu vermieten", Komödie von Antony Mars, Deutsch von Carl Lahm und Conrad Dreher. „Der Mann mit dem Koks", Schwank von Claude Roland, Deutsch von Carl Lahm und Conrad Dreher. „Der kleine König (Son premier voyage)", 2 Akte von Leon Xanrof. „Der Teufel", ein Spiel in 3 Aufzügen von Franz Molnár. „Der Kaisertoast", Lustspiel von Frhr. von Schlicht und Walter Turszinsky. „Mandragola", Komödie nach dem Stoffe eines alten Lustspiels des Machiavell von Paul Eger. „Die Schmuggler", Komödie von Arthur Dinter. „Simson", Komödie von Henri Bernstein. „Lokomotivführer Claußen", Schauspiel von Müller-Eberhart. „Die blaue Maus", Schwank von Alexander Engel und Julius Horst. „Anna Karénina", Drama nach Tolstois Roman von Edmond Guirand. „Der Hausfreund (L'Ange au Foyer)", Lustspiel von R. de Flers und G. A. de Caillavet. In deutscher Bearbeitung von Benno Jacobson. „Manöverregen", Lustspiel von Gebh. Schätzler-Perasini und Richard Keßler. „Vergeltung", Schauspiel von A. C. Strahl. „Ein unverstandener Mann", von E. von Wolzogen (Uraufführung). „Ein Volksfeind", Schauspiel von Henrik Ibsen. „Die Frau vom Meer", Schauspiel von Henrik Ibsen. „Die Wildente", Schauspiel von Henrik Ibsen. „Zopf und Schwert", Lustspiel von Gutzkow. „Narciß", Trauerspiel von Brachvogel. „Die beiden Klingsberg", Lustspiel von Kotzebue; u. a. darunter ein neuer Schwank von Wilhelm Jacoby und ein neuer Schwank von Curt Kraatz.

### Volkstheater.

* **Der Glockenguß zu Breslau,** ein tragisches historisches Ereignis aus dem 16. Jahrhunderte, ist männiglich durch W. Müllers gleichnamige, schöne Ballade bekannt. Direktor Wilhelmy fand mit Recht den Stoff geeignet zur szenischen Ausgestaltung und Bearbeitung und hat aus ihm ein lebens- und wirkungsvolles Schaustück in 7 Bildern in echt volkstümlicher Weise geschaffen. Die Handlung packt, die Mittel sind innerlich, die Entwickelung ist motiviert. Aus dem „Buben", der die Glocke gießt, ist ein junger Gießergeselle geworden, der des Meisters Töchterlein heimführen soll, wenn der Guß gelungen ist. Dieses zu verhindern, verbinden sich die abgefahrenen Freier, der Altgesell und der Gerichtsschreiber, jener überheizt in des Meisters Abwesenheit den Ofen, und der Jüngling, von der Geliebten selbst dazu aufgefordert, veranlaßt in der Verzweiflung den Guß. Der Meister kehrt zurück, und in blinder Wut ersticht er den vermeintlichen Unheilstifter. Der Rest der Handlung verläuft wie im Gedichte. Gespielt wurde vorzüglich. Den Meister Helm gab Herr Schöndorff in tragischer und sittlicher Größe, wie wir es von diesem hochbegabten Künstler erwarten. Direktor Wilhelmy gestaltete die kurzlebige Rolle des unglücklichen Gesellen sympathisch aus. Frl. Leidenius spielte das Gießertöchterlein; sie ist in erster Reihe Sentimentale und muß ins Tragische sich erst hineinwachsen; doch sind die Anfänge schon gut vorhanden. Ein recht würdiger Oberster Rat war Herr Huppel, der eine vornehme Ruhe bewahrte und durch sein sichtliches Mitgefühl mit dem Verurteilten alles für sich gewann. Frl. Neumann als seine Gattin stellte als Schützerin Theresens sich würdig an seine Seite; die innere Bewegung kam herzlich und nicht übertrieben zum Ausdruck. Den wüsten Altgesellen verkörperte Herr Loehmke gut, den intriganten Schreiber Herr Heinrichs etwas zu laut und zu wenig schleichend. Herr Römer als Freund Helms hätte wärmer und lebendiger sein dürfen. Alles in allem war die Vorstellung eine Leistung, die dem jungen Theater zur Ehre gereicht.

# Literatur.

* **Auf zum Taunus!** Herausgegeben im Auftrage des Obertaunuskreises von Landrat von Marx. 148 S. Pr. 7,50 M. Frankfurt a. M., Druck und Verlag von Schirmer und Mahlau. — Eine Unternehmung zur Hebung des Verkehrs und zur Förderung der Besiedelung am südlichen Taunus nennt sich das Werk. Etwas bescheiden; denn es ist ein Prachtwerk, das einem jeden die Schönheiten und Vorzüge der herrlichen Südosttaunusgegend in glänzender Weise vor Augen führt, zugleich ein Werk, das dem Herausgeber wie dem Verlage zur höchsten Ehre gereicht. Landrat von Marx hat in diesem

stattlichen Foliobande sein soziales und künstlerisches Verständnis und seine Liebe zu seinem Wirkungskreise wieder recht offenbart, und der Verlag hat den Absichten des Herausgebers ein vornehmes und stilgerechtes Äußere verliehen. Fünf Städte und fünfundzwanzig Ortschaften des Obertaunuskreises werden in Wort und Bild vorgeführt. Die Lage, die geschichtliche Entwickelung, die Lebensverhältnisse werden betrachtet und die Besiedelungsmöglichkeit dargelegt, auf den Übersichtskarten, die jeder Betrachtung folgen, sind meist sogar die Parzellierung und der Bebauungsplan angegeben. Alles das geschieht in sachlicher, nicht reklamenhafter Weise, und eben darum — wird das Unternehmen die beste Reklame machen. Unseres Wissens ist es das erste Mal, daß in dieser umfassenden Weise eine Gegend unseres deutschen Vaterlandes ins Licht der Beobachtung gerückt wird, und daß dies in einer solchen Ausstattung mit dem Aufwande aller technischen Kunstmittel geschieht.

* **Jubiläumspostkarte der Achtundachtziger** von C. J. Frankenbach. Pr. 10 Pf. Verlag von R. Bechtold u. Komp., Wiesbaden. — Der bekannte nassauische Künstler hat eine schöne Erinnerungskarte geschaffen: in der Mitte ein Waffen- und Fahnentrophäum, davor der nassauische Löwe auf einem Postament mit den Schlachteninschriften, rechts und links vier Regimentstypen von 1808, 1815, 1866 und 1908, im Hintergrunde die Garnisonen Wiesbaden und Mainz. Die Ausstattung durch den Verlag ist die bekannte treffliche.

## Neues aus Nassau.

S. M. der Kaiser weilte am 10. und 11. August in Kronberg (Friedrichshof). Dort empfing er am 11. seinen Oheim, den König Eduard von England, der mit ihm der Enthüllung des von Professor F. Gerth geschaffenen Denkmals der Landgräfin Elisabeth von Hessen-Homburg zu Homburg beiwohnte. Die Zusammenkunft dürfte auch für die Weltlage Bedeutung gehabt haben. — Am 20. und 21. August weilte der Kaiser wieder in Friedrichshof, besuchte mit seinen hessischen Verwandten den Feldberg und kehrte dann auf dem Rückwege bei der Großherzogin-Mutter von Luxemburg in Königstein ein, wo er — zum ersten Male — fast eine Stunde weilte. Merkwürdigerweise geschah das am Tage der Thronbesteigung des Herzogs Adolf, die vor 59 Jahren erfolgte, was der Kaiser wohl kaum wußte.

Zum Andenken an die vor 50 Jahren erfolgte Besitzantretung des Königsteiner Schlößchens durch Großherzogin Adelheid veranstaltete die Stadtgemeinde Königstein am 8. August eine kleine Feier und beschloß die Gründung einer Großherzogin Adelheid-Stiftung zu milden Zwecken.

Das Mißgeschick des berühmten Erfinders des lenkbaren Luftschiffs, Grafen F. von Zeppelin, dessen mühsames Werk am 5. August bei Echterdingen nahe Stuttgart den Elementen zum Opfer fiel, veranlaßte auch im Nassauerlande eine ungemein rege Beteiligung an der Nationalspende, die dem Grafen zuteil wurde.

Am 7. August wurde mit der Belegung des neuen großen Wiesbadener Südfriedhofs an der Frankfurter Straße begonnen.

Der Westerwaldklub feierte am 15. und 16. August sein zwanzigjähriges Bestehen, verbunden mit geselliger Vereinigung und Volksfest. Das erfreulichste Ereignis war die Verkündung des anwesenden Regierungspräsidenten Dr. von Meister, daß sowohl das Kultusministerium als auch der Landesausschuß einen namhaften Beitrag zum Westerwälder Museum in Marienberg leisten würden. Pfarrer Heyn wurde zum Konservator ernannt.

Am 16. August wurde die neue evangelische Kirche in Schlangenbad eingeweiht.

Am 16. August, gelegentlich der Tagung der 25. Generalversammlung des Deutschen Weinbauvereins zu Elfeld, wurde ein historischer Festzug nach den Entwürfen des nassauischen Malers C. J. Frankenbach veranstaltet, der allseitig große Anerkennung fand.

Am 21. und 22. August übte das nassauische Pionierbataillon Brückenschläge über den Rhein im Rheingau.

Die Witwe des Professors K. Keil, die vor kurzem zu Elfeld verstarb, hat den Gemeinden Elfeld und Erbach ihr ganzes Vermögen, etwa 1 Million Mark, zu Legaten und Stiftungen, ihr Haus zu einem Asyl für alte Leute und das Keil-Museum der Stadt Wiesbaden vermacht.

Schwanheim soll nach den Berichten des Prof. Dr. Kobelt und des Dr. Hammeran als eine römische Ansiedelung erwiesen sein.

Bei der Einführung der Zentralheizung in der Marienkirche zu Diez bettete man die Leichen der Fürstengruft aus den zerfallenen Holzsärgen in neue Zinksärge um. Leiche und Brokatkleid der Gräfin Sophie Hedwig, geb. Herzogin von Braunschweig († 1642), waren noch gut erhalten.

Das Dörsbach- und Mühlbachthal sollen mit ihren Gewässern durch eine Sperre der Industrie dienstbar gemacht werden. Ein Projekt ist bereits ausgearbeitet.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**September.**

1\. 1870. Schlacht bei Sedan. Alle nassauischen Truppenteile nehmen an ihr rühmlichen Anteil.

7\. 1810. Gefecht bei Soquellamos. Oberst von Kruse mit Teilen des 2. Regiments Nassau und nassauischen und polnischen Reitern zersprengt die Partida des Guerilleroführers Franciscetti. (Spanischer Feldzug.)

8\. 1675. Fürstin Amalie von Nassau-Oranien stirbt. Sie war am 31. VIII. 1602 als Prinzessin von Solms-Braunfels geboren und vermählte sich 1625 mit dem Fürsten Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien, dem sie einen Sohn, Wilhelm (II.), und vier Töchter: Luise Henriette, Albertine Agnes, Henriette Katharine und Marie, schenkte, die in die Häuser Brandenburg, Nassau-Diez, Anhalt-Dessau und Pfalz-Simmern heirateten.

12\. 1776. Fürst Karl zu Nassau-Weilburg begründet zu Kirchheim eine evangelisch-simultane (lutherisch-reformierte) Lehrerbildungsanstalt.

14\. 1813. Treffen bei Villafranca. Das spanisch-englische Armeekorps wird von dem französischen Korps von Katalonien geschlagen. Das 1. Regiment Nassau nimmt auf französischer Seite tapferen Anteil (Spanischer Feldzug.)

15\. 1819. Nikolaus Kindlinger, rheingauer Geschichtsforscher, stirbt. Er war am 17. II. 1749 zu Neudorf geboren, Minorit in Münster, Archivar in Essen, dann in Fulda, Pfarrer in Neudorf und lebte zuletzt in Mainz. Sein bekanntestes Werk ist die Geschichte der deutschen Hörigkeit.

## Briefkasten.

**A. A. in W.** Mit bestem Danke angenommen. Freundl. Gruß.

**O. F. in Sch.** Besten Dank.

Die übrigen Korrespondenzen sind brieflich erledigt worden.

Bemerkung. In Nr. 16 ist der unter „Neues aus Nassau“ vorkommende Name des Pfarrers zu Rod a. d. W.: Brune in Brunn zu verbessern.

**Redaktionsschluß: 28. August.**




№ 18. Wiesbaden, den 16. September 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



# Herbst.

Verweht die glüh'nden Daseinsträume,
Verrauscht des Sommers leuchtend' Fest; —
Es rinnt und rieselt durch die Bäume
Und tropft und knistert im Geäst.

Wohl kam der Herbst mit Pracht gegangen
Und küßte bunt sie, klein und groß;
Doch ließ er bald in all dem Prangen
Die wilden Stürme auf sie los.

Dann spann er sie in dunst'ge Schleier,
Drückt' Nebelkronen auf ihr Haupt
Und naht' als zärtlich weicher Freier,
Eh' ihren letzten Schmuck er raubt'.

Nun streichelt mild mit Trösterhänden
Noch einmal sie ein sanfter Wind;
Er kann nicht das Verhängnis wenden,
Doch kost er jedes müde Kind

Er selbst ein müder, matter Wand'rer,
Der sich vom Frühling hat verirrt,
Jetzt fühlt er tief das Leiden andrer,
Mit denen bald er schlafen wird.

Noch einmal will er beim Verlassen
Zerstreu'n des Waldes trüben Sinn,
Da kann sich der vor Weh nicht fassen
Und schluchzt und weinet vor sich hin.

Minna v. Konarski.

# Aus der wiedischen Geschichte.

2) Von W. Groß. (1. Fortsetzung.)

## 2. Friedrich Ludwig, der letzte Fürst von Wied-Runkel.

Ueber Rom, Florenz und Bologna führte er seine Armee nach Oberitalien, wo er seine Bestimmung nach Mailand erhielt. Hier hatte er die Freude, folgendes Schreiben aus dem kaiserlichen Kabinette zu erhalten: „Se. Majestät haben unter dem 6. d. M. (April 1823) hinsichtlich des rühmlichen Andenkens, welches die aus Neapel abgegangenen Truppen sowohl in den von ihnen geräumten Garnisonen als auch während ihres Rückmarsches allenthalben zurückgelassen haben, folgende Allerhöchste Resolution zu erteilen geruht: Mir können solche Nachrichten nicht anders als sehr angenehm sein, und gestatte Ich dem Feldmarschall-Leutnant Prinzen zu Wied-Runkel den Ihm von der Stadt Capua zugedachten Ehrensäbel anzunehmen." Nach der Räumung Piemonts und Auflösung der zur Beschwichtigung des Aufruhrs zusammengezogenen Streitkräfte erhielt Prinz Friedrich ein Divisions-Kommando in Prag, wo er anfangs Dezember 1823 eintraf. Als Folge seines Aufenthaltes in dem südlichen Klima befiel ihn eine hartnäckige Leberkrankheit, die ihm viel Beschwerden und Schmerzen verursachte. Kaum hatte sein Gesundheitszustand sich etwas gebessert, da erhielt er die betrübende Nachricht von dem am 9. März 1824 erfolgten Ableben seines Bruders, des Fürsten Karl Ludwig zu Wied-Runkel, der in Dierdorf residierte. Da ihm als alleinigem Erben das halb unter preußischer, halb unter nassauischer Hoheit stehende ehemals souveräne Fürstentum Wied-Runkel zugefallen war, reiste er am 20. April von Prag nach Runkel ab, wo er am 25. desselben Monats anlangte. Ueber seinen Empfang in der alten Lahn-Residenz berichten die Akten des fürstlichen Archivs zu Neuwied:

„Am 25. April kehrte Se. Hochfürstliche Durchlaucht zu Wied-Runkel nach 24jähriger Abwesenheit und vielen ruhmvollen für die Sache Teutschlands mitgefochtenen Schlachten in die Arme treuer Unterthanen und Diener, die Höchstihn mit treuem Herzen und vertrauensvoll erwarteten, nach Runkel zurück, um die Höchstihm zugefallene Regierung des Standesgebietes Runkel anzutreten. Der hochverehrte Fürst wurde von den treu liebenden Unterthanen des Amtes Runkel wonnetrunken empfangen und nahm die Freude, die sich bei allen, alt und jung, so lebhaft aussprach, huldvoll mit innigstem Dank und Rührung an. Die anliegenden Gedichte, welche dem Durchlauchtigsten Fürsten im Schloßsaale zu Runkel überreicht wurden, sprechen die Gesinnung und Verehrung deutlich aus, welche man allgemein dem nuen Landesherrn widmete. Nachmittags nach erfolgter Ankunft verfügte sich der Fürst nach dem allgemeinen Wunsch der Amts-Unterthanen nach der auf der Limburger Straße errichteten Ehrenpforte und empfing hier die herzlichen Glückwünsche aller Anwesenden, die unter Kanonenschüssen und Musik mit lautem Jubel dargebracht wurden. Dann begab sich der Fürst wieder in das Schloß zurück und sah an diesem Tage niemand mehr, um sich von der Ermüdung der langen Reise zu erholen." (Folgen die Begrüßungsgedichte.)

Leider war dem trefflichen Herrn kein langes Leben beschieden.

Am Morgen des 26. April klagte der Fürst, eine sehr böse Nacht gehabt zu haben und so krank zu sein, daß er sein nahes Ende befürchtet hatte. Alle, denen der Zutritt gestattet war, versicherten, ihn gegen den vorigen Tag sehr verändert und recht leidend gefunden zu haben. Am 27. fühlte er sich so krank, daß er das Bett nicht verlassen konnte und niemand zu sehen verlangte. Trotzdem verweigerte er alle ärztliche Hilfe und genoß nur die ihm von seinem Prager Arzte verschriebenen Pulver.[1]) Auch die mittags von Schaumburg eintreffende Fürstin Karoline fand seinen Zustand sehr bedenklich. Die folgende Nacht war der Kranke sehr unruhig und hatte viele Schmerzen. Am Mittwoch (den 28.) nahm die Schwäche so zu, daß der Fürst beim Versuche, das Bett zu verlassen, ohnmächtig zusammenbrach. Trotzdem wies er die Bitten seiner Umgebung, einen Arzt zuzuziehen, mit der Äußerung zurück, daß ihm das Übel bekannt und keine Gefahr vorhanden sei. Gegen Abend jedoch verschlimmerte sich die Krankheit derart, daß man alle Hoffnung auf Erhaltung des Lebens aufgab.

Auch die Kunst der eiligst herbeigerufenen Ärzte Geheimer Medizinalrat Kraft zu Runkel, Doktor Ricker und Medizinalassistent Heppe erwies sich als vergeblich, wenn er auch selbst an seinem Aufkommen nicht verzweifelte. „Es gibt für den Menschen keine Gefahr", äußerte er kurz vor seinem Tode zu seinen besorgten Dienern. So sah der Held, der in blutiger Schlacht so oft dem Feinde die Stirne geboten, auch dem letzten Feinde siegesfreudig entgegen. Um halb neun Uhr abends hauchte er seinen letzten Seufzer aus. Die Nacht hindurch blieb der entseelte Körper unberührt im Sterbezimmer liegen. Am 30. wurde auf Anordnung des Hofmarschalls von Knoblauch von dem Medizinalrat Kraft unter Beistand der Doktoren Heppe, Wilhelm von Limburg und Ricker von Vilmar, die Öffnung und Einbalsamierung der Leiche im Schloßsaale vorgenommen. Bereits am Tage vorher war der Hofmarschall von Knoblauch nach Schloß Schaumburg und Neuwied abgereist, um der Fürstin-Witwe Karoline und dem Fürsten August zu Wied-Neuwied als dem Erben des Standesgebietes Wied-Runkel, die Trauernachricht zu überbringen. Da Fürst August abwesend war, so erteilte sein Bruder Prinz Max

---

[1]) Fürst Friedrich war ein strenger Anhänger der Hahnemannschen Homöopathie.

dem Hofmarschall Vollmacht, die Beisetzung nach den gegebenen Bestimmungen zu vollziehen. Nachdem am 5. Mai die Leiche in die kaiserlich österreichische Generals-Uniform (weißer Rock mit roten Ärmelaufschlägen, weiße Weste, rote Beinkleider und Reiterstiefel) gekleidet und in einen Sarg von schweren Eichenholz gebettet worden war, durften am Nachmittage die trauernden Landeskinder herzunahen um zum letztenmal das teure Antlitz des so sehnsüchtig erwarteten und nun so jäh aus dem Leben gerissenen Landesvaters zu schauen. Als Tag der Bestattung war der 6. Mai bestimmt. In der Frühe des Tages wurden die letzten Vorbereitungen getroffen. Das Herz des Verblichenen, eingeschlossen in eine mit Trauerflor umwundene weiße Porzellankapsel. wurde am Fußende in den Sarg gestellt, darauf der Sarg geschlossen und in feierlicher Prozession unter Vorantritt der Geistlichkeit zur Fürstengruft in dem Runkeler Kirchlein geleitet, abwechselnd getragen von den Stadträten Gerhard, Elenz, Wenzel, Werner, Stadtvorsteher Reymann, Eller, Fink, Nickel, Stadtkassierer Keutler, Kirchenrechner Neuber, Kirchenvorsteher Dorn, Fr. Hardt, J. W. Naß, J. Weiß, W. Hardt, P. Kohl.

„Monarch und Staat verloren in den Verstorbenen einen treuen, eifrigen und ausgezeichneten Diener, die Armee ein großes Beispiel der Tapferkeit und pünktlichsten Pflichterfüllung, der gemeine Mann einen Vater, welcher immer für sein Wohl besorgt war. Ein äußerst humaner Sinn, ausgebreitete Kenntnisse in mehreren Wissenschaften, die rührendste Herzensgüte, welche sich bei jeder Veranlassung unverkennbar äußerte, machten seiner Umgebung und allen, welche das Glück genossen, sich dem Fürsten öfters nähern zu können, dessen Umgang ungemein angenehm. Die Menschheit trauert um einen ihrer würdigsten und edelsten Söhne.

Gott segne seine Asche!"

(Also schließt sein getreuer Adjutant Lawatschek das Lebensbild des edlen Fürsten.)

## Anhang.

Als Ergänzung zu dem Lebensbilde des edeln Fürsten seien zum Schlusse noch einige Schreiben aus seinem Nachlasse, in den ich durch die dankenswerte hohe Güte Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Wied Einsicht nehmen durfte, mitgeteilt. Sie geben uns ein treffliches Bild von seiner Einfachheit und wahren Herzensgüte, die alle, zu denen er in näherer Beziehung stand, in so reichem Maße erfahren durften.

**Glückwunschschreiben des Prinzen an seinen Vater, den Grafen Christian Ludwig, zu dessen Erhebung in den Reichsfürstenstand, dat. Vlissingen, den 26. Oktober 1791.**

Gnädiger Papa! Ich wünsche Ihnen unterthänig Glück zu der Erhebung in den Fürstenstand. Möchten Sie noch lange Jahre fortfahren, zur Verherrlichung Ihres Hauses und zum Glück Ihrer Unterthanen zu leben. Obgleich wir in Seeland seyn, welches wegen seyner Fieber so berühmt ist, so befinde ich mich doch stets wohl. Doch werde ich das zweite Jahr nicht hier zubringen, sonst möchte ich diese Gefahr des Landes empfinden müßen. Ich hoffe, dieser Brief trifft Sie vollkommen wohl an. Ich empfehle mich unterthänigst zu Gnaden und bin Ihr unterthäniger treuer Sohn.

Friedrich Ludwig, Prinz zu Wied.

**Schreiben des Prinzen an seinen Bruder, den Fürsten Karl von Wied-Runkel, bei dem am 31. Oktober 1791 erfolgten Hinscheiden seines Vaters.**

Très cher frère! Je reçus le 10. au matin par l'estafette votre lettre. Que dieu soit loué, d'avoir fini les longues souffrances de mon Père, en le plaçant au sejour des bien heureux.

C'est du fond d'un coeur sincère, que je prie le ciel de vous accorder le regne le plus heureux et le plus longue. Soyez le Père de vos Sujets, comme ils seront vos enfants, personne n'en sera plus touché et n'y prendra une plus vive part que moi. Vous me servirez de Père à present, et une cónfiance et un amour sincère sera desormais la plus grande tâche, que j'aurai à remplir envers vous. Gardez moi votre chère amitié et ne doutez jamais de la mienne. Faites, si j'ose prier bien, mes compliments respectueux à votre Epouse.

Adieu, très cher frère. Votre fidele et devoué frère

F. Prince de Wied.

---

**Fürstin Karoline teilt dem Fürsten Friedrich den Tod ihres Gemahls mit. Dat. Dierdorf, den 9. März 1824.**

„Ihr Bruder, lieber Freund, ist vor 1½ Stunden verschieden und endete ein schönes, frommes, wohlthätiges Leben. Ihnen, mein gütiger Schwager, hinterließ er die schöne Pflicht, zu vollenden, was er stets vorhatte. Wirken Sie soviel als möglich, und dadurch werden Sie ihm gleichen. Sein Wunsch ist, in einer Kapelle beigesetzt zu werden, die er dazu machen ließ. Dieses müssen Sie, bester Freund, zugeben; sein Wunsch ist Ihnen bestimmt heilig. Also, kann er bis zu Ihrer Ankunft erhalten werden, so werden Ihre Befehle befolgt. Gehet es aber nicht, so ist er schon zur Ruhe gebracht vor Ihrer Ankunft, und dann nehme ich Ihre Stelle ein, daß er da begraben wird, wo er es wünscht. Ach, Freund! wie wird der brave gute Mann beweint! Seine Diener darf ich als Beweis hinstellen. Ehren Sie, was Ihr Bruder liebte. Ich liebe Sie herzlich; wie bewegt ich bin, weiß der große Gott, der unsern Karl zu sich genommen.

Caroline, Fürstin zu Wied, geb. von Nassau.

---

**Fürstin Karoline an den Fürsten Friedrich.**

Dierdorf, den 25. März 1824.

Lieber treuer Freund!

Durch den Ausdruck Ihrer schönen mir so wohlthuenden Gesinnung haben Sie manche Thräne der Rührung hervorgerufen aus Augen, die nur noch Thränen des Jammers zu vergießen glaubten. Der Tod unseres prachtvollen guten Karl hatte durch die Güte des Verstorbenen einen tiefen schweren Eindruck gemacht, und eine heimliche Angst plagte die Armen, daß Sie, mein lieber Schwager, Ihre militärische Laufbahn den treuen Wied-Runkelischen Unterthanen vorziehen würden. Sehnsuchtsvoll wurden Ihre Briefe erwartet; und wie froh ruft einer dem andern zu: Er kommt, er will uns nicht verlassen. Er will seinen Bruder uns ersetzen. Auch ich fühle es, daß Ihre gütigen Briefe meinem gedrückten Herzen wohlthun; und gütiger, zuvorkommender und zartfühlender wie Sie, theurer Freund, gegen mich sind, kann wohl kein Mensch sein. Nehmen Sie meinen zärtlichen Dank für alles, was Sie mir und den Dienern des Hauses sein wollen. Eine theure Pflicht für Sie und für mich wird stets sein, diese Güte zu verdienen, und uns alle soll der Himmel bewahren, das Geringste zu veranstalten, das Ihnen, guter Freund, nicht recht wäre. Durch Hofmarschall von Knoblauch erfahren Sie, daß die Hülle unseres theueren Vorangegangenen still den 18. d. M. in der Kapelle beigesetzt wurde. Zu lange die Leiche zu erhalten, wurde mir schwer, da unwillkürlich das Gefühl der Wachenden abstumpfen muß; und ich kann nicht genug rühmen, wie treu, wie kindlich er ist von seinem Kammerdiener und Dienern gepflegt worden. Bekannte Namen

[1]) Fürstin Karoline war die Tochter des Fürsten Karl von Nassau-Weilburg. Ihre irdische Hülle ruht auf dem alten Kirchhofe zu Wiesbaden auf dem Heidenberge.

finden Sie in den zweh, die Sie uns bringen sollen. Überhaupt ist eine zweite Generation von Dienern entstanden, die auch Ihnen, dem treuen Bruder, treue Anhänglichkeit beweisen werden. Mit unbeschreiblichem Verlangen erwarten wir Sie hier, mein theurer Freund; Ihre Briefe haben schon so wohlthätig gewirkt, daß auch ich nicht mehr sage: Hier kommt der Nachfolger deines Mannes. Dieser Gedanke schreckt natürlich eine Witwe. Nein wir sagen uns alle: Gott hat uns den Geliebten genommen; er nimmt ihn zu sich zu seinem Glück; er gibt uns seinen Bruder, in Edelmut sein Ebenbild. Schmiegen wir uns an Ihn, so kommt wieder ein glückliches Verhältniß, da wo der Tod alles zu rauben schien. Mit welcher Rührung, bester Freund, lese ich in Ihrem Brief, daß ich das Dierdorfer Schloß als mir angehörig ansehen soll. Ich soll Ihnen dadurch einen Beweis meiner Freundschaft geben; ich soll es Ihnen nicht abschlagen. Großer Gott, wie wohl thut es mir, daß Sie so die Witwe Ihres Bruders ehren; ich finde darin die Überzeugung, daß auch Sie es glauben, daß stets mein Wunsch war, ihn glücklich zu machen. Erlauben Sie, bester Freund, daß stets meine Stuben, die von der Wolfskeel und meiner Kammerfrau, mir zu Gebot stehen, so sorgen Sie für mein Glück. Ganz Dierdorf zu verlassen, wäre hart, da ich meine geliebte angenommene Tochter zurücklassen müßte. Als stiller Beobachter wird es mir frohe Tage machen, wenn ich sehe, daß mein teurer Schwager beglückt; aber als Witwe wünsche ich ein kleines chez moi zu haben, und dazu habe ich mir Wiesbaden erkoren. Grundsatz ist bei uns, wie es bei meinen Schwestern allen war, wenn nicht andere Verhältnisse geboten hätten, daß die Witwe nicht zu nahe sich aufhalten soll. Seien Sie, mein Freund, mir immer recht freundlich, dann komme ich vielleicht zu oft. Auch wollen meine Geschwister mich jetzt genießen, da ich so lange nicht von Dierdorf mich entfernen konnte. Gott erhalte Sie recht gesund; aber wer kennt die Leber besser als ich — oft braucht sie Hilfe. Hier haben wir am Hofrat und Landphysikus Schacht einen sehr geschickten und äußerst braven Mann, den mein Mann in seinem langen Leiden sehr liebte. Lassen Sie sich von Ihrem Arzt die Art aufschreiben, wie er Sie behandelt hat, dann wird Schacht mit Ihrer Natur bekannt, und bestimmt sind Sie dann in guten Händen. Leben Sie recht wohl und glauben Sie an die innige Dankbarkeit und Anhänglichkeit Ihrer alten treuen Schwägerin Karoline."

(Schluß folgt.)

# Goethes Mutter.

1) Zu ihrem 100. Todestage. Von Th. Gesky.

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren."

Mit diesen weltbekannten Versen hat Goethe die Eigenart und das geistige Erbe, das er seinen Eltern zu verdanken hatte, treffend charakterisiert. Ernste Beharrlichkeit und Selbstzucht des Geistes, großes Interesse für Kunst und Poesie, Wissensdurst und Lehreifer, Ordnungsliebe und Sparsamkeit waren die Grundlagen des Charakters seines Vaters, dieses gegen des Dichters Mutter meist stark in den Schatten gestellten Mannes, der bekanntlich Wolfgang mit Erfolg in den alten und neuen Sprachen unterwies. Viele treffliche Eigenschaften, die wir an dem Sohne bewundern, müssen wir deshalb als die Früchte der Erziehung seines Vaters anerkennen. Weil aber dieser oft zu große Strenge walten ließ, ohne auf die Begabung und den Charakter Wolfgangs liebevoll einzugehen, so kam es schon früh zwischen Vater und Sohn zu heftigen Auftritten, deren Folge war, daß der liebebedürftige Sohn sich viel inniger an seine Mutter anschloß, die immer wieder versöhnend zwischen beide trat. Goethes Mutter war eine geistig bedeutende, mit reicher Phantasie und natürlicher Herzensgüte begabte Frau, die mit ihrer Frohnatur lachenden Frühling und lichten Sonnenschein um sich verbreitete. Fröhliche Menschen, besonders junge, lustige Mädchen, die gern scherzten und lachten, hatte sie noch in ihrem hohen Alter am liebsten um sich. Ihre Briefe sind geistreich und nicht selten von einer fast klassischen Anschaulichkeit und Lebensfülle in der Darstellung, so daß man gern übersieht, daß sie orthographisch nicht fehlerfrei sind. Mit ihrem Frohsinn verband sie ein aufrichtiges, durch nichts zu erschütterndes Gottvertrauen. Ihre Frömmigkeit trat weniger in der Beobachtung bloßer Formen als in Werken der Menschenliebe hervor; sie übte also vorwiegend ein praktisches Christentum. So konnte die seltene Frau mit Recht von sich sagen: „Ich habe die Gabe von Gott empfangen, daß noch keine Menschenseele unvergnügt von mir weggegangen ist, wes Standes, Alters und Geschlechts sie auch gewesen ist." Sie war es, die durch ihr großes Talent im Erzählen von Märchen und Sagen ihre Kinder Wolfgang und Cornelia anregte, und in dem Knaben die Lust zu fabulieren weckte. So hat Wolfgang Müller in seinem sinnigen Gedicht „Die Wunderblume" uns Mutter und Sohn lebensvoll vor das Auge gestellt:

„Die Mutter lächelt ob dem schönen Kind
Und schaut ihm innig in die mächt'gen Blicke,
Die voll von dichtungsreichem Feuer sind. —
Sie wünscht dem Knaben günstige Geschicke. —

Und als er Jüngling ward, da zog er frisch
Ins bunte Leben auf den schönsten Pfaden,
Er war an Leib und Seele zauberisch,
So recht ein Kind des Glücks von Gottes Gnaden!

Und als er einstens stieg in einen Forst,
Fand unbewußt er eine Zauberstelle;
Er nahm die Blume, und der Berg zerborst,
Sie öffnet immer ihm aufs neu die Schwelle.

Es war der Wald der deutschen Poesie,
Draus trug er Schatz um Schatz. — O Morgenröte! —
Die Blume war des Dichters Phantasie —
Es hieß der schöne Wandrer Wolfgang Goethe!"

„Wo sie erscheint, entspringt Leben und Freude" sagte ihr Enkel Nicolovius von ihr, und dieses Leben und diese Freude spricht noch heute zu uns, wenn

wir die Briefe der Frau Rat lesen, die den eigensten und vollkommensten Ausdruck ihres Wesens bilden. Allerdings sind uns nur ihre Briefe vom Beginn ihres 44. Lebensjahres erhalten. „Die Briefe der Frau Rat Goethe" sind in einer schönen und vollständigen Ausgabe von Albert Köster, 2 Bände, 3. Auflage, im Verlag von Karl Ernst Pöschel in Leipzig erschienen. Eine Auswahl der „Briefe von Goethes Mutter" nebst Einleitung hat A. Köster in demselben Verlag 1907 herausgegeben. Sie werden im Hinblick auf den 100. Todestag der Frau Rat, die am 13. September 1808 in Frankfurt die lebensvollen Augen für immer schloß, in diesen Tagen mit Vorliebe gelesen werden.

Werfen auch wir aus diesem Anlaß jetzt einen kurzen Rückblick auf das Leben der edlen Frau, deren Andenken im Herzen des deutschen Volkes nie erlöschen wird.

Katharina Elisabeth Textor wurde am 19. Febr. 1731 in Frankfurt a. M. als Tochter des späteren Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor geboren. Schon im jugendlichen Alter von 17 Jahren war das lebensfrohe hübsche Mädchen ohne tiefere Herzensneigung mit Johann Kaspar Goethe verlobt, der den Titel eines Wirklichen kaiserlichen Rates führte. Da er ein bedeutendes Vermögen besaß, konnte er ohne ein eigentliches Amt leben. Am 20. August 1748 bezog er mit Elisabeth, seiner jungen Gattin, das bekannte geräumige Haus am Hirschgraben, in dem am 28. August 1749 Johann Wolfgang das Licht der Welt erblickte. Frau Elisabeth schenkte am 7. Dezember 1750 ihrem Gatten noch ein Töchterlein, Wolfgangs Schwester Cornelia. Die glückliche Mutter ward beim Spiel mit ihren Kindern oft selbst noch zum Kind, was uns in „Dichtung und Wahrheit" ausführlich und lebenswahr erzählt wird. Da sehen wir den jungen Wolfgang zu den Füßen der Frau Rat, ihren Märchen lauschend, das noch heute vorhandene Puppentheater erscheint vor unsern Blicken, und wir sehen, wie die liebe Mutter mit ungeteilter Aufmerksamkeit das Spiel verfolgt. Als dann während des Siebenjährigen Krieges am Neujahrstage 1759 Frankfurt von französischen Truppen besetzt wurde und im Goetheschen Hause der Königsleutnant Graf Thorane Quartier erhielt, war die Mutter der gute Genius des Hauses, die den aufbrausenden Vater versöhnte, als zwischen ihm und dem Grafen ein ernster Konflikt ausgebrochen war, und als Wolfgang sich in eine Liebelei mit einer französischen Schauspielerin eingelassen hatte. Bekanntlich hat Gutzkow diese Szenen in seinem Lustspiel „Der Königsleutnant", der 1849 bei der Jubelfeier von Goethes Geburtstag zum erstenmal in Frankfurt zur Aufführung gelangte, auch auf die Bühne gebracht. Zwar erhielt sich, wie Adolf Stern sehr richtig sagt, das Lustspiel durch die Paraderollen des Grafen Thorane und des jugendlichen Goethe auf den Brettern, litt aber hauptsächlich unter der gekünstelten und widersinnigen Weise, mit welcher hier der Versuch gemacht ist, in einem allzu frühreifen, kecken und etwas geckenhaften Knaben den küftigen großen Genius voraufschauen und voraufempfinden zu lassen.

Einsam wurde es um die Mutter, als ihr Wolfgang Michaelis 1765 nach Leipzig reiste, um die Universität zu beziehen. Und als er drei Jahre später krank an Leib und Seele zurückkehrte, suchte und fand sie Trost in der Heiligen Schrift und im Gebet. Der so heiß geliebte Sohn genas aber und brachte aus Straßburg, wohin er im April 1770 gegangen, im August 1771 den „Götz" im ersten Entwurf mit nach Frankfurt. Wenn er ihr aus Homer, Ossian und Shakespeare vorlas, war sie die glücklichste Mutter. Das Verhältnis wurde noch inniger, nachdem Cornelia am 1. November 1773 sich mit dem Hofrat Schlosser vermählt hatte, und ihm nach Karlsruhe gefolgt war. Ihre Freude, einen solchen Sohn zu besitzen, steigerte sich noch, als sein „Götz" und „Werther" ihn zum berühmten Dichter gemacht hatten. Herder, Kestner, Merck und später Wieland und Klinger wurden als Freunde ihres Wolfgang mit herzlicher Liebe von ihr aufgenommen. Auch Lavater zählte zu diesen Freunden Goethes, wenn auch das herzliche Verhältnis zwischen beiden im Jahre 1781 sich auflöste. —

Die uns erhaltenen Briefe der Mutter Goethes beginnen mit dem, worin sie im Dezember 1774 Lavater den Tod von Susanna Katharina von Klettenberg (1723—1774), der treuen Hausgenossin meldet, die mit der Frau Rat seit früher Jugend befreundet war. Uns ist sie auch als die „Schöne Seele" im 6. Buch von Goethes „Wilhelm Meister" bekannt. Der Briefwechsel umfaßt also 34 Jahre und reicht fast bis zum Hinscheiden der vortrefflichen Frau.

Der Ton der an die verschiedensten Persönlichkeiten gerichteten Briefe ist immer ein anderer, aber die Sprache ist doch stets ihre eigene. Als sie, ehe ihr Sohn seine erste Schweizerreise antrat, im Mai 1775 die beiden Grafen Stolberg und deren Freund Haugwitz in ihrem Hause gastlich aufgenommen hatte, legte ihr die fröhliche Tafelrunde den Ehrennamen der Mutter der vier Heymonskinder „Frau Aja" bei, worüber die Frau Rat sehr erfreut war, und diesen Namen gern sich aneignete.

Ein halbes Jahr später folgte der junge Goethe einer Einladung des Herzogs Karl August, der sich im Oktober 1775 mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt vermählt hatte, nach Weimar. Auf der Durchreise sprach das junge Paar persönlich im Goetheschen Hause vor. Die Mutter wie ihr Sohn fühlten sich durch die Liebenswürdigkeit des Fürsten und seiner Gemahlin sehr geehrt. Nur der Vater, der als Bürger der Freien Stadt von dem Dienste unter einem Fürsten kein Glück davon erwartete, riet entschieden ab. Doch seine Einwilligung ward zuletzt erzwungen, und Goethe verließ das Vaterhaus für immer, um am 7. November 1775 in Weimar einzutreffen.

Jetzt wurde es still in dem heiteren Hause am Hirschgraben, und Frau Aja fühlte sich noch einsamer und trauriger gestimmt, als Cornelia am 8. Juni 1777 in Emmendingen verschieden war, wodurch auch der alte Herr Rat tief gebeugt wurde; denn er hatte doch an der Tochter gehangen, obgleich

er ihr durch übermäßige Strenge in der Erziehung den Genuß ihrer Jugend verkümmert hatte.

Heitere Festtage kamen erst wieder, als vom 15. bis 20. Juni und vom 18. bis 27. Juli 1778 die Herzogin Anna Amalia mit dem Fräulein v. Göchhausen und dem Kammerherrn v. Einsiedel sich in Frankfurt aufhielt und oft Frau Aja besuchte, die sie auch herzlich einlud, selbst einmal nach Weimar zu kommen. Doch konnte die Frau Rat, die nie aus der nächsten Umgebung von Frankfurt herausgekommen war, sich zu einer so weiten Reise nicht entschließen. Nur Briefe wurden noch häufiger gewechselt. Aber ihre Freude kannte fast keine Grenzen mehr, als vom 18. September 1779 der Herzog Karl August selbst und in seiner und des Oberforstmeisters von Wedel Begleitung ihr geliebter Wolfgang der „Hätschelhans", fünf Tage lang am Hirschgraben wohnte. In einem jubelnden Briefe an die Herzogin-Mutter schrieb sie kurz darauf: „Nun stellen sich Ihre Durchlaucht vor, wie Frau Aja am runden Tisch sitzt, wie die Stubenthüre aufgeht, wie in dem Augenblick der Hätschelhanß ihr um den Hals fällt, wie der Herzog in einiger Entfernung der Mütterlichen Freude eine weile zusieht, wie Frau Aja endlich wie betrunken auf den besten Fürsten zuläuft halb greint halb lacht gar nicht weiß was sie thun soll wie der schöne Cammerherr von Wedel auch allen antheil an der erstaunlichen Freude nimbt — Endlich der Auftrit mit dem Vater, das läßt sich nun gar nicht beschreiben — mir war Angst er stürbe auf der stelle, noch an dem heutigen Tag, daß Ihre Durchlaucht schon eine ziemliche Weile von uns weg Sind, ist er noch nicht recht bey sich, und Frau Aja gehts nicht ein Haar beßer — Ihro Durchlaucht können Sich leicht vorstellen wie vergnügt und selig wir diese 5 tage über geweßen sind." —

(Schluß folgt.)

# Nassau-oranisches Schulwesen.

3) **Ein Beitrag zur nassauischen Schulgeschichte.** Von J. Brumm. (Schluß)

Es bleibt uns nun noch die Erörterung übrig über das, was die nassau-oranischen Schulmeister an Einkünften zu beziehen hatten. Die älteste Verordnung vom Grafen Johann sagt hierüber: „Die Glöckner, die zugleich Schulmeister sind, haben Ire Unterhaltung nicht allein vom Glockenamt, sondern je fleissiger sie sind und je mehre Kinder sie mit Irem Fleiß an sich ziehen, um so mehre gebührliche Ergetzungk werden sie haben. Wie dann auch nicht zu zweifeln ist, die Eltern selbst, welche Kinder zur Schulen schicken und sehen der Schulmeister Fleiß und ihrer Kinder profectum, werden zuschießen an Geld oder Speis und was sonst zur Narung und Haushaltung geherigk und sich dankbar finden lassen." Später setzte man Schulgeld fest, für das Kind 6 Albus, und auch die Naturallieferungen, die gewöhnlich den Hauptbestandteil der Besoldung ausmachten, bestimmte man nach Maß und Qualität.

Nicht selten kam es aber vor, daß man dem armen Dorfschulmeister seine meist kärgliche Naturalbesoldung noch streitig machte. Die Behörde mußte dann durch Verordnungen eingreifen und die Widerspenstigen durch Aufklärung zum Gehorsam führen. In dieser Hinsicht besagt eine Verordnung der Dillenburger Landesregierung vom 8. Dezember 1774: Es ist allhier die Anzeige geschehen, wie sich verschiedene Gemeindsleute in dem Fürstentum Dillenburg beigehen lassen, den Schuldienern die Fruchtbesoldungen unter dem Vorwand, daß sie von den Häusern entrichtet werden müßten, zu verweigern. Nach Natur der Sache und der Observanz gemäß ruhen die Fruchtabgaben nicht auf den Häusern, sondern müssen von einem jeden Hausvater gegeben werden, indem diese auch die Vorteile von den Verrichtungen der Schuldiener ziehen. Es wird somit verordnet, daß 1. eine jede Haushaltung oder Familie, auch wenn deren zwei oder drei in einem Hause wohnen, die herkömmliche Schulmeisters-Fruchtbestallung zu entrichten habe und daß daher 2. sowohl die Beisassen als auch 3. die in der Gemeinde angesessenen Hirten, welche verheiratet sind und eine besondere Haushaltung führen, besagte Abgaben gleich anderen Gemeindemitgliedern unweigerlich abzutragen haben. Nur angehende Eheleute sind das erste Jahr ihrer Verheiratung von dieser Abgabe befreit, ebenso Kinder, die noch bei ihren Eltern an den Tisch gehen und keine eigene Familie haben.

Als sicher ist anzunehmen, daß die Lehrer ihre Fruchtbesoldungen sollen eingesammelt haben. Mit dem Sack auf dem Rücken und dem Fruchtmaß in der Hand mußten sie in Begleitung eines Helfers das Dorf abklopfen; um ihr Brot einzuheimsen. Daß die hungrigen Sammler nicht überall freudig willkommen geheißen wurden, läßt es sich denken, daß die Erniedrigung einen bitteren Stachel in den Herzen der Lehrer zurückließ, und daß sie darauf bedacht waren, aus diesem schmachvollen Joche herauszukommen, das doch nur Verdrießlichkeiten und Streitigkeiten für sie brachte. Anno 1777 schritt die fürstliche Landesregierung auch in dieser Angelegenheit zu Gunsten der Lehrer ein und bestimmte unterm 7. Juli: Es sind bisher zum öfteren verschiedene beschwerende Anzeigen geschehen, je bisweilen auch weitläufige Prozesse und allerhand Verdrießlichkeiten zwischen einigen Gemeinden und ihren Schulmeistern darüber entstanden, daß jene prätendiert haben, diese sollten ihre jährigen Fruchtbesoldungen von Haus zu Haus selbst einsammeln. Nachdem aber diese Erhebungsart für die Schulmeister nicht allein von sehr großer Beschwerlichkeit, sondern auch

die Quelle von mancherlei Unwillen, Verdruß und Streitigkeiten ist, indem ihnen solchergestalt, wenn sie die Früchte selbst abholen, bei dem größten Haufen die allerschlechteste Gattung von Frucht gereicht wird, Als wird hiermit verordnet, daß es mit der Lieferung und Besoldungsfrucht für die Schulmeister aller Orten auf einem gleichen Fuß und solchermaßen gehalten werde, daß selbige von jedem Gemeindegliede, welches dazu verbunden ist, jedesmal zu rechter Zeit in des Heimbergers Haus gebracht, von diesem besehen und hiernächst von denen Schulmeistern daselbst empfangen werden soll.

Die geringe Besoldung der Schulmeister ging nicht einmal immer an den Fälligkeitsterminen ein. Oft kam es vor, daß der Schulmeister wackeligen Existenzen in der Dorfgemeinde das Schulgeld stunden mußte, und ehe er sich's versah, gab's bei seinen Gläubigern einen Purzelbaum, und er hatte das Nachsehen. Um den Schulmeister vor derartigen harten Schädigungen zu bewahren, räumte ihm der Fürst Wilhelm V. zu Nassau durch gnädigste Verordnung vom 19. November 1780 bezüglich seiner Forderungen bei eintretenden Konkursen das Vorzugsrecht ein. Es heißt in dem Erlaß: Demnach es sich in unsern Fürstlichen Landen verschiedentlich ereignet hat, daß Schullehrer mit einem Rückstande ihnen gebührender Schulgelder in Konkursprozesse gekommen und weil sie nicht als Hauslehrer oder privilegierte Liedlöhner angesehen werden können, mit ihrer Forderung mußten abgewiesen werden, Wir aber, bei unserer auf die Begünstigung des Schulwesens unverrückt gerichteten landesväterlichen Absicht es für unsere Pflicht halten, für die Notdurft der Schullehrer zu sorgen und ihnen wenigstens die geringe, aber billige Belohnung ihres mühsamen Verdienstes sicher zu stellen, als setzen Wir gnädigst fest, daß künftig sowohl in Städten als auf dem Lande bei entstehenden Konkursprozessen das schuldige Schulgeld mit eben dem Vorzug und der Priorität, welche in den gemeinen Rechten und der Nassauischen Landesordnung P. I. C. 14. § 14 dem Gesinde- und Liedlohn beigelegt sind, begabt seien, mithin gleich diesem und anderen in den Gesetzen besonders begünstigten Forderungen in die erste Klasse der Gläubiger kollozieret werden sollen. Damit jedoch hierdurch die Schullehrer nicht zu einer unzeitigen Nachsicht gegen zahlungssäumige Eltern veranlasset und sonst noch zu einigem Mißbrauch und gefährlicher Vervorteilung der übrigen Gläubiger Gelegenheit gegeben werden möge, so wollen Wir, daß nur diejenigen Schulgelder, welche von den drei letzten Jahren vom Tage des erkannten Konkurses an zurück gerechnet, rückständig sind, jenes ihnen zugestandenen Vorzugs genießen.

Die Fürsorge der Behörden zugunsten der Schullehrer erstreckte sich nicht nur auf die Sicherung ihres Natural- und Bareinkommens, sondern man gewährte dem Lehrer auch anderweitige Vorteile und Freiheiten, die seiner materiellen Wohlfahrt dienlich waren. Dafür spricht die am 7. Dezember 1777 seitens Fürstl. Landesregierung erlassene Verordnung wegen der Dienstfreiheit der Volksschullehrer, in welcher ausgeführt ist: Demnach es seither mit der Dienstfreiheit der Schuldiener in den hiesigen Landen nicht einförmig gehalten, und deshalb zur Vermeidung aller unnötigen Beschwerden, sowohl von seiten der Gemeinden als der Schuldiener und alles behelligenden Supplizierens, einer durchgängigen Gleichheit und verschiedener, auf die seitherige Observanz und die selbstredende Billigkeit sich gründender Sätze bedarf; als wird hiermit befohlen:
1. Daß ein Schulmeister an dem Orte, wo er Schule hält, er mag daselbst wohnhaft sein oder nicht, die Freiheit für seine Person, sowohl von allen herrschaftlichen als Gemeinds- Handdiensten und Fronen genießen; dagegen aber ein Schuldiener, der an dem Orte, wo er Schule hält, nicht zu Hause ist, deshalb in seinem Wohnort keine Freiheit genießen soll.
2. Von den Spanndiensten und dem Zugvieh hat kein Schuldiener einige Freiheit zu begehren; indessen wird ihm nachgelassen, sowohl die herrschaftlichen als Gemeindsdienste mit Geld zu bezahlen. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß mehrbesagte Schulmeister den gemeinen Nutzen am Weidgange, Losholz und was für Vorteile sonst ein Gemeindsmann genießt, ungeschmälert zu ziehen haben und ihnen nicht weiter streitig gemacht werden sollen.

Daß bei den dürftigen Besoldungsverhältnissen der Schulmeister hier und da auch zum Nebenerwerb griff, um seiner matten Kasse zeitweilig aufzuhelfen, ist begreiflich. Er führte die Feder und spielte den Anwalt des gemeinen Mannes. In dieser Beziehung war die Landesregierung von Nassau-Oranien nicht auf der Seite des Bedrängten. Sie erließ unterm 6. August 1717 eine geharnischte Verordnung, daß die Schulmeister und andere Unberufene keine Suppliken, Klag- und andere Schriften oder Instrumente fertigen sollen. Uns haben, heißt es in dem Befehl, die von uns gnädigst verordneten Advokaten, Notarii, Stadt- und Gemeindeschreiber per Memoriale untertänigst zu vernehmen gegeben, wie fast aller Orten unseres Fürstentums und Landen sich einige imperiti, insonderheit die Schulmeister unterwinden, nicht nur supplicationes, sondern auch Klagelibellen aufzusetzen, ja gar Testamenten, Gift-, Kauf- und andere Briefe zu schreiben, wodurch ihnen ihr Gehalt und Nahrung entzogen (sic!), denen Untertanen aber das Geld und manchmal doppelt abgenommen, dagegen aber nur untaugliche und geschmierte und andere ungültige Instrumente verfertigt und zu Papier gebracht werden. Wann nun dies unserer Landesordnung zuwider und die Untertanen hierdurch nur hinter das Licht geführt werden, daß anstatt aus ein oder anderen Vermächtnis und Vergleich etwas zu erhalten, sie wegen ermangelnden Solennitäten und der Schreiber grobe Unwissenheit die ganze Sache verlieren müssen, als repetieren wir hiermit die vormals von uns emanierten Befehle und wollen, daß unsere Untertanen ihre supplicationes, Klag- und andere Schriften und Instrumenta künftighin bei den von uns verordneten Personen, die die Sache verstehen, machen lassen mögen. Den Schulmeistern aber selbsten, insonderheit dem zu Hirtzenhain wird scharf injungieret, sich der

Schreiberei zu enthalten bei Vermeidung unserer ernstlichen und unnachlässigen Strafe.

Wir stehen am Schlusse unserer Ausführungen. Sie gaben ein schwaches Bild von der Entwickelung der nassau-oranischen Schulen, das zu ernsten Vergleichen mit der Gegenwart herausfordert, zu einem prüfenden Nachsinnen, was hat sich im Wandel der Zeiten gebessert, sind wir vor- oder rückwärts geschritten? In Summa darf das Urteil lauten: Auch auf dem Gebiete der nassau-oranischen Schule hat die Zeit gewaltige Umwälzungen gebracht; der Fortschritt ist sichtlich und vor aller Augen offenbar. Lasset uns Fleiß tun, daß die Schule weiter gebaut werde zum Segen des Landes.

# Der Förster von Dillenburg.

3 **Geschichtliche Volkserzählung.** Von E. von Forell. (2. Fortsetzung.)

Lorchen teilte das Entzücken des Jünglings, indem sie ausrief: „Ach! es geht doch nichts über unser liebes Dillenburg!"

Da ertönte die Stentorstimme des Chirurgen. „Nun habt ihr aber genug geschwärmt, ihr junges Volk, es ist wirklich an der Zeit, daß wir nach Hause kommen!" Das schreckte das Pärchen aus seinem Enthusiasmus auf, und bald war das Schloß erreicht, wo Heinrich mit warmen Händedruck von dem holden Mädchen Abschied nahm und sich mit dem Arzte nach der Stadt begab, ihn bis zu seiner Wohnung begleitend.

Nach herzlichem Abschied wanderte er dann langsam nach dem Feldbacher Hof, fortwährend des lieblichen Kindes gedenkend, dessen reizende Gestalt ihm beständig vorschwebte.

Am Fasanenhügel stand er noch einmal still, um nach dem Schloß zurüzublicken, das sich im Mondlicht deutlich gegen den Sternenhimmel abzeichnete.

Plötzlich zuckte ein breiter Feuerstrahl von den Mauern, dem ein lauter Donner folgte. Es war ein Kanonenschuß, der das Ausbrechen eines Gefangenen aus dem Schloßgefängnis anzeigte.

Beim Weiterschreiten nach dem Hof stieß er unvermutet auf einen Fuchs, den er niederschoß. Das Tier aufnehmend, erblickte er plötzlich die Gestalt einer alten Zigeunerin vor sich.

„Brav gemacht, Söhnchen! Du bist ein guter Schütze! Gib mir deine Hand, damit ich dir die Zukunft verkünde!"

„Laß nur, Mutter Laura; es ist ja zu dunkel, hier hast du ein Silberstück!" „Behalte dein Geld!" erwiderte Laura, „meine Augen sehen im Mondlicht oft besser als andere Leute am Tage. Du schontest kürzlich meinen Enkel Janko, als er den Reiher schoß, und aus Dankbarkeit will ich dir wahrsagen!"

Sie erhaschte dann Heinrichs Hand, besah sie aufmerksam und rief: „Viel Glück in der Liebe, Goldsöhnchen! Zwar wird es öfters unterbrochen; doch halt! hier droht dir Gefahr und hier wieder! Du hast einen Todfeind; hüte dich vor ihm, er stellt dir nach dem Leben! Doch nach dieser Linie hier oben geht es wieder besser und dein Liebchen wird dir nach manchen Fährnissen doch endlich zu Teil."

„Es soll mich freuen, wenn du Recht hast, Mutter Laura", antwortete etwas betroffen der Jüngling und wollte der Alten nochmals Geld aufnötigen; aber sie verweigerte standhaft die Annahme und rief: „Gott behüte dich, und dein Mädchen, doch auch der Schutz aller hier in dieser Gegend wohnenden Zigeuner soll dir nicht fehlen."

Dann richtete sie sich hoch auf und mit geisterhaften Blicken das Schloß betrachtend, welches im hellen Mondschein in der Ferne glänzte, sprach sie mit hohler Stimme: Unheil kommt bald! schweres Unheil! Bald wird die stolze Feste in Schutt und Trümmern liegen!"

Nach dieser prophetischen Ergießung eilte die Zigeunerin den Berg hinab und verschwand im Walde. Langsam schritt Heinrich, von den Worten der Alten tief ergriffen, weiter und gelangte in später Stunde, ohne sonstige Abenteuer, nach dem Forsthaus Katharinenbrunnen, wo er sich bald der wohlverdienten Ruhe hingab. Das schöne Lorchen war der Gegenstand seiner Träume.

Der Jüngling hatte aber auch auf das holde Kind einen so guten Eindruck gemacht, daß es seiner immer gedenken mußte, und so hatte Gott Amor nicht vergebens seine Pfeile verschossen. Beide ersehnten heiß ein Wiedersehen, allein das erfolgte nicht so bald als sie hofften. — In Ludwigsbrunn lag Kölsch noch immer zu Bett; seine Wunden heilten nur sehr schwer.

Heinrich, der ihn öfter besuchte, brachte ihm bald diese bald jene Labung.

Der Kranke wurde nun anscheinend wieder freundlicher, aber nur um seine Rachsucht besser verbergen zu können.

Eines Mittags, von Ludwigsbrunn zurückkehrend, begegnete Heinrich ein Jägerbursche, welcher ihm erzählte, daß er eben ein großes Tier habe nach dem Walde springen sehen, und er vermutet, daß es ein Wolf gewesen sei. „Morgen werde ich die Fährte untersuchen," sagte Heinrich, „der Winter ist zwar hart, doch sind Wölfe in dieser Gegend eine Seltenheit, es wird wohl ein großer Hund gewesen sein." —

Hierauf schlug er den gewöhnlichen Weg nach Katharinenbrunn ein, versank bald in Gedanken an das holde Lorchen, und malte sich die Zukunft in den rosigsten Farben aus. Plötzlich hörte er seitwärts ein Rauschen im Gebüsch, und ein Paar funkelnde Augen tauchten vor ihm auf.

Anfangs hielt er sie für die Lichter eines Hirsches, doch bald änderte er seine Meinung, riß die Büchse von der Schulter und machte sich schußfertig. Bei dem Knacken des Hahnes erloschen aber die phosphorierenden Augen, und er hörte ein Tier flüchtig

werden, ohne daß die harten Tritte eines Hirsches oder Rehbockes zu vernehmen waren. Dies bestärkte ihn in dem Glauben, daß es doch wohl ein Wolf gewesen sein könne; mißmutig warf er die Büchse wieder über die Schulter und setzte seinen Weg fort.

In Katharinenbrunn angelangt, traf er daselbst einen Reisenden, welcher erzählte, daß der Rhein zugefroren sei, und diesseits desselben schon mehrere Wölfe gesehen worden seien.

Mit seinem Vorgesetzten besprach er das eben erlebte Abenteuer, und veranlaßte ihn, einen Bericht nach dem Schlosse von Dillenburg zu senden, damit ein Treibjagen auf die gefährlichen fremden Gäste veranstaltet werden könnte.

In der Nacht hörte er ein Geheul im Walde, was ihm die Überzeugung gab, daß ein Wolf in der Nähe sei.

Am folgenden Tage wurde Heinrich beauftragt, den Bericht wegen des Wolfes an das Oberforstamt zu bringen; er machte sich schon zeitig auf den Weg, da er noch einen Holzschlag besichtigen mußte.

Unterwegs kam ihm der Gedanke, wenn jetzt Lorchen auf dem Wege nach Ludwigsbrunn wäre, und gleichzeitig fiel ihm auch ein, daß die Verbrecher, welche kürzlich aus dem Gefängnis im Schlosse entsprungen waren, sich noch in Walde herumtreiben könnten.

Von Angst für das Mädchen erfüllt, eilte er mitten in das Dickicht, um auf den Weg zu gelangen, der nach Ludwigsbrunn führte. Da hörte er weiblichen Hilferuf, und in wahnsinniger Hast aus dem Walde hervorstürzend, sprang er auf dem Weg, wo sich ihm ein herzzerreißendes Schauspiel bot.

Lorchens Vater hatte, ohne von dem Wolfe etwas zu wissen, sein Kind mit einigen schönen Karpfen, welche in einem Henkelkorbe wohl verwahrt waren, wieder zu seinem Schwager geschickt und ihr zur Begleitung einige Holzhauer mitgegeben. Nicht mehr weit von ihrem Ziele hatte das Mädchen die fernere Begleitung mit Dank abgelehnt. Die Leute waren nach ihrem Holzschlag gegangen, während das unbesorgte Kind allein weiter schritt, als plötzlich der Wolf vor Lorchen auftauchte und mit aufgesperrtem Rachen, dumpf heulend, auf sie los kam.

Laut um Hilfe rufend, hielt sie ihm in der Angst den Korb entgegen, aber die Wucht des Tieres warf sie zu Boden. In diesem Augenblick sprang Heinrich auf den Weg, stürzte sich mit gezogenem Hirschfänger dem Wolfe entgegen, glitt aber unglücklicherweise aus und fiel neben Lorchen nieder. Sofort hatte das Raubtier Heinrichs linken Arm gefaßt und zerfleischte ihn; mit der freien Rechten aber stieß der Jäger der Bestie den Hirschfänger tief in den Leib, so daß sie zusammenbrach.

Heinrich konnte nun seinen linken Arm, in dem sich der Wolf verbissen hatte, los machen, und nach wiederholten Stößen wurde dem Tiere vollends der Garaus gemacht.

Mit vieler Mühe umfaßte Heinrich das ohnmächtig gewordene Mädchen, um es nach Ludwigsbrunn zu tragen, fiel aber, durch starken Blutverlust geschwächt, nach einigen Schritten mit seiner süßen Last, selbst ohnmächtig zu Boden.

Inzwischen hatte Lorchens Vater gehört, daß Wölfe gesehen worden seien und war entsetzt über die mögliche Gefahr, die seinem Kinde drohen konnte. Mit mehreren Jägern war er Lorchen schnellstens gefolgt, und so trafen sie dann zuerst auf den gefürchteten toten Feind, was sehr zu aller Beruhigung beitrug. Der Wolf wurde aufgenommen und von zwei Jägern nach dem Forsthaus getragen, während die übrigen in aller Eile der blutigen Spur, welche Heinrich hinterlassen hatte, nachgingen.

Bald stieß man auf das bewußtlose Paar. Der alte Mann schrie verzweifelt auf, da er seine Tochter tot wähnte; doch als er keine Verletzung an ihr fand, obwohl sie bleich wie der Tod da lag, schöpfte er wieder Hoffnung und trug trotz seiner Jahre Lorchen nach dem nahen Ludwigsbrunn, während er Heinrich den Jägern empfahl.

Lorchen kam nach Anwendung geeigneter Mittel bald wieder zu sich, redete aber irre. Heinrich dagegen gelangte erst nach langer Bemühung wieder zur Besinnung, und seine erste Frage galt Lorchen. Man beruhigte ihn darüber und schickte sogleich um ärztliche Hilfe nach Dillenburg. Der Förster, Lorchens Oheim, kehrte gerade von einem Jagdausflug zurück und war über die betrübende Nachricht nicht minder entsetzt wie sein Schwager, dessen Besorgnis wieder wuchs, als er bemerkte, daß das arme Kind heftig phantasierte und niemand erkannte.

Ein starkes Fieber hatte den zarten Körper ergriffen, erzeugt von der Todesangst und dem langen Liegen im Schnee.

Da der Oheim hier nichts helfen konnte, so überließ er das Kind der Pflege dessen alten Vaters und einer Magd, während er sich zu Heinrich begab, um seine Wunden, so gut er es eben verstand, zu verbinden.

Kaum damit notdürftig zu Stande gelangt, meldete man ihm die Ankunft einer alten Zigeunerin, welche durchaus zu dem Jüngling gelassen zu werden verlangte.

„Jagt die alte Hexe zum Teufel!“ rief der Förster ärgerlich.

Heinrich jedoch, welcher ahnte, daß es Daura sei, bat, sie herein zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

## Theater zu Wiesbaden.

**Hoftheater.**

* **Esther**, Fragment in 2 Akten von F. Grillparzer und **Demetrius**, Fragment in 2 Akten von F. Schiller, am 4. September. — Das gewaltige Wollen der beiden großen Dramatiker, das sein Ziel nicht erreichte — bei Grillparzer nichtiger äußerer Umstände halber, bei Schiller, weil der Tod eingriff —, dem Publikum zu verdolmetschen im Torso zweier so Herrliches versprechenden Stücke, das war der Aufgabe eines Hoftheaters würdig. Wir wollen hier nicht die Frage der

Ersprießlichkeit der Ergänzungen ventilieren und in das billige abfällige Urteil mancher Kritiker über jene Ergänzungen nicht ohne weiteres einstimmen. Wir halten uns an das Gebotene, und dies Gebotene war trefflich. — In „Esther“ gab Frl. Ressel die Titelrolle mit allem Aufwand von Naivetät und Grazie. Wenn sie damit Grillparzers Absicht traf, so möchte man nun erst recht gespannt sein, wie sich dieses unschuldsvolle Naturkind nachher in die rächende Despotin verwandelt. Eine gute Leistung war ferner die des Herrn Leffler als König Ahasverus (Xerxes); die Mischung des echt Menschlichen mit dem Lüsternen und Despotischen kam in Spiel und Gebärden zu vollendetem Ausdruck; nur müßte sich der Künstler das Zukneifen der Augen abgewöhnen. Herr Tauber bildete im Mardochai einen würdigen Edelisraeliten Nathanaelscher Art. Verfehlt war die Auffassung des Hamann durch Herrn Kober, der den Judenverderber als — Juden schuf. Die kleineren Rollen waren gut besetzt. Kostümierung und Dekoration waren prächtig und historisch treu; die Herren Schick und Geyer hatten ihre assyrisch-persischen Studien nicht umsonst gemacht. — Im Gegensatz zu den ruhigen Szenen im Orientlande Elam standen die wildbewegten im polnischen Reichstage und im schneebedeckten nordrussischen Exil, die der „Demetrius“ mit sich brachte. Wir kennen sie von den Festspielen her. Die Lebendigkeit der Massen in der Reichstagsszene, die machtvolle Wiedergabe des Sapieha durch Herrn Leffler machte auch diesmal wieder Eindruck. Neu war der gebietende Erzbischof des Herrn Kober, die sympathische Erscheinung des Herrn Weinig als Demetrius, die dämonische Verkörperung der Marina durch Frl. Ressel. Frl. Eichelsheim als Zarenwitwe hätte im Monolog leidenschaftlich steigern dürfen. Herr Zollin faßte den Hiob sanft und diplomatisch auf, gar nicht übel. Auch die anderen Künstler waren alle auf dem Platze. Über die Ausstattung herrscht das alte Lob. Der alte „Weimaraner“, Herr Köchy, kann sich in seinem Regiekalender den Tag anstreichen.

**Residenztheater.**

L. L. **2×2=5.** Satyrspiel in 4 Akten von Gustav Wied. Autorisierte Übersetzung von Ida Anders. Zum zweiten Male am 7. September. „Das sind ja lebende Bilder“, so sagt Karikaturzeichner Konik im Hinblick auf die Schicksale der Familie des Rechnungsrats Hamann; alle Figuren des Stückes sind auf diese Weise behandelt. Alles wird mit der Lauge beißenden Spottes übergossen: die Ehe, das Spießbürgertum, der Bureaukratismus, der geistliche Stand; nur der charakterstarke Mann wird gepriesen. Er, Paul Abel, lacht die ganze Maskengesellschaft aus, die ihn umgibt, und schließlich, trotz aller seiner Verspottung des „O tempora o mores“ — rasselt er selbst hinein. Die neuerwachte Liebe zu seinem schicken, modern gewordenen Frauchen bringt es fertig: Amor vincit omnia. Selbst seine Überzeugungen vergehen vor ihr wie Seifenblasen, und so läuft das Rechenexempel eben anders aus als man glaubte: 2×2 ist nun doch 5. Dr. Rauchs Regiekunst feierte Triumphe. Die Erfassung der Milieus, derartig verhöhnter Puppen, die als solche doch ernst zu nehmen sind, war einfach prächtig. Herr Bartak gab den sarkastischen Helden Paul Abel drastisch, vielleicht mit etwas zu gutmütigen Strichen. Den wandelbaren und doch steifen Typ des Rechnungsrats Thomas Hamann zeichnete Herr Rücker meisterhaft. Würdig reihte sich ihm als Gattin und zärtliche (wörtlich zu nehmen) Schwiegermutter Frl. Krause an. Ester Abel ward von Frl. Noormann anfangs mit dem scharf pointierten weiblichen Eigensinn, dann mit dem holden Charme süßer Weiblichkeit so frisch und reizend dargestellt, wie wir es bei allen Rollen dieser Künstlerin gewöhnt sind. Herr Tautz, der verträumte Friedrich Hamann, der sich nachher zum blasierten Jüngling entwickelt, fand reichen Beifall, wie auch Frl. Agte als Witwe Truelsen. Ein selten gemütliches Ehepaar, Gerhard Konik und Frau Line, gewährte uns die Kunst des Herrn Hager und der Frau von Born. Auch die Philosophien des Gefängniswärters Siverts (Herr Feistmantel) das tolle demi-mondaine Treiben der Othella Lustig (Frl. Schwartzkopf) und die wackeren Leistungen von Frau Schenk (als Kammerherrin) und Herrn Miltner-Schönaus (als Rennfahrer Jörgensen) wurden mit Recht lebhaft applaudiert.

**Volkstheater.**

* **Deborah** vom Ritter von Mosenthal und **Lenore** vom alten „Schlesinger“ Holtei, zwei Stücke, über welche die „moderne“ Bühnenleitung die Nase verächtlich hoch zieht. Und doch, wieviel echte Empfindung und welche Wirkungskraft auf die Volksseele bergen sie! Das kam uns wiederum bei ihrem Anhören und bei der Beobachtung des Publikums zum Bewußtsein. In „Deborah“ der Zug des rein Menschlichen in beiden Liebenden zu einander, dem doch Rasse- und Religionsgegensatz entgegen sind; in Lenore die Verkleidung des alten Volksglaubens, daß wahre Liebe den Lebenden dem Toten nachzieht. Man spöttelt über Rührseligkeit und Gefühlsduselei, weil man eben nicht aus der Volksseele heraus fühlt. — In Deborah gab die Titelrolle die neu engagierte Liebhaberin Frl. Gutten mit aller Leidenschaftlichkeit des liebenden, aber getäuschten Naturkindes. Ein biederer Vorsteher war Herr Schöndorff; den Schulmeister zeichnete Herr Clement mit allen Linien des Intrigantentums. Der Joseph lag dem anders vortrefflich gearteten Herrn Neeb nicht recht, und Frau Clement, die zur Heroine noch alles Feuer in sich besitzt, war als alte Jüdin etwas zu heroisch. Der Abraham des Herrn Heinrichs war würdig. Das Zusammenspiel klappte. — In „Lenore“ vertrat Frl. Gutten in der Titelrolle das erkrankte Frl. Leidenius; sie spielte gut, doch paßt u. E. diese Rolle der Sentimentalen besser. Den Freiherrn stattete Herr Römer mit allen Attributen der Noblesse aus; die Väterrollen scheinen ihm sehr gut zu liegen. Direktor Wilhelmy lieh dem Wilhelm, tot und lebendig, sympathische Züge; die Sterbeszene ward durch ihn von packender Wirkung. Herrn Schöndorffs Wallheim war eine Prachtleistung; das tadellos vorgetragene Mantellied brachte dem Künstler bei offener Szene lauten Applaus. Noch zu erwähnen wäre das biedere Pfarrerpaar, Herr Heinrichs und Frl. Grunert, das die Rollen in recht seriöser Weise auffaßte; ferner die innerlich zwiespältige Gräfin des Frl. Neumann und der famos karrikierte Haushofmeister des Herrn Loehmke. Auch sonst stimmte alles vortrefflich zusammen. — In beiden Stücken wird das Volkstheater dauernde Erwerbungen gemacht haben.

## Literatur.

* **Geschichte des 2. Nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 88** von Hauptmann Wieczorek. 35 S. Mainz, Ph. v. Zabern. — Das haben wir schon lange gewünscht: eine kurze, klare, übersichtliche populäre Darstellung. Sie ist dem Verfasser vorzüglich gelungen und recht geeignet, innerhalb der Regimentsangehörigen und im großen Publikum Interesse zu erwecken. Die dicke Regimentsgeschichte ist nur für gebildete Fachleute; hier aber hat der gemeine Mann wie in einem Katechismus alles, was er wissen muß und auswendig wissen sollte. Dazu kommt die ganz vorzügliche Ausstattung in Papier und Druck und mit schönen Textabbildungen, Buntbildern und Karten.

* **Nassauischer Allgemeiner Landeskalender auf das Jahr Christi 1909.** 64 S. Pr. 25 Pf. Wiesbaden. R. Bechtold und Komp. — Der im Volke beliebte einheimische Kalender bietet in diesem Jahre wieder eine prächtige Volkserzählung „Wassems Wilhelm und sein Freund Rubin“, vom Kalendermann W. Wittgen, ferner eine Reihe kleinerer Erzählungen, Gedichte von Dietz, Gemeinnütziges und das übliche kalendarische Technische. Möge der gut redigerte Jahres- und Tagesweiser die bisher gewohnte freundliche Aufnahme finden.

* **Deham is Deham.** Neueste Scherzgedichte in nassauischer Mundart von Rudolf Dietz. 32 S. Pr. 60 Pf. Wiesbaden, Verlag des Verfassers (Schützenhofstraße 14). — Das erste Heft einer neuen Serie des in den Dialektdichtungen unerschöpflichen Verfassers. Die 25 Nummern bilden wieder eine Quelle urwüchsigen Humors; einige sind Kabinettsstückchen, zum „Kranklachen“ wie geschaffen. Frankenbach hat illustriert.

## Neues aus Nassau.

J. K. H. die Frau Großherzogin-Mutter hat unter den Entwürfen des Königsteiner Herzog Adolf-Denkmals den des Professors Eberlein aus München gewählt, der sofort zur Ausführung bestimmt wurde. Das Denkmal kommt in den Falkensteiner Hain zu stehen.

### Königsteiner Jubiläumsfeier.

Ein Jubel- und Ehrentag für Königstein war der 6. September. An diesem Tage vollendete sich das halbe Jahrhundert, das verflossen ist, seitdem die damalige jugendliche Herzogin von Nassau, jetzige Großherzogin-Mutter von Luxemburg, zum ersten Male ihren Einzug in ihr hiesiges Schlößchen hielt.

Am 23. April 1851 hatte die Trauung Herzog Adolfs mit seiner jugendschönen Braut in Dessau stattgefunden. Bald nach ihrem Einzuge in Biebrich begannen die Ausflüge in das Nassauerland, und in der neuen Heimat gefiel der jungen Fürstin der Taunus mit seinem hochgelegenen Königstein bald so sehr, daß sich Herzog Adolf am 9. April 1858 entschloß, das dem Kaufmann Dörr aus Frankfurt gehörige, am südlichen Burgberg gelegene Haus anzukaufen. Er gab die Absicht kund, noch während der Herbstmanöver in demselben Jahre mit seiner Gemahlin gemeinsamen Einzug in das neuerworbene Besitztum zu halten, weshalb unverzüglich unter Mithilfe von hiesigen Handwerkern, die, bezw. deren Nachkommen zum Teil noch heute auf dem Schlosse tätig sind, nach Angaben des Baumeisters Götz-Höchst a. M. die erforderlichen Reparaturen an dem Hause vorgenommen wurden.

Zum Einzugstage bestimmte der Herzog den 6. September 1858. Schon am frühen Morgen putzte sich Königstein dazu heraus. Vom Neuenhainer Walde an, wo sich jetzt das „Grand Hotel Königstein" so mächtig erhebt, bis zum Eingange des Städtchens waren Signalposten aufgestellt, die das Herannahen der Herrschaften kundgaben. Als der Zeitpunkt gekommen war, daß die hohen Gäste in die Frankfurter Straße einfuhren, erschallten freudig begeisterte Hochrufe ihnen entgegen. Vor dem Obertor wurde Halt gemacht. Hier wartete der Festzug der hohen Familie, um sie in das neue Heim zu geleiten. Zunächst richteten der Königsteiner katholische Geistliche, Dekan Jost, und der Kronberger evangelische Geistliche, Pfarrer Flohr, herzliche Willkommensworte an das Herrscherpaar, worauf der Herzog, der neben dem Wagen seiner Gemahlin ritt, an deren Seite Erbprinz Wilhelm saß, dankend erwiderte, dabei stark betonend, daß er von jetzt ab Königstein sein teuerstes Kleinod, seine Gemahlin und den Erbprinzen, ohne Wehr und Waffen in Obhut gebe, und deshalb hoffe, daß Königsteins Bürger dieses Vertrauen zu würdigen wüßten. Hierauf setzte sich der Festzug, nach Vorantritt der Musik des Wiesbadener Infanterie-Regiments, unter Glockengeläute und Böllerschießen durch die Hauptstraße und Schulgasse nach dem herzoglichen Haus in Bewegung. Eine kleine angenehme Überraschung wurde dem hohen Paar noch an der Ecke der Schulgasse zu teil, wo zwei Töchterchen des Amtssekretärs Giershausen Blumensträuße mit entsprechender Widmung überreichten. Im Parke angekommen, wechselten ein Chorgesang des damals bestehenden gemischten Chores und ein Musikstück der Militärkapelle ab, und der Zug löste sich auf. Am Abend fand ein Fackelzug statt, wobei Bürgermeister Fischer eine Ansprache an die Fürstenfamilie hielt. Hieran schloß sich eine Beleuchtung der Ruine, währenddem der Herzog, seine Gemahlin am Arme führend, sich das illuminierte Städtchen ansah, und unter Führung des Amtsmanns v. Lange und Bürgermeisters Fischer selbst die kleinsten Straßen aufsuchte. So endete dieser denkwürdige Tag.

Die 50. Wiederkehr des Jahrestags beschloß der Gemeinderat zu Königstein feierlich zu begehen. Selbstverständlich übertraf diese Huldigungsfeier diejenige vor 50 Jahren äußerlich bedeutend, was auch leicht erklärlich ist; denn aus dem damals so unscheinbaren Landorte ist inzwischen ein weithin bekannter Kurort geworden.

Vormittags 9 Uhr brachte die städtische Kurkapelle von der Ruine herab ein Ständchen. Um 10 Uhr fand ein Festgottesdienst in der evangelischen Kirche statt, wobei Hofprediger Pfarrer Bender der Verdienste der Protektorin der Kirche gedachte; nach dem Gottesdienste überreichte eine Schülerin des versammelten Taunusinstituts der Großherzogin-Mutter ein Bukett. Beim Passieren der vor der Kirche zahlreich versammelten Gottesdienstbesucher erschallten laute Hurrarufe. Im Schlosse angekommen, fand eine größere Gratulationscour seitens der hier wohnenden Frankfurter Patrizier, des Hofpredigers und verschiedener Einwohner statt. Telegramme langten von allen befreundeten Fürstenfamilien an. An dem Diner um 2 Uhr nahm außer der Jubilarin und ihrer Tochter, der Frau Großherzogin von Baden, nur ein kleiner Kreis geladener Personen teil, darunter der Präsident der Finanzkammer, Exz. von Syberg-Sümmern, Freiherr von Dungern aus Freiburg usw.

Der eigentliche Huldigungsakt fand um 8 Uhr abends im Schloßparke statt. Nachdem das altniederländische Dankgebet von dem vereinten, evangelischen und katholischen Kirchenchor unter Begleitung der Kurkapelle gesungen war, überreichte Bürgermeister Jacobs der Jubilarin die kunstvoll ausgearbeitete Huldigungsadresse. Dann sangen die anderen Gesangvereine „Wilhelmus von Nassaue", und zurück ging es zur Frankfurter Straße, wo der Fackelzug unter Teilnahme aller Vereine sich aufstellte. Der imposante Zug defilierte an der Fürstin, die am Kavalierhause unter einem Baldachin saß, vorüber und löste sich auf der Bleiche auf. Nunmehr folgte eine allgemeine Illumination und die Beleuchtung der Ruine, die von den zahlreichen Passanten als großartig bezeichnet wurde. Den Beschluß dieses für Königstein so glänzend verlaufenen Gedenktages, bildete ein Kommers im Hotel Procasky. Die hohe Jubilarin hatten die ihr dargebrachten Sympathiebezeugungen sehr erfreut, und sie gab dies auch kund, sowohl bei der Erwiderung der verschiedenen Ansprachen, als auch durch Ordensauszeichnung an einzelne Personen. Möge die hohe Frau noch recht lange in unserer Mitte weilen. A. Leidner.

### Heinrich Matzat. †

Ein arbeits- und tatenreiches Leben fand in der Mittagsstunde des 24. August zu Weilburg seinen Abschluß. Der Direktor der Landwirtschaftsschule daselbst, Heinrich Matzat, verstarb nach kurzem, aber schwerem Leiden im 63. Lebensjahre. Mit ihm ist ein führender Geist in der Gelehrtenwelt, ein vortrefflicher Lehrer und Erzieher, ein warmherziger Patriot und ein guter Familienvater aus der Reihe der Lebenden geschieden. Vorbildlich wie der Werdegang dieses seltenen Mannes war auch sein Leben. Matzat stammte aus kleinbürgerlichen Verhältnissen; er war der älteste Sohn eines kinderreichen Webers zu Milchbude bei Klein-Tapiau in Ostpreußen, wo er am 9. Januar 1846 das Licht der Welt erblickte. Schon in der Volksschule zeigte sich die nicht gewöhnliche Begabung des ernsten, strebsamen Knaben. Edle Menschenfreunde, auf ihn aufmerksam gemacht, ermöglichten ihm den Besuch des Gymnasiums zu Gumbinnen, das er von 1859—1866 besuchte. Nach bestandener Reifeprüfung trat für den Jüngling ein kritischer Moment ein. Es galt die Wahl eines Lebensberufes. Sein großer, strebender Geist sehnte sich nach den Stätten der Wissenschaft. Aber woher die Mittel zur Fortsetzung des Studiums nehmen? Im Vertrauen auf seine Anspruchslosigkeit tat er den kühnen Schrittt, ohne jegliche Mittel die Universität Berlin zu beziehen. Zwei Jahre studierte er hier unter den größten Entbehrungen, insbesondere Geographie und Geschichte bei Professor Kiepert. Es war tiefergreifend, wenn man ihn erzählen hörte, in welch kärglicher Weise er sich in Berlin durchgerungen.

Ein Stück Schwarzbrot und zwei Liter Milch waren wochenlang seine tägliche Speise. Aber frisch und unbeirrt strebte er vorwärts, nie sein Ziel aus dem Auge verlierend. Wenn auch Menschen dieses Schlags bei vorzüglicher geistiger Kost den Mangel leiblicher Nahrung nicht so schwer empfinden als andere Sterbliche, so erhält das entsagungsvolle Streben Matzats doch einen gewissen Adel, wenn man seine große Jugend, die gewöhnlich anspruchsvoll ist, in Betracht zieht. Neidlos gegen Bessergestellte ertrug er sein nicht leichtes Los. Die Armut hat

auch keine Bitterkeit in ihm zurückgelassen; nein, sie hat im Gegenteil in ihm den Grund gelegt zu den vorzüglichen Tugenden, die ihn als Mann im Leben zierten. In Königsberg, wohin er 1868 übergesiedelt war, brachte Matzat im Jahre 1870 seine Studien in Geschichte und Philosophie zu Abschluß. Nun trat er ins Lehramt ein und wirkte ein Jahr lang als wissenschaftlicher Hilfslehrer am Friedrichs-Gymnasium zu Berlin, drei Jahre als erster ordentlicher Lehrer an der Realschule zu Spremberg und ein Jahr als erster ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Sorau. Dann, 1876 erhielt er als kaum Dreißigjähriger den ehrenvollen Ruf als Direktor an die neugegründete Landwirtschaftsschule zu Weilburg. Die Aufgabe, die seiner hier wartete, war nicht leicht. Es mußten Lehrpläne für die neue Schule geschaffen, wie überhaupt der ganze Betrieb geregelt werden. Aber Matzat war der rechte Mann dazu. Durch seinen schöpferischen Geist hat die Anstalt sich so vorteilhaft entwickelt, daß sie heute unter ihresgleichen die erste Stelle einnimmt.

Matzat hatte das schöne Glück, in Weilburg mit unvergleichlichen Lehrerkollegium zusammenzutreffen, von dem fast jedes Mitglied ein Meister auf seinem Fachgebiete war. Trotzdem blickten alle zu ihm als ihren wissenschaftlichen Führer auf. Sie taten dies um so lieber, als Matzat ihnen ein Freund und Berater und milder Vorgesetzter war, der zugleich in selbstloser Weise für das Wohl und Wehe jedes einzelnen sorgte. Seinen Schülern war er ein strenger, aber liebevoller und nachsichtiger Lehrer, der lieber verzieh, als strafte. Das verschaffte ihm bei Lehrern wie Schülern eine auf Achtung gegründete große Popularität.

Neben seinen wöchentlichen Unterrichtsstunden, der Erledigung der Direktoriatsgeschäfte, der Leitung eines jährlichen fünfwöchigen Lehrerkursus und eines pädagogischen Seminars, sowie der Prüfung der hessischen Acker- bau- und Winterschulen fand der unermüdliche Mann noch Zeit, Geisteswerke zu schaffen, die ihm einen dauernden Platz in der Gelehrtenwelt sichern. Seine bedeutendsten Werke sind „Zeichnende Erdkunde“, „Methodik des geographischen Unterrichts“, „Grundzüge der Geschichte“, „Römische Chronologie“, die in der „Römischen Zeitrechnung“ Fortsetzung und Abschluß fand. 1903 bearbeitete er in seiner „Philosophie der Anpassung“ eine von der Universität Jena gestellte Preisaufgabe: „Was lernen wir aus den Prinzipien der Deszendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwickelung und Gesetzgebung der Staaten?“ Diese Arbeit trug ihm einen zweiten Preis in Gestalt einer namhaften Geldsumme und ein bedeutendes Stipendium der Regierung zum Besuche der Weltausstellung in St. Louis (Nordamerika) ein. Ein Jahr später erschien seine „Staats- und Rechtslehre für die deutschen Schulen“. Im Jahre 1906 war er mit kleineren Arbeiten für die Tausendjahrfeier der Stadt Weilburg, wozu er die erste Anregung gegeben hatte, beschäftigt. Unter anderen lieferte er einen sehr wertvollen Beitrag „Weilburg vor tausend Jahren“ für die vom „Verein für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung“ aus Anlaß der Feier herausgegebene Festschrift. Der vorzeitig gekommene Tod hat die Entwürfe zu neuen Werken, die er plante und zum Teil schon begonnen hatte, mit ins Grab hinabgenommen.

Durch die erstgenannten Werke wurde man im Kultusministerium auf ihn aufmerksam und knüpfte Verhandlungen mit ihm an, um ihn in die Laufbahn der akademischen Lehrer hinüberzuziehen. Doch äußere Ehren lockten den schlichten Mann nicht, und so blieb er uns zum Glück für seine Anstalt und die Stadt erhalten. Aber auch in dieser bescheideneren Stellung erfreute er sich bis an sein Ende der größten Wertschätzung der höchsten Regierungskreise.

Auch als Mensch war Matzat eine harmonische Erscheinung. Schein und hohles Wesen hielt er sich durch seine ausgesprochene Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe fern. Sein lauterer Charakter, seine Selbstlosigkeit und sein gütiges Wesen erheben ihn um Haupteslänge über den Durchschnitt der Alltagsmenge. Auch von ihm gilt das Goethesche Wort:

„Hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

J. Mankel.

Am 6. September feierte das Kloster Marienthal sein fünfzigjähriges Jubiläum.

Am 7. September fand die Eröffnung der nassauischen Landwirtschaftsausstellung zu Kamberg statt. Wir verzeichnen als merkwürdig den 1. nassauischen Volksliederabend, der von Mädchen und Burschen des Landes zum Teil in Volkstracht ausgeführt und allseitig lebhaft begrüßt wurde. Landrat Büchting hatte an dem Zustandekommen und Gelingen seinen entsprechenden Anteil. Auch der aus teils historischen, teils allegorischen 37 Gruppen bestehende Festzug konnte als vortrefflich bezeichnet werden.

Rentner C. Janz in Oberursel hat dem dortigen Krankenhause 25 000 Mark vermacht.

Buchdrucker und Lithograph A. Schwartz zu Aßmannshausen, der, bisher unwidersprochen, das Verdienst als Erfinder der Ansichtspostkarte in Anspruch nahm und der letzte Lebende der Tafelrunde von E. Rittershaus und Genossen in der „Krone“ war, ist gestorben.

Sanitätsrat Florschütz †. Am 10. September starb zu Wiesbaden Sanitätsrat Dr. Bruno Florschütz. Geboren 1838 zu Koburg als Sohn des dortigen herzoglichen Leibarztes, kam er später nach Wiesbaden und widmete sich dort neben seiner Praxis archäologischen Studien, war eine Zeitlang Vorsitzender des Altertumsvereins und dann des Anthropologischen Vereins. Manchen Aufsatz hat er geschrieben, manchen Vortrag gehalten. Die von ihm aufgefundene und beschriebene sogenannte Gigantensäule von Schierstein wird besonders sein Andenken wach erhalten. Auch dichterisch war er begabt; mehrere recht gute poetische Werke hat er hinterlassen.

## Nassauischer Geschichtskalender.

17. 1737. Friedrich Wilhelm, Graf zu Wied-Neuwied, stirbt. Er war am 5. XI. 1684 als Sohn des Grafen Friedrich III. geboren, dem er 1698, zunächst unter Vormundschaft, in der Regierung folgte.

17. 1905. Nikolas, Prinz von Nassau, stirbt. Er war geboren am 20. IX. 1832 als Sohn des Herzogs Wilhelm und von dessen zweiter Gemahlin, der Herzogin Pauline. (Vgl. „Nassovia“ Nr. 18 von 1902.)

19. 1717. August Hermann Francke predigt zu Wiesbaden vor dem Fürsten Georg August von Nassau-Idstein. Es gab dies den Anstoß zu den pietistischen Gründungen (Waisenhaus usw.) durch Hellmund, der, von Francke empfohlen, berufen wurde.

28. 1702. Fürst Walrad von Nassau-Usingen, niederländischer Feldmarschall, nimmt die Festung Venloo durch Kapitulation.

29. 1796. Die französische Maas- und Sambre-Armee wird durch die Kaiserlichen unter Kray (Oberbefehl Erzherzog Karl) im Gefechte bei Neuwied über den Rhein gedrängt. (Französische Revolutionskriege.)

29. 1806. Die Verordnung über die Jurisdiktion der Militärgerichte wird durch Herzog Friedrich August erlassen.

## Briefkasten.

A. L. in K. u. a. Besten Dank für die Zusendung. Es fällt uns nicht ein, auf die alberne Anzapfung zu antworten.

C. H. in G. Einsendung erhalten. Wir antworten brieflich.

**Redaktionsschluß: 12. September.**




№ 19. Wiesbaden, den 1. Oktober 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



# Horaz mit dem Totenkopfe.

„Männer heraus! Leiden ist bedroht!
In den Tiegel das Blei, und gießt Kugeln daraus!
Druckt die Typen dem Feind auf den Nacken drauß'!
Holland, — Holland in Not!"

Ein Bürger schrie's laut in den Setzersaal. —
Da ließen sie Arbeit Arbeit sein
Und schüttelten die Schiffe zur Schürze hinein.
Baas Koen nur hielt Fuß bei Mal.

„He Pflichten für Stadt und Vaterland!
Uns bindet auch Pflicht an Werkstatt und Kunst
Und an der Hochmögenden Herren Gunst,
Und an Wissenschaft und ihren Stand."

„Baas Koen, wenn der Spanier nur einen Pfeil
Aus dem Bündel der Sieben Vereinigten zieht,
Dann brechen die andern wie hohles Ried!"
So ruft's, und sie fliehen in Eil'.

Da verquert er den Weg zur Türe hin:
„O nicht alles nehmt!" Und er bettelt und fleht:
„Wenn defekt der Horaz in die Lande geht,
Welch ein Makel der Offizin!"

Und sieh', jeder gibt ihm gemessen' Teil,
Und lachend schleicht er zum Pulte zurück.
Wild tobt der Kampf mit wechselndem Glück;
Er hört und sieht nicht derweil.

Nun recht der „Maaker", herrscht er allein;
Als Setzer und Drucker wirkt er zugleich
Und dünkt sich ein König in Gutenbergs Reich
Und größer als Philipp zu sein.

Sturm draußen! — Das donnert und blitzt und kracht!
Der Spanier führt hundert Kanonen heran.
Baas Koen ficht keinerlei Fechten an;
Er achtet nicht Tag und Nacht.

Er ißt nicht, er trinkt nicht; er setzt nur und druckt.
Von den andern Gesellen kommt keiner mehr;
Sie fielen all unter Degen und Speer,
Als die Spanier die Typen verschluckt.

Und nun nahet das Ende doch zuletzt:
Die letzte Type verschossen drauß',
Und drinnen im Elzevirhaus
Die letzte Type gesetzt.

Und wie der Tod seinen blanken Schopf.
Hebt über Wall und Dächer hin,
Setzt der Baas auf den Titel mitteninn'
Einen schwarzen Totenkopf.

Und unterm lauten „Holland in Not!"
In der letzten, verzweifelten Straßenschlacht
Legt um seine Sinne sich Nebel und Nacht:
Baas Koen, der alte, war tot.

Und die Glocken klangen: „Gerettet die Stadt!"
„Gerettet dazu Altniederlands Ehr'!'
Er hört das Klingen und Jubeln nicht mehr,
Der die Ehr' auch gerettet hat.

Um die Ehre wer focht, — um die Ehre wer tat's?
Im brausenden Kampf und im stillen Gemach?
So hält das Gedächtnis der Heldenzeit wach
Auch der Totenkopf im Horaz.

C. Spielmann.

# Die rheingauer Empörung 1525.

Von F. C. Jung.

## I.

Der Rheingau war von jeher und ist auch heute noch durch Bodenbeschaffenheit und Klima auf den Weinbau hingewiesen.

Der Weinbau aber bedingt die Seßhaftigkeit seiner Bewohner und den Zusamenschluß derselben zu Gemeinwesen, und so finden wir schon zu sehr frühen Zeiten den Rheingau als eine durch besondere staatliche Verfassung ausgezeichnete Landschaft, deren heimische Kultur und Lebensführung, denen der Bevölkerung anderer Landstriche weit vorausgeeilt war. Durch die notwendige Verwertung des Weinproduktes war der Rheingau schon frühe auf die Anknüpfung weitgehender Handelsbeziehungen angewiesen, und diese mußten dem von Natur aus leicht und empfänglich angelegten Bewohner eine ungewöhnliche Rührigkeit und geistige Regsamkeit verleihen, die in einem stark ausgeprägten Bürgersinn und -bewußtsein ihren Ausdruck fand.

So kam es, daß diesem von der gütigen Natur so sehr bevorzugten Landstrich schon in den frühesten Zeiten eine eigne, in sonstigen Landesteilen fremde Verfassung gegeben war, die das Prinzip der Selbstverwaltung in allen kommunalen und sonstigen Einrichtungen zur feststehenden Norm gemacht hatte. Hieraus erklärt sich auch, daß der Rheingau im Mainzer Erzstift sozusagen einen eignen, von der sonstigen Landesverwaltung fast unabhängigen Staat für sich bildete.

Anderenteils schuf die durch den Weinbau bedingte intensive Bodenbearbeitung im Innern dieser Landschaft schon zu den frühesten Zeiten eine Interessengemeinschaft zwischen dem eingesessenen Adel und dem Volke, den Bürgern, und Jahrhunderte lang vom Beginn der für den Rheingau in Betracht kommenden historischen Zeit können wir ein einträchtiges Zusammenwirken dieser beiden, in sonstigen Landesteilen streng geschiedenen, ja sich oft feindlich gegenüber stehenden Gruppen, im gesamten öffentlichen Leben speziell aber in der Selbstverwaltung ihres gesegneten Heimatlandes beobachten.

Der Adel war ja überdies auch behufs Wahrung der gemeinschaftlichen Rechte und Freiheiten auf den Bürgerstand angewiesen, auf den er sich stützen mußte, und der auch stets bereit war, unter seiner Führung die angestammten Rechte und Freiheiten mit Waffengewalt zu verteidigen.

Erst im späteren Mittelalter schälte sich der Adel, als ein von dem Bürgerstand durchweg privilegierter Stand ab, und während er früher in Gemeinschaft mit den Bürgern die Selbstverwaltung der Landschaft durchführte und Anmaßungen des Landesherrn, die natürlich zu keiner Zeit gefehlt haben, zurückwies, können wir bereits im 15. Jahrhundert ein allmähliges Abschwenken des Adels von der Bürgerschaft nach der landesherrlichen Seite hin beobachten, wodurch der Adel in direkten Gegensatz zur Bürgerschaft treten mußte. Eine allmähliche Entfremdung zwischen den beiden Gruppen war die natürliche Folge, und, was das Schlimmste für die verfassungsmäßigen Zustände, Gerechtsamen und Freiheiten war, eine fast völlige Scheidung der gemeinschaftlichen und beiderseitigen Interessen.

Der Adel zog sich immer mehr vom öffentlichen Leben in der Landschaft zurück, und unter fortgesetzten Streitigkeiten zwischen Adel und Volk wurden letzterem allmählich die früheren Gerechtsamen und Freiheiten so sehr beschnitten oder ganz entzogen, auch durch neue landesherrliche Verordnungen unwirksam gemacht, daß etwa zu der Zeit des Beginnes der heute zur Besprechung kommenden Bewegung von eigentlichen Freiheiten des Bürgerstandes kaum mehr die Rede sein konnte.

Dagegen war im Lauf der Zeiten dem Bürgerstand eine unzählige Menge aller nur möglichen Lasten und Abgaben — die zweckmäßig weiter unten Erwähnung finden sollen — aufgebürdet worden, während die Ritterschaft unter steter Begünstigung seitens des jeweiligen Landesherrn es trefflich verstanden hatte, sich mit der Zeit von allen Personal-Lasten und -Abgaben, von allen Reallasten für seine Güter frei zu machen und frei zu halten, zudem auch noch das Privilegium eines besonderen Gerichtsstandes zu erlangen.

Zu diesen unhaltbaren staatlichen Zuständen kommen noch die Mißstände auf kirchlichen und religiösem Gebiet.

Auch in dieser Hinsicht müssen wir des besseren Verständnisses wegen etwas weiter ausholen.

In den frühesten Zeiten waren die Klöster die Träger und Verbreiter der gesamten Kultur, und es wäre ein Unrecht, wenn man die großen Verdienste der Klöster leugnen wollte, die sich dieselben um die Pflege, die Einführung und Ausbreitung des Weinbaues erworben haben, dem allein wir es verdanken, daß die unwirtlichen, öden Strecken und bewaldeten Hügel und Berge zwischen der Waldaff (Wallufbach) und der Wischebure (Wisper) in blühende ertragsfähige Fluren umgewandelt wurden.

Was Wunder, daß die biederen gutherzigen Bewohner des Rheingaues, die in den Klöstern ihre Wohltäter sahen, ihr Dankgefühl und ihre Frömmigkeit den Klöstern gegenüber dadurch bekundeten, daß sie dieselben bei jeder gegebenen Gelegenheit

---

Anmerkung: Quellen: Bodmann, Schunk, Petri: Annalen VIII. u. a.

reichlich mit Schenkungen und Stiftungen aller Art bedachten.

Späterhin wurden diese Schenkungen und Stiftungen auch den Kirchen zugewandt; aber vorzugsweise die Klöster waren es, die Acker auf Acker, Weinberg auf Weinberg an sich brachten, in tote Hand, aus der ein Wiederkommen nicht zu erwarten war. Es ist ohne weiteres klar, daß unter diesen Umständen mit der stets steigenden Vergrößerung des Besitzstandes der Klöster die ertragsfähigsten und wertvollsten Strecken des Landes den Bürgern entzogen wurden, was auch im Hinblick auf die immer steigende Bevölkerung schließlich zu unerträglichen Mißverhältnissen und auf die Dauer ganz unhaltbaren Zuständen führen mußte.

Auch das immer mehr zunehmende Kirchen- und Pfarrgut mußte zu dem wirtschaftlichen Notstand der Rheingauer beitragen, ganz besonders aber der schwerwiegende Umstand, daß das Kloster-, Kirchen- und Pfarrgut, gerade so wie auch das adlige Gut, von Lasten und Abgaben jeglicher Art und Gattung absolut frei war.

Wir sehen also, daß im Laufe der Zeiten auf der einen Seite die steuerfähigen und beitragspflichtigen Objekte sich stets verminderten, während auf der andern Seite sich die öffentlichen Lasten entsprechend erhöhen mußten und schließlich ganz auf den Schultern des Bürgerstandes lagen.

Alle diese Umstände trugen zur Verarmung und Verelendung des Volkes bei, das dieselbe im Hinblick auf die früheren so glänzenden Verhältnisse nun um so drückender empfinden mußte.

Wir dürfen aber auch nicht vergessen, die mit der Zeit ganz unhaltbar gewordenen allgemeinen kirchlichen und religiösen Zustände der damaligen Zeit, die dem Volke auch noch den letzten sittlichen Halt nehmen mußten.

Es ist eine undankbare unerquickliche Aufgabe, die Mißstände und Auswüchse des damaligen kirchlichen Lebens zu schildern.

Es möge in dieser Hinsicht auf den Inhalt der weiter unten folgenden 31 Artikel der Rheingauer, hingewiesen werden, in denen diese kirchlichen und religiösen Mißstände und Auswüchse zum Ausdruck kommen und mehr wie alles andere die Unhaltbarkeit derselben beweisen.

Es erübrigt nun noch die oben erwähnten Belastungen der Bürger namentlich aufzuführen.

Da gab es: die Beede, die Notbeede, die Zehnten, das Landgeschoß, das Kopf- und Manngeld, Herdschilling, Ungeld, Aufschlag- und Lagergeld, Akzis, Wegeschnitt, Herberg- und Hundsatzung; ferner die Zölle in Mainz, Bingen und Ehrenfels. Dazu kamen die gelegentlichen Notsteuern und die Palliengelder u. a. m., nicht zu vergessen auch die mannigfachen persönlichen Leistungen durch Kriegsdienste, Fronarbeiten 2c., zu denen jeder gesunde Mann verpflichtet und gehalten war.

Wie man sieht, war Zündstoff genug vorhanden, und es bedurfte nur eines äußeren Anstoßes, wie es das Auftreten Luthers war, den Brand zu entfachen und den Ausbruch der Bewegung zu beschleunigen, deren Verlauf in den folgenden Kapiteln geschildert werden soll.

## II.

Die Rheingauer haben es zuerst versucht, ihre Forderungen auf gütlichem Wege durchzubringen.

Am 23. April 1525 erschienen Abgeordnete des Rheingaues in Eltville, um „einem ehrbaren Rat daselbst etliche Beschwernisse zu zeigen."

Es wurde aber zunächst nichts anderes erreicht, als daß der damalige Vizedom des Rheingaues, Brömser von Rüdesheim, sie beschied, „daß jeder Flecken des Rinckaws sein Beschwerniß uff bestimmte Zeit zu Barthelmae[1]) anzeigen solle."

Der Weisung des Vizedoms zufolge hielt der Rheingau alsbald einen außerordentlichen Landtag auf St. Barthelmae ab, und hier entstanden nach langen stürmischen Verhandlungen 29 Artikel, die die Beschwernisse des Rheingaues enthielten.

Dieselben hatten zur Überschrift:

„Artikel gemeiner Landtschaft wider Klöster, alle Geistlichen, Ritterschaft und ihren gnädigsten Herrn gemacht und uffgericht."

Schon hieraus ist ersichtlich, gegen wen die ganze Bewegung gerichtet war. Die sehr eingehend begründeten Artikel können des beschränkten Raumes wegen im Wortlaut nicht wieder gegeben werden, weshalb wir uns hiermit auf die Anführung der Hauptpunkte beschränken müssen:

Jeder Flecken soll das Recht haben, „einen gelehrten Prediger und Seelen-Versorger zu haben, „der sunder Forcht und Bezwang die rechte, lautere, „Evangelische Wahrheit sagen soll und wo solches „nicht geschehe, soll solche Gemain ihren Pfarrherrn „zu entsetzen widderum Macht haben, so dick und viel „solches von Nöthen seyn wird ...." —

„.... Ist auch vonnöthen für des Pfarrherrn „Besoldung zu sorgen, darumb so wollen wir, daß „derselbige Pfarrherr soll von dem Zehnden Weins, „so man uff das 30ste Teil setzen will, erhalten wer„den, welchen Teil die Gemeine versammeln und ein„bringen soll, und was von demselben übrig wäre, „soll bei der Gemeine enthalten und zu gemeinem „Nutzen armer Leute verwahrt werden." —

„Die weil an beeden Zöllen zu Maintz und Ehren„fels die Hindersassen des Stifts und Inwohner im „Rinckaw von den Zollschreibern und Besehern „zum Schärffsten und mit übermäßiger Beschwerung „beladen ... ist unser Begehr, daß solches gebühr„lich gehalten und nicht zum Schärffsten untersucht „werde, damit die armen Leute bleiben mögen und „uns dessen gnädiglich erlassen."

„Alle so Güter im Rinckaw liegen haben, sollen „gleichmäßige Steuern, Abgaben und Lasten tragen, „auch die seither frei gewest, wie die geistlichen, klö„sterlichen und adeligen Güter." (Forts. folgt.)

---

[1]) Die früheren Versammlungen der Rheingauer (der Rheingauer Landtag) fanden stets unter freiem Himmel auf der sog. Malstätte der Rheingauer, der Lützelau, statt. Nach dem Untergang der Lützelau wählte man St. Barthelmae (freier erhöhter Platz zwischen Geisenheim und Winkel) als Versammlungsort der Rheingauer.

# Aus der wiedischen Geschichte.

3) Von W. Groß. (Schluß.)

## 2. Friedrich Ludwig, der letzte Fürst von Wied-Runkel.

**Schreiben Friedrichs an den Fürsten August zu Wied-Neuwied.** Dat. Prag, d. 19. März 1824.

„Ew. Durchlaucht haben mich mit Ihrem gnädigen Schreiben vom 6. d., welches ich gestern erhielt, wahrhaft beglückt und mir besonders in meiner dermaligen traurigen Lage Trost gewirkt. Glücklich darf ich mich schätzen, nach so langen Jahren wieder in nähere Verbindung zu treten und Ihnen meine ganze Teilnahme und Anhänglichkeit zu beweisen. Ihre Reise nach Berlin kann nur für uns alle das beste Resultat liefern! Gott begleite Ihnen dahin und segne Sie in Ihren Bemühungen! Wie gern würde ich Ihnen begleiten. Aber die Umstände, meine wenige Kenntniß alles dessen, was bis hierhin vorgegangen ist, meine noch nicht ganz hergestellte Gesundheit und endlich meine Dienstverhältnisse machen es wirklich unthunlich; auch allein werden Sie das beste wirken, und ich sehe mit Sehnsucht dem Augenblick entgegen, wo ich bei Ihrer Rückreise mit innigstem Dank und innigster Freundschaft Ihnen, liebster Vetter, werde empfangen können. Bitten muß ich Sie aber, mich Sr. Majestät dem König, dem ich während seiner Reise nach Neapel 1822, sowie auch den Prinzen Wilhelm und Karl alleruntertänigst einigemale aufzuwarten die Gnade hatte, zu Füßen zu legen. In 4—5 Wochen denke ich nach Hause zu kommen, indessen umarme ich Ihnen in Gedanken und bin unabänderlich Ihr treuer Freund und Vetter

Friedrich, Graf zu Wied.

**Schreiben des Regierungsrates Pasch zu Dierdorf an den Fürsten Friedrich** vom 29. März 1824.

„Die Treue und Anhänglichkeit der Wied-Runkeler gegen ihre Fürsten und Herrn vom Ursprung des Fürstenhauses her bis auf die neuesten Zeiten ist in den Jahrbüchern der Geschichte ein unvergleichliches Beispiel von Nationaltugend, der Stolz ihrer Fürsten und für mich ein so angenehmes Bild ihres festen und geprüften Charakters, daß ich dabei mit dem innigsten Vergnügen verweile und mich höchst glücklich in dem Beruf fühle, das Organ eines solchen Volkes zu sein, und dadurch die Gnade zu haben, Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht die Gesinnung und Verehrung dieses Volkes und der Verwaltungsbehörden untertänigst vorzutragen.

Seit dem 9. d. M., wo uns der Hintritt unseres durchlauchtigsten Fürsten Karl Ludwig bekannt wurde, herrschte ein allgemeiner Jammer; stille und zitternd schlichen die, so dem Höchstseligen näher standen, einher, und nur ein Wunsch erscholl unter den Jammertönen, die Regentennachfolge durch Ew. Hochfürstliche Durchlaucht begründet zu sehen. Das hiesige Leben glich einem drohenden schweren Gewitter, dessen Ausbruch unberechenbar drückende Folgen haben oder ohne Schaden vorüberziehen würde. Dank der Vorsehung, die uns das Glück des letzteren werden ließ, da uns feste Kunde geworden, daß wir in Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht unsern regierenden Fürsten verehren dürfen, dürfen wir uns jetzt überzeugen, daß, sowie die waltende Vorsehung den einzelnen Menschen durch Leiden und Trübsale zu höherer Glückseligkeit vorbereitet, so auch ebenso die Völker durch Erschütterung und Angst zu einem besseren Zustande führt. Von jener geleitet, trete auch ich mit diesen Gefühlen vor Ew. Hochfürstliche Durchlaucht, schaue mit den Verwaltern getrost der Zukunft entgegen und richte mit ihnen unsere Augen empor auf den erhabenen Fürsten, den sie uns geschenkt hat. Von einer gemeinsamen freudigen Regung, gleich dem leitenden Lichtstrahl in dunkler Nacht, ergriffen, danken wir Gott für diese glückliche Wendung, denn sie ist vorüber, die Zeit des Kummers, sie ist vorüber, die Zeit der qualvollsten Ungewißheit. Manche stille Thräne fließt noch für unsern hochseligen Fürsten, und diese finden Ew. Hochfürstliche Durchlaucht gewiß gerecht, und sicher werden auch sie getrocknet unter der Aegide des Fürsten, den uns Gott gegeben hat. Aber es sind nicht bloß Erwartungen und Hoffnung, mit denen ich im Namen des Volkes vor Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht erscheine. Ich bringe auch das dar, was der gute Unterthan dem guten Fürsten gern und willig bietet. Ich bringe Ihnen, durchlauchtigster Fürst und Herr, Vertrauen — Vertrauen in das Wohlwollen Ihrer Gesinnung, auf das Glück Ihres Volkes gerichtet — Vertrauen in Ihre Weisheit bei der Wahl angemessener Mittel zur Erreichung Ihrer wohltätigen Absichten. Ich bringe Unterwerfung und Gehorsam, nicht den erzwungenen, den die Gewalt gebietet, sondern den redlichen und freien, wie er von jeher die Völker deutschen Namens mit ihren Fürsten verband. Ich bringe Verehrung, geschöpft aus dem heiteren Anblick des Stammlandes, dessen zufriedenes, treu ergebenes Volk der schönste Preis des Fürsten ist, der dasselbe regiert. Ich bringe Herzen, redlich gesinnt für Fürst und Vaterland, empfänglich und offen für die dankbare Anerkennung jeder guten Gabe, von Ihrer höchsten Hand gespendet. Durchdrungen und belebt von diesen Gedanken und Empfindungen, vereinigen sich mit mir aller Unterthanen Wünsche und Hoffnungen in die einzige ehrfuchtsvolle Bitte, daß Ew. Hochfürstliche Durchlaucht Ihre Unterthanen mit gleicher Liebe, Huld und Gnade, wie höchstdero höchstseliger Herr Bruder umfassen, und was der Höchsthingeschiedene seit langen Jahren uns war, auch Sie, durchlauchtigster Fürst und Herr, uns sein wollen, der wahre Vater unser aller. Heil! rufen wir darum, unserm hochverehrten Fürsten, Heil seinem höchsten Hause!

In tiefster Verehrung unterzeichnet für die Fürstliche Regierung im Namen der Unterthanen und Behörden Ew. Hochfürstlichen Duchlaucht unterthänigster

Pasch, Regierungsrat.

**Schreiben der Fürstin Karoline** (dat. Schaumburg, den 25. April 1824) **an den Fürsten Friedrich.**

Lieber freundlicher Schwager! Erlauben Sie mir, Ihnen mit so vielen Menschen in Runkel Glück und Segen zu Ihrer Ankunft zu wünschen. Schmerzhaft ist unser Wiedersehen; Sie kommen nach so langen Jahren, um bei uns den Verlust Ihres guten Bruders recht fühlen zu müssen, und ich umarme in Ihnen den Nachfolger meines teuren Mannes. Aber auch sehe ich in Ihnen, lieber Fritz, seinen treuen Freund, und oft werden wir mit Innigkeit von ihm reden können. Fürchten Sie nicht, mich stets weinend und klagend zu finden. Teuer, unbeschreiblich teuer ist mir das Andenken unseres guten seligen Karl, aber ich kann viel von ihm sprechen, weil ich stets an ihn denke, und ich darf es Ihnen sagen, daß ich eine gewisse Kraft erlangt habe, und daß Sie nicht durch meine Tränen werden leiden müssen. Unsere Dierdorfer haben den warmen Wunsch, Sie, lieber Freund, einholen zu dürfen. Weder ich noch Regierungsrat Pasch wollten es dulden, da es gegen Ihren Befehl, aber bitten darf ich für meine Landsleute; geben Sie mir nur einen kleinen Wink, und ich habe dann die Freude, dem guten Bürgermeister zu sagen, daß Sie erlauben, was Mühe kosten würde, ganz zu verbieten, besonders da die Runkeler mit dem guten Beispiel vorangehen. Ich würde weniger dringend bei Ihnen bitten, wenn ich nicht glaubte, daß zu große Güte für mich schuld an dem Verbot ist. Die Witwe kann ihren Verlust tief fühlen, aber der Tag, der den guten Bruder zurückbringt, muß ein schöner, ein teurer Tag sein.

**Fürstin Karoline an Fürst August zu Wied-Neuwied.** Dat. Wiesbaden, den 8. September 1824.

„Was habe ich gelitten seit 9 Wochen; wie unendlich drückte mich schon lange die traurige Lage meines armen theuren Mannes, als der Tod ihn uns entriß. Und kaum wußten wir, welcher prächtige Bruder ihm nachfolgen sollte, so nahm ihn Gott von uns." — War auch ihr Schmerz

noch so groß, so vergaß sie doch nicht, für ihre lieben Dierdorfer, die mit Zagen in die Zukunft schauten, Fürsprache einzulegen. „Das ganze treue Völkchen (als solches ist es mir seit 37 Jahren bekannt), empfehle ich Ihnen, theurer Fürst; meine Bürger sind es werth, daß man sie unterstützt". Sie bittet, daß man das Justizamt, Bürgermeisteramt, den Physikus und den Regierungsrat Pasch, den sie wegen seiner Diensttreue rühmt, in der alten Residenz belasse. Seine Frau, Tochter eines österreichischen Offiziers, dessen Frau auf dem Durchmarsche der Kaiserlichen zur Zeit der Revolutionskriege in Dierdorf verstorben war, war ihre Adoptivtochter, an der sie mit treuer Liebe und Fürsorge hing. Fürst August ließ den Dierdorfern und ihrer hohen Fürsprecherin den tröstlichen Bescheid zugehen, daß er es sich angelegen sein lassen wolle, den durch Aufgabe der Hofhaltung zu befürchtenden Verlust möglichst zu erleichtern und auf alle billigen und ausführbaren Bitten gerne Rücksicht zu nehmen.

# Die Elisabethen-Heilanstalt zu Wiesbaden.

Von Hofrat Dr. Koch.

Ende Januar 1845 starb Herzogin Elisabeth von Nassau nach kaum einjähriger glücklicher Ehe. Zum Andenken an die so früh Verblichene und in Erinnerung an in Lebzeiten ausgesprochene Wünsche Hochderselben beschloß der tiefgebeugte Herzog Adolf ein Kinderhospital zu gründen. Als Vorbild diente das unter dem Protektorate der hohen Verblichenen und ihrer erlauchten Mutter, der Großfürstin Helene von Rußland, in Petersburg bestehende Kinderhospital.

Zunächst trat in einem Hause zwischen Weber- und Spiegelgasse in der Nähe des jetzigen Kobbeschen (Opitzschen) Hauses eine Kinder-Poliklinik ins Leben, deren erster Leiter der Leibarzt der verstorbenen Herzogin, Hofrat Dr. Weißenthal, war. Die stationäre Klinik sollte später angegliedert werden. Ich bemerke schon im voraus, daß die vielerlei politischen und sozialen Änderungen im Herzogtum nur eine ambulatorische Klinik für Kinder bis zum vollendeten 14. Lebensjahre bestehen ließen. In dieser Poliklinik bekamen die Kinder neben freier ärztlicher Behandlung die nötigen Arzneimittel, event. auch Lebens- und Erfrischungsmittel. In den vorliegenden Akten sind noch Rechnungen über Fleisch, Suppeneinlagen, Wein und dgl. vorhanden. Zur Unterstützung war Herrn Hofrat Dr. Weißenthal ein geprüfter Heilgehilfe, der frühere Bader Wolff, der später hier in Wiesbaden allbekannte Leichenbeschauer beigegeben. Derselbe sollte neben den Handreichungen in der kleinen Chirurgie zur Anfertigung und Ausgabe der verordneten Arzneimittel mitwirken. Die einfacheren Arzneiverordnungen wurden in der Hausapotheke der Anstalt angefertigt, schwierigere und besonders differente Verordnungen wurden in den verschiedenen Apotheken der Stadt Wiesbaden auf Rechnung der Anstalt ausgeführt.

Im Frühjahr 1850 trat Wolff aus und wurde im Juli desselben Jahres durch Herrn Kröck ersetzt, der bis dahin im Hause des Prinzen Moritz von Nassau angestellt und nach dessen frühem Tod im Frühjahr 1850 frei geworden war. Derselbe hatte früher Medizin studiert, war aber vor Beendigung der vorgeschriebenen Examen in die Dienste Seiner Durchlaucht des Prinzen Moritz getreten. Durch die langjährige intensive Arbeit unter der Führung des als Kinderarzt hervorragenden Hofrats Weißenthal war Kröck mit der Zeit trotz der Mißgunst der Kollegen ein in Stadt und Land angesehener Kinderspezialist geworden, der in späteren Jahren, besonders nach dem Tode Weißenthals, als der Hauptträger der Tradition der Elisabethen-Heilanstalt angesehen wurde.

Der Aufenthalt in dem Hause in der Webergasse mußte 1852 wegen Baufälligkeit plötzlich aufgegeben werden. Nach einigen kürzeren Interregnen in Mietshäusern siedelte die Anstalt in das frühere Benklersche Haus in der Schwalbacher Straße über, das aber im Herbst 1859 gegen das jetzt noch von der Anstalt benutzte frühere Hauptmann Kellersche Haus, Luisenstraße, vertauscht wurde.

1854 wurde den beiden ärztlichen Leitern der Anstalt noch ein Diener in der Person des Conradi beigesellt, der bis zu seinem 1880 erfolgten Tode unentwegt ein hervorragend gewissenhaftrr Diener der Anstalt geblieben. Kröck und Conradi, beide kleine, untersetzte Männer, die immer schwarze Gehröcke trugen und einander sehr ähnlich sahen, wurden vom großen Publikum als die eigentlichen Leiter der Anstalt angesehen, und besonders galt auch Conradi als ein mit wirklichen ärztlichen Funktionen bekleideter Angestellter der Anstalt. Ich muß gestehen, daß Conradi, dessen Wirksamkeit ich noch zehn Jahre beobachten konnte, ein sehr erfahrener und brauchbarer Gehilfe war, der ein gutes Urteil und viele Menschenkenntnis besaß, und trotz seiner schon merklichen Altersschwäche eine wirkliche Stütze der Anstalt war.

Im April 1861 verlor die Anstalt ihren ersten Leiter, den Hofrat Dr. Weißenthal. Zur Ausfüllung der dadurch entstandenen Lücke wurde Herr Hofmedikus Dr. Bernhard Huth ernannt, in der Form, daß beide Ärzte gleichberechtigt nebeneinander arbeiten sollten, indem jedem ein bestimmter Teil der Stadt zugewiesen wurde. Diese Nebeneinanderstellung sowie das gleichzeitige Wohnen beider Ärzte in dem Anstaltsgebäude verursachte eine Reihe unaufhörlicher Streitigkeiten, die sich nach außen zu fortpflanzten und in entstellter Form zu den Ohren Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Großfürstin Helene von Rußland kamen. Die hohe Frau, die Mutter der verstorbenen Herzogin, interessierte sich immer sehr für das im Andenken an ihre verstorbene Tochter gegründete Kinderhospital. Aus Anlaß dieser Streitigkeiten sah sich die Großfürstin veranlaßt, die Anstalt persönlich im Frühjahr 1866 zu be-

suchen und nach Rücksprache mit dem sie begleitenden Leibarzt ein Promemoria an Seine Hoheit den Herzog, den erlauchten Gründer und Erhalter, zu richten. Sie kommt in demselben zurück auf die Absichten, die damals bei der Gründung der Anstalt hinsichtlich der Aufnahme und Pflege von kleinen Kindern wie in dem St. Petersburger Hospital maßgebend waren, und schlägt dabei eine strengere Kontrolle in der Richtung vor, daß keinerlei wohlhabende Patienten die Vorteile der Anstalt beanspruchen dürfen. Ferner wünschte sie, daß die einzelnen Gemeinden zu den Kosten der Anstalt herangezogen würden, da dieselbe einen so wesentlichen Teil des Armenbudgets der betreffenden Gemeinden trägt.

Das Jahr 1866 mit seinen revolutionären Umgestaltungen spülte nicht den großartigen Apparat hinweg, den der frühere Landesherr zu Nutz und Frommen seiner angestammten Landeskinder aufgebaut hatte. Im Gegenteil war Seine Hoheit, wie wir weiter unten näher ausführen werden, 1872 sehr geneigt, die Ziele der Anstalt weiter zu stecken. In einem Erlaß an die Schatullverwaltung, veranlaßt durch die Vorstellung seiner verantwortlichen Ratgeber, welche an ihn wegen vorausgesetzter ungenügender Anerkennung der Leistungen der Anstalt die Bitte richteten, die Anstalt zu beschränken, eventl. sogar zu schließen, sprach er sich in hochherziger fürstlicher Willenserklärung dahin aus, daß er die Anstalt nicht wegen der zu erwartenden Dankbarkeit der Bewohner des Herzogtums unterhalte, sondern weil es seinem Herzen ein tiefes Bedürfnis sei, soviel Segen als ihm möglich seinem angestammten Lande zukommen zu lassen.

Der Übergang des Herzogtums in die preußische Verwaltung brachte für die Anstalt sehr unangenehme und besonders kostspielige Änderungen zu Tage, da der Anstalt, wahrscheinlich auf Betreiben eines medizinischen Apothekenbesitzers, das Selbstanfertigen der Arzneien im eigenen Betrieb bei hoher Strafe verboten wurde. Das Resultat dieser Denunziation war ein Vertrag vom Winter 1867 mit der Hofapotheke von Dr. Lade, in welchem derselben die alleinige Anfertigung zusammengesetzter Arzneien gegen besondere Rabattbewilligung übertragen wurde.

Gemäß den vorliegenden gesetzlichen Bestimmungen konnte eine große Anzahl sogenannter zum Handverkauf zugelassenen Arzneimittel in der Anstalt selbst verausgabt werden. Bei anderen häufig vorkommenden Arzneien beziehen wir eine größere Quantität direkt aus der Apotheke und besorgen die Unterverteilung an die Klienten der Anstalt. Auf diese Weise beziehen wir nur solche der Kontrolle der Apotheken unterworfenen Arzneien von bester Qualität zu einem wesentlich reduzierten Preise, so daß es möglich geworden ist, trotz der verschiedenen Polizei-Maßregeln und der Zunahme der Klienten unser Budget nicht allzuhoch anschwellen zu lassen.

Unter vielerlei Streitigkeiten zog sich die Arbeit der Anstalt in den Grenzen einer poliklinischen Anstalt fort. Im Dezember 1871 ging Herr Kröck mit Tod ab. Der gleichfalls schwer erkrankte Hofmedikus Dr. Huth starb am 8. März 1872. Der ihn während seiner Krankheit vertretende frühere nassauische Bataillonsarzt Dr. Alefeld wurde dann im März 1872 zum provisorischen dirigierenden Arzte ernannt und ihm am 21. März desselben Jahres in dem Verfasser ein provisorischer Assistenzarzt zur Seite gestellt. Die Anstalt wurde jetzt wieder als rein ambulatorische nach den Bestimmungen des dirigierenden Arztes geführt. Die Geschäftsverteilung war eine mehr zufällige und regelte sich derart, daß Dr. Koch die Behandlung in den Häusern der Kranken übernahm. Die Tätigkeit in der Sprechstunde der Anstalt war gemeinschaftlich und wurde von Fall zu Fall kollegial erledigt.

Trotz dem Wandel der Zeiten und seinen so sehr veränderten politischen Verhältnissen unterhielt Seine Hoheit der Herzog die Anstalt in ihrem alten Bestande, entgegen dem Rate seiner langjährig erprobten Beamten, welche die Anstalt vollständig eingehen lassen wollten. In seiner edlen vaterländischen Fürsorge kam der hohe Herr wieder auf seinen früher gehegten Plan des Ausbaues der Anstalt zu einem vollständigen Hospital zurück, nur mit der Modifikation, daß dasselbe ganz nach den Prinzipien der in der Kuranstalt „Gräfenberg“ verkörperten Priesnitz-Methode geführt werden sollte. Die von verschiedenen Seiten eingezogenen Gutachten über diese Frage, so besonders auch das des neuen dirigierenden Arztes, neben anderen Autoritäten, sprachen sich sehr gegen die Gründung eines eigenen Kinderhospitals aus, indem sie teils das vorhandene Bedürfnis bestritten, dann aber auch die finanzielle Dotierung dieser Neuschöpfung erörterten und besonderes Gewicht auf die Schwierigkeiten legten, die darin liegen, daß das Anstaltsgebäude der Königlich Preußischen Domäne zugeschrieben ist, und nur solange in Benutzung der herzoglichen Verwaltung bleiben sollte, als es zu Zwecken der Elisabethen-Heilanstalt benutzt würde. Da auch die berufenen Vertreter der Wasserheilmethode in Wiesbaden, Dr. Genth und Dr. Mäckler, sich gegen diesen Plan aussprachen, verzichtete Seine Hoheit auf diesen seinen Lieblingsplan, mit welchem er seinen Dank für die glänzenden Resultate der Wasserheilmethode ausdrücken wollte, die er an sich und vielen Gliedern seiner Familie erfahren hatte. Da sich gleichzeitig bei der technischen Prüfung für die Aptierung des Bauplanes ergab, daß unverhältnismäßig große Summen aufgewendet werden müßten, ohne daß jemals späterhin ein Ersatz von dem faktischen Besitzer des Hauses erwartet werden konnte, gab Seine Hoheit seine Zustimmung zu einem anderen Plane der Erweiterung der Tätigkeit der Anstalt.

Nach einem von Herrn Hofkammerrat Keck als Vertreter des Paulinenstiftes und Geheimrat Laur als Vertreter der Schatullverwaltung abgeschlossenen Vertrage sollte das Paulinenstift für Zwecke der Elisabethen-Heilanstalt sechs Betten bereit halten und sollte dafür je nach der Benutzung und der Zeitdauer der Betten entschädigt werden. Die Behandlung dieser Kinder blieb vollständig in den Händen

der Ärzte der Elisabethen-Heilanstalt, was im Laufe der Zeit sich dahin erweiterte, daß Dr. Koch auf Wunsch Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin von Luxemburg in den Vorstand des Paulinenstiftes eintrat und gleichzeitig damit auch die Behandlung der kranken Kinder des Paulinenstifts übernahm.

In seinen ersten Anfängen eine Schöpfung der Stiefmutter des Herzogs, der Tante seiner ersten verstorbenen Gemahlin Elisabeth, ging nach dem Tode der Herzogin Pauline das Protektorat über das Paulinenstift an die zweite Gemahlin des Herzogs, die jetzige Großherzogin-Mutter von Luxemburg über. Beide Anstalten, Paulinenstift und Elisabethen-Heilanstalt sind also Gründungen des nassauischen Fürstenhauses, und aus diesem Grunde wurde auch die Verbindung beider von dem hohen Erhalter der Elisabethen-Heilanstalt gewünscht.

Von dem kleinen Hospitale in den Räumen des Paulinenstifts wurde fleißig von der Elisabethen-Heilanstalt Gebrauch gemacht, und zwar nach Ausweis der erstatteten Berichte vor allem bei größeren chirurgischen und schweren akuten Erkrankungen. Dabei war aber der Umstand besonders störend, daß das Paulinenstift keinerlei Isolierräume zur Aufnahme ansteckender Krankheiten besaß. Mit der Umwandlung des Paulinenstiftes in ein Diakonissen-Mutterhaus und die dadurch bedingte Vergrößerung und Erweiterung seines Hospitals, sowie durch die Ausgestaltung der städtischen Krankenhäuser wurde ein besonderes Kinderkrankenhaus entbehrlich. Nur für ein Säuglings-Fürsorgeheim und ein Krüppelheim war zu sorgen. Doch fallen diese Arbeitsgebiete nicht in die Aufgaben der Elisabethen-Heilanstalt, und so ging allmählich die Verbindung zwischen dem Diakonissen-Mutterhaus und der Elisabethen-Heilanstalt zu Ende.

1873 bezog Dr. Alefeld die Dr. Huthsche Wohnung und Dr. Koch die parterre gelegene Kröcksche Wohnung, welch letztere aber derart ungenügend war, daß Dr. Koch diese Wohnung an Dr. Alefeld vermietete und sich eine Privatwohnung suchte. Dadurch wurde auch der Übelstand des Zusammenlebens zweier Ärzte in demselben Gebäude beseitigt.

Am 3. April 1876 wurde Dr. Alefeld zum Hofrat und definitiven Leiter der Elisabethen-Heilanstalt, welche jetzt ganz den Charakter einer ambulatorischen Klinik annahm, ernannt. Der langjährige und mit der Anstalt ganz verwachsene Diener Conradi starb nach längerem Kranksein 1880. Während seiner Krankheit und nach seinem Tode übernahm ein früherer Unteroffizier Spiekermann die Funktionen eines Dieners, die er bis Ende Januar 1886 ausfüllte.

Am 23. Juli 1886 starb Hofrat Dr. Alefeld nach längerem Kranksein, und es wurde der Berichterstatter, Dr. Koch, von Seiner Hoheit am 24. Januar zum dirigierenden Arzte ernannt, nachdem er schon seit Weihnachten 1881 den Titel Hofrat verliehen bekommen hatte. Unter zahlreichen Bewerbern wurde am 1. April desselben Jahres, Dr. Adolf Großmann in Frankfurt zum zweiten Arzt der Anstalt ernannt.

Im Oktober 1886 bezog Hofrat Dr. Koch die Wohnung in dem Anstaltsgebäude, die bis dahin die Witwe des verstorbenen Hofrates Alefeld inne gehabt hatte. Die Dr. Großmann zukommende Wohnung wurde von demselben ebenso wie von seinem Nachfolger gegen Mietsentschädigung an Hofrat Dr. Koch überlassen.

Mit dem Austritt des Dieners Spiekermann, wurde die Schwierigkeit der Gewinnung eines dafür passenden Ersatzes groß, und die Frage wieder brennend, ob es sich nicht empfehle, alle Arzneimittel, auch die einfacheren, in jedem einzelnn Falle aus der Apotheke zu beziehen. Trotz äußerster Sparsamkeit der Medikation schwoll jedoch das Budget der Anstalt derart an, daß gezwungenermaßen wieder zum alten System übergegangen werden mußte. Es gelang denn auch, Ende September 1886 in dem Diener Vogt einen zuverlässigen, gewissenhaften Mitarbeiter zu gewinnen, der bis zu seinem im Sommer 1906 erfolgten Tode keinen Tag in den Anstaltsgeschäften versäumt hat. Die Tätigkeit des Dieners erstreckt sich auf die Ausgabe der Verordnungen einfacher Arzneimittel, wie Lebertran, Eichelkaffee, Kaltwasser, phosphorsaurer Kalk, verschiedene Teearten, die Anfertigung und Verausgabung der in der Anstalt jahrelang erprobten China-Infusion, sowie auch einer Reihe äußerlich wirkender Mittel. Daneben hat derselbe die Ordnung in der zwischen 40—60, manchmal auch noch größeren Anzahl Mütter mit Kindern aufrecht zu erhalten. Nur eine ausgiebige Anwendung der jetzt sogenannten natürlichen Heilfaktoren wie Bäder, Einpackungen, Umschläge mit kaltem und warmem Wasser, sowie eine sparsam angelegte Verordnung der zusammengesetzten Arzneimittel in der Apotheke machen es möglich, das Budget der Anstalt in gewissen Grenzen zu halten. Es wird im allgemeinen von den Ärzten der Grundsatz festgehalten, daß jede ärztliche Behandlung frei für jeden Patienten erfolgt. Bei offenkundig besser situierten Kranken müssen dieselben die verordneten Arzneien auf eigene Kosten beschaffen. Die in den letzten Jahren besonders starke Inanspruchnahme der Anstalt von seiten der Einwohner des Großherzogtums Hessen veranlaßte die Direktion der Anstalt, für diese Klienten die freie Arzneiabgabe einzustellen.

Im April 1890 starb Dr. Adolf Großmann nach einer vierjährigen erfolgreichen Tätigkeit in der Anstalt, in der er sich ein dauerndes gutes Andenken gesichert hat. Zu seinem Nachfolger wurde Herr Dr. Emil Böhmer, der ihn während seiner Krankheit schon vertreten hatte, ernannt, und es ist derselbe noch jetzt als zweiter Arzt an der Anstalt tätig.

Der im Sommer 1906 mit Tod abgegangene Diener Vogt wurde durch den pensionierten großherzoglichen Büchsenspanner Buths ersetzt.

Nach dem Ausweis der vorliegenden Akten sind bis jetzt von der herzoglichen Schatullverwaltung über 600 000 *M* für die Zwecke der Anstalt ausgegeben worden, wobei die Kosten der Unterhaltung

der Gebäulichkeiten bis 1866 nicht mit inbegriffen sind.

Die Zeit der Verbindung von Paulinenstift und Elisabethen-Heilanstalt erstreckt sich vom 12. August 1872, wo der erste Patient dort aufgenommen wurde, bis zum 8. April 1903, an welchem Tage der letzte Klient der Elisabethen-Heilanstalt das Paulinenstift verließ. In dieser Zeit brachten wir 119 Kinder dort unter, wovon 18 mit Tod abgingen, 91 geheilt und 10 ungeheilt entlassen wurden.

Von den bemerkenswerten Kranken erwähne ich zuerst zwei an Magenerweiterung leidende Kinder, welche durch regelmäßiges Auspumpen vollständig geheilt wurden, und von deren weiterem Wohlbefinden ich mich noch vor kurzem, als ich Kinder derselben behandelte, überzeugen konnte. Vier Operationen von Hasenscharte, wobei zwei mit Wolfsrachen kompliziert, gaben gute ästhetische Resultate. Die 3 Fälle von Tracheotomie, 2 bei Croup, einer bei Scharlach-Diphtherie, genasen, ebenfalls wie ein Fall von eingeklemmtem Leistenbruch.

Besonders erfreuliche Resultate ergaben 4 Fälle von Tumor albus (tuberkulöse Erkrankung der Gelenke), 6 Fälle von Coxitis, die wir entschieden unserem geduldigen, vorsichtigen Vorgehen zuzuschreiben haben, indem wir nicht allzu früh zu chirurgischen Eingriffen geschritten sind. Diphtherie ist viermal beobachtet, immer mit gutem Erfolg. Am 9. Juni 1894 wurde zum ersten Male das Behringsche Heilserum mit gutem Erfolg angewendet. Bei 6 Scharlachfällen hatten wir zweimal tödlichen Ausgang. Die damalige Behandlung war nicht wie die jetzt bei uns übliche Bäderbehandlung von so großem, offenkundigem Erfolg begleitet. 4 Fälle von Mastdarmpolypen und zwei Nasenpolypen sind durch Abschnüren gut und glücklich verlaufen.

Die größte Aufnahmezahl im Jahre 1873 war 14, die kleinste 1886 ein Kind. Die in den 80er Jahren geringeren Ziffern der Aufnahme gehen parallel mit längerem Kranksein meinerseits, da die Behandlung der Kinder im Paulinenstift ganz in meinen Händen lag, und Hofrat Dr. Alefeld in dieser Zeit keine neuen zuließ.

Von den im Paulinenstift untergebrachten Kranken gehörten 77 nach Wiesbaden, 42 zu der Umgebung.

# Goethes Mutter.

2) Zu ihrem 100. Todestage. Von Th. Gesky. (Schluß.)

Bald aber folgte auf die große Freude tiefes Leid. Die Frau Rat übernahm von 1780 an die Pflege ihres Mannes, der geistig ganz stumpf geworden war, und am 25. Mai 1782 verschied. Dann hatte sie im folgenden Jahre den Verlust ihrer gegeliebten Mutter zu beklagen. Im Jahre 1785 erkrankte sie selbst und genas erst nach längerer Zeit wieder. Sie suchte ihre Umgebung sogar über den Ernst ihres Leidens zu täuschen. — Neben häuslichen Arbeiten beschäftigte sich Frau Aja gern mit Klavierspiel und Lektüre, spielte Schach oder saß am Spinnrad. Eine besondere Vorliebe aber hatte sie für das Theater. Dem Schauspieldirektor Großmann in Frankfurt stand sie mit Rat und Tat zur Seite, ward auch Patin eines seiner Kinder. Im Umgang mit jungen Mädchen fühlte sie sich wieder in die Zeit ihrer Jugend versetzt. Bei der Kaiserkrönung im Jahre 1790 wurde ihr eine große Freude zuteil durch den Besuch der Prinzessinnen Luise und Friederike von Mecklenburg-Strelitz, also der späteren Königinnen von Preußen und Hannover, und ihres Bruders, des Prinzen Georg, die in ihrem Hause wohnten. Die drei Fürstenkinder führten ein heiteres und ausgelassenes Leben, lauschten gern den Märchen der Frau Aja, ließen sich aber auch ihre Leckerbissen gut schmecken. Vier Enkel hatte sie im Hause Schlossers, nämlich zwei leibliche Kinder Corneliens und zwei aus Schlossers zweiter Ehe mit Johanna Fahlmer. Im April 1796 wurde sie Urgroßmutter, als Luise Nicolovius, die älteste Enkelin, ihrem Gatten ein Söhnchen schenkte. Ihr freudiger Glückwunschbrief, den sie am 5. April 1796 an die Eltern richtete, beginnt folgendermaßen: „Nun dancket alle Gott! Mit Hertzen Mund und Händen, der große Dinge thut — Ja wohl — an Euch, an mir, an uns allen hat Er Sich auf neue als den Manifestirt der freundlich ist und deßen Güte ewiglich wärt — gelobet seye Sein Heiliger Nahme Amen.“ —

Als Preußen durch den Pillnitzer Vertrag im Jahre 1791 sich mit Österreich verbunden hatte zur Unterdrückung der französischen Staatsveränderung und zur Herstellung des absoluten Königtums, zog auch Herzog Karl August von Weimar als Chef eines Regiments mit ins Feld. Auf seinen Wunsch begleitete ihn Goethe im August 1792 und machte seiner Mutter die große Freude, um die Mitte des Augusts mehrere Tage bei ihr in Frankfurt zu verweilen. Auch Goethe war freudig bewegt, als er nach so langer Trennung die heißgeliebte, treue Mutter gesund und geistesfrisch wiedersah. —

Seit dem Oktober 1792 wurde auch Frankfurt von den Beswerden des Krieges heimgesucht. Doch ertrug die Frau Rat, ohne zu murren, die jahrelangen Lasten der Einquartierung und half gern mit Geldunterstützungen aus. Goethe hatte bereits ...reitungen getroffen, sie bei sich aufzunehmen, aber sie wollte Frankfurt nicht verlassen.

Auf seinen Rat verkaufte sie den Weinkeller, die Bibliothek und die wertvolle Gemäldesammlung, endlich auch das ihr zu groß gewordene Haus am Hirschgraben, in dem sie fast 47 Jahre gewohnt hatte, und zog Ende Juni 1795 in ein freundliches Haus zum Goldenen Brunnen an der Hauptwache, von wo sie einen Ausblick über den Roßmarkt hatte und die durchziehenden Truppen von ihrem Fenster

sehen konnte. Nur einmal, im Jahre 1796, flüchtete sie vor der Beschießung der Stadt vier Tage nach Offenbach; ihre Möbel und sonstige Habseligkeiten hatte sie in feuerfesten Kellern untergebracht. In der neuen Wohnung lebte sie bis zu ihrem Tode. Das Alter brachte ihr keine nennenswerten Beschwerden. Freunde hatte sie in Menge, aber keinen Feind. Besonders befreundet war sie mit den Familien Bethmann, Willemer, Fingerling u. s. w.; jeden Sonntag war sie ein willkommener Gast bei ihrem Gevatter Stock, wo sie die neuesten Werke ihres Sohnes zeigte und daraus vorlas. Wenn fünfaktige Tragödien mit verteilten Rollen gelesen wurden, übernahm sie mit Vorliebe die umfangreichsten Deklamationspartien. Zu bedauern ist es, daß sie nie nach Weimar gekommen ist. Sie mochte wohl die Beschwerden einer für die damalige Zeit immerhin weiten Reise scheuen. Mit welcher Ehrerbietung würde wohl die Mutter Goethes, diese seltene Frau, am Hofe zu Weimar aufgenommen worden sein! Aber sie konnte sich nicht dazu entschließen, wenn auch ihr reger Geist sich oft an die Stätte versetzte, wo ihr Wolfgang lebte. Sie nahm auch seine Gattin freundlich in Frankfurt auf und wechselte häufig Briefe mit ihr. Aber noch größer war ihre großmütterliche Freude, als sie August, ihr Enkel, wiederholt besuchte: zuerst als Knabe, dann im Frühling 1808 auf seiner Reise zur Universität Heidelberg, als er mit ihr in der Theaterloge erschien und beide von den Zuschauern mit lautem Jubel herzlich begrüßt wurden. Dieser Tag war einer der schönsten ihres Lebens.

Bis in ihr hohes Alter verfolgte sie mit inniger Teilnahme die Erfolge ihres geliebten Sohnes als Dichter. Noch in dem vorletzten Briefe, den sie am 3. Juni 1808 an ihn richtete, schreibt sie in bezug auf die Ausgabe seiner gesammelten Werke: „Auf deine Werke warten wir mit Sehnsucht und da wir sie bald bekommen werden indem sie Gestern den 1ten Juni hier in den Buchläden angekommen sind; so statte ich hiermit im Voraus in meinem und in meiner Freunde Nahmen dir den besten Dank ab — das wird ein großes Fest seyn, den die 4 ersten Bände sind hertzerquickend — mir besonders der Erste — der kommt mir nicht von der Seite — wolte ich dir darlegen was mich himlich entzückt; so müßte ich den ganzen 1ten Band ausschreiben aber nur einiges, das Epigram 34b ist gantz herrlich — die Braut von Corinth — der Gott und die Bajadere — die Hochzeit — Eufrosine genug — wo man nur das Buch aufschlägt ist ein Meisterwerck. Gott! erhalte dich! Gebe dir Freude die Hüll und die Füll — Behalte Lieb deine glückliche u. treue Mutter Goethe."

Der vermittelnden und versöhnenden Tätigkeit seiner Mutter zwischen ihm und seinem Vater hat der dankbare Sohn im 4. Gesang von „Hermann und Dorothea" in der Szene am Birnbaum ein schönes Denkmal gesetzt, indem er sie zugleich als ein leuchtendes Vorbild der deutschen Hausfrau hinstellt. Als Goethe einst den Gesang „Mutter und Sohn" in Schillers Hause vorlas, wurde er von solcher Rührung ergriffen, daß er sich die hervorquellenden Tränen trocknen mußte; „so schmilzt man", sagte er, „bei seinen eigenen Kohlen!" — Ebenso trägt Elisabeth, die Frau des echt deutschen Ritters Götz von Berlichingen, nicht nur den Namen, sondern auch viele Züge von Goethes Mutter, was diese mit großer Freude erfüllte. Wenn wir in „Dichtung und Wahrheit" vergebens eine eingehende Schilderung der vortrefflichen Frau suchen, so hat, wie Heinemann in seinem vorzüglichen Werke „Goethes Leben und Werke" sehr richtig sagt, vielleicht gerade die große Liebe zu der kurz vorher verstorbenen Mutter bei der großen Zartheit seiner Empfindung den Dichter veranlaßt, das heiligste der Gefühle in seinem Innern zu bewahren, da er doch jahrelang nach ihrem Tode Frankfurt mied, weil er es sich nicht ohne die Mutter denken konnte. Diese Ansicht findet ihre Bestätigung durch die sinnigen und innigen Verse, die Wolfgang als Student in Leipzig der Mutter zur Entschuldigung für sein langes Schweigen sandte:

„Obgleich kein Gruß, obgleich kein Brief von mir
So lang dir kömmt, laß keinen Zweifel doch
Ins Herz, als wär' die Zärtlichkeit des Sohns,
Die ich dir schuldig bin, aus meiner Brust
Entwichen. Nein, so wenig als der Fels,
Der tief im Fluß vor ew'gem Anker liegt,
Aus seiner Stätte weicht, obgleich die Flut
Mit stürm'schen Wellen bald, mit sanften bald
Darüberfließt und ihn dem Aug' entreißt,
So wenig weicht die Zärtlichkeit für dich
Aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom
Vom Schmerz gepeitscht bald stürmend drüberfließt,
Und von der Freude bald gestreichelt still
Sie deckt und sie verhindert, daß sie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt und ringsumher
Zurückgeworf'ne Strahlen trägt und dir
Bei jedem Blicke zeigt, wie dich dein Sohn verehrt."

Wahrlich, goldene Verse voll tiefer Empfindung. So schön, als wären sie etwa seinem „Tasso" entnommen. —

Im August 1808 sprach Goethe gegen Riemer seine Absicht aus, im folgenden Jahre die Geschichte seiner Jugend zu schreiben. Da fügte es das Schicksal, daß seine Mutter, die ihm über die Ereignisse seiner Kindheit die ausführlichsten Mitteilungen hätte machen können, schon wenige Wochen später verschied. Sie entschlief sanft und ruhig in ihrem 78. Jahre, gegen den Mittag des 13. Septembers 1808. Der ihr angeborene heitere Sinn blieb ihr treu bis ans Ende. In bezug darauf schreibt Goethe an Zelter, dem er einen ihrer Briefe mitteilt: „Darin wie in jeder ihrer Zeilen spricht sich der Charakter einer Frau aus, die in alttestamentlicher Gottesfurcht ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte, und als sie ihren Tod selbst ankündigte, ihr Leichenbegängnis so pünktlich anordnete, daß die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war." Sie wollte eben auch auf ihrem letzten Wege keine unfreundlichen Gesichter um sich haben.

Goethes Mutter fand ihre letzte Ruhestätte neben dem Gatten am 15. September 1808 auf dem oben an die Schäfergasse grenzenden, nicht mehr benutzten und 1853 mit einem eisernen Geländer abgeschlossenen parkartigen alten Peterskirchhofe. Zu ihrem 100. Todestage soll das Grab nach einem Entwurfe von Gabriel Seidel (München) neu hergestellt wer-

den. Zahlreiche Verehrer und namentlich Verehrerinnen in Frankfurt werden das Grab der edlen Frau an diesem besuchen und mit Kränzen und Blumen schmücken; ihr freundliches Bild und ihr Andenken aber wird auch im 20. Jahrhundert im Herzen von Millionen fortleben.

# Das Prinzenhaus zu Usingen.

Von Heinrich Schneider.

Es ist gewiß ein Verdienst unserer Zeit, daß die Wissenschaft vom Volkstum mehr und mehr zu Ehren kommt, daß in allen Teilen unseres Vaterlandes Männer an der Arbeit sind, die Traditionen unseres Volkes zu sammeln und der Nachwelt zu überliefern. Es hätte dies früher geschehen sollen, dann wäre nicht soviel verloren gegangen; doch geschieht es auch erst in letzter Stunde, so kann noch vieles gerettet werden, ehe es im Meer der Vergessenheit für immer untergeht.

Osungen, so wird das heutige Usingen urkundlich zum ersten Male genannt, wuchs erst um das Jahr 1450 zu einem Ort hran, der von dem Reichsoberhaupte mit städtischem Recht begabt ward, und dessen Bürgerfleiß wehrhafte Ringmauern und Gräben schützten. Aber nur in alten, vergilbten Urkunden wird der Existenz des unbedeutenden Landstädtchens gedacht, das ohne ein besonderes Erlebnis, ohne einen scharf geprägten Zweck, ohne die hervorgekehrte Eigenart einer bürgerlichen Erwerbsrichtung seine Tage und Jahre verdämmert.

Erst durch sein „Prinzenhaus" ist Usingen zu dem geworden, was es ist. Es hat eine eigenartige Geschichte hinter sich. Urkundlich übertrug das gräfliche Geschlecht der von Weilburg den Herren von Hattstein für die Zeit von 1423 bis 1618 das Burggrafenamt. Die Herren kamen bald zu der Einsicht, daß sie bei der Verwaltung nichts herausschlagen konnten, deshalb machten sie unter der Hand große Erwerbungen an Höfen, Feld und Wald. Dieses, durch Kauf erworbene Besitztum war nach den damaligen Rechtsgrundsätzen steuerfrei, d. h. von allen Abgaben und Lasten an den Landesfürsten entbunden. So ist es auch zu erklären, daß das in Rede stehende Haus mit den darum befindlichen Baulichkeiten und Liegenschaften den Namen „Freihof" führte.

Der Dreißigjährige Krieg brach mit aller Not und Pein, mit Plünderung und Gewalttat über Usingen herein. Über den Häusern lagerten die Wolken unendlicher Trübsal. Furchtbar war das Elend über das Städtchen gekommen. Niedergesunken die Umzäunung, zertreten und zerstampft Feld und Garten. In den Häusern selbst ausgebrochen die Türen und Fenster, durchwühlt die Kisten und Koffer, zerschlagen Tische und Bänke. Auch die Kirche des Städtchens war nicht verschont geblieben. Hatte man auch die festen Mauern nicht brechen können, so hatte man doch die Brandfackel auf das Dach geworfen; verkohlt ragten dessen Sparren auf. Der Freihof lag voll fremder Offiziere. Es war ein stolzes kaiserliches Regiment, das im Städtchen in Einquartierung lag. Oberstleutnant Graf Mondecar, der berühmte Sieger in den spanischen Kriegen, hatte mit einigen anderen Offizieren den Freihof bezogen. Den Jungen zu Usingen war es eine Freude, den Alten eine Genugtuung, wenn sie einem Pappenheimer eine Handreichung tun konnten. Und diese ehernen Reiter waren strenge, ritterliche Gesellen. Sie raubten nichts, sie forderten viel, aber hielten auf strenge Manneszucht. Zweimal während dieser Zeit wurde der Freihof ein Raub der Flammen und zwar in den Jahren 1624 und 1635. Die Kriegsfackel erlosch, und nun kamen für das Städtchen ruhige Tage. Das Jahr 1692 kam heran, es neigte sich seinem Ende schon zu. Die Ernte war eine außerordentlich ergiebige gewesen. Die letzten Früchte waren noch einzuheimsen. Man war deshalb mit Kind und Kegel hinausgezogen, um vor Abend noch alles unter Dach und Fach zu bringen. Da mit einemmale loderte eine mächtige Flamme aus dem Städtchen gen Himmel, die unheimlich schnell um sich griff. In kurzer Zeit war der Freihof und mit ihm das ganze Städtchen zum dritten Male ein Raub der Flammen geworden. Doch schöner und größer erstand er aus der Asche. Um die Zeit des letzten Brandes war er im Besitze des Oberamtmannes Ferdinand von Schütz. Von diesem erwarb ihn im Jahre 1708 der pfälzische Oberstleutnant von Donop, dessen Witwe ihn 1725 an die Fürstin Charlotte Amalie, die Witwe des 1718 verstorbenen Fürsten Wilhelm Heinrich, verkaufte. Der Preis betrug gegen 600 Gulden. Die Fürstin besaß zwei Söhne, Karl und Wilhelm Heinrich. Da zu dem Freihof eine unverhältnismäßig große Jagd gehörte, und die Prinzen manchmal in die Lage versetzt wurden, draußen übernachten zu müssen, so errichteten sie sich in den ausgedehnten Waldungen Jagdhütten, die mit allem Raffinement der damaligen Zeit ausgestattet waren. Im Volksmunde nannte man sie Prinzenhäuschen. Eine solche Jagdhütte stand auch im Pfaffenwiesbacher Wald. Verfolgt man von der Pfaffenwiesbacher Chaussee den Weg links ab, so kommt man nach zirka 10 Minuten an eine Stelle, auf welcher etwa 15—20 schlanke Tannen in einem Rondell stehen. Mitten drin stand das sogenannte Prinzenhäuschen, das im Jahre 1726 errichtet wurde. Gleichzeitig mit dem Bau der Jagdhütte beginnend, pflanzte Prinz Wilhelm Heinrich etwa 5 Schritte davon entfernt eine Eiche, deren mächtige Krone jetzt in heißen Sommertagen kühlen Schatten spendet. Und wenn in einigen Jahren die Eiche auf ein 200jähriges Bestehen zurückblicken kann, so wird es wie ein Rauschen und Raunen gehen durch die Kronen der alten Baumriesen, die um sie herumstehen, und wie ein Klingen

und Singen von Berg zu Bergeshöhe. Auch in den Waldungen von Merzhausen, Grävenwiesbach und Hasselborn standen einst solche Prinzenhäuschen, an die leider nur noch der Name erinnert. Prinz Karl, ältester Sohn und Erbe der mütterlichen Besitzungen, schenkte den Freihof im Jahre 1730 an den Geheimen Rat von Stangen. Als dieser nun 1734 das Zeitliche segnete, kam der Freihof in den Besitz des Geheimen Rats von Nischwitz, dem er 4 Jahre verblieb, worauf er nacheinander an die Familien von Löner, Freiherren von und zu Lauenburg in Biebrich, von Dersch und von Schildeck, überging. Nachdem die Liegenschaften an Feld und Wald auf über 60 Morgen angewachsen waren, ging der Freihof durch Kauf in die Hände des Prinzen Karl Wilhelm, Sohnes des Fürsten Karl, über. Von dieser Zeit an führte der Freihof den Namen „Prinzenhaus". Alles was man an Kunstsinn in damaliger Zeit kannte, kam nun in verschwenderischer Pracht in den ausgedehnten Räumen des Prinzenhauses zur vollen Entfaltung. Wappen und Monogramm schmückten die Vorderseite der Fürstenwohnung. Mit fremdländischen Ziersträuchern und Pflanzen stattete der Prinz den herrlich gelegenen Park aus, der sich terrassenförmig hinter dem Hause hinzog. Eine breite Allee führte quer durch die Obergasse in den Schloßgarten. Nachdem Prinz Karl Wilhelm Fürst geworden war, bewohnte sein Bruder Prinz Friedrich August das Haus zeitweise, aber auch zuweilen das Schloß. Aus der Ehe, die er 1775 mit Luise von Waldeck schloß, entsprossen 2 Söhne und 5 Töchter, die größtenteils im Schlosse geboren wurden. Als Prinz Friedrich August das Kommando des Reichswerbebureaus erhielt, siedelte er mit seinem ganzen Gefolge 1786 nach Frankfurt über. Bis 1793 stand das Prinzenhaus nun leer. 1794 verkaufte es der Prinz an den Postexpeditor und Weinhändler Johann Melchior Graff aus Birstein, der dem Haus den Namen „Post" beilegte. Von den Erben desselben erwarb der Kreis Usingen das Prinzenhaus. Bauliche Veränderungen in großzügigem Stile wurden nun vorgenommen, so daß sich das „Kreishaus" jetzt als eine große Zierde unserer Stadt darstellt.

# Der Förster von Dillenburg.

4) **Geschichtliche Volkserzählung. Von E. von Forell.** (3. Fortsetzung.)

Als Laura das Zimmer betrat, sagte sie: „Glück zu, Goldsöhnchen! Deine erste Gefahr ist glücklich beseitigt." Nach diesem Ausruf trat sie an das Bett, strich einige Male, murmelnd über die Wunde, worauf der Verwundete ausrief: „Dank dir, Mutter! meine Schmerzen sind vorüber." Er wünschte, sogleich das Bett zu verlassen, aber Laura hielt ihn zurück und sagte: „Bleibe ruhig liegen, bis deine Wunde geheilt ist; sonst geht dir's übel, und du bekommst dein Mädchen noch lange nicht zu sehen." Letztere Worte flüsterte sie ihm ins Ohr, und fügte hinzu: „Ich will nun schnell nach ihm sehen." Damit huschte sie in das andere Zimer, wo das arme Kind lag, noch wilde Irrereden ausstoßend.

Der Vater ließ sie gewähren. Sie drängte die alte Magd zur Seite, legte dann eine Hand auf Lorchens Stirn und die andere auf ihre Herzgrube, worauf die Kranke gleich ruhiger wurde und bald in einen wohltätigen Schlummer sank.

Dann sagte Laura: „Nun habt ihr nichts mehr zu fürchten", verordnete noch einen Trank und verließ mit kurzem Gruß das Zimmer.

Am anderen Morgen kam zwar der Arzt von Dillenburg, fand aber die Patienten so sehr auf der Besserung, daß er etwas neues zu verordnen nicht für nötig fand und gleich wieder zurückkehrte.

Als Lorchen am nächsten Tag erwachte, fühlte sie sich fast völlig genesen, während Heinrich immer noch große Schwäche verspürte.

Gegen Mittag traf eine große Gesellschaft aus Dillenburg ein, welche Jagd auf den Wolf zu machen, beabsichtigte. Heinrich, der von seinem Bette aus die Herren vom nächsten Hügel herabsteigen sah, äußerte zu dem Förster: „Nun werden wir wohl eine Wolfsjagd ohne Wolf haben!"

Dieser zollte ihm Beifall und ordnete alles zum Empfang der Jäger an. Trotzdem man den Herren die Erlegung des Wolfes sofort meldete, befürworteten sie doch ein Treibjagen, da sie von mehreren Wölfen inzwischen gehört hatten, die sich nach diesen Waldungen geschlagen haben sollten.

Während die Treiben angeordnet wurden, nahm die Gesellschaft noch einen tüchtigen Imbiß, und fort ging es zum fröhlichen Jagen.

Heinrich kleidete sich indessen mühsam an, waffnete sich mit kurzem Stutzen und Hirschfänger und schlich den Treibern nach, in der Hoffnung, sich im Notfall seines gesunden Armes allein zu bedienen. Ein Jagdhorn gab das Zeichen, und das Treiben begann. Hoch- und Schwarzwild ward nicht beachtet, denn man wollte einen Wolf erlegen, der sich aber nirgends blicken ließ.

So kam ein Treiben nach dem anderen, aber ohne jeden Erfolg.

Hirsche und Sauen, welche durch das Hin- und Herjagen ganz wütend geworden waren, rannten oft Schützen und Treiber zu Boden. Zwischen diese hatte sich nun ein Wolf gedrängt.

Der Oberforstmeister von Witzleben kam mehrfach in Gefahr. Heinrich hatte sich in seiner Nähe postiert, um ihn vorkommenden Falles zu schützen; denn er achtete diesen Herren wegen seiner Güte und Leutseligkeit hoch.

Plötzlich kam von der einen Seite ein riesiger Eber und von der anderen Seite der Wolf auf ihn zugerannt. Heinrich sprang vor, um den Eber auf

sich zu lenken und Herrn von Witzleben den Wolf zu überlassen.

Letzteren wurde denn auch von dem Freiherrn sofort niedergeschossen, in demselben Momente, in dem Heinrich sich vor dem wütenden Eber hinter einen Baum flüchtete, denn er wagte nicht, ohne Auftrag auf ihn zu schießen. Herr von Witzleben kam ihm zu Hilfe, indem er dem Tiere seinen Hirschfänger in die Seite bohrte, so daß es sofort verendete. Zugleich sank aber auch der unbesonnene Jüngling zusammen; die viel zu frühe Anstrengung war für seinen von dem vielen Blutverlust noch geschwächten Körper zu heftig gewesen.

Ein Schluck aus Herrn von Witzlebens Jagdflasche, belebte ihn indes soweit wieder, daß er von dem gütigen Herrn, welcher Heinrich sein Leben verdankte, zu den Treibern geführt werden konnte, die ihn nach Ludwigsbrunn geleiteten.

Bald darauf fand sich die ganze Jagdgesellschaft ebenfalls daselbst zusammen.

Herr von Witzleben ließ sich von Heinrich sein gestriges Jagdabenteuer erzählen, und ersuchte ihn, wenn er wieder nach Dillenburg zu gehen imstande sei, ihn zu besuchen, was Heinrich freudigen Herzens zusagte.

Unterdessen hatte sich etwas ereignet, was das Glück des Jünglings von neuem bedrohte.

Kölsch bekam nämlich durch die zufällig offen gelassene Tür das schöne Lorchen zu sehen, und er war gleich in wilder Glut für das liebe Kind entbrannt. Er war so frech, sich ihr zudringlich zu nähern und machte Pläne, sie in seine Gewalt zu bekommen.

Aber es sollte ihm nichts derart gelingen; der Förster bedeutete ihm hocherzürnt, daß er sein Haus sofort zu verlassen habe, ließ einen Schlitten anspannen und den frechen Menschen nach Dillenburg bringen.

Auf dem Schloß wollte er sein altes Quartier wieder beziehen, allein er erhielt daselbst einen Befehl des Kommandanten, daß er die Stadt und deren Weichbild sofort zu verlassen habe, weil seine Werbungen, welche inzwischen bekannt geworden waren, die Neutralität verletzten. So mußte er denn weiterziehen und fand in dem nächsten Orte Unterkunft. Der moralische Wolf war zwar aus Lorchens Nähe verbannt, aber doch immer noch nahe genug.

Das gute Mädchen ahnte nichts von dieser Gefahr und genas bald vollständig, so daß ihr Vater sie wieder nach Dillenburg zurückbringen konnte, zum großen Leidwesen Heinrichs.

Dieser benutzte nun jede Gelegenheit, sie zu besuchen, und ihr Vater sah ihn nicht ungern kommen, zumal er einerseits den Retter seiner Tochter hoch schätzte, anderseits auch eine gute Versorgung für sein einziges Kind erhoffte, wozu ihn die Auszeichnung, welche der Jüngling von seiten seines Vorgesetzten, des Oberforstmeisters von Witzleben, genoß, wohl berechtigen durfte.

Trotzdem sahen sich die Liebenden seltener, weil Heinrich sich mit allem Eifer dem theoretischen Teile seines Faches widmete, um sich für eine einträgliche Stelle vorzubereiten, damit er bald seinen eigenen Hausstand begründen könnte.

Kölsch trieb sich, trotz des Verbotes, oft in der Nähe des Schlosses herum, ohne indessen den Gegenstand seiner Wünsche zu Gesicht zu bekommen. Als er eines Abends wieder vergeblich umhergestrichen war und sich auf den Heimweg begeben hatte, bemerkte er ein paar verdächtig aussehende Gesellen, denen er zu folgen beschloß, um sie für seine finsteren Pläne vielleicht benutzen zu können.

In der Nähe des Waldes zogen sie zwei unter ihren Kitteln verborgen gehaltene Rohre hervor und schraubten sie an ein paar ebenfalls versteckt gehaltene Kolben, wodurch sie sich als Wilddiebe offenbarten. Kölsch schlich ihnen nun weiter nach und sah sie auf einem Wiesengrund sich jagdfertig aufstellen.

Sie schienen den Wechsel des Wildes genau zu kennen; denn bald trat ein feister Rehbock aus dem Dickicht, um zu äsen, und ward im Feuer zusammengeschossen.

Beide hatten gleichzeitig geschossen, ohne ihre Gewehre wieder zu laden. Jetzt, als sie wehrlos waren, trat Kölsch mit gezogenem Säbel vor sie hin, und als sie erschrocken fliehen wollten, rief er: „Bleibt nur ruhig stehen! Bursche wie ihr seid, kann ich gut gebrauchen. Kennt ihr den jungen Forstgehilfen in Katharinenbrunn?"

„Freilich, nur zu gut, er hat uns verfolgen helfen, als wir aus dem Schloß entsprangen. Der Teufel hole ihn!" erwiderte einer der Wilddiebe. „Wer seid Ihr denn?" „Sein Feind!" antwortete Kölsch, „wollt ihr helfen, ihn von hier fortzuschaffen?" „Soweit, daß er nimmer wieder kommen wird", hohnlachte der eine, und der andere machte eine bezeichnend Bewegung, daß er ihn um die Ecke bringen werde. —

„Kölsch sagte: „Es gilt mir nur darum, ihn aufzuheben und nach Preußen zu schaffen; mein König braucht Soldaten."

„Gut, was sollen wir tun?" fragte einer der Schufte. Kölsch begann, ihnen nun seinen Plan auseinanderzusetzen, und als sie sich trennten, sagte der eine noch ziemlich laut: „Also Samstag, wenn er vom Schlosse kommt, im Tiergarten!"

Das würdige Kleeblatt glaubte allein und unbelauscht gewesen zu sein; aber sie hatten einen sehr aufmerksamen Zuhörer, und dieser war Janko, der Zigeuner, welchen die beiden Schüsse herbei geführt hatten.

Mit dem diesem Naturvolke eigenen feinen Gehör, hatte er das Komplott erlauscht und eilte schnell zur Mogelsburg, wo ihn bereits Daura und die anderen Zigeuner erwarteten. Nachdem er ihnen seine Erlebnisse berichtet hatte, wurden die nötigen Maßregeln zu Heinrichs Rettung beraten.

Der verhängnisvolle Samstag war erschienen. Heinrich kehrte spät vom Schlosse zurück und befand sich mitten im Tiergarten, als sich ein fremder Mann zu ihm gesellte, und ihn fragte, ob er auf dem rechten Wege nach dem Forsthaus Ludwigsbrunn wäre.

„Ihr müßt rechts gehen, wenn Ihr die Höhe des vor Euch liegenden Berges überschritten habt",

erwiderte Heinrich arglos, und wollte seinen Weg fortsetzen.

In demselben Augenblicke aber fiel eine Schlinge um Heinrichs Hals, und er wurde rücklings zu Boden gerissen.

Hierauf kniete Kölsch auf Heinrichs Brust und verstopfte ihm den Mund mit einem festen Knebel. Sodann wurde der Arme durch Stricke völlig wehrlos gemacht und auf einen in Bereitschaft gehaltenen Karren geworfen.

Nachdem die beiden Wildschützen damit fertig waren, rief der eine Heinrich höhnisch zu: „Das ist der Dank, daß du uns verfolgen halfst!" Aber er hatte kaum ausgesprochen, da knallten zwei Schüsse, und die beiden Bösewichter sanken leblos zu Boden, während Kölsch eiligst in das Dickicht entfloh.

Gleichzeitig wurde Heinrich vom Wagen gehoben, seiner Bande und seines Knebels entledigt, und Jankos freundliches Gesicht schaute auf ihn nieder.

„Das wäre glücklich gelungen", sprach der dankbare Zigeuner, „Hört, wie Euer Feind durch die Büsche bricht! Läßt er sich noch einmal hier blicken, dann ist er verloren. Lebt wohl! für mich und die Meinigen ist ein längeres Weilen nach diesen Vorkommnissen nicht ratsam. Wenn Ihr einmal unserer bedürfen solltet, so sendet uns Nachricht nach Hohlenfels bei Diez! Segen über Euch!"

Nach diesen Worten verschwand der Zigeuner im Gebüsch aus welchem ein greller Pfiff ertönte, dem dann tiefe Stille folgte.

Heinrich stand noch halb betäubt da, als auch schon der Förster vom nahen Ludwigsbrunn erschien, den die beiden Schüsse herbei geführt hatten. Dachte er doch, daß sie von Wilderern herrührten.

Bestürzt hemmte er seine Schritte, als er auf die Gruppe traf und bei dem fahlen Mondlicht die beiden Leichen erblickte.

„Um Gotteswillen, was ist hier vorgefallen?" rief er dem noch ganz verstörten Jüngling zu.

Dieser erzählte ihm den Hergang und bat um seinen Rat, was jetzt zu tun sei.

„Also Ihr habt nicht geschossen?" sagte der Förster. „Das ist gut; dankt es den Schuften, welche Euch von dem Schurken befreiten! Wir müssen morgen die Anzeige nach Dillenburg erstatten, daß die beiden Wilderer keiner Verfolgung mehr bedürfen. Gut, daß sie der Teufel geholt hat!"

Nachdem am anderen Morgen der Bericht durch Heinrich nach Dillenburg überbracht worden war, wohin ihn der Förster begleitete, hatte er vor dem Gericht noch ein Verhör zu bestehen; dann wurde ihm bedeutet, noch so lange auf dem Schloß zur Verfügung zu bleiben, bis die Untersuchung abgeschlossen sei.

**(Fortsetzung folgt.)**

# Miszellen.

K. W. **Feldbergfest und Turnunterricht.** Der verstorbene Lehrer und nassauische Historiker B. Junker schreibt in der Mammolshainer Schulchronik unterm 9. August 1847 etwa folgendes: „Seit dem Jahre 1844 wird auf dem Feldberg ein sogenanntes Turnfest gehalten auf Anregung des Turndirektors Ravenstein in Frankfurt. Dieser ist es auch, der das Turnwesen in unseren Gegenden wieder einheimisch gemacht hat. Derselbe hat in einer kurzen Anrede bei Gelegenheit des diesjährigen Festes (8. August 1847) das Ziel der deutschen Turnkunst angedeutet. Dasselbe sei nicht, Kunstspringer zu bilden, sondern vielmehr urdeutsche Kraft und Ausdauer wieder bei uns heimisch zu machen. (Auch jetzt noch zu empfehlen. Der Einf.) Durch das Feldbergfest solle vor allem dem Volke ein Anstoß gegeben werden, an den ritterlichen Spielen teilzunehmen." Freilich, meinte Herr Junker, ständen diesem Ziel noch manche Vorurteile entgegen, doch möchten diese bald gehoben sein. Erhebend sei es aber anzuschauen gewesen, wie von allen Seiten Turnvereine von Mainz, Frankfurt, Homburg, Usingen, Idstein, Wiesbaden rc. mit fliegenden Fahnen den Feldberg hinangezogen seien. Rühmend sei anzuerkennen gewesen, daß alle Turner nach altdeutscher Sitte in herzlicher Brüderliebe einander entgegengetreten seien; auch sei kein „Vivat" mehr, sondern ein „Gut Heil" von den Lippen ertönt. Warum auch, meinte Herr Junker, soll ein Deutscher sich erst einen Ausdruck aus fremder Sprache erborgen, wenn er seinen Mitbruder begrüßen will. Zum Schlusse prophezeit Herr Junker: „Die wohltätigen Folgen, welche das Turnen auf die Ausbildung des Körpers ausübt, werden demselben bald eine Stelle auch im Lehrplan der Volksschulen einräumen. Wirklich haben bereits einige Lehrer der Umgegend mit ihren Schülern den Turnunterricht begonnen und zwar mit sichtlichem Erfolg. Zeit bringt Rosen!"

# Theater zu Wiesbaden.

### Hoftheater.

÷ **Der Biberpelz,** Diebskomödie in 4 Akten, von Gerhart Hauptmann, am 18. September. — Der Biberpelz wird in eine Reihe mit Kleists Zerbrochenem Krug gestellt und zu den besten deutschen Lustspielen gerechnet. Über den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten. Daß die Komödie aber ein originelles Stück von packender Wirkung ist und durch die vorzüglichen Charaktertypen und die treffliche Ausmeißelung der Handlung, endlich durch die allgemein genehme Tendenz: die Bloßstellung und Geißelung des Bureaukratismus, für sich einnimmt, das läßt sich nicht bestreiten. Dazu kam bei der hiesigen Aufführung die fein zurechtgemachte szenische Stilisierung des unermüdlichen und peinlich genauen Dr. Oberländer, der zudem die Verkleinerung der Bühne, der Kleinverhältnisser des Stückes und der besseren Akustik halber, veranlaßt hatte und auch darin sehr glücklich war. Gespielt wurde in trefflicher Schulung. Den nach und nach abgetakelten Bureaukraten Amtsvorsteher v. Wehrhan, gab der neue Herr Hermann mit der richtigen Mischung von Arroganz und Dummheit. Sein Gegenstück, der selbstbewußte Spießer Krüger, fand in Herrn Andriano die passendste Verkörperung. Das Gaunerpaar Wolff stellten Frau Bleibtreu und Herr Zollin dar; die Dame ist eine vorzügliche Vertreterin für das Charakterfach. Anerkennung verdienen nicht minder besonders Herr Striebeck als Schiffer und Herr Malcher als Privatgelehrter, sowie die Damen Ressel und Ghiberti als leider unangenehmes Töchterpaar des Diebsvolkes. Auch alle übrigen Rollen waren gut besetzt.

### Residenz-Theater.

L. L. **Die Schmuggler.** Elsässische Komödie in 4 Akten von Artur Dinter. Für die hochdeutsche Bühne barbeitet vom Verfasser. Am 20. September. Endlich wieder ein Stück, in dem keine sogenannten „Pro-

bleme" gelöst werden, sondern das allein dem Unterhaltungsbedürfnis eines sonst übersättigten Publikums dient! Trotzdem ein Schlager! In äußerst amüsanter Weise entwickelt sich das Schmugglerspiel. Gastwirt Schimmel, von den Behörden für gesinnungstüchtig und zuverlässig gehalten, wird zum „Kaiserlichen Hilfszolleinnehmer" ernannt, während in seinem Hause der berüchtigte Sperber die Zollbeamten an der Nase herumführt. Unter der Maske des auf einer Revisionsreise begriffenen Regierungsrats von Meyer greift Sperber mit seinen Anordnungen zugunsten des grandiosen Schmuggels von zehntausend Uhren ein und düpiert in Gemeinschaft mit dem sauberen Wirt den hochweisen Steuerrat. Trotz der Denunziationen des Beigeordneten Schleim gelingt alles vorzüglich; auch Professor Zipfel, nur als Mittel zum Zweck benutzt, erleidet keinen Schaden. An kleinen Liebeleien fehlt es in dem fesselnden Stück nicht; doch ist dieses Moment nur nebensächlich. Die Künstlerschar erfreute, wie wir es nicht anders gewöhnt sind, durch prächtige Leistungen. Der behäbige, abgefeimte Gastwirt Schimmel des Herrn Tachauer war geradezu klassisch. Und erst der geschmeidige, katzenkluge und blitzgewandte François Sperber! Herr Tautz hat diese Rolle für Wiesbaden geradezu kreiert. Mit brutalem, rücksichtslosem Wesen und dem „Schnautzton" der manche Beamte so unbeliebt macht, stellte Herr Hager den selbstherrlichen Steuerrat Pimpe dar; würdige Seitenstücke zu ihm bildeten Grenzaufseher Grimmig (Herr Miltner-Schönau) und Neumann (Herr Kepper). Stud jur. Null war dem Leben vortrefflich abgelauscht (Herr Sakrezewski). Viel belacht wurde Herr Bertram als Professor Zipfel und sein junges, zärtliches Weibchen (Frl. Waldow). Mit Anerkennung sei noch der redegewandten Salome (Frau van Born), der niedlichen Katheke (Frl. Bischoff) wie ihres Herzensschatzes Schang, den Herr Bartak flott spielte, gedacht. Herr Rücker sah als alter Franktireur Chassepot sehr „echt" aus, während Herr Feistmantel in Biedermann die einzige sympathische Beamtenfigur bot. Nicht vergessen sollen auch die guten Leistungen der Herren Ludwig und Schäfer sein. Das gefüllte Haus kargte mit Beifall nicht.

### Volkstheater.

L. **Lorbeerbaum und Bettelstab.** Charakterbild in 3 Akten und einem Nachspiel von Karl von Holtei. Zum Benefiz für den Regisseur Arthur Schöndorff am 18. September. Das vollbesetzte Haus und die Beifallsstürme, mit denen die dankbare Zuhörerschaft ihren Liebling ehrte, gaben deutlich zu erkennen, wie Direktor Wilhelmys wackere Künstlerschaft in der verhältnismäßig kurzen Zeit ihrer hiesigen Wirksamkeit sich die Sympathieen der Wiesbadener zu erringen gewußt hat. Arthur Schöndorffs feinsinnige Regiekunst hat schon viel zu den Erfolgen des jungen Unternehmens beigetragen; als Darsteller bot er in dem ergreifenden Holteischen Schauspiel eine vorzügliche Leistung. Mit welchem Feuer, welcher glühenden Leidenschaftlichkeit zeichnete er den vergebens nach Anerkennung ringenden Schriftsteller Heinrich, der, unverstanden von der Gesellschaft, durch des Schicksals Tücke zugrunde gehen muß! Und wie ergreifend im Nachspiele die Gestalt des Mannes, für welchen der „Frühling tot ist!" In großzügiger, durchgängig idealer Auffassung meisterte Herr Schöndorff seine Rolle, und wir gratulieren ihm herzlich zu diesem Erfolg. Die übrigen Mitwirkenden erfreuten ebenfalls durch lebensvolles Spiel. Herr Römer zeichnete den bureaukratischen, doch wohlwollenden Geheimrat von Grund trefflich, und die Figur seines Sohnes, des Präsidenten, hatte Herr Neeb der Wirklichkeit gut abgelauscht. Während Herr Hamburger den noblen Chevalier Fedor v. St.-Erval äußerst sympathisch verkörperte, fand Herr Rhode für den Bankiertypus des Barons Amsel die richtige Maske. Den leidenden Zug in Frau Mathildens Wesen gab Frl. Grunert mit viel Gefühl, und Frl. Gutten bot eine wirklichkeitsentsprechende Agnes. Auch Herr Direktor Wilhelmy (als William) und Frl. Lenard (als lustiger Backfisch Henriette) gefielen sehr, desgleichen die anderen Darstellenden. Lorbeer und duftende Blumen zeichneten den Benefizianten aus, der von dem begeisterten Auditorium vielfach hervorgejubelt wurde.

## Literatur.

* **Das älteste deutsche Wohnhaus.** Ein Steinbau des IX. Jahrhunderts. Von P. Eichholz (Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Heft 84). 50 S. Preis 4 Mk. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. — Das Graue Haus in Winkel ist schon häufig Gegenstand historischer und technischer Untersuchung gewesen. Noch in der „Nassovia" von 1905 hat der leider zu früh verstorbene Frühmesser E. Gießen (E. Justus) unter sorglicher Vergleichung aller Darstellungen den Bau ins 11. oder 12. Jahrhundert verlegen zu müssen geglaubt. Eichholz ficht das an und weist mit treffenden Gründen nach, daß das Haus in die kärlingische Bauperiode gehöre; es sei kein Rittersitz gewesen, weil zu einfach, es zeige die damals vielfach vorkommende Nachahmung der Bauweise von Ravenna, und es spreche aller Anschein dafür, daß es das Refugium eines bevorzugten Mannes in der Nähe (gegenüber) der Kaiserpfalz zu Ingelheim gewesen sei. Es ist interessant, den geistreichen Spuren von Eichholz im einzelnen nachzugehen; sicher wird er manchen Anhänger finden. Nach den vielen Fällen der Entkleidung der Tradition durch die Wissenschaft, sollte es einem von Herzen freuen, hier einmal zu erfahren, daß die Tradition, wonach das Graue Haus der Feriensitz, die Villa des berühmten Rabanus Maurus war, recht habe und der Rheingau somit, wenn auch nicht das, so doch eines der ältesten deutschen Wohnhäuser besitze.

* **Stein.** Von Alexander v. Peez. (Hillgers Volksbücher, Bd. 102.) 75 S. Pr. 30 Pf. Berlin und Leipzig, Hermann Hillger. — Es ist eine schwierige Sache, Leben und Wirken des gewaltigen deutschen Volksmannes, des Bauern- und Bürgerbefreiers und großen sozialen Lebenspenders auf ein paar Seiten abzutun. Aber die gewandte Feder des den Stoff beherrschenden Politikers (geborenen Wiesbadeners) bringt es fertig. Einer warmherzigen Darstellung des Werdens Steins und seiner Taten folgt eine Gegenüberstellung zu den bewegenden Kulturelementen und eine treffliche Charakterisierung als eines echten Deutschen, ferner eine Reihe von Aussprüchen, die ihn als solchen zeigt. zur Jahrhundertfeier der nassauischen und preußischen Leibeigenschaftsaufhebung ist das Werkchen das beste volkstümliche Gedenkbüchlein.

* **The Wiesbaden Weekly Review.** Unter diesem Namen erscheint seit kurzem bei L. Schellenberg in Wiesbaden eine englische Wochenschrift, die den Engländern und Amerikanern der Kurstadt dienen soll. Inhalt und Ausstattung von Nr. 1 sind sehr ansprechend.

## Neues aus Nassau.

**Nassauer in Kamerun.** Der Professor an der Kgl. Forstakademie zu Münden, Dr. Büsgen, ein geborener Weilburger, begibt sich demnächst im Auftrage der Regierung nach Kamerun, um dort forsttechnische Ermittelungen vorzunehmen. Ein zweiter Weilburger, der kaiserliche Oberleutnant z. See, Gropius, ist zu dem in Kamerun stationierten „Sperber" kommandiert. Ein dritter Weilburger, der Architekt R. Thempel, ist seit kurzem bei den Bahnarbeiten in Kamerun beschäftigt.

**Friedrich Fischbach †.** Am 12. September verschied zu Wiesbaden unser verehrter Mitarbeiter und Freund, der Kunstgewerbeschuldirektor a. D. Friedrich Fischbach. Er hat sich auf drei Gebieten einen weithin geehrten Namen gemacht: als Ornamentist, als Mythenforscher und als Dichter. Unermüdlich war er als Sammler und Vertiefer der Ornamentenkunde tätig; er kannte die Werke aller Zeiten und Völker ins eingehendste und verstand es, durch geistige und technische Kombination die schönsten und herrlichsten Motive zu neuen Kunstdarstellungen in hochvollendeter Weise zu verwerten und zu verarbeiten. Das Studium der Textilarbeiten führte ihn zu dem der Mythologie, indem er in den Ornamenten religiöse Symbole auffand, sie erkundete und deutete, und so drang er in die Mysterien der Kulte der arischen Völker

und namentlich der Germanen ein. Das führte ihn weiter zu der Untersuchung der Flurnamen seiner Heimat am Niederrhein und zu der Theorie der Ursitze der Germanen zwischen Sieg und Wupper. Nebenher vertiefte er sich in das Studium der Edda und der Eddalieder und gab diese in der Urform, vom späteren Beiwerke gereinigt, heraus. Als selbsttätiger Dichter erwies sich Fischbach in fröhlichen Weinliedern und -sprüchen, sinnigen Lyriken und schönversigen Dramen. Wie ein fleißiger Forscher war er auch ein vortrefflicher Mensch, uneigennützig und treu, ohne Neid und Falschheit. — Geboren 1839 zu Aachen, zu Berlin als Zeichner künstlerisch vorgebildet, dann weiter studierend, war er 1869 Dekorateur und Zeichner in Wien, kam 1870 als akademischer Lehrer nach Hanau, 1883 als Direktor der Kunstgewerbeschule nach St. Gallen. Seit 1889 lebte er in Wiesbaden. Seine Werke, namentlich seine Ornamenten-Albums und die mythologischen Arbeiten, werden ihm allzeit einen Ehrenplatz unter den deutschen Geistesarbeitern sichern.

Am 12. September uff. feierte die Realschule zu Idstein ihr fünfzigjhriges Bestehen.

Am 21. September wurde die neue katholische Kirche zu Eppenhain eingereiht.

Am 1. Oktober tritt zu Limburg ein katholischer Präparandenkursus ins Leben.

Die Westerwaldquerbahn wird von Westerburg nach Montabaur weitergeführt.

# Nassauische Personalien.

(III. Quartal 1908).

**Ernennungen** u. a.: G.-Assessoren Dr. Büsgen, Wiesbaden, z. A.-Richter i. Altenkirchen; Dr. Rath, Wiesbaden, z. Hilfsrichter das.; Dr. Schreiber, Wetzlar, z. Richter i. Katzenelnbogen; Dr. Fechner, Katzenelnbogen, z. Hilfsrichter i. Rüdesheim. Hilfsarbeiter i. Ausw. Amt v. Gülich (Wiesbadener) z. Legationsrat. St.-Inspektor Fengler, Köslin, a. Kat.-Amt Wiesbaden. Architekt G. Astheimer, Königstedten, z. Kr.-Baumeister i. Höchst. Pfarrer Grebel, Langenscheid, z. Kr.-Schulinspektor. Rektor A. Jäger, Wiesbaden, z. Direktor, Rektor J. Wickel, Wiesbaden, z. Ehrendirektor d. Adolfsstiftung. A.-Ger.-Rat a. D. Heinzemann, Weilburg, z. Geh. Justizrat. Univ.-Professor Th. Weygandt, Heidelberg (Wiesbadener), z. Direktor d. Staats-Irrenanstalt Friedrichsberg b. Hamburg. Apotheker W. v. Langsdorff, Biebrich, z. Großh. Lux. Hofapotheker. Hilfsprediger F. Eibach, Griesheim, z. Pfarrer i. Kramberg. G.-Assessor Bellenzer, St. Goarshausen, z. Hilfsrichter i. Nastätten. G.-Assistent Geßner, Wiesbaden, z. G.-Vollzieher i. Usingen. Gend.-Wachtmeister W. Lempert, Einbeck, a. s. i. Kaub. R.-Assessor Dr. v. Brüning, Wiesbaden, z. komm. Landrat i. Randow. R.-Assessor Dr. Graf von Adelmann, Wiesbaden, a. d. Reg. z. Koblenz. G.-Assessor Dr. Stern, Selters, z. Hilfsrichter i. Wiesbaden. Landesbauinspektor Leon, Wiesbaden, z. Landesbaurat. Stadtvikar A. Schlosser, Fankfurt, z. Hilfsprediger i. Griesheim. Sem.-Lehrer Schüler, Dillenburg, z. O.-Lehrer i. Thorn. Gymn.-Direktor Dr. S. Paulus, Weilburg, z. Geh. Reg.-Rat. Reg.-Ziv.-Supern. E. Neist, Wiesbaden, z. Sekretär. Mel.-Baurat Voß, Allenstein, a. s. i. Wiesbaden. Bergassessor P. Brand, Dillenburg, z. B.-Inspektor. Bergw.-Direktor A. Liesenhoff, Reden, z. Rev.-Beamten i. Diez. P.-Assistent Grebe, Biedenkopf, z. O.-P.-Assistent. P. J. Unkelbach, Frauenstein, z. Bürgermeister. G.-Assistent Hornfeck, Wiesbaden, z. G.-Vollzieher. G.-Assessor Spankus, Braubach, z. Hilfsrichter i. Rüdesheim. R.-Anwalt Dr. Jünger, Wiesbaden, z. Justizrat. Hoftheater-Sekr. a. D. R. Brose Wiesbaden, z. Rechnungsrat. Pfarrer Bender, Königstein, z. Großh. Lux. Hofprediger. Lehrer R. Mettig, Hattersheim, z. Dr. phil. (Marburg). K. v. d. Haide, Uckersdorf, z. Bürgermeister. Mittelschullehrer Lübben, Frankfurt, z. Rektor i. Rödelheim. Lehrer Kolb, Hausen v. d. H. z. Hauptlehrer. Gem.-Rechner J. Peter, Frohnhausen, z. Bürgermeister. W. Th. Meyer, Unnau, z. Bürgemeister. Pf.-Verwalter Schneider, Oberelbert, z. Pfarrer i. Arnstein. Expositus J. Bill, Schmitten, z. Pfarrer i. Schönau. Pf.-Verwalter Kohlhaas, Schönau, z. Frühmesser i. Münster a. T. Expositus Herrmann, Kelkheim, z. Pl.-Verwalter i. Oberelbert. Bürgermeister Spengler, Okriftel, z. Postagenten. Ch. Kreidel, Misselberg, z. Bürgermeister. Gymn.-Oberlehrer H. Schmelz, Wiesbaden, Dr. Th. Lina, G. Franke u. O. Müller, Höchst; W. Eisel, Montabaur; K. Temme, Weilburg; Th. Becker, Limburg, z. Professoren. Ärzte Dr. M. Bockhardt, Wiesbaden; Dr. K. Kaeß, Hofheim; Dr. E. Petsch, Runkel; Dr. E. Lantzius-Beninga, Weilmünster (Dir. d. Heilanstalt); Dr. L. Apt, Ems, z. San.-Räten. A.-Richter Hilf, Rüdesheim, z. A.-Ger.-Rat. Rektor Pötsch, Mülheim a. d. R., a. s. i. Sossenheim. Pf.-Vikar L. Brinker, Dickscheid, z. Pfarrer. A.-Richter Nasse, Homburg, z. A.-Ger.-Rat. L.-Richter Cibis, Wiesbaden, z. L.-Ger.-Rat. Landmesser Möhring, Fulda, z. Vorst. d. Landmesseramts Dillenburg. P.-Sekretär Trips, Wiesbaden, z. Postmeister i. Neustadt (W.-P.). Hauptmann Schmidtborn d. Schutztruppe in S.-W.-Afrika, z. Major. St.-Anwaltschaftsrat a. D. R. v. Ibell, Wiesbaden, z. Ehrenritter d. Johann.-Ordens. L.-G.-O.-Sekretär Braß, Wiesbaden; G.-Sekretär Löw, Braubach; Faber, Höchst, u. Diehl, Rüdesheim, z. Rechnungsräten. Forstmeister Schulz, Weilburg, a. s. i. Hersfeld. Pfarrer A. Krämer, Dörsdorf, z. Dek.-Verwalter. Pf.-Vikare J. Dahse, Kervenheim, z. Pfarrer i. Freirachdorf; G. Noll, Oberroßbach, das. Syn.-Vikar P. Piscator, Herborn, ordin. Gymn.-Direktor Dr. B. Grimmelt, Rietberg, a. s. i. Hadamar. Feuerw.-Kommandant G. Schweighöfer, Usingen, z. O.-Brandmeister. Reg.-Supern. Setzepfandt, Wiesbaden, z. Kreissekretär i. Marienberg. Dr. Muthmann, Nassau, z. Chefarzt d. Kurhauses das. Lehrer J. Maibach, Kamp, z. Hauptlehrer. Bürgermeister Dr. Arnold, Haselünne, a. s. i. Höhr. O.-Förster v. Bardeleben, Rotenburg a. s. a. Erlenhof. O.-Leutnant Frhr. C. v. Dungern, Berlin, z. Adjutanten d. Kronprinzen. O.-Pfarrer Holzhausen, Homburg, z. Dekan. Reg.-O.-Buchhalter Grunwald, Wiesbaden, z. Landrentmeister, Geh. O.-Reg.-Rat Dr. Michaelis, Kassel, z. Eisenb.-Dir.-Präsident i. Mainz, Prof. Dr. K. Endemann, Kassel, z. Gymn.-Direktor i. Dillenburg. Reg.-Assessor Dr. Thon, Oppeln, z. komm. Landrat i. Marienberg. Ass.-Arzt d. R. Dr. Ebmeier, O.-Lahnstein, z. O.-Arzt. Pfarrer P. Moser, Idstein, z. Kr.-Schulinspektor. Cand. min. A. Müller, Dotzheim, ord. Lehrerin Zieglut, Westpreußen i. U.-Liederbach. G.-Assessoren Dr. Herrwarth v. Bittenfeld, Frankfurt, z. Hilfsrichter i. Wiesbaden; Nathan, Höchst, in Königstein. A.-G.-Sekretär Stiehl, Dillenburg, z. Rechn.-Rat. Hüttenbesitzer A. Jung, Biedenkopf, z. Kommerzienrat. R.-Assessor Dr. Breunung, Homburg, z. Hilfe d. Landrats i. Kreuznach, R.-Assessor v. Ulrici, Ahrweiler z. Hilfe d. Landrats i. Homburg. G.-Assessor Rhoden, Kamberg, z. A.-Richter i. Usingen. A.-Ger.-Sekretär Stiehl, Dillenburg, z. Rechnungsrat. Hauptmann a. D. Frhr. v. Trautphoeus, Biebrich, z. Standesbeamten. G.-O.-Sekretär W. Langendörfer, Neuwied, z. Ger.-Kassenrendant i. Wiesbaden. Schulkandidaten Schäfer z. Lehrer i. Laufenhelden, Schumacher i. Wadhausen, Laut i. Bärstadt, May i. Reckenroth, Jäkel, i. Berod, Arnold i. Lautzenbrücken. A.-Ger.-Rat a. D. Stahl, St. Goarshausen, z. Geh. Justizrat. Prov.-Direktor Max Frhr. v. Gayern, Mainz, z. a. o. Gesandten i. Berlin. O.-Förster v. Bornstedt, Donnerswalde, a. s. i. Weilburg. L.-Ger.-Rat Wasem, Saarbrücken, a. s. i. St. Goarshausen. G.-Aktuar Wackermann, Wiesbaden, G.-Sekretär i. Runkel. Pf.-Vikar B. Burmeister, Dotzheim z. Pf.-Verwalter i. Roda a. B. Kreisamtmann v. Hundelshausen, Pyrmont, z. Reg.-Rat i. Wiesbaden. Schulkandidaten Weißenstein, z. Lehrer i. Obereisenhausen, Grüpp u. Anding in Steingenf, Laut in Wiesenbach.

**Jubiläen u. a. Juli.** 10. Geh. San.-Rat Dr. K. Heymann, Wiesbaden, 50 J. Arzt. — 11. Frhr. F. v. Krauskopf, Georgenborn, 60 J. a. — 11. Rektor K. Kreck u. Lehrer Müller, Griesheim, 40 J. i. D. — 15. Gen.-Intendant G. v. Hülsen, Berlin, 50 J. a. — 18. Stadtverordn. Jlgen, Höchst, 25 J. a. d. Farbwerken. — 24. Geh. San.-Rat Dr. A. Pagenstecher, Wiesbaden, 50 J. Dr. — 30. Gen.-Major z. D. K. Hecker, Berlin (geb. Runkeler), 70 J. a. — 31. Kurorchesterdiener a. D. F. Daniel, Wiesbaden, 80 J. a. — 31. Bürgermeister Schmidt, Misselberg, 25 J. i. A. — **August:** 1. O.-Bürgermeister Dr. K. v. Jbell, Wiesbaden, 25 J. i. A. — 10. Bürgermeister Bär, Balduinstein, 25 J. i. A. — 21. Kanzl.-Gehilfe Busch, Nassau, 25 J. i. D. — 23. Rentner Scherer, Jdstein, 60 J. Mitgl. d. Turnvereins. — 20. Werkmeister Ch. A. Hofmann, Platzmeister H. A. Nix u. Schreiner W. Molzberger, 40 J. a. d. Schelder Hütte. — **September:** 1. Kammermusiker K. Hirsch u. Chorsängerin Ch. Roßmann, Wiesbaden, 25 J. a. Hoftheater. — 16. Feldhüter J. P. Ohlenschläger u. Frau, Fischbach, diam. Hochzeit (86 u. 84 J. a.) — 19. Schuldirektor a. D. K. Weiß, Wiesbaden, 66 J. Tätigkeit (80 J. a.).

**Pensionierungen u. a.** Lehrerin Jäger, Schwanheim. Kirchenrechner Hillesheim, Wiesbaden. A.-Ger.-Rat Heinzemann, Weilburg. Postmeister Tewes, Jdstein. O.-St.-Kontrolleuer Büttler, Höchst. Bürgermeister Gerhards, Höhr. Gend.-Wachtmeister Ziegler, O.-Lahnstein (42 J. i. D.). Geh. Baurat Voiges, Wiesbaden. Hoftheater-Sekretär R. Brose, Wiesbaden. Landrentmeister W. Hehner, Wiesbaden. Stadtrechner Ph. Hanson, Kainberg. Hauptlehrer J. Diefenbach, Kamp. Stat.-Vorsteher Dannenberg, Nassau. Bürgermeister Fischbach, Dausenau. Bürgermeister Sinz, Frauenstein. Arzt d. R. Dr. Lantzius-Beninga, Limburg, Absch. bew. Städt. O.-Jngenieur K. Schwegler, Wiesbaden. Rechn.-Rat W. Schneider, Wiesbaden. Prof. Dr. B. Scholz (Wiesbadener), Konservat.-Direktor, Frankfurt. Lehrer Rücker, Wirbelau. Dekan Dörr, Jdstein, Sch.-Jnspektion niederg. A.-Ger.-Rat Stahl, St. Goarshausen. St.-Jnspektor Langs, Wiesbaden. Bürgermeister A. Philippi, Usingen. Stat.-Vorsteher O. Hellmich, Usingen. Lehrer Schmidt-Hartlieb, Homburg (50 J. i. D.). Landessekretär W. Knobel, Wiesbaden.

**Todesfälle. Juli:** 2. Lehrer Ch. Sprado, Kirberg. (9. 1846). — O.-Postassistent Horn, Wiesbaden. — Lehrer W. Muth, Klingelbach. — 4. Arzt Dr. L. Roth, Ulm (geb. Wiesbaden 1873). — 7. Museumsdiener F. König, Wiesbaden. — 7. Bürgermeister a. D. A. Ferdinand, Niederelbert (g. 1827). — 8. Rentmeister H. Rathemacher, Geisenheim (g. 1829). — 13. L.-Ger.-Sekretär B. Koch, Wiesbaden (g. 1847). — 16. Lehrer Kloft, Arnshöfen. — 19. Eisenb.-Dir.-Präsident K. v. Rabenau, Mainz (g. 1845). — 24. Lehrer a. D. W. Acht, Montabaur. — 25. Hauptmann a. D. A. Fingerhuth, Wiesbaden (g. 1834). — 25. Rechn.-Rat W. Straub, Wiesbaden (g. 1843). — 29. Lehrer a. D. A. Höfer, Wiesbaden (g. 1837). **August:** 5. Lehrer W. Weimer, Schierstein (g. 1859). — 5. Förster J. Bangert, Anspach, Veteran (g. 1848). — 6. Lehrer a. D. Schmidt, Arnstein (g. 1824). — 6. Ph. Sprenger, Niederneisen, 95 J. a. (g. 1814). — 9. Dr. med. K. Graefe, Wiesbaden (g. 1851). — ? Veteran A. Schäfer, Wildsachsen. — ? Postsekretär a. D. Ranz, Elfeld. — 20. Justizrat F. Wiegand, Wiesbaden (g. 1841). — 23. Pol.-Direktor a. D. Schaffner, Homburg (g. 1822). — 24. Direktor d. Landwirtschaftsschule H. Matzat, Weilburg (g. 1846). — 26. Pol.-Sergeant Ph. Florreich, Veteran, St. Louis (g. Wiesbaden 1840). — 29. Veteran G. Raaf, Hochheim (g. 1843). — **September:** 10. San.-Rat Dr. B. Florschütz, Wiesbaden (g. 1838). — 12. Kunstgewerbeschul-Direktor F. Fischbach, Wiesbaden (g. 1839). — 12. Th. Kaiser, Hahnstätten 93 J. a. (g. 1815). — 14. Dr. med. K. Hoffmann, Wiesbaden (g. 1876). — 15. Br.-Jnspektor L. Gaertner, Ems. — 17. Wirt A. Wiffler, Nassau, 94 J. a. (g. 1814). — 17. Metzgerm. M. Marx, Homburg, 92 J. a. (g. 1816). — 18. Bahnhofsvorsteher F. Appel, Montabaur (g. 1848). — 22. Friedhofsaufseher F. Kern, Wiesbaden (g. 1844). — 22. Verw. d. Nass. Gefängnisvereins F. Müller, Wiesbaden (g. 1838). — 22. Schlossermeister H. Trenz, Rüdesheim, 90 J. a. (g. 1818).

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Oktober.**

**1. 1634.** Die Stadt Runkel wird von den Spaniern total geplündert. (Großer Krieg.)

**6. 1350.** Gertrud von Merenberg, erste Gemahlin des Grafen Johann von Nassau-Weilburg, stirbt. Merenberg fällt erst nach dem Tode ihrer Mutter Lisa, an Johann (um 1353).

**7. 1840.** König Wilhelm I. der Niederlande, Großherzog von Luxemburg, legt seine Krone nieder. Geboren am 24. VIII. 1772 als Sohn des Fürsten Wilhelm V. von Nassau-Oranien, Erbstatthalters der Niederlande, mußte er mit diesem 1795 vor den französischen Heeren aus den Niederlanden weichen, verlor 1806 seine deutschen Besitzungen, wurde 1815 in den Niederlanden und Luxemburg restituiert, verlor aber 1830 Belgien. Er war vermählt mit der Königin Friederike Luise (Tochter Friedrich Wilhelms II. von Preußen), die ihm den Nachfolger Wilhelm II. schenkte. Er starb am 12. XII. 1843 zu Berlin.

**8. 1606.** Graf Johann VI. der Ältere von Nassau-Katzenelnbogen (Dillenburg) stirbt. Er war am 22. XI. 1535 als zweiter Sohn Wilhelms des Reichen und Julianas geboren, erhielt mit seinen drei Brüdern, die er beerbte, die dillenburgischen (deutschen) Gebiete, zu denen 1561 noch Beilstein und 1564 der größte Teil von Diez endgültig kam, so daß er alle nassau-ottoischen Lande vereinigte. Leider gingen sie bei seinem Tode wieder auseinander.

**9. 1807.** Freiherr Karl vom u. zum Stein erhält die königliche Ermächtigung zum Erlaß des Edikts, das die Bauernbefreiung in Preußen verkündet.

**14. 1806.** Schlacht bei Jena. Das nassauische Jägerbataillon nimmt auf Seiten der Franzosen an ihr Teil. (Preußischer Feldzug.)

## Briefkasten.

**W. G. in D.** Besten Dank für den historischen Kartengruß. Sandte Ihnen einen Teil des Manuskriptes unter Streifband wieder.

**Hofr.** Dr. K. in W. Besten Dank; schon gebracht wie Sie sehen.

Dr. F. in L. u. a. Schönen Dank für die ermunternden Zuschriften. Wir halten's mit L. Uhlands Worten: „Der wackere Schwabe forcht' sich nit" usw.

**S. K.** in W. Die „Fehlerchen" im französischen Briefe des Prinzen Friedrich Ludwig S. 219 kommen auf dessen und nicht des Setzers Konto. Der Brief ist gesetzt wie er geschrieben ist.

**Redaktionsschluß 26. September.**




№ 20. Wiesbaden, den 16. Oktober 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



## Ordnung.

Ich meine, wie im Hause dein
Müßt' auch im Herzen Ordnung sein.
Du sorgst, daß dorten das Gerät
An seinem rechten Platze steht,
Daß nicht dem Flitter, Schmutz und Staub
Der Schönheit Anmut wird zum Raub,
Und daß nur, was dem Ganzen frommt,
In deiner Wohnung Räume kommt.
So führ' in deines Herzens Schrein
Nur gute, lautre Gäste ein,
Gedanken nur von edler Art
Sei eine Stätte drin gewahrt!
Die Feinde ihrer Harmonie,
Aus ihrem Kreise banne sie!
Und hast du Ordnung so gemacht,
So wahre sie in treuer Wacht:
Wie Freude dich im Heim umweht,
Hast Glück du dann in dir gesät!

## Beständige Freude.

Man freut sich wohl an Festestagen,
Bei einer Zeit erhöhtem Glanz;
Die Herzen sollen voller schlagen,
Den Tag verschönen Lied und Tanz.

Doch jeder Tag hat seine Weihe,
Wenn du nur nach dem höchsten strebst,
Und seiner Stunden bunte Reihe
Ist immer schön, wenn schön du lebst.

So sollen festlich wir gestalten
Uns jede Stunde allezeit;
Denn guter Menschen edles Walten
Hüllt alles in des Festes Kleid.

## Sonntag.

Stille Nacht des Sonntagmorgens! Ein anderer Himmel
Wölbt sich über der Erde und gießet lieblichen Schimmer
Über sie aus, sie umhüllend mit festlich strahlendem Kleide.
Menschliche Werke verstummen; es zieht ein heiliger Friede
In die Herzen ein und füllt sie mit seliger Andacht.
Sonntagsweihe, du bist mir der Führer zu unsrer Bestimmung,
Und von neuem erkenn' ich die hohen Ziele der Menschheit,
Und ich schau' mit geläutertem Sinn zur kommenden Woche.

August Ammann.

# Die rheingauer Empörung 1525.

2) Von F. C. Jung. (1. Fortsetzung.)

Die folgenden Artikel fordern ferner:

Jede Gemeinde habe selbständige Gerichtsbarkeit.

„Die von Maintz sollen kein Ungeld über die vom „Rhinckaw machen, sondern sie frey lassen kaufen und „verkaufen wie von Alters her gebracht."

Die Citationen, Inhibitionen und Bannbriefe sollen abgeschafft werden.

Die Wucherjuden seien des Landes verwiesen.

Die Klöster sollen aller Freiheiten, Gerechtsamen verlustig gehen; auch „sollen hinfürder keine Per„sonen mehr in die Klöster ufgenommen werden, „sondern die jetz und darin seind, sollen aussterben „und welche Personen nicht darin verbleiben wollen, „sollen Macht haben, herauszukommen; auch sollen „die klösterlichen Frei-Schäfereien in der gantzen „Landschaft aufgehoben werden."

Die Grundzinsen sollen ermäßigt, die Bruderschaftszinsen, Gülten, Renten, Zehnten 2c. sollen abgeschafft und abgelöst werden.

Die Palliengelder sollen hinfürder aufgehoben werden.

Die Stationierer, Segenssprecher, Bettelmönche, Beedefahrer seien des Landes gänzlich verwiesen.

Wasser, Weide und Wildfang sei frei, also freie Jagd und Fischerei.

Ferner fordern die Artikel:

Ordnung des Vormundschaftswesens über Witwen und Waisen, Regelung des Armenwesens, Abbruch und Aufhebung des Klosters Tiefenthal, ferner Schleifung des Mapperhofes zum Zwecke Errichtung einer Landesbefestigung 2c. 2c.

Der 29. Artikel (Schluß-Artikel) lautet:

„Ist unser Beschluß: „wo einer oder mehr Ar„tikel, wie hierin erzählt ist, wider göttlich Recht „und Wahrheit erfunden würde, wollen wir an un„seren gnädigsten Herrn, Seiner churfürstl. Gna„den getrewen, hochgelehrten demütig und unterthe„nig weisen lassen, und wo einige oder mehr Be„schwerungen nachmalig erfunden würden, wollen „wir uns nach aller Notturfft zu jeder Zeyt inzu„bringen vorbehalten han, ohne alle Gefährde und „Arglist."

Aus den angeführten Hauptpunkten ist mehr wie zur Genüge ersichtlich, daß die damaligen Zustände unhaltbar und die Beschwernisse der Rheingauer in der Hauptsache durchaus berechtigt waren.

Das Mainzer Domkapitel, dem die Artikel durch Vermittlung des Vizedoms Brömser: „um „solichs zu übersehen und den göttlichen Rechten „ge„mäß zu machen und fürter also bestätigen, verbrie„fen und versiegeln", übergeben worden waren, war jedoch anderer Ansicht und fand „einige Artikul den Göttlichen Rechten nit zumal gemäß". Weiterhin hat das Domkapitel um 3—4 Tage Bedenkzeit, um „in der Zeyt dem rechten und obersten Statthaltern, „so dermalen nit einheimisch[1]) solche gemeldete Ar„tikul und der gemeinen Landschaft Vornehmen und „Mainungen zu übersenden, auch laut des letzten „Artikuls mit möglichstem Flayß übersehen und mit „den göttlichen Rechten verglichen und alsdann „der gemeinen Landschaft ein ehrlich, gütlich und „hoffentlich ein wohlgefällig Widerwissen und Ant„wurtt ohnverzüglich geben zu lassen."

Während sich die meisten Gemeinden des Rheingaues mit diesem Bescheid, der ja auch der Sachlage entsprach, vorläufig zufrieden gaben, war derselbe aber nicht nach dem Sinne sämtlicher Gemeinden des mittleren Amtes: Oestrich, Mittelheim, Winkel, Hallgarten und Johannisberg und einer Gemeinde des unteren Amtes: Eibingen. Die beiden letztgenannten Gemeinden Johannisberg und Eibingen waren am aufgeregtesten und ungeduldigsten.

Sie wollten nicht mehr länger warten und zogen „eilends ohn Bescheid der Oberkeyt und ehrsamen Räthen der Landschaft gewappnet und wehrhaftiger Hand uff den Wacholder[2]) am 2. Mai 1525.

Hiermit war der Würfel gefallen.

Natürlich hatte das Beispiel der Eibinger und Johannisberger auch noch Angehörige anderer Gemeinden mit sich fortgerissen, und da die Bewegung nun einmal im Fluß war, gingen die auf dem Wacholder Versammelten, sofort an die Revidierung der 29 Artikel, die mehrenteils geändert und „beschwert" wurden mit der Bestimmung, daß „den gnädigsten „Herrn und der Oberkeytt gar nichts zu- oder abzu„setzen vergönnt sei."

Außer eingreifenden Änderungen und Verschärfungen der alten Artikel treten nun noch 2 neue Artikel in Erscheinung:

„Wir befinden uns sampt der gantzen Landtschaft beschwert, daß ettliche Prediger gefänglich in die Landtschaft des Rinckaws geführt worden und über alles Einbitten des Rechten gefänglich gehalten seind, wollen wir fürters, daß dergleichen nicht mehr geschehen solle".

„Das Ungeld betreffend im Rinckaw begehrt die Landtschaft, welcher Bürger zu seiner Notturft sein aygen Gewächs schenken wird, der soll Ungeldts frey

[1]) Der Mainzer Kurfürst und Kardinal-Erzbischof Albrecht (v. Brandenburg) weilte zu dieser Zeit in Halle und hatte für die Zeit seiner Abwesenheit den Bischof Wilhelm von Straßburg zum obersten Statthalter über das Mainzer Erzstift ernannt.

[2]) Wacholder: Ebene und Anhöhe mit Hügel zwischen Erbach und Hattenheim, auf dem linken Ufer der Kiffelbach, damals noch Heide, jetzt Wiese und Weinberg.

seyn, welcher aber Wein kaufen und schenken würde, soll unserem gnädigsten Herrn Ungeld geben und zahlen wie vor Alters". – –

Alle Forderungen waren noch mäßig und bezweckten entweder die Wiedererlangung uralter Rechte oder Beseitigung der im Laufe der Zeit eingerissenen Übelstände, Mißbräuche und Gebrechen.

Nunmehr — am 7. Mai — erging vom Wachholder aus die Aufforderung „an die gantze Gemeine, „daß Ihr wollet als uff morgen zu neuen Uhren mit- „sampt Euren Bürgern uff dem Wachholder ge- „nennet, vor dem Erpacher Kloster, ungeweigert er- „scheinen"

Auf diese Aufforderung hin zogen alle Gemeinden, alle waffenfähigen Männer des Rheingaues am 8. und 9. Mai nach dem Wacholder, den man zu einem ständigen, festen Lager umgeschaffen hatte. Der rheingauer Adel war schon am 5. Mai aufgefordert worden, „nächstfolgend Suntags (Sonntags) Jubilate — 7. Mai — zu neuen Uhren zu Eltwel uff dem Rathueß zu erscheinen", und es wurden den Erschienenen „allda etlich Artikul angezeigt und vorgehalten, welche nicht verfänklichs gehandelt." Gleichzeitig wurde der gesammte Adel „uff Dinstag nach Jubilate — 9. Mai — uff den wachholder" beschieden. Die Edlen des Gaues erschienen denn auch an diesem Tage „mit etlichen Herrn des Kapittels" und sandten Vizedom Brömser voraus „zu Ine in Hauffen mit Ine zu besprechen." Die Aufständischen verlangten aber persönliches Erscheinen aller Edlen, die sich inzwischen ins Kloster Eberbach begeben hatten, und zwar geschah dies Verlangen der Aufständischen so stürmisch und nachdrücklich, daß der Vizedom eilends nach dem Kloster ritt und den edlen Herren eröffnete: „Wollen wir nit alle todgeschlagen syn, sollen wir alsglich widderumb hinussen rytten." Wohl oder übel mußten nun die Edlen unter den Aufständischen erscheinen.

Das Resultat der unter drohenden Waffengeklirre geführten Verhandlungen war, daß die Ritter „Lyp und Gut by eyner Landschaft und Inen lassen" wollten, wann sie „bei ihrer alten Herrlichkeyt und Freiheyt" gehalten würden.

Darauf schwuren sich beide Parteien „mit uffgerecten Fingern zusammen Lyp und Gut bey eynander zu lassen."

Außerdem wurde Friedrich von Greiffenklau als „Hauptmann des gemeinen Lägers im Rinckaw" gewählt und ihm als Rat ein Ausschuß von Bürgern aus den einzelnen Gemeinden beigegeben.

Am 12. Mai erging bereits eine Antwort des Domkapitels auf die eingereichten Artikel, die zwar eine Zusage enthielt, aber derart verklausuliert war, daß die Aufständischen nicht trauten und nun das persönliche Erscheinen des obersten Statthalters Bischof Wilhelm von Straßburg und des Mainzer Domdechanten Lorenz Truchseß von Pommersfelden verlangten.

Dieser Aufforderung kamen die Genannten mit anderen Domherrn und fürstlichen Beamten am 18. Mai nach, und sie konnten inmitten der bewaffneten Macht nichts anderes tun, als die ganzen Artikel bedingungslos annehmen und dann versprechen: „alles ‚getrewlich und ohngefährlich by Trewen und Glau- „ben statt und fest zu halten."

Am folgenden Tag gaben der oberste Statthalter mit den erzbischöflichen und kurfürstlichen Beamten darüber „Brieff und Sigell" in Eltville und die erste Staffel des Erfolges für die Rheingauer war erreicht.

Die nun folgenden Maßnahmen der Aufständischen gingen gegen die Klöster, und auch hier setzten die Aufständischen alles durch was sie haben wollten, was ja übrigens auch durch die angenommenen 31 Artikel bedingt war.

Zunächst kam das Kloster Eberbach an die Reihe. Die Mönche fügten sich willig und vertrugen sich mit der „ehrnvesten Ritterschaft, ehrsamen, fürsichtigen Räthen und Bürgerschafft der gantzen gemeinen Landschafft im Rinckaw" wie folgt:

Sie verpflichteten sich auf alle ihre Güter dieselben Abgaben und Lasten zu tragen, wie die bürgerlichen Güter, auch die Schäfereien in der Landschaft gänzlich aufzugeben, ebenso alle sonst gehabten Weiden und Nutzungen. Alle Testamente und Stiftungen sollen nichtig sein; alle zu Gunsten des Klosters bestandenen „Zinssen, Gült, Pfacht" und sonstige Gefälle werden aufgehoben. „So sollen wir hinfürter keine Person in unser Kloster ufnehmen, sondern sollen aussterben; ob einer oder mehr in unserem Kloster wären, die heraussen zu gehn begehrten, dem sollen und wollen wir solches vergünstigen, und zulassen und sollen ihm 200 Gulden zusammt Kleidern und Büchern vor seinem Abschied gegeben werden."

Außerdem versprachen die Oberen des Klosters gemäß Urkunde „zwo Nothschlangen 24 Schueg lang „und mit allem Zubehör, dazu 2 Gezelt, zu Nutz und „Notturfft gemeiner Landschaft zu bestellen und zu „verschaffen."

Zur Sicherheit für die richtige Ausführung und Erfüllung aller dieser Zusagen wurde das Kloster unter Aufsicht der dazu zu ernennenden ständigen Kommission gestellt.

Hierüber wurde im Beisein des Mainzer Domkapitels unter dessen Brief und Siegel der übliche Akt aufgenommen, in welchem Abt, Prior, Bursierer, Älteren und Convent „zu mehrer Sicherheit ihre Insiegell daran haben gehangen" unter dem „Datum uff Sambstag nach Cantate — 20. Mai — 1525. Gleich und ähnlich muten die Klöster Johannisberg, Marienthal Gottesthal, Aulhausen und Eibingen, das überdies nach dem 22. Artikel „ganz abgethan" werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

# Adolf I. von Nassau, Kurfürst-Erzbischof zu Mainz.

1) Von Dr. E. Spielmann.

Die jüngste Zeit hat durch eigentümliches Zusammentreffen der Umstände die Erhebung der nassau-walramischen Dynastie auf den Thron des uralt-deutschen Reichslandes, des nun dem deutschen Reiche entfremdeten Luxemburg oder Lützenburg mit sich gebracht. Die Aussicht auf die Luxemburger Nachfolge ist bekanntlich erst durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses eröffnet worden. Vorher standen Nassau und Luxemburg in keinerlei Beziehung. Aber in früheren Zeiten sind die Glieder beider Fürstenhäuser öfter einander gegenübergetreten, teils in freundlicher, teils in feindlicher Weise, und zwar in jener Periode der deutschen Geschichte, in der die lützenburger Dynastie — drei Menschenalter hindurch — den deutschen Königs- und römischen Kaiserthron inne hatte. In jene Zeit vor nunmehr fünfhundert Jahren wollen wir uns jetzt versetzen, indem wir das Verhältnis Adolfs von Nassau, Kurfürsten-Erzbischofs zu Mainz zu den luxemburgischen Kaisern betrachten.

Es saß damals auf dem Throne des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation als Rex und Imperator Karl, der König von Böhmen, als Kaiser seines Namens der Vierte. Sein Großvater, der Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg, war der letzte der imperialen Romantiker gewesen, sein Vater, der blinde Johann, der das tschechische Königtum in Böhmen erheiratet hatte, war als abenteuernder fürstlicher Condottiere in der Mordschlacht bei Crecy gefallen. Aber weder hatte Karl das traumhafte Wesen seines Großvaters, noch das schwertklirrende Umherfahren seines Vaters gerbt. Sein erstes Auftreten war überaus nüchtern. Es fiel in eine schlimme Zeit. Als der Westen Europas von dem Völkerkampfe der Franzosen und Engländer widerhallte, als im Osten die Osmanen zuerst mit eherner Faust an das morsche Eingangstor zu Byzanz pochten, als der Schwarze Tod sich zum verheerenden Weltsturme anschickte, da riß Deutschland, wie schon so oft, in zwei große Parteien auseinander, in eine kaiserliche und eine päpstliche. Die Reichsgetreuen scharten sich um den alten Kaiser Ludwig den Wittelsbacher, die Gegner um den „Pfaffenkönig" Karl von Böhmen.

Karl hatte wenig Aussicht auf den deutschen Thron zu gelangen, sodaß seine Tschechen in ihrer Kirchenlitanei beteten: „Und daß unser König Kaiser werde, darum erhöre uns, Herr Gott". Und er ist es denn auch endlich geworden, nicht durch Kampf und Gewalt, sondern durch Politik und Diplomatie, welche beiden Künste in Karl dem Vierten ihren ersten wirksamen Vertreter auf dem alten Throne Karls des Großen fanden.

Karl von Böhmen war durch einen vorzüglich ausgebildeten Intellekt der größte Berechner seiner Zeit. Weder vor, noch lange Zeit nach ihm hat es einen Fürsten von solchem rücksichtslosen, verstandeskalten, herzlosen Egoismus gegeben, wie ihn. Am besten kennzeichnet ihn sein Wahlspruch: Optimum est aliena insania frui [1]). Aber sein Bestreben ging nicht allein dahin, die vorhandene „Torheit anderer" zu benützen; er hat vielmehr selbst mit bestem Erfolge diese Torheiten direkt und indirekt vermehren helfen, um hernach den Betörten desto sicherer das Fell über die Ohren zu ziehen. Vortrefflich verstand er, in Zwistigkeiten den Tertius gaudens zu spielen. Um seine Absichten zu erreichen, erschöpfte er ein ganzes diplomatisches Arsenal voller Kniffe und Pfiffe, und hatte ihrer trotzdem noch übrig. Durch zweierlei hauptsächlich erreichte er seine Ziele: durch Geld und durch Heiraten. Mit Geld kaufte er seinem Gegenkönige Günther von Schwarzburg, den die kaiserliche Partei nach Ludwigs Tode aufgestellt hatte, Würde und Tapferkeit ab; mit Geld erhandelte er der Fürsten Ehre und ihre Länder, die seine Hausmacht vergrößerten. Durch Heiraten diente er gleichfalls diesem letzteren Zwecke, oder fesselte durch sie wertvolle Bundesgenossen an sein Haus; dies ist ihm mit seinem eigenen vierfachen Ehebündnisse gelungen und bei dem Verhandeln seiner vielen Töchter. Vorsichtig im Versprechen, treulos oder doch zweideutig im Halten, zurückhaltend im Gewähren, unerbittlich im Fordern, schlau im Erkennen des richtigen Zeitpunktes, nachdrücklich im Verfolg des einmal Begonnenen, das war Karls Politik; dabei war Ordnungsliebe ihr hervorstehendes Charakteristikum. Daneben imponierte der Kaiser durch seine Person und gewann durch sein Wesen, das sich durch feine französische Courtoisie auszeichnete. Da er nun auch ein sehr gelehrter Mann war — er redete und schrieb fließend fünf Sprachen, und wie kalligraphisch schön schrieb er! — so kann man nicht anstehen, ihn für den bedeutendsten Fürsten seines Jahrhunderts zu erklären. Wie er gewissermaßen alle Vorzüge und alle Nachteile in sich konzentrierte — welsche Bildung, deutschen Ordnungssinn und tschechische Verschlagenheit —, so erscheint auch sein Regierungssystem wohl zentralisiert und der Kaiser als erster Vertreter eines solchen unter den deutschen Königen überhaupt.

In diesem Sinne hat Karl auch die römische Kaiserkrone erstrebt. Den imperialen Traum der Ottonen, Salier und Staufer verlachte er als praktischer Mann seiner Zeit, und mit dem Schwärmer Petrarca erging er sich nur deshalb in schönen und nichtssagenden Gesprächen, weil er hoffte, den Gelehrten für seine Universitas Carolina zu acquirieren. Nur auf den Namen Kaiser kam es ihm an; im übrigen machte er alle wirklichen und eingebildeten kaiserlichen Rechte in Welschland zu Gelde und eilte über die Alpen heim, „molto oro portando seco ma molta vergogna" (Muratori)[2]).

Das Erbreich Karls bestand aus Böhmen und Mähren und dem Grafentum Lützenburg; abhängig von ersterem Lande waren die Gebiete Schlesiens und der Lausitz. Luxemburg überließ Karl seinem Bruder Wenzel, der durch Heirat Brabant hinzugewann und als Herzog von Luxemburg und Brabant der mäch-

[1]) Das beste ist, von anderer Leute Torheit Nutzen ziehen.

[2]) Viel Geld aber auch viel Schimpf mit sich führend.

tigste Fürst in den Niederlanden wurde. Die Markgrafschaft Mähren erhielt des Kaisers Bruder Johann aber unmittelbar unter böhmischer Oberhoheit. Dann kettete Karl die zersplitterten und uneinigen schlesischen Herzoge und Fürsten mit List, Gewalt und Geld so fest an Böhmen, daß sie Jahrhunderte mit diesem fest verbunden blieben. Dasselbe gelang mit der Lausitz, von der man sagte, sie hätte bisher eigentümlich zu Brandenburg, nutznieslich zu Schweidnitz und pfandweise zu Thüringen gehört. Nun kam sie unmittelbar und dauernd an Böhmen.

Und dann warf der Kaiser seinen begehrlichen Blick nach Norden. Zertrümmerung der ehemals so bedeutenden wittelsbachischen Macht war seine Absicht, aber ja nicht mit Gewalt sondern unter dem Scheine rechtmäßiger Verträge. Schon früher hatte Karl dem Pfalzgrafen Ruprecht dem Alten einen Teil der Oberpfalz abgehandelt — eine Geldsumme und die Kurwürde waren der Preis gewesen — jetzt dachte er an die Erwerbung Brandenburgs. Hier „herrschten" die unwürdigen Söhne Ludwigs von Baiern, Ludwig, zubenannt der Römer, und Otto, der Finner oder Faule geheißen, beide sohnlos, Otto durch anhaltende Völlerei, Trunk und Ausschweifung ein impotenter greiser Jüngling von achtzehn Jahren. Diesem Entarteten kaufte der Kaiser das gesamte Markgrafentum ab für eine halbe Million Gulden und einige oberpfälzische Städte und Schlösser, deren Einlösung für ein Drittel der Kaufsumme Karl sich vorbehielt. Dem Otto wurde die Kurwürde bis an seinen Tod zu führen gestattet — Ludwig war schon zwei Jahre nach der Abmachung dahingeschieden —, dazu erhielt er eine von des Kaisers Töchtern zur Braut. Doch tauschte Karl bald nachher für diese eine ältere ein, die Witwe und ohne Aussicht auf Erben war. So waren die Wittelsbacher aus der Mark verdrängt und Karl Herr von dieser. Als Otto der Faule nach zehn Jahren des Handels reuig ward und im Bunde mit seinen bairischen Verwandten die Waffen erhob, zwang ihn Karl nach kurzem Widerstande zur Unterwerfung unter den erwähnten Vertrag. Auch die pommerischen und mecklenburgischen Fürsten wurden nun Lehnsträger des Kaisers. Endlich stellte Karls kaiserlicher Rat, Bischof Dietrich von der Schulenburg, auf dem märkischen Landtage zu Tangermünde den Antrag, den Kaiser zu bitten, die Mark Brandenburg Böhmen einzuverleiben. Er drang damit durch, und auf der gemeinsamen Tagung der böhmischen und märkischen Stände zu Guben wurde unter großen Feierlichkeiten die Union vollzogen. Damit war die Mark aus der Reihe der reichsunmittelbaren Länder gestrichen, und Karls tschechisches Reich erstreckte sich von der Donaugegend bis zur Ostsee.

Diese Erwerbungen fallen in die Zeit von 1362 bis 1374.

Ein feste Organisation und Zentralisation der Regierung wurde nun in den böhmischen Hauslanden eingeführt. Der Landfriede wurde kräftig gewahrt, das Land in vierzehn Kreise mit je zwei Friedensrichtern geteilt. Die Lasten der Leibeigenen wurden gemildert, namentlich wurde das beliebte Nasenabschneiden verboten. Das Heerwesen erfuhr eine bedeutende Verbesserung; der erste Versuch der Bildung eines Volksheeres aus Tschechen wurde unternommen; mit ihnen, deren wilde Tapferkeit — auch Zügellosigkeit — die Welt später zu ihrem Schrecken erfuhr, schlug Karl seine Schlachten. Der Bodenkultur wurde allenthalben große Aufmerksamkeit zugewandt, in Böhmen wurden Reben und Hopfen gepflanzt. Handel und Wandel hob sich durch Anlegung von guten Straßen, Aufhebung der Zölle und Verträge mit den Hansestädten, deren Haupt, Lübeck, der Kaiser persönlich besuchte und auszeichnete. Die Elbe wurde die große Verkehrsader, Tangermünde in der Mark der Hauptstapelplatz. Kunst und Wissenschaft förderte Karl nicht minder. Prag mit seinen Macht- und Prachtgebäuden, die erkorene Hauptstadt und die erste dauernde Residenz eines römisch-deutschen Kaisers, empfing die erste deutsche Universität und blühte empor wie Städte und Länder der böhmischen Krone überhaupt unter Karls mildem Szepter.

So war Karl seinen Landen ein Vater, und daß er dem Reiche ein Stiefvater gewesen wäre, darüber konnte sich Kaiser Maximilian, der bekanntlich den Ausspruch getan hat, mit Grund am allerwenigsten aufhalten. Das ist auch nicht wahr. Karl hat das Reichsgesetz der Goldenen Bulle schon 1356 erlassen, das einigermaßen Ordnung in die schauerlichen ständischen Rechtsverhältnisse brachte. Die Goldene Bulle ist die einzige T a t des vierzehnten Jahrhunderts. Und dann hat Karl mit kräftiger Hand den Landfrieden gewahrt, wo es notwendig war mit Waffengewalt. Und nachdem er in seinen Hauslanden sich eine mächtige Stütze seines Regiments geschaffen hatte, ging er daran, auch das Reich zu organisieren — dies war sein fester Wille. Seine Bemühungen aber sind gescheitert; denn ihnen, denen sich naturgemäß wieder Vergrößerungspläne beimischten, trat eine kraftvolle Persönlichkeit entgegen, die der kaiserlich-autokratischen Politik unverhofft entgegen wirkte. Und im Kampfe mit dieser Persönlichkeit und mit dem Prinzip, das sie vertrat, ist Kaiser Karl ohne Erreichung seines Zieles gestorben.

Dieser Gegner, der dem großen Politiker sich ebenbürtig erwies, war Adolf von Nassau, Kurfürst-Erzbischof zu Mainz. Sein Auftreten in der Geschichte fällt zusammen mit den ernsten Bemühungen Kaiser Karls um das Reich.

Adolf war der Sohn Adolfs, Grafen von Nassau-Idstein, der Enkel Gerlachs des Älteren, des Begründers der nassauischen Herrschaft, der Urenkel König Adolfs, der auf dem Göllheimer Blutfelde verblich. Sein Oheim Gerlach war ehedem der treueste Verbündete des Kaisers gewesen und hatte dessen Politik mit allen Kräften unterstützt als Reichserzkanzler und Primas von Germanien, Kurfürst und Erzbischof von Mainz. Nur in den späteren Jahren hatte sich das Verhältnis von Kaiser und Erzbischof etwas getrübt. — Adolf und sein jüngerer Bruder Johann — der mittlere, Walram, wurde Graf zu Nassau — wurden wahrscheinlich zu Mainz geistlich erzogen. Beim Tode seines Oheims, des Erzbischofs Gerlach (1371) war Adolf achtzehn Jahre alt, aber ein über sein Alter hinaus körperlich und geistig hochentwickelter Jüngling, mehr zum Ritter und Staatsmann als zum Priester erzogen und geschaffen, stolz,

herrisch, kühn und tatkräftig. Im Domkapitel hatte sich schon damals die sogenannte nassauische Partei gebildet — der wir fortan über hundert Jahre lang begegnen —, und diese befürwortete unter Führung des Dekans Heinrich Beyer von Boppard die Wahl des jungen Kollegen. Aber die Mehrheit der Stimmen einigte sich auf Kuno von Falkenstein, Erzbischof von Trier, einen durch Kriegs- und Friedenstaten damals äußerst populären Kirchenfürsten, den man zum Administrator wählen wollte. Doch nun griffen Kaiser und Papst ein. Karl, der die Gelegenheit benutzen wollte, sich nach seiner Ansicht längst verjährter Pflichten gegen die Nassauer mit Anstand zu entledigen und zugleich seinem Hause in Westdeutschland Einfluß zu verschaffen, schlug einen aus seiner Sippe, Johann von Ligny oder Luxemburg — sein Verwandtschaftsverhältnis zu Karl ist noch nicht aufgeklärt — vor, und der Papst erteilte ihm das Pallium. Adolf von Nassau erhielt als Entschädigung das Bistum Speier.

Es war diesmal noch von keinem Zwiste zwischen Karl und Adolf die Rede; vielmehr fügte sich letzterer in das Geschehene. Der Kaiser kam nach Mainz, erteilte hier seinem Vetter die Regalien, erlebte aber ein unangenehmes Schauspiel. Die tschechische Leibwache Karls behandelte die freien Reichsstädter übermütig, mißhandelte sogar einzelne. Wütend fielen die Mainzer über die Tschechen her und machten eine Anzahl von ihnen nieder, sogar die, welche sich in das Schlafgemach der Kaiserin Elisabeth von Pommern geflüchtet hatten. Der Kaiser verließ bald darauf die ungastliche Stadt; Johann von Ligny bezog seine Residenz zu Elfeld. Aber nur zwei Jahre trug er die Mitra, dann starb er plötzlich. Das Gerücht schrieb damals allgemein seinen Tod einer Vergiftung zu und bezeichnete Adolf als den Urheber der schlimmen Tat. Neuere Forschung hat dagegen ergeben, daß er, obwohl eines plötzlichen, doch natürlichen Todes gestorben ist, wahrscheinlich nach zu reichlich genossener Mahlzeit. Dies geschah im Jahre 1373.

Sofort nach seinem Tode wählte das Domkapitel einhellig Adolf, den Bischof zu Speier, zum Administrator, Tutor et Provisor des Erzbistums. Jetzt nahte der entscheidende Zeitpunkt. Bestätigten Papst und Kaiser die Wahl, dann wäre vielleicht die deutsche Geschichte einen ganz anderen Weg gegangen. Allein das Gegenteil trat ein. Karl, der sonst so kundige und so glückliche Diplomat, hier hat er sich zum ersten Male gründlich, und zum Nachteile seines Hauses ganz entschieden verrechnet.

(Fortsetzung folgt.)

# Gewerbeleben in Nassau vor 60 Jahren.

Von J. Mankel.

Der im Jahre 1846 mit 12 Zweigvereinen ins Leben getretene nassauische Gewerbeverein gleicht heute mit seinen 139 Zweigvereinen, 11253 Mitgliedern, 12 800 Schülern und 558 Lehrern einem vielästigen und weitverzweigten Baume. Wie würden die Männer, die ihn begründeten und mit vieler Mühe über Wasser hielten, mit Genugtuung erfüllt werden, kämen ihnen diese Zahlen zu Gesicht. Denn gar schwer war sein Anfang. Bei der Gleichgültigkeit der gewerbetreibenden Masse und der geringen staatlichen Unterstützung konnte dies nicht wundernehmen. Während letztere im Jahre 1847 nur 1000 Gulden betrug, erreichte sie im Jahre 1907 die stattliche Höhe von 99 154 Mark, überstieg also das Wachstum des Vereins beinahe um das sechsfache. Trefflich illustriert werden die Schwierigkeiten, mit denen der Verein anfangs zu kämpfen hatte, durch die Vereinsakten des Weilburger Gewerbevereins, die mir von dem Vorsitzenden desselben, Herrn Emil Schäfer, zu vorstehendem Zweck bereitwilligst zur Verfügung gestellt wurden. Da man an der Hand dieser Akten einen Schluß auf das gewerbliche Leben damaliger Zeit im allgemeinen ziehen kann, so dürfte ihr Inhalt weitere Kreise interessieren.

Die Akten beginnen mit dem Jahre 1847. Sie berichten zunächst über einen Massenaustritt von Mitgliedern aus dem kaum ein Jahr alten Verein. Nicht weniger als 33 Austrittserklärungen liegen gesammelt vor. Die Ursache zu dieser auffallenden Tatsache war in der seitens der nassauischen Kammer gesetzlich proklamierten Gewerbefreiheit zu suchen. Auch mag der infolge des Hungerjahres 1846 schlechte Geschäftsgang und die dadurch beeinflußte, gedrückte Stimmung zu dieser Fahnenflucht beigetragen haben. Doch lassen wir die Handwerksmeister selber reden. Da schreibt ein Meister an den Vorsitzenden des Vereins, Herrn Fabrikanten Wimpf: „Sr. Wohlgeboren Herrn G. Wimpf! Ich will Ihnen hiermit bemerken und Ihnen bitten, meinen Namen auf der Liste des Gewerbevereins auszustreichen. Ich glaube, daß unser Zweck schwerlich erreicht wird, — denn wenn man sich alle Mühe gibt in seinem Geschäft und man sieht diese Pfuscherei, z. B. von Weißbindern und Sattlern, wie es zwar auch bei vielen andern Geschäften der Fall ist, macht einen jeden verdrießlich. Ich wäre nicht ausgetreten, wenn man nur Hoffnung hätte, daß der Geschäftsmann in unserem Herzogtum geschätzt würde. Sie kennen es zwar noch besser als ich, und ich weiß auch, recht gut, daß Sie schon Ihr möglichstes bei der Sache getan haben.“ Ein etwas pessimistisch angelegter Schuhmachermeister schreibt:

Ew. Wohlgeboren! Drei Simpel Herrschaftlich, 1½ Simpel Städtisch, ein Simpel für die Armen, und als Mitglied des Gewerbevereins den Jährlichen Beitrag mit 3 fl., kann ich auch noch als ein Halbes Simpel betrachten, und müßte demnach gewärtigt sein, auf die Länge noch ganz Simpel zu werden. Ew. Wohlgeboren wollen demnach mein Austritt aus dem Gewerbeverein entschuldigen, und bei geeigneter Stelle zur Anzeige bringen.“

Doch es waren noch andere, schwerwiegende Verhältnisse, womit die nicht auf Rosen gebetteten

Meister zu kämpfen hatten. Gottlob ist es, wie es scheint, zur Zeit damit besser bestellt. Hören wir einen diesbezüglichen Stoßseufzer eines anderen biederen Schuhmachermeisters. Derselbe schreibt: „Lieber Herr Baumeister! Sie werden entschuldigen. Sein Sie so gut und tun Sie mich aus dem Gewerbeverein bis die Zeiten besser werden, denn man hat nur Unannehmlichkeiten mit der Frau. So viel gutes auch die Sache hat, es kommen bei dieser Zeit in einem Monat noch nicht drei Gulden ein, wo ich doch mit drei Gesellen arbeite. Sein Sie so gut und tun Sie mich aus.“ Das waren allerdings keine angenehmen Verhältnisse. Ein kurzsichtiges, keifendes Weib und dazu solche Einnahmen, das war zu viel auf einmal; das hätte auch den hartgesottensten Phlegmatiker aus seiner Ruhe aufrütteln müssen. Da haben wir alle Ursache, bei uns selbst Einkehr zu halten, um uns vor Selbstüberhebung zu bewahren; damit wir uns nicht besser dünken als die Männer jener Zeit. In einem Punkt können wir ihnen indessen nicht recht geben, darin nämlich, daß sie dem Verein, der doch die Besserung ihrer Lage erstrebte, den Rücken kehrten. Doch urteilen wir milde. Sie waren Kinder ihrer Zeit. Die Einsicht, daß in der Organisation eine Macht liegt, ging ihnen in der Mehrzahl noch ab. Diese Erkenntnis war erst einer späteren Zeit vorbehalten. Wenn aber die Männer in der großen Mehrheit sich nicht zu dieser Erkenntnis emporschwingen konnten, so darf man es ihren Frauen erst recht nicht verargen.

Die Leitung des Vereins war eine gute, wofür die zahlreichen mit großer Ausführlichkeit und vorzüglicher Sachkenntnis geführten stilistisch trefflich redigierten Protokolle ein beredtes Zeugnis ablegen. Welcher Art waren nun die Sorgen des damaligen Weilburger Gewerbevereins? Diese waren zum Teil lokaler, zum Teil mehr allgemeiner Natur. Die ersteren bestanden größtenteils in einer andauernden, finanziellen Bedrängnis, welche wieder ihren Grund in der mangelhaften Unterstützung des Vereins seitens der Gewerbetreibenden hatte. Viele hatten, wie der Vorstand, oder wie er damals hieß, die Lokalkommission in einem Schreiben an den Hauptvorstand in Wiesbaden vom 3. Mai 1849 sagt, „bei der Gründung viele schöne Worte und herrliche Pläne gemacht, bei dem allmählichen Schwächerwerden des allgemeinen Interesses aber ihre Mitgliedschaft aufgegeben.“ Eine Anzahl Gesuche der Lokalkommission an den Hauptvorstand in Wiesbaden gibt davon Kunde, wie dieselbe sich bemühte, einen höheren Zuschuß von dort zu erwirken. In den beiden ersten Jahren seines Bestehens hatte der Verein von Wiesbaden aus je 100 Gulden erhalten. Als jedoch infolge der flauen Stimmung im Verein die hiesige Lokalkommission ihre Verbindung mit dem Hauptvorstand eine Zeitlang ganz unterband, da hegte man dort die Besorgnis, „daß die Weilburger Gewerbeschule ganz ins Stocken geraten sei“ und bewilligte aus diesem Grunde für 1848 bloß 50 Gulden. Da nun aber die Lokalkommission ihren Verkehr mit dem Hauptvorstand wieder aufnahm und diesen vom Gegenteil überzeugte, da zögerte derselbe nicht lange und brachte die Zuwendung für das Jahr 1849 wieder auf die Höhe von 100 Gulden. Der hiesige Gewerbeverein errichtete gleich bei seiner Gründung eine Sonntagsschule (Zeichenschule) und eine gewerbliche Abendschule. Als Zeichenlehrer wird ein Herr Kämmerer aus Grävenwiesbach genannt, während man zum Lehrer an der Abendschule den Lehrer Roth von der Volksschule dahier berief. Bei Einrichtung der beiden Schulen hatte die neugewählte Lokalkommission die Unterstützung der Stadt in Anspruch genommen, indem sie um die die Übernahme der Heizung und Beleuchtung der Unterrichtsräume seitens der Stadt bat, was indessen der Stadtrat unter Hinweis „auf die Beschränktheit der städtischen Finanzen“ ablehnte.

Das war ein sehr engherziger Standpunkt der damaligen Stadtväter, der kein günstiges Licht auf die oft und vielgerühmte „gute, alte Zeit“ wirft. Heute übernimmt die Stadt nicht nur die Kosten für Heizung und Beleuchtung, sondern zahlt auch noch einen jährlichen Beitrag von 500 Mark.

So war also die Stellung der Lokalkommission nach jeder Seite hin eine recht prekäre. Man kann es daher wohl verstehen, wenn ein vom Allgemeininteresse so beseelter Mann wie der Fabrikant Wimpf, der bis dahin eine Säule des Vereins gewesen war, schließlich auch die Flinte ins Korn warf und am 20. Oktober 1848 seinen Austritt aus dem Verein erklärte.

Die Tätigkeit der Lokalkommission beschränkte sich indessen nicht nur auf die Überwindung der lokalen Schwierigkeiten, sondern sie dehnte sich auch auf Fragen allgemeinen, namentlich politischen und wirtschaftlichen Inhalts aus. So beschäftigte sie sich schon ernstlich mit dem auch heute noch für die gewerbetreibenden schädlichen Hausierhandel, ferner mit der Beschaffung eines gewerblichen Fachblattes an Stelle des bis dahin bestandenen Wanderlesekabinetts. Die Frucht dieser Bemühungen im Verein mit dem Hauptvorstand war die im Jahre 1847 erfolgte Gründung des heute noch bestehenden Verbandsorgans „Mitteilungen für den Gewerbeverein für Nassau“, das somit schon 61 Jahrgänge zählt. Namentlich ist eine Denkschrift der Lokalkommission, die dieselbe im Namen des hiesigen Gewerbevereins an die „Hochverehrliche Landesdeputiertenversammlung zu Wiesbaden behufs Verwirklichung der allgemein als notwendig anerkannten Verbesserungen bei H. Landesregierung veranlassen zu wollen“ richtete, besonders bedeutungsvoll und von allgemeinem Interesse, weil in derselben alle damals die Gemüter bewegenden bedeutendsten politischen und gewerblichen Tagesfragen eingehend behandelt werden. Einige davon stehen heute noch auf der Tagesordnung. Wir zitieren wörtlich:

„Die gewerblichen Zustände des Herzogtumes betreffend.“

Unsere Gesetzgebung hat in bezug auf die gewerblichen Verhältnisse dem Prinzip nach das System der Gewerbefreiheit angenommen und die Zunftverfassung mit ihren Monopolien, ihrem Zwang und Kastengeist aufgehoben.

Während sich niemand diese Zunftverfassung zurückwünschen mag, hat doch die Erfahrung seit dem Bestehen der Gewerbefreiheit gezeigt, daß ihre Folge

eine Übersetzung aller Gewerbe ist, wodurch die meisten Produzenten selbst zugrunde gerichtet werden und die Konsumenten nur Nachteile haben, da die Waren schlechter waren und auch teurer; denn wenn man annimmt, daß die Konsumtion bei wenigen Produzenten dieselbe sein kann wie bei vielen, so müssen mit denselben Produkten dermalen mehr Familien ihre Subsistenz finden als früher, folglich die Waren verteuert werden, da der zum Unterhalt der Familie entstehende Ausfall auf die Ware geschlagen wird. Bei den Zünften dagegen war die Subsistenz der Handwerker gesichert und durch gründliche Behandlung der Gewerbe den Konsumenten Gewähr geleistet.

An die Stelle des Gemeinsinns, des Gefühls für Standesehre und die Gewöhnung an geregelte Bedürfnisse, ist der Sinn für äußeren Aufwand und Genußsucht getreten.

Durch die Erschwerung des Etablissements und der Ehe war bei den Zünften der Zustand der Bevölkerung mehr stationär, während durch die Gewerbefreiheit Übervölkerung eingetreten ist. Die Zünfte trugen nicht wenig zur gleichmäßigen Verteilung des Nationalvermögens bei, während sich dasselbe bei dem neuen System immer auf Einzelne wirft, den Mittelstand verschwinden läßt und die furchtbare Macht der von allem entblößten Proletarier geschaffen ward, welche hinwiederum den Armenfonds zur Last liegen und immer mehr die Gemeinden ruinieren.

An die Stelle der gezwungenen Gemeinschaft der Zünfte und der durch die unbedingte Gewerbefreiheit hervorgerufenen Vereinzelung, setzt die Wissenschaft die freie Vereinigung.

Auf diesem Wege, der durch unseren Gewerbeverein angebahnt ist, hofft sie die Übel beider Systeme zu verbannen und die Vorteile beider zu erstreben.

Als Mittel schlägt die Denkschrift vor:

Bessere Regulierung der Handwerkerprüfungen und zwar nicht allein Prüfung zum Eintritt in den Gesellenstand, sondern auch eine Prüfung, welche den Gesellen zum Eintritt in den Stand der Meister berechtigt.

In jedem Amt müßte eine tüchtige Prüfungskommission bestehen; dem Kandidaten muß jedoch, um dem Brotneide der lokalen Prüfungskommission zu entgehen, gestattet sein, an eine zu bildende allgemeine Landes-Prüfungskommission zu rekurrieren. Für die höheren Gewerbe könnte nur eine Landes-Prüfungskommission bestehen.

Außer der Prüfung würde erfordert, daß der Geselle eine Zeitlang gewandert habe. Die Konzession dürfte nur an solche erteilt werden, die die Prüfung der Meisterschaft entweder selbst bestanden haben, oder welche wenigstens einen Gehilfen annahmen, der diese Prüfung bestanden hat. Ferner schlagen wir vor Errichtung von Gewerbeschulen in Städten, ohne jedoch Zwang zum Besuchen aufzulegen; Veranlassung von Errichtung von Versorgungsanstalten für Handwerker, die ohne Verschulden verunglückt sind, und für die Hinterbliebenen der Handwerker. Versteigerung öffentlicher Arbeiten nur an konzessionierte Meister und (zum Vorteil der ärmeren Klasse) Ausführung der geringeren öffentlichen Arbeiten unter Aufsicht der Baubehörde im Taglohn, statt der die Unternehmer und die Taglöhner drückenden Vergebung an den Wenigstnehmenden.

Weiter gehört wenigstens indirekt hierher ein größerer Schutz der Industrie gegen das Ausland mittelst des Zollvereins und Beseitigung der Übervölkerung durch Organisation der Auswanderungen. Diese Auswanedrungen, wie sie jetzt sind, benachteiligen die Zurückbleibenden, indem eine Menge fruchttragender Kapitalien ihnen entzogen und nur die Armen, welche gern auswandern möchten, zurückgelassen werden. Um dem abzuhelfen, müßte ein Verein gebildet werden (unter Gründung von Kolonien), welcher hauptsächlich Arme übersiedelt. Die Gemeinden werden freiwillig Mittel genug hierzu zusammenschießen, wenn ihnen hierdurch die Last der Unterhaltung vieler Armen entzogen wird."

Soweit die Denkschrift. Dieses hochinteressante Schriftstück ist wert, daß man es zweimal liest. Es ist ein trefflicher Spiegel für damals und jetzt. Vieles ist anders und — besser geworden. Über das „Wie" der gewerblichen Organisation ist der Kampf der Meinungen und Parteien noch nicht verstummt und wird es auch sobald noch nicht sein. Während damals Übervölkerung bestanden, oder richtiger: es an Arbeit fehlte, herrscht heute infolge der ausgedehnten Industrie ein in manchen Zweigen äußerst fühlbarer Arbeitermangel. „Die Leutenot auf dem Lande" ist ja heute ein in Parlamenten, Zeitungen und öffentlichen Versammlungen immer wieder ventiliertes Thema. Interessant ist es nun, daß man 1847 schon im Weilburger Gewerbeverein die Gründung von Kolonien wünschte, um den Überschuß der Bevölkerung dahin abheben zu können. Bekanntlich haben die letzteren Reichstagswahlen diese alte, vernünftige, aber namentlich von der Sozialdemokratie so verhöhnigelte Forderung in Wirklichkeit erst populär gemacht.

Das Submissionsunwesen, dessen Nachteile die Denkschrift gebührend würdigt, macht sich heute noch breit, erst vor einigen Wochen haben die Tageszeitungen uns einige garstige Blüten desselben aus nächster Nähe vor Augen geführt. Manches hat sich auch anders gestaltet, als man damals wünschte; „Versorgungsanstalten für Handwerker, die ohne Verschulden verunglückt sind, und für die Hinterbliebenen der Handwerker" haben wir zwar heute noch nicht, wohl aber eine gesetzlich eingeführte Invaliden- und Unfallrente und Krankenkassenunterstützung. Auch die schon von der Frankfurter Nationalversammlung im Jahre 1848 ins Auge gefaßte „Schaffung deutscher Gewerbegesetze zur Verbesserung der gewerblichen Verhältnisse", worüber sich in den Vereinsakten ebenfalls eine Anzahl sehr wertvoller Papiere vorfinden, haben zum Teil durch die sozialreformerische Tätigkeit des verdienstvollen Staatssekretärs Grafen Posadowsky ihre Erledigung gefunden, andere sind zurzeit noch Gegenstand der parlamentarischen Beratung. 50—60 Jahre sind eben im Leben eines Volkes eine kurze Spanne Zeit, und manches, was man im Frankfurter Parlament im Jahre 1848 mit großer Beredsamkeit, gründlicher

Gelehrsamkeit und idealer Begeisterung anstrebte, wird im Jahre 1948 im Deutschen Reichstage gesetzgeberisch noch nicht verabschiedet sein. So ist es z. B. bis jetzt in Preußen noch nicht gelungen, das mit der Einführung der Verfassung zugesagte Allgemeine Schulgesetz in die Tat umzusetzen. Manche gesetzgeberische Materien können bei dem starken Widerstreit der Meinungen nur in günstigen Zeitläuften erledigt werden. Werden solche Gelegenheiten verpaßt, dann vergehen wieder Jahrzehnte. Das Leben ist einmal ein Kampf. In dem edeln Kampf der Ideen liegt aber die Würze des Lebens.

# Der Förster von Dillenburg.

5) **Geschichtliche Volkserzählung.** Von E. von Forell. (4. Fortsetzung.)

Das war kein harter Befehl, daß der Jüngling so lange in der Nähe der Geliebten weilen sollte. Nachdem er von dem Untersuchungsrichter entlassen worden war, eilte er schnell nach Lorchens Wohnung, um ihr die willkommene Nachricht mitzuteilen, welche das holde Kind, tief errötend, aber freudig entgegennahm.

Lorchens Vater, der Hoffischer Klein, lud nun seinen Schwager und Heinrich ein, bei ihm zu nächtigen, was dankend angenommen wurde. Dann setzten sich die frohen Menschen zum gemeinsamen Abendbrot nieder, welches durch einen guten Tropfen gewürzt wurde, und erst in später Stunde zogen sich die beiden Gäste nach ihrem Zimmer zurück.

Der Förster begann nun, seinem jungen Kollegen von seiner Nichte zu sprechen und ihre vielen Vorzüge zu rühmen, worin Heinrich begeistert einstimmte.

Nach und nach schüttete er dem braven Alten sein ganzes Herz aus, und daß es sein sehnlichster Wunsch sei, Lorchen fürs Leben anzugehören.

„Vertrauen gegen Vertrauen, junger Freund", sagte der Förster, „wohl habe ich bemerkt, daß Ihr dem braven Kinde nicht gleichgültig seid, und ich will gern bei meinem Schwager ein gutes Wort für Euch einlegen, denn Euer beider Glück liegt auch mir am Herzen."

Gerührt von der Güte und dem Wohlwollen des Försters, sagte Heinrich bewegt: „Nehmt meinen innigsten Dank, lieber Herr Förster, für alles, was Ihr an mir getan habt und noch tun wollt: ich werde alles tun, um Lorchen so glücklich zu machen, wie sie zu werden verdient, und sie lieben und ehren mein Leben lang. Habe ich erst eine feste Stellung, dann werde ich mich ihr erklären und bei ihrem Vater um ihre Hand anhalten."

„So erwartete ich es auch von Euch", sagte der Förster, „und nun gute Nacht! Wir haben die Ruhe nötig und wohl verdient."

Nach einem reichlichen Frühstück am nächsten Morgen, nahm der Förster herzlichen Abschied, und Heinrich begleitete ihn noch bis vor den Hofgarten.

Auf dem Rückwege begegnete er dem Herrn von Witzleben, welcher ihn in ein längeres Gespräch zog. Durch sein freundliches Wesen wußte er des jungen Mannes Vertrauen zu erlangen. Sie machten einen Spaziergang rund um die Wälle; und nach dessen Beendigung lag Heinrichs Herz offen vor ihm.

Der edle Mann gab seinem Schützling die Zusicherung, daß er in kurzer Zeit eine Stellung erhalten solle, deren Einkommen seine Existenz sichere, worauf Heinrich, selig dankend, sich verabschiedete, um der Geliebten und deren Vater seine Hoffnungen mitzuteilen.

Schon nach einigen Tagen wurde Heinrich auf das Oberforstamt beschieden, wo er seine Anstellung als Förster mit dem Wohnsitz Dillenburg vorfand. Das Patent in der Tasche eilte Heinrich aufs Schloß, um Lorchen damit zu überraschen. Die Magd welche er allein zu Hause traf, sagte ihm, daß das Mädchen nach der Wilhelmslinde gegangen sei; Heinrich folgte ihr sofort dahin und traf die Geliebte allein auf einer Moosbank sitzend und das malerisch schöne Tal zu ihren Füßen betrachtend.

Sie überhörte ganz die Schritte des Nahenden, bis dieser plötzlich vor ihr stand und sie mit vor Freude leuchtendem Antlitz begrüßte.

Überrascht und in holder Verwirrung hoch errötend, erwiderte Lorchen den Gruß und wollte sich schnell erheben. Heinrich bat sie, sitzen zu bleiben, da er ihr eine freudige Nachricht zu überbringen habe.

Hierauf zog er das Papier aus der Tasche und las ihr den Inhalt mit bewegter Stimme vor. Lorchen gratulierte ihm aus vollem Herzen, und Heinrich, ihre Hand ergreifend, sagte: „Nun fehlt mir zu meinem vollkommenen Glücke nur noch ein herziges Weibchen; in deiner Hand liegt es, teures Mädchen, mich ganz glücklich zu machen. Seitdem ich dich zuerst erblickt, zog die Liebe in mein Herz, mein ganzes Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, dich die meine nennen zu dürfen. Lorchen! geliebtes Lorchen! sei mein fürs Leben."

Lorchen, ihr rosig erglühtes Antlitz in den Händen verbergend, duldete es, daß Heinrich sie glückselig in seine Arme schloß und den Verlobungskuß auf ihre holden Lippen drückte.

„Und nun, geliebtes Herz", sagte er, „laß uns zum Vater eilen, damit er uns auch seinen Segen erteile.

Mit einem dankbaren Blick nach oben vernahm der Hoffischer die freudige Nachricht, welche ihm seinen Lieblingswunsch erfüllten, und gerührt gab er seine Einwilligung zur Verlobung des glücklichen Paares. —

Nach einigen Tagen war die Untersuchung gegen Kölsch beendigt; er wurde laut Urteil des Landes verwiesen, doch konnte man seiner leider nicht habhaft werden.

Heinrich widmete sich jetzt mit allem Eifer seinen Dienstgeschäften. Bei einem Ausgang, behufs Revision eines Holzschlages, passierte er gerade ein kleines Wiesental, als aus dem Waldessaum gegenüber plötzlich ein Schuß krachte und eine Kugel ihm durch den Hut sauste. Sogleich riß er seine Büchse von der Schulter und schoß nach der Gegend, wo er den Rauch aufsteigen und die Büsche sich bewegen gesehen hatte.

Ein gellendes Hohngelächter schallte ihm entgegen, und er erblickte Kölsch, welcher ihm zurief: „Ein anderes Mal treffe ich besser!" Hierauf verschwand er im Gebüsch.

Die sofortige Verfolgung durch Heinrich hatte leider keinen Erfolg; als er oben auf dem Berge ankam, war Kölsch spurlos verschwunden.

Heinrich trat mißmutig den Heimweg an beschloß aber, um seine Lieben nicht zu beunruhigen, von dem Vorfall nichts zu berichten.

Nach einigen Tagen hatte er eine Besichtigung bei dem Dorfe Langenaubach und begab sich schon früh auf die Wanderung. Als er jenseits des Dorfes auf dem Kamm des Gebirges ankam, das nach dem lieblichen Tale zu abfällt, wo das damals noch stark befestigte Haiger zu erblicken war, bemerkte er tief unter sich einen feinen Rauch, welcher einem kahlen Felsen zu entsteigen schien.

Da der junge Forstmann wußte, daß in dieser Gegend kein Holzschlag im Werke sei, so ward er neugierig zu erfahren, was die Veranlassung dieser Erscheinung sei.

Er verließ deshalb die Höhe und näherte sich vorsichtig dem Felsen, von dem der Rauch nun in dickeren Wolken aufstieg.

Jetzt war Heinrich ganz Forstmann und gedachte auf Wilddiebe und Räuber zu treffen.

Um gegen deren etwaige Angriffe gesichert zu sein, nahm er die Büchse von der Schulter, spannte den Hahn, und arbeitete sich vorsichtig durch das Gebüsch bis er den Felsen erreichte.

Hier erblickte er die Öffnung einer Höhle, aus welcher der Rauch aufstieg; das Innere fiel aber so schräg ab, daß es ihm keinen Blick auf den Boden erlaubte.

Nun spähte er nach einem anderen Eingang, und nach verschiedenen mißlungenen Versuchen gelangte er endlich auf die dem Tale zugekehrte Seite des Felsens. Hier sah er die äußere Mündung der Höhle, welche unter dem Namen „Wilde-Weiber-Häuschen" bekannt ist.

An Ranken und Baumästen sich festhaltend, erreichte er sein Ziel in demselben Augenblicke, als der Stecher seiner Büchse von einem Zweige berührt wurde und der Schuß in die Höhle hineindonnerte.[1])

Augenblicklich ward es laut im Innern des Felsens, und Daura und Janko standen vor dem erstaunten Jüngling.

„Ach, du bist es, Goldsöhnchen!" rief die Alte: „Beinahe hättest du uns erschreckt. Willkommen im Wilden-Weiber-Häuschen! Eben bereiten wir unser Frühstück; willst du es teilen?" Heinrich, welcher zwei Igel am Spieß braten sah, dankte lächelnd und reichte den Zigeunern die Hand.

„Aber was macht ihr den hier?" fragte er. „Ich glaubte euch längst in Hohlenfels."

Janko erwiderte: „Wir bewachen dich und deine Braut, es wird wohl bald die Zeit kommen, wo du unserer bedarfst, denn dein Feind streicht noch immer in der Gegend umher; leider ist es uns noch nicht gelungen, ihn unschädlich zu machen." Heinrich erzählte nun den Anschlag, den Kölsch vor wenigen Tagen gegen ihn verübt hatte, worauf Janko sagte: „Fällt er in unsere Hände, dann ist er verloren."

Nachdem sie sich längere Zeit unterhalten hatten fragte Heinrich, wie sie sich vor der großen Kälte schützten. Da forderte Janko ihn auf, feierlich zu geloben, daß er nichts von dem verrate, was er ihm jetzt zeigen würde, wenigstens nicht eher, als bis sie beide die Gegend für immer verlassen hätten.

Nun begab sich der junge Zigeuner nach dem Hintergrunde der weiten Höhle und bückte sich so tief, daß er nicht mehr zu sehen war. Sodann rief er Heinrich zu, ihm zu folgen. Dieser sah nun, wie ein Felsblock sich langsam herumdrehte, so daß der Eingang zu einer zweiten Höhle erschien.

Die beiden traten, nachdem Janko eine Pechfackel angezündet hatte, ein und gelangten, indem sie einen kurzen, nach abwärts fallenden Gang durchschritten in die zweite Höhle, woselbst Lagerstätten, Lebensmittel, Waffen und andere nützliche Gegenstände sich vorfanden. Hier herrschte eine derart angenehme Temperatur, die Feuer vollständig entbehrlich machte.

Janko zeigte nun auf zwei Türen und offenbarte dem erstaunten Gefährten, daß eine derselben in die „Steinernen Kammern" bei Erdbach, die andere in eine Höhle mündete, worin sich der Erdbach bei Breitscheid stürzt, und die nur benutzt werden könnte, wenn der genannte Bach fast versiegt wäre.

Nun traten die zwei den Rückweg an, und als sie wieder bei Daura anlangten, schloß das Felsstück hinter ihnen krachend den eben verlassenen Gang. Auf welche Weise das Öffnen und Schließen des Felsstückes bewirkt wurde, konnte Heinrich bei einem späteren Besuche trotz eifrigster Nachforschung nicht entdecken.[2])

Heinrich nahm nun von den freundlichen Zigeunern mit herzlichen Dankesworten für ihre Fürsorge Abschied, um seine forstlichen Obliegenheiten zu erledigen.

Als er zu Hause angelangt war, begab er sich aufs Schloß zu seinem Liebchen, wurde aber von ihm mit betrübtem Gesicht empfangen; der Vater teilte ihm mit da seine einzige Schwester in Hahnstätten schwer erkrankt sei und Lorchen zur Pflegerin wünsche.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Heute hat das Forstamt einen durch dicke Stangen geschützten Weg an dem Abgrund entlang angelegt, wodurch die Höhle gefahrlos erreicht werden kann.

[2]) Die zweite Höhle wurde vor einigen Jahre von einem Bauern in Langenaubach, welcher Sprengungen am Fuße des Felsens vornahm, gefunden. Im Innern befanden sich noch Überreste eines Urhirsches von riesigen Dimensionen, welche von dem jetzt in Haiger bediensteten Oberförster Behlen als solche festgestellt wurden und der gerne darüber Auskunft erteilt.

## Miszellen.

### Nassauer in Alsfeld (Oberhessen).

Von ganz außerordentlicher Bedeutung für die Geschichtswissenschaft — und insbesondere für die Orts- und Familiengeschichte — sind die Bürgerlisten deutscher Städte geworden, zumal in den letzten Jahren eine größere Anzahl derselben veröffentlicht worden ist. Soeben erschienen nun im Selbstverlag des „Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen" die „Bürgerlisten der Stadt Alsfeld", von Dr. Eduard Becker, Pfarrer zu Alsfeld, welche für uns Nassauer insofern von Bedeutung sein dürften, als in dem 83 (80) Seiten starken Werke eine ganze Anzahl geborener Nassauer, welche in Alsfeld Bürger geworden sind, vorkommen. Zeitlich erstreckt sich die Liste derselben, welche im Auszuge nachstehend folgt, bis zum Ausgang des Mittelalters, und die Schreibweise ist genau nach den Originalen gehalten. Vielleicht findet dadurch die eine oder andere altnassauische Familie Veranlassung zu familiengeschichtlichen Studien.

**Anno 1533 uff Dinstagk nach visitationis mariae (8. Juli) unter Gotschalck Stam bürgermeister ist Hans Waber von Kronbergk burger worden.**

**Neue burger bey dem hern burgemeister Georg Böckingen den 19. decembris anno 1598 angenommen: Hanß Philips Herman von Chronbergk an Georg Schorlings Dochter (war also eingeheiratet D. B.).**

Anno 1630 den 19. Maii; bey h. Curt Schobbachen: Peter Ferber von Cronbergk an Hans Bruchleys tochter.

1648. Uf michaelis 648: Seil Kruter von Cronbergk hat sich mit weib und kind anhero gewant.

1647. Uf michaelis 647: Johannes Kreuter von Cronbergk an Marx Gilßen tochter Susannam.

1559. Den 10. novembris beim burgermeister Jorgen Gotzen seindt burger angenomen und bestalt: Peter Jeger von Dillenpergk.

Anno zt. 1565 den 2. januarii seindt zu burgern ufgenomen: Joan Herppel von Fielmar bei Limpurck, Curt Usinger von Obern Urßel.

1515. montagk georgii anno dominj XVc und XV jare (23. April) ist burger worden: Christian van Stangen von Heger.

1530. Anno dominj XVc und XXX under der regierung burgermeisters Seilen Rincken ist uff Dinstag nach ciriaci (9. Aug.) zu einem Burger aufgenommen Johann Stange von Heger.

1576. Anno etc. julii seint bei Burgermeister Jost Bigking zu burgern ufgenomen: Antonius Reichwein von Herborn.

Anno 1616, den 31ten octobris, burgemeister ehre Georg Meßerschmitt, baumeister Johannes Haßelbach; Neue burger: Bartholomaeus Friedrich von Langen Schwalbach an Johannes Kiecken dochter.

1596. Neue burger angenommen bei dem burgemeister hern Elias Meßerschmitten, baumeistern Heinrich Urstattenn den 22ten decembris anno etc.

1596: Hanns Reinhardt, M. Sylvester, Reinhardts gewesenen pfarrherrsohn zu Matzenheim an Valten Leuslers eines burgers dochter.

1585. Act. Alßfeld den 16ten junii 1585 wurde das Walpurgi ungebott gehalten und haben folgend als junge bürger geschworen: Philipp Hörtz, leinweber von Mernberg (aus dem Nassau-Weilburgischen) pp.

1554. Anno domini thausend fünfhundert funfzigk vier wittwochens nach judica (14. März) beim burgermeister Andres Engmann seindt zu burgern angenomen worden: Heinrich Rideck von Mundtbaur (Montabaur) pp.

Fürstl. Michaelis ungebott gehalten Alßfeld, den 16ten oct. 1755: Johann Peter Fritzius von Mosbach aus dem Nassau-Weilburgischen.

Aff dinstag post sexagesime anno 1546 (2. März) seint disse nachvolgeende zu burger uff genomen: Jacob von Riddesheym im Rinkau pp.

1510. Item ist burger worden montagke nach bartholomei (26. Aug.) anno domini XVc undX jare: Hermann von Rungkel.

Ungebot am 18ten januarii 1697: Johann Friedrich Schramm von Weilburg, bt.

1761. Fürstl. Walpurgas ungebott gehalten Alßfeld, den 25ten aug. (!) 1761: Johann Justus Rahn, dito dessen ehefrau aus Weilmünster, fürstl. Weilburgischer jurisdiction.

## Theater zu Wiesbaden.

### Hoftheater.

Die Sensation der Woche an der Monatscheide war Signor Enrico Caruso, der am 1. Oktober ein einmaliges Gastspiel als Herzog von Mantua im „Rigoletto" von G. Verdi absolvierte. Das Haus war ausverkauft und hatte sich dem fremden Gaste zu Ehren, männlich wie weiblich, in „Wichs" geworfen. Caruso ist keine besondere Figur; aber er hat eine brillante zum Bariton hinneigende Tenorstimme, die zu seiner Muttersprache gut paßt. Dies und seine interessante Vergangenheit waren Lockung genug. Er trug als Honorar zehn braune Scheine davon; aber trotzdem blieb auch für die Theaterkasse noch „etwas übrig" und vor allem denn: wir „hatten ihn auch gehabt."

### Volkstheater.

* **Die deutschen Kleinstädter.** Lustspiel in 4 Akten von A. v. Kotzebue, am 2. Oktober. — August v. Kotzebue ist sonst nicht unser Mann; sein verderbliches russisches Polizeispitzeltum hat viel Elend in deutschen Landen verursacht. Dem Manne, der seine Nase überall hineinsteckte, mußte natürlich die spießbürgerliche Behabung der angehenden Biedermeierzeit lächerlich erscheinen und zu einer öffentlichen Verspottung reizen. Und nun entfaltete er die bessere Hälfte seines Wesens und schuf in den „Kleinstädtern", tatsächlich einem der besten seiner vielen Stücke, ein getreues Abbild der heute noch sprichwörtlichen und — ausgiebig vorhandenen „Krähwinkelei" mit ihrem öden Klatsch- und Verleumdungswesen, ihrer lächerlichen Titelsucht, dem ärgerlichen Servilismus usw. Ja, die „Kleinstädter" von damals sind auch vielfach noch die von heute, bloß daß sie nun anders angezogen sind. Direktor Wilhelmys Inszenierung war tadellos, und gespielt wurde ebenso flott wie natürlich. Köstlich war das Basen-Trio mit seinem Geschnatter, Geschrei und Gespreize; Frau Clement, Frau Töldte und Frl. Grunert waren seine vorzüglichen Vertreterinnen. Ihnen gegenüber stand in derselben Vollendung das Trio der männlichen Philister-Kleinhänse, dargestellt durch die Herren Loehmke, Joost (einen geborenen Wiesbadener) und Heinrichs. In angenehmen Gegensatze zu den Kleingeistern bewegte sich die vornehme Figur und Handlungsart des Olmers (Herrn Reeb) und die frische Natürlichkeit der Sabine (Frl. Gutten). Auch das kleine humoristisch gut durchgeführte Röllchen des Herrn Clement (Ratsdiener) sei erwähnt. Das Stück fand allgemeinen Beifall. — Für Leute die ohne „Musi" nicht sein können — nur für diese — ist seit kurzem eine kleine Kapelle engagiert, die in den Pausen ihre Weisen ertönen läßt.

## Literatur.

*** Die Magie im französischen Theater des 16. und 17. Jahrhunderts.** Von Dr. Ernst Friedrich. (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, XLI Heft.) 343 S. Leipzig, A. Deichert Nachf. — Der Aberglaube treibt sein Wesen bis in unsere Zeit hinein und wird auch in der Zukunft so rasch nicht verschwinden. Um wieviel toller hauste er in den vergangenen Jahrhunderten! Das vorliegende, mit deutscher Gründlichkeit verfaßte Werk eines jungen Wiesbadeners, zeigt uns einen Ausschnitt davon, der sich nur auf die Äußerung des Aberglaubens auf der französischen Bühne bezieht und auch davon nur zwei Jahrhunderte zur Anschauung bringt, die allerdings die Blütezeit des klassischen Dramas umfassen. Ausgehend von der richtigen Voraussetzung, daß das Vorkommen der Magie überhaupt ein Reflex der Zeitanschauung war, weist der Verfasser zunächst eine Anzahl von Traktaten, namentlich von Zeitgenossen, nach, die in ernsthafter Weise alle möglichen Äußerungen des Aberglaubens behandeln, und zählt dann eine lange Reihe historischer Fakta auf, die für die Verbreitung des unseligen Wahns sprechen, der den Mitmenschen so oft lebensgefährlich ja todbringend wurde. Alsdann kommen die Nachweise der Fälle in den Dramen, die doch auch Spiegelbilder ihrer Zeit sind, und in denen der Dichter der Zeitanschauung Konzession machen mußte, zumal ihn antike, italienische und spanische Vorbilder oder Präzedenzen dazu gewissermaßen animierten. So ziehen sich noch durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch — entgegen den bisherigen Anschauungen — die Beispiele der Einwirkung der Magie auf das französische Drama; erst der Siècle éclairé macht dem Auftreten des Aberglaubens auf der Bühne ein Ende. Mit viel Fleiß und Geist ist also hier ein Material zusammengetragen und bearbeitet, das den Literarhistoriker und den Theaterleiter gleichmäßig interessieren muß. Das Quellenverzeichnis ist so vollständig als möglich: die Indices sind genau; Lexikalisches und Ikonographisches ist angefügt.

*** Die Frage nach der Zusammengehörigkeit der poetischen Fragmente von dem Minnehof, der Böhmenschlacht, der Göllheimer Schlacht und dem Ritterpreis.** Von Emil Schmidt (Diez). 102 S. Marburg, J. A. Koch. — Das Werkchen ist die Inauguraldissertation des Verfassers. Die äußerst gewissenhafte und eingehende Arbeit befaßt sich nach der Exposition über die verschiedenen Handschriftfragmente, deren Vergleichung und Charakterisierung mit einer langen und gründlichen dialektischen, stilistischen und metrischen Untersuchung. Daraus scheint dem Verfasser hervorzugehen, daß die drei ersten Bruchstücke von ein und demselben Dichter herrühren, und daß der Minnehof eine allegorische Dichtung ist, Böhmen- und Göllheimer Schlacht zwei Gedichte der sogenannten Heroldspoesie sind. Den Verfasser hätten wir uns als einen mosellaner Franken zu denken, der vielleicht in dem Dienste der katzenelnbogener Grafen gestanden hat. Das Ritterpreisfragment enthält dagegen drei Bruchstücke von verschiedenen Gedichten. Wir sind den Argumenten, die scharfsinnig genug erscheinen, mit Interesse gefolgt; freuen uns auch, daß ein Nassauer wieder einen Gegenstand heimischer Art zur philologischen Erörterung gewählt und die Literatur über mittelalterliche Poesie, unsern ritterlichen König Adolf betreffend, wertvoll bereichert hat.

## Neues aus Nassau.

J. K. H. die Frau Großherzogin-Mutter von Luxemburg hat sich am 30. September von Königstein nach Hohenburg begeben.

Am 26., 27. und 28. September fand die Fünfundzwanzigjahrfeier des Niederwalddenkmals statt. Es war eine imposante Kundgebung der Veteranen, Bürger und Schulen, und besonders die festlichen Veranstaltungen dienten dazu, den patriotischen Eindruck entsprechend zu verstärken.

Am 29. und 30. September besuchten etwa 230 Mitglieder des Internationalen Pressekongresses, von Berlin über Frankfurt kommend, Wiesbaden, den Rheingau und Mainz, genossen die Schönheiten der Natur und Kunst, die Blumen der heimischen Weine und Biere und priesen infolgedessen aus innigster Überzeugung rheinische Gastfreundschaft und Annehmlichkeit.

Die Ortsgruppe Mainz-Wiesbaden des Mittelrheinischen Verbands für Luftschiffahrt hat sich unter dem Vorsitze des Gouverneurs von Mainz, General d. J. v. Goßler, gebildet. Am 5. Oktober fand die Taufe des Ballons Mainz-Wiesbaden zu Wiesbaden statt und zugleich der Aufstieg unter der Führung des Majors Eberhard-Mainz. Um 11 Uhr 40 Minuten stieg der Ballon, und um 4 Uhr landete er glücklich bei Trösel im Odenwald. Die zu seiner „Verfolgung" ausgesandten Automobile kamen mit Ausnahme von einem gar nicht an, und das eine erschien erst lange Zeit nach der Landung.

Zu Walluf ist das erste Motorboot vom Stapel gelaufen. Nun möchte Schierstein Luftschiffhafen werden.

Das Wiesbadener Kriegerdenkmal im Nerotal hat durch die Unvorsichtigkeit eines Arbeiters einen größeren Schaden erlitten, der seine Enthüllung in die Ferne schiebt.

Der kürzlich verstorbene Hoftheaterkapellmeister a. D. K. Reiß hat dem Witwen- und Waisenfonds des Hoftheater-Orchesters zu Wiesbaden 10 000 Mark vermacht.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Oktober.**

**15. 1810.** Gefecht bei Picon. Großmajor v. Reineck mit einer Abteilung nassauischer Reiter und holländischer Infanterie tötet den Guerillerochef Chambergo und zersprengt seine Partida. (Spanischer Feldzug.)

**23. 1631.** Graf Hermann II. von Wied stirbt. Geboren 1580 als 2. Sohn des Grafen Hermann I., empfing er mit seinen zwei Brüdern 1595 die untere Grafschaft (Wied), erbte mit ihnen 1612 nach dem Tode seines Oheims Wilhelm IV. die obere Graffschaft (Runkel), die er dann für sich behielt, während sein Bruder Johann Wilhelm die untere Grafschaft nahm.

**26. 1808.** Gefecht bei Durango. Die Deutsche Division des IV. französischen Armeekorps (darunter das 2 Regiment Nassau) weist die Angriffe der Galizischen Armee der Spanier ab. (Spanischer Feldzug.)

**27. 1699.** Das kurmainzische Vizedomamt zu Elfeld erläßt die Rheingauer Weinmarktsordnung.

**28. 1792.** Die französische Revolutionsarmee nimmt die kurmainzische Festung Königstein durch Kapitulation. (Französische Revolutionskriege.)

**31. 1791.** Christian Ludwig, Fürst zu Wied-Runkel, stirbt Er war am 2. V. 1732 als Sohn des Grafen Johann Ludwig geboren, dem er 1762 in der Regierung folgte. Kurz vor seinem Tode hatte er die Fürstenwürde erhalten.

## Briefkasten.

**C. S.** in **W.** Besten Dank und Gruß.
**W. M.** in **N.** Kommt bald.

**Redaktionsschluß 12. Oktober.**





№ 21. | Wiesbaden, den 1. November 1908. | 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.




# Friedhofsnacht.

Rings umher herrscht Totenstille;
Nur die Linden rauschen sacht.
An die Gräber sanft sich schmiegend
Träumt die mondbeglänzte Nacht.

Wie ein Kind, das schlafbefangen,
Lallt vom längst vergangnen Tag,
So erzählt sie mir mit Flüstern
Von dem Dörflein, das hier lag.

Ach, daß rohe Kraft zerstörte,
Was einst tät'ger Sinn gebaut!
Nur ein Denkstein ist verblieben:
Die Kapelle, schlicht und traut.

Und vom Traume selbst bemeistert,
Tönt ihr Glöckchen leise nur,
Weinend wie im still' Erinnern,
In die Klage der Natur.

Läute, Glöcklein, Elegien
Trauernder Vergangenheit.
Läute denen auch den Frieden,
Die hier ruh'n in künft'ger Zeit!

Wunderbare Mittnachtsstunde! —
Nur die Kreuze halten Wacht. —
Sinnend will ich dein gedenken,
Mondbeglänzte Friedhofsnacht.

Johanna Gasser.

---

Anmerkung: Gemeint ist der Friedhof von Herschbach auf dem Gebiete des verschwundenen Dorfes Ueberhersbach im früheren Amte Selters.

# Nassaus Burgen,

## ihr Wesen und ihre Bedeutung im Mittelalter.

1) Von R. Bonte.

### VI. Burg Hohlenfels.

Bei Hahnstätten, im ehemaligen nassauischen Amte Diez, zur linken Seite der Arde oder Aar öffnet sich in dem Berglande ein enges Seitental, welches der Aar einen kleinen Waldbach zuführt. Etwa 3½ Kilometer von seiner Einmündung verengen sich die das Seitental umfassenden und hier ziemlich unvermittelt ansteigenden Bergwände zu einer von steil abfallenden Felsen begrenzten Schlucht, welche gleichsam durch gewaltige Wassermassen, die vor Zeiten hier einen Abfluß gesucht haben, aus dem Felsen herausgewaschen erscheint. Hier, auf der rechten Seite des Baches, und dicht an die senkrecht abfallende Schluchtwand herangerückt, erhebt sich die „prächtige Felsenburg" — wie sie Lotz in seiner Beschreibung der Baudenkmäler im Regierungsbezirk Wiesbaden, Seite 236 und 237, zutreffend bezeichnet, der die nachfolgenden Darlegungen gelten sollen.

Das fiskalische Burganwesen „Schloß Hohlenfels" besteht aus der mittelalterlichen, eigentlichen Burg, deren Baulichkeiten mit Ausnahme des Torturmes sich in einem mehr oder minder ruinenhaften Zustande befinden, dem wohlerhaltenen, im Anfange des 18. Jahrhunderts entstandenen schloßartigen Wohngebäude und dem am Fuße des Burgfelsens, bezw. am Ausgange der Schlucht liegenden „Hof Hohlenfels." Zu letzterem gehörte auch die Mühle, welche bei der Erbauung der Burg schon vorhanden war, und geraume Zeit hindurch den Bedürfnissen der Burginsassen und der im Tale wohnenden Hörigen genügt zu haben scheint. Die im Hinterlande bis zu 400 Metern ü. M. aufsteigenden Höhen des Waldgebirges mochten früher ganz bedeutende Wassermengen zu Tale gesendet haben; letztere waren aber in der Folgezeit nicht mehr ausreichend, dem Mühlwerk die erforderliche Betriebskraft zu liefern, und es wurde daher in dem für die Verteidigung zwecklos gewordenen Wartturm der Burg eine Windmühle eingerichtet, deren Flügel sich lustig auf hoher Plattform drehten und dem gesteigerten Bedarfe an Brotnahrung genügen halfen. Wann diese Anlage erfolgt ist, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, doch ist anzunehmen, daß solches spätestens nach dem Dreißigjährigen Kriege geschah, dessen Folgeerscheinungen: Dezimierung der Wildbestände, Viehmangel und allgemeine Verarmung zur Aufgabe der sonst beliebten Fleischnahrung und zu intensiverem Betriebe des Ackerbaues nötigten.

Für uns ist die Einrichtung deshalb von größerem Interesse, weil sie ein sehr frühes Beispiel für die im 18. und 19. Jahrhundert nicht seltene Verwendung der ehemaligen Verteidigungstürme zu industriellen Zwecken bietet.

Die Windmühle wurde bereits im Jahre 1768 wieder beseitigt, während ihrer Schwester im Tale beschieden war, noch längere Zeit ein bescheidenes Dasein zu fristen. Die geringen Wasseradern, welche heute den Oberlauf des Baches bilden und großenteils in den Höhlungen des Burgfelsens versickern, ließen aber den Weiterbetrieb des Werkes nicht mehr als zweckmäßig erscheinen, und als in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die bisher im Privatbesitz befindlichen Gebäude des Hofes vom Domänenfiskus angekauft waren, wurde die ehemalige Burgmühle aufgegeben und in eine Scheune umgebaut. —

Noch vor wenigen Jahrzehnten war das romantisch gelegene Schloß Hohlenfels eine Stätte der tiefsten Waldeinsamkeit und Weltabgeschiedenheit. Durch den Ausbau der Aartalbahn an die großen Verkehrsstraßen angeschlossen, ist es jetzt selbst zum Range einer Eisenbahnstation, wenn auch nur einer Kleinbahnstrecke, emporgestiegen, und zu einem vielbesuchten Ausflugsort geworden, dessen jährliche Frequenz in stetiger Zunahme begriffen ist. Das hätten sich ihre Erbauer wohl nicht träumen lassen, wenn sie auch vielleicht von der Bedeutung ihrer Schöpfung auch für die kommenden Geschlechter überzeugt waren, noch weniger aber die Herren von der Regierung, welche 1768 die alte Burg auf den Abbruch verkauften und ihre Mauerreste dem Verfall überließen. Wir aber dürfen uns freuen, einer Generation anzugehören, welche den Baudenkmalen deutscher Vergangenheit ein höheres, immer weitere Kreise des Volkes umfassendes Verständnis entgegenbringt und ernstlich bestrebt ist, sie zu erhalten und in ihrer Bedeutung zu würdigen. Für letzteres spricht gewiß der Umstand, daß die Burg Hohlenfels bei der Streckenführung einer Eisenbahn in so markanter Weise berücksichtigt wurde.

Über die interessante, durch drastische Züge die eigenartigen Besitz- und Rechtsverhältnisse des Mittelalters illustrierende Geschichte der Burg Hohlenfels kann hier nur in kurzen Worten berichtet werden. Ihre Erbauung wurde um die Mitte des 14. Jahrhunderts von dem Grafen Johann von Nassau-Merenberg veranlaßt, und durch den Ritter Daniel

von Langenau als den Baumeister und künftigen Lehensinhaber ausgeführt. Wir dürfen die Burg Hohlenfels daher als eine nassauische Gründung ansprechen, wenn auch ihre Geschichte mit dem Hause Nassau nur in geringem Maße verbunden erscheint. Als geistiger Urheber des genialen Verteidigungswerkes hat uns ohne Zweifel der von Langenau zu gelten, den nicht allein die Planerfindung, sondern auch die unter ungewöhnlichen und äußerst schwierigen Umständen sich vollziehende Ausführung der umfangreichen Anlage forderten einen Mann, der frei von anderen Geschäften seine ganze Kraft dieser einen Aufgabe widmen konnte.

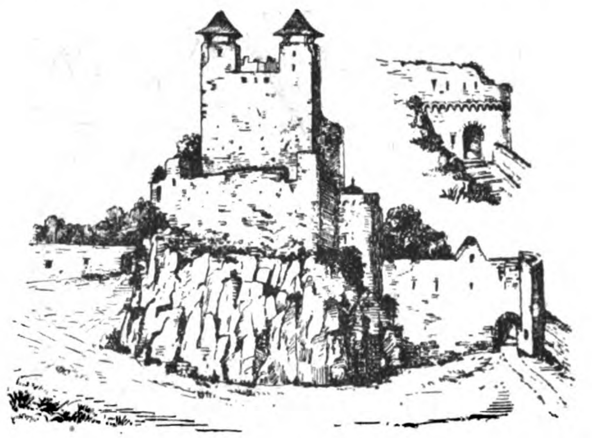
Die Herren von Langenau waren ein Rittergeschlecht, welches durch die Lage ihres Stammsitzes in nächster Nähe der alt-nassauischen Familienburgen Laurenburg und Nassau wohl schon seit langem zu den Grafen von Nassau in freundnachbarlichen und sonstigen, durch Interessengemeinschaft bedingten, näheren Beziehungen und bei diesen in nicht gewöhnlichem Ansehen stand. Schon im Jahre 1247 finden wir einen Eberhard von Langenau als Burgmann der Laurenburg, und in dem Seelbuche des vom König Adolf gestifteten Klosters Klarenthal sind auch die Namen mehrerer weiblicher Glieder dieses Geschlechts verzeichnet. — Im Jahre 1324 ernennt bei der Festsetzung eines Hausvertrages zwischen den beiden nassauischen Linien, Graf Walram seinerseits den Ritter Dymen von Langenau zum Mitgliede des darin bezeichneten Schiedsgerichts für etwaige Zweiungen, und 1333 betraut Graf Gerlach denselben mit der Ausführung seines Seelengeredes.

So wenig uns auch urkundliche Überlieferungen die Persönlichkeit Daniels von Langenau in bestimmteren Einzelzügen erkennen lassen, dürfen wir doch aus dem steinernen Denkmal, welches er sich selbst in seinem Burgbau gesetzt hat, die günstigsten Schlüsse ziehen, und wenn Graf Johann, den wir als einen der fruchtbarsten und tüchtigsten Burgenerbauer seiner Zeit kennen, gerade diesen Langenau mit der Ausführung der ihm zum Lehne bestimmten Burg beauftragte, so geschah es ohne Zweifel in der Absicht, den hochbefähigten Kriegsbaumeister nicht nur für bereits geleistete Dienste ähnlicher Art zu belohnen, sondern denselben auch durch ein Lehensverhältnis noch enger an sich zu fesseln.

Der Burgfelsen gehörte zu dem Areal eines Hofgutes bei Hahnstätten, welches zwar dem Grafen Johann bei der Erbteilung eigentümlich geworden war, aber noch der Gerichtsbarkeit der Grafschaft Diez unterstand. Letzteres würde gleichwohl kein Hindernis für den beabsichtigten Burgenbau gewesen sein, wenn man sich nassauischerseits gleich von vornherein dazu hätte verstehen können, dem Grafen Gerhard von Diez als Landesherrn die Bedingungen freiwillig anzubieten, unter denen erst nach fast dreizehnjährigem, heftig geführtem Streite die Erbauung der Burg vertraglich genehmigt wurde. Aber ein derartiges, den späteren politischen und rechtlichen Anschauungen vielleicht ganz selbstverständliches Vorgehen lag nicht im Geiste jener Zeit; es galt eben der damaligen Ritterschaft als Ehrenpunkt, das Begehrte zu erkämpfen, bezw. auf der anderen Seite, dasselbe sich abtrotzen zu lassen, und es erscheint ebenso fraglich, ob überhaupt diezischerseits auf solche Bedingungen eingegangen, und nicht versucht worden wäre, noch recht viel mehr aus dem Handel herauszuschlagen.

Die Festsetzungen der Versöhnungsurkunde, in welcher Diez 1363 endlich in den Bau der Burg einwilligt, zeugen übrigens von löblicher Bescheidenheit beider Teile und unverkennbarem Wohlwollen des Grafen Gerhard für den Ritter von Langenau und das neue Burgwesen, durch welches ja nun die umliegenden diezischen Gebietsteile einen wichtigen Schutz gewonnen hatten.

Der Graf hatte sich selbstverständlich das Öffnungsrecht auf die Burg vorbehalten, sie war also für ihn ein offenes Haus, das ihm ebenso zur Verfügung stand, als wenn es sein Eigentum gewesen wäre. Die Besatzungsmannschaft war ihm eidlich verpflichtet zum Beistande gegen jedermann, mit Ausnahme der Grafen von Nassau, Johann und Adolf, sowie des Erzbischofs Gerhard von Mainz.



**Burg Hohlenfels.**
Ansicht der Angriffsfront und des 3. Tores.

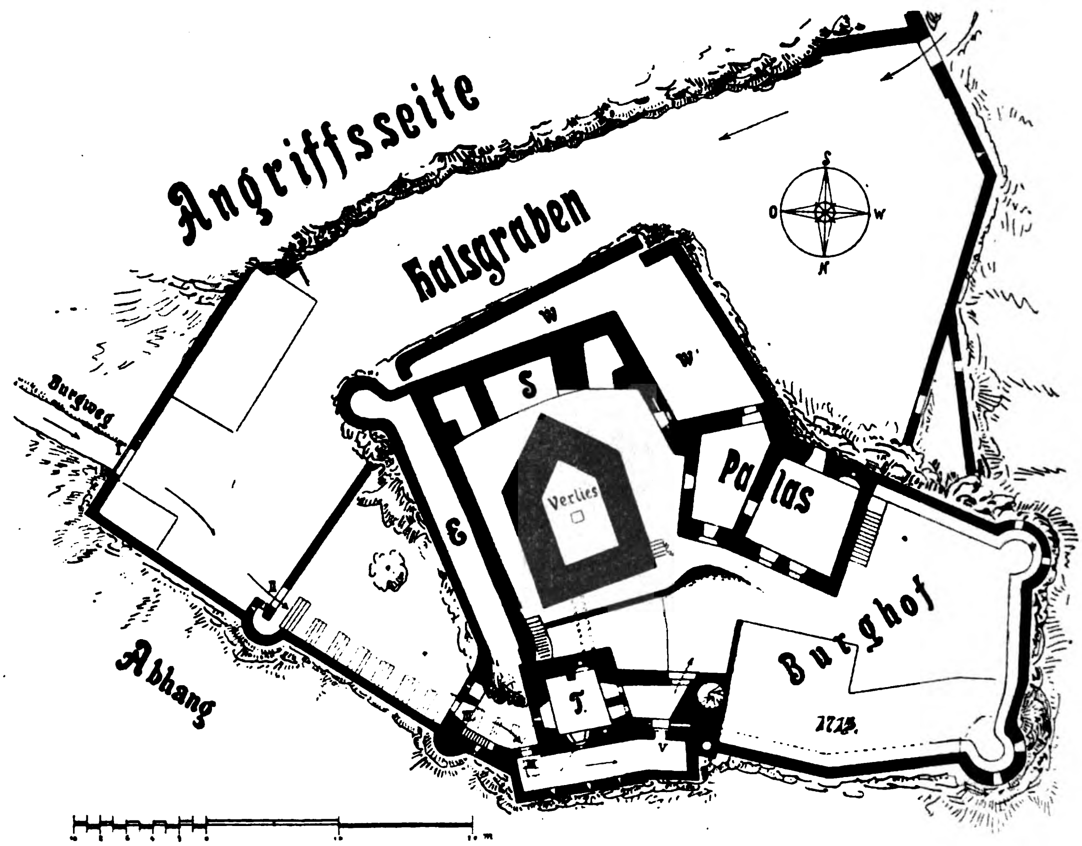
Dagegen trat Graf Gerhard einen ansehnlichen Streifen Landes um die Burg herum an Herrn Daniel ab und befreite auch den Hof und die Mühle, welche Graf Johann seinem Lehensmanne als Zugehör zum Burgsitze überwiesen hatte, von den landesherrlichen Hoheitsrechten. — Das stattliche, gut fundierte Burganwesen bildete viele Jahre hindurch den Wohnsitz der Langenauer und anderer ihnen verwandter Rittersfamilien. Daniel von Langenau durfte sich noch über 20 Jahre eines ungestörten Besitzes der schönen Lahensburg erfreuen, welche bei seinem nach 1384 erfolgten Tode an seinen einzigen Sohn Hilger überging. Im Jahre 1604 erlosch das tapfere Geschlecht der Ritter von Langenau, deren Stammburg, ein kölnisches Lehen, in andere Hände überging.

Die Burg Hohlenfels fiel nach dem Aussterben der Familie Waldecker von Kempf, welche um 1700 in ihren Besitz gelangt war, als Lehen an Nassau zurück, welches die alte Burg und die Mühle im

Hauptturm demontieren und das gewonnenene Baumaterial usw. verkaufen ließ. —

Wenn uns bei den früher an dieser Stelle behandelten Burgen Hohenstein, Neukatzenelnbogen und Reichenberg die sorgfältigen, nach der Wirklichkeit gefertigten Bauaufnahmen Wilhelm Dilichs aus dem Jahre 1607 eine unvergleichliche Fundgrube für die Darstellung dieser Burgen boten und uns in den Stand setzten, die Ruinen ihrer Wehr- und Wohngebäude gewissermaßen an der Hand eines Augenzeugen jener verschwundenen Herrlichkeit zu durchwandern, und von ihm über Zweck und Bedeutung derselben Belehrung zu empfangen, so sind wir im Gegensatze hierzu bei der Burg Hohlenfels lediglich auf die vorhandenen Reste angewiesen, verteidigungstechnische Zweckbestimmung bereits in den früheren Betrachtungen über die Burgen Nassaus ausführlich behandelt worden sind, so daß wohl im Folgenden zu gunsten einer eingehenden Behandlung der bei Hohlenfels vorliegenden Besonderheiten, von längeren Auseinandersetzungen allgemein burgentechnischer Art abgesehen werden kann. Das Burggelände ist, wie üblich, durch einen tiefen Halsgraben von dem Bergausläufer abgetrennt, welcher letztere durch die erwähnte Schlucht, und das breitere Tal begrenzt wird.

Die Burg besteht aus einem höher liegenden, von der Ringmauer umgebenen Kernwerk und mehreren Zwingern und Vorhöfen auf den tiefer liegenden Teilen des Bauterrains. Als ein Vorhof ist auch




**Burg Hohlenfels.** Grundriß und Lageplan.

welche ungeachtet ihrer in Bezug auf die allgemeine Bauanlage noch recht erfreulichen Vollständigkeit, doch über die Gestaltung einzelner Burgbauten so gut wie keine Aufschlüsse zu geben vermögen.

Der mittelalterliche Bestand der Verteidigungsanlage selbst ist bis auf einige unwesentliche Teile, welche den Neubauten vom Jahre 1713 Platz machen mußten, in einer Vollständigkeit erhalten geblieben, wie man sie bei wenigen Burgen antrifft, und läßt sich in seiner einstigen Beschaffenheit um so sicherer feststellen, als er durch keinerlei Befestigungswerke aus nachmittelalterlicher Zeit verändert worden ist.

Die Burganlage besteht aus den bekannten typischen Einzelteilen, deren bauliche Ausgestaltung und der durch Mauern und Pfahlwerk abgeschlossene Raum des Halsgrabens anzusprechen.

Der kräftige, fünfeckige Hauptturm steht an der höchsten Stelle des Berings; um ihn gruppieren sich in verschiedenen Höhenlagen ein mehrgeschossiger Torturm, eine starke und hohe mit Türmen versehene Schildmauer, der wehrhafte Palas, und andere Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Um die vielfachen Beziehungen dieser Baulichkeiten der Burg zur Verteidigung unter sich und nach außen hin zu erkennen, wollen wir zunächst das Bild betrachten, welches die Anlage dem auf dem Angriffsgelände befindlichen Beschauer bietet, und uns gewissermaßen mit der Person eines feindlichen Spähers identifizieren, der sich bereits

von der Unmöglichkeit überzeugt hat, die Burg von einer anderen Seite aus als von dieser anzugreifen.

Wir sind auf dem am Ostabhange des Angriffsgeländes aufwärts führenden Burgwege vorgedrungen, hüten uns aber, in die Schußweite der das erste Tor am Graben besetzt haltenden Verteidiger zu kommen und klimmen links abschwenkend an der mäßig ansteigenden Berglehne empor. Es gelingt uns, unbemerkt bis zum Rande des Halsgrabens vorzudringen, und wir haben nun fast die ganze dem Angriffsgelände entgegenstehende Front der Burganlage vor uns. Bevor wir dieselbe an der Hand der beigefügten Abbildung 1 näher betrachten, werfen wir einen Blick in den unter uns hinziehenden Halsgraben, welcher einen langgestreckten, sehr geräumigen Vorhof darstellt, und in friedlichen Zeiten als Wirtschaftshof dient, im Kriegsfalle aber als solcher aufgegeben wird. Die leicht gebauten Ställe und Remisen werden alsdann abgelegt, das Vieh und die Vorräte an Futter, Holz usw. in der Burg untergebracht, womit die ursprüngliche Bestimmung des Grabens als eines Annäherungshindernisses wieder hergestellt ist. Jnseits des Grabens erhebt sich vor uns auf dem bis zu 8 Meter hohem Felsmassiv eine starke Futtermauer, welche die Brustwehr eines schmalen Verteidigungszwingers trägt. Dicht hinter dieser Wehrmauer, welche — in etwa gleicher Höhe mit dem Angriffsgelände liegend — zur horizontalen Bestreichung desselben diente, ragt die hohe Schildmauer empor, auf der zwei, noch mit schützenden Dachüberbauen versehene Türme einen kurzen Wehrgang mit drei Schießlöchern einschließen. Durch ihre imposante Mauermasse wird uns der Anblick des dahinter stehenden Hauptturms fast vollständig entzogen, nur der obere Teil desselben ist von unserem Standpunkt aus zwischen den Türmen der Schildmauer sichtbar. Wir bemerken aber, daß man vom Turme aus über die Schildmauer hinweg das Angriffsgelände übersehen und bestreichen konnte, und daß seine Mauermasse für die Deckung nur für den Fall in Betracht kam, wenn die Schildmauer zerstört, oder wenigstens in ihren mittleren Teil eine erhebliche Bresche gelegt worden war.

Der mit einem Bogenfries versehene Rundturm an der rechten Seite der Schildmauer gehört einem weiteren Zwinger (E. Abbildung 2) an, dessen später Erwähnung getan werden wird. Vorerst wenden wir unsere Aufmerksamkeit der Mauer zu, welche rechts auf der Sohle des Grabens hinziehend die Trennung zwischen diesem und dem dahinter liegenden Vorhofe bildet. Sie enthält das 2. Tor der Burg und neben demselben einen runden Halbturm, welcher in eigentümlicher Weise mit einer graden Wandseite an die Tormauer angeschlossen ist, um eine wirksame seitliche Bestreichung und Beobachtung derselben zu ermöglichen. An diesen Turm anlaufend, zeigt sich ferner noch ein Teil der den Halsgraben talseitig abschließenden Mauer; links vom Burgfelsen sieht man im Hintergrunde ein längeres Stück Halsgrabenmauer, welches mit Schießlöchern und einer Türe versehen ist, die in einen nur sehr kleinen tiefer liegenden Zwinger führt. Das ist es, was wir von unserem Standorte auf dem Angriffsgelände aus von der Burganlage erblicken können, und wir müssen, um diese vollständig kennen zu lernen, unsere zuvor angenommene Stelle aufgeben und Einlaß in die Burg zu gewinnen suchen. Heute sind die fünf Tore der Burg jedem Besucher gastlich geöffnet, aber vor einem halben Jahrtausend war das keine leichte Sache. Wir nähern uns daher dem vorhin gemiedenen Tore, welches in den Halsgraben führt, und geben den Torwächtern zu erkennen, daß wir in friedlicher Absicht kommen und Einlaß in die Burg begehren, der uns denn auch unter den damals üblichen, oft ziemlich umständlichen Verhandlungen nun zuteil wird. Wir betrachten das Leben und Treiben im Graben, der sich nach der Seite der Schlucht hin erheblich verbreitert und die Burg im Westen umfaßt. Die hier ebenfalls bis an den Steilabhang vorgerückte Mauer hat dicht am Angriffsgelände ein weiteres Tor, welches vorzugsweise dem Verkehr mit dem Wirtschaftshof im Tale diente. (Siehe Abbildung 2.) (Fortsetzung folgt.)

# Die rheingauer Empörung 1525.

3) Von F. C. Jung. (Schluß.)

Jn Durchführung aller dieser Maßregeln mußten die Klöster nunmehr alle Register und Briefe und Siegel über Zinsen, Gülten, Renten, Pachten und sonstige Gerechtsame und Freiheiten herausgeben. Dabei nahmen sich die Aufständischen auch der aus den Klöstern ausscheidenden Personen an und erzwangen deren Abfindung mit den Klöstern, die sich weigern wollten, „den Abtrinnigen, Ausgehenden und Verlassenen. die widder ihr Geheiß und Gelöbniß ihre Ordenskleider aus und abgethan“, die lt. Abmachung festgesetzten 200 Gulden zu zahlen.

Was tat nun die auf dem Wachholder lagernde rheingauer Mannschaft während der ganzen Zeit dieser Maßnahmen, die den ganzen Monat Mai andauerten?

Nun, auch darüber haben wir verläßliche Nachrichten, durch zahlreiche Urkunden und Handschriften belegt.

Schon am Dienstag nach Jubilate — 9. Mai — richtete Caspar Hedio, jener „schändliche lutherische Verführer“, wie er in den Klosterakten genannt wird, einen Brief an die „andächtigen und Gaistlichen Vätern im Kloster Erpach: Zu wissenn, so doch die heilige Geschrift alle christliche Hertzen ermanet, von dem überfluß zeitlicher Nahrung christlich mitzutheilen, wo Mangell ist, also haben wir solchen Spruch zu Hertzen

genommen, uff daß der Gerechtigkeytt Gottes Volnstreckung geschehe und die Liebe in uns erwärme, so bitten wir daß Ihre dem Gemainen Läger versehen wollnt mit Wein, Brodt und Flaisch mit Ziemlichkeydt, bis solang unser vorgenommene Artikul Euch belangend endlichen Beschluß erlangen. Euch daß zum Besten zu verstehen gebend, uff daß weyther Unrath werde vermiettenn ..."

Und „Ueberfluß zeitlicher Nahrung" war besonders in der reichen Abtei Eberbach vorhanden.

Da war Korn und Mehl in Masse, das die Bauern als Zehnten dort abzurichten hatten, Hammel- und Rindvieh, das sich ouf den freien Schäfereien der Landschaft stattgefressen hatte, da war besonders Wein in Hülle und Fülle in den umfangreichen Klosterkellereien vorhanden, der auch zum großen Teil von den Traubengefällen der Winzer herrührte. Was Wunde, daß diese schönen Dinge, die vor dem Kloster lagernden hungrigen und durstigen rheingauer Männer lebhaft interessierten. Was ihnen aber besonders in die Augen stach, war das große Faß im Klosterkeller, ein Ungetüm von 74 Carraten nach heutigem Maß ca. 45 Stück = 54 000 Liter Wein. Dieses Riesenfaß war das erste, das nach dem Willen der Aufständischen angestochen werden mußte. Doch hierüber noch später.

Es mag ein tolles Leben und Treiben in diesem Monat Mai auf dem Wachholder gewesen sein, ein Leben, wie es die sonst so stille, öde Heidestrecke noch nie gesehen hatte.

Bunt zusammengewürfelt drängten sich da Bauern, Kriegsleute, Ritter, Geistliche und vornehme Bürgersleute durcheinander. Hier übten alte Kriegsleute die junge Mannschaft im Gebrauch der Waffen, dort standen die Aufständischen zu Haufen um einen Prediger herum, der von einer improvisierten Kanzel herunter die neue Lehre verkündete. Solche lutherische Prediger hatten sich mehrere eingefunden, darunter auch der bereits erwähnte Caspar Hedio. Dort hatte sich eine ganze Gemeinde zum Schmausen niedergelassen. Die Verproviantierung erfolgte überhaupt gemeindeweise durch besonders dazu ernannte Proviantmeister, die um dieses Amt sicherlich nicht zu beneiden waren, insbesondere so lange daß große Faß noch nicht ausgetrunken war. Ruhte man doch nicht eher, bis dasselbe zur Ehre Gottes und der evangelischen Freiheit bis auf die Nagelprobe geleert war und wieder ein neues Faß angestochen wurde. Von dem guten Appetit und dem gesegneten Durst der Rheingauer überhaupt, melden und die Klosterakten manches Interessante. So hatte das Eberbacher Kloster den Abgang fast alles Eß- und Trinkbaren zu beklagen. Es waren 600 Scheffel Mehl und Getreide, fast alle Ochsen, Schafe, Schweine, Kälber, Hühner, Tauben alles geräucherte Fleisch und Käse, zu dem man 80 Stück Klosterwein der besseren Verdauung wegen getrunken hatte.

Auch die anderen Klöster mußten entsprechend herhalten, und ganze Wagenzüge Wein und Lebensmittel wurden auf dem Wachholder angefahren.

Die Äbtissin von Gottesthal schreibt am 16. Mai an Friedrich von Greiffenklau: „Wir klagen Ewch mit jemerlichem Hertzen und Bedrüppeniß den großen Frebel, Muthwillen und Schaden, den wir lyden von denen, die uff und ab gehn vor unserem Kloster mit Essen und Drinken, sie stoßen unser Düren und stechen mit eren Spießen und den Unbaden, den sie stellen, kunnen wir nit me gelyden und han wir kein Beschirmunge von keynichem Menschen" 2c. 2c.

Die Bewegung hatte den Höhepunkt erreicht und die Rheingauer konnten mit ihren Erfolgen wohl zufrieden sein.

## III.

Während aber die Rheingauer auf dem Wachholder ihre tollen Gelage feierten und sich ihres leicht errungenen Sieges freuten, bereiteten sich im übrigen Deutschland wichtige Ereignisse vor, die dem Rheingau zum Verhängnis werden mußten.

Besonders in Süddeutschland tobte heftig der Bauernkrieg und zu gleicher Zeit als die Rheingauer auf dem Wacholder saßen, war die Sache der Bauern der Übermacht des Schwäbischen Bundes erlegen. Bald kamen die Schreckensbotschaften über die Bauerngemetzel von Böblingen, Königshofen und Ingolstadt, durch Gerüchte bis ins Ungemessene vergrößert und in dem Lager der Rheingauer dumpfen Schrecken verbreitend. Als eines Tages flüchtige Bauern im Lager erschienen, verursachten dieselben durch die Schilderungen der fürchtlichen Bauernschlächtereien ein derartiges Entsetzen, daß die guten Rheingauer plötzlich den Mut verloren, noch am selbigen Tag das Lager verließen und heimwanderten.

Sie glaubten durch das Räumen des Lagers und die Niederlage der Waffen bewirken zu können, daß sich der Schwäbische Bund nicht um den Rheingau kümmern würde.

Doch sie hatten die Rechnung ohne die Mainzer Regierung und den Schwäbischen Bund gemacht.

Am 13. Juni wurde in allen Flecken des Rheingaues ein Schreiben des Truchsesses von Würzburg verlesen: „Ihr wollet euch zum geschwindesten zu „Frowin von Hutten, dem Ritter, verfügen und euch „auf Gnad' und Ungnad' ergeben. Dann wo dieses „nicht geschehe, haben wir obgedachten Frowin von „Hutten zum Hauptmann verordnet, euch angezoge„ner Maßen mit Heereskraft zu überziehen, zu stra„fen und in Gehorsam zu bringen, danach möget ihr „euch wissen zu richten."

Und die Rheingauer richteten sich danach: sie sandten — auch auf den Rat des Statthalters, der dem Rheingau den Kriegsüberzug durch den Schwäbischen Bund ersparen wollte — Ostermann von Oestrich, Johannes Raab von Geisenheim u. a., als Abgeordnete des Rheingaues ab, die nach vielen Mühen und Beschwerden über Mainz, Frankfurt, Oppenheim nach Pfeddersheim reisten, wo sie gerade zur richtigen Zeit ankamen — am 23. Juni —, um die blutige Bauernjagd und das entsetzliche Gemetzel am 24. Juni mitanzusehen, das Pfalzgraf Ludwig mit seinen Verbündeten, dem Statthalter von Mainz und dem Erzbischof von Trier u. a. in und bei Pfeddersheim veranstaltete.

Inzwischen hatten sich im Rheingau wieder die Haupträdelsführer mit einem immer noch zahlreichen Anhang in Walluf gesammelt und sich der Hauptbe-

festigung des Rheingaues bemächtigt. Sie glaubten so dem Statthalter wieder aufs neue Trotz bieten zu können, und von dort aus entboten sie dem Statthalter und den übrigen Fürsten, daß sie zum äußersten Widerstand entschlossen seien.

Nichts konnte schlimmer sein für die Sache der Rheingauer und ihrer Abgeordneten als diese trotzige Entbietung die gleichzeitig mit den Abgeordneten in Pfeddersheim eintraf, was aus dem Briefe hervorgeht, den die Abgeordneten nach Hause schrieben:

„Unseren Gruß zuvor, ehrsame gute Freunde. „Wir thun Ewch kund, daß wir im Lager zu Pfed„dersheim angekommen seynd und so großen Jam„mer und Noth gesehen in den Straßen, Äckern und „Weingärten, daß mit unserem Rollwagen über man„chen erwürgten Mann gefahren und als man sagt „über die viertausend (wurden getötet) und falls „wir mit den Fürsten nicht übereinkommen und voll„kommen Gewalt haben werden, seynd wir ewig ver„loren, dann man achtet gar wenig in diesem Handel „eines Menschen: Damit wollet ihr mit der gantzen „Landschaft Fleiß ankehren, damit wir vollkommen „Gewalt erlangen mögen. Wir versehen uns, es soll „unser Gnädigste Herr Statthalter uns gnädiglich „vertretten und handhaben. Auch hat uns unser „Gnädigste Herr eine Schrift vorgehalten von dem „Landgrafen aus, welcher mit 1500 Pferden kommt „und da es von nöten seyn wird, durch das Rhein„gau samt anderen Fürsten zu ziehen und zu strafen.

„Gegeben in Eil im Lager von Pfeddersheim Anno 1525“.

Solche Nachrichten mußten niederschmetternd wirken. Der letzte Widerstand in Walluf brach, und die Abgeordneten erhielten schleunigst unbeschränkte Vollmacht.

Dieselben mußten notgedrungen alles annehmen, was man ihnen zudiktierte, und bereits am 27. Juni 1525 fand in Eltville die Verbriefung der zwischen den Abgeordneten und Fürsten getroffenen Übereinkunft statt.

Die Unterwerfungsurkunde des Rheingaues, worin Schultheis, Bürgermeister, Räthe und alle Inwohner des Landes des Rinkaws öffentlich bekennen und kund tun „unverursacht und unbedrängt sich aufgeworfen und entböhret“ zu haben und ihre „fref„fentliche Thaten wider öfentliche, gemein und gött„lich Recht, aller Ehrbarkeit, Billigkeit, guter Siedten „und Vernunft, auch kaiserliche Reformation, güld„ten Bull und gemeinen Landtfrieden bekennen“, ist ein Pater peccavi, wie es schärfer nicht gedacht werden kann. Diese Urkunde ist der Todesstoß für den ehemaligen freien Rheingau, vernichtet auch den letzten Rest staatlicher Selbstständigkeit, es ist der Todesnagel an seinem Sarg.

Die Rheingauer versprechen und geloben darin, „ihrem gnädigsten Herrn getrew, hold und gehorsam „zu sein, auch nit mehr uffwerfen oder entböhren, aus „keinerlei Ursach und Bewegnuß.“

„Item, was wir von neuen Constitution, Satzung und Ordnung unseres eignen freien Willens fürgenommen und uffgericht, auch alle Verpflichtung und Bündeneß, so wir in dieser Entböhrung gethann oder gemacht haben, die alle sollen stracks todt, uffgehoben und ab sein. Ferner wird zugestanden:

Ablieferung sämtlicher Waffen und Verzicht des Rechtes Waffen zu tragen für ewige Zeiten; Ersatz des den Klöstern zugefügten Schadens, Ersatz der Kriegskosten: 15 000 Gulden, Verzichtleistung auf alle früheren Privilegien und Freiheiten und Herausgabe aller darauf bezüglichen Briefe und Urkunden. Verzicht auf das freie Versammlungsrecht, Auslieferung der Rädelsführer und Anstifter der Empörung und Konfiszierung deren Eigentums.

„Item solle hinfüro die jährliche Beethe im „Rinkaw einem Erzstift Mainz zustehen. Item sol„len alle Wäldte im Rinkaw furthin unserm gnädig„sten Herrn von Mainz . . . vorbehalten sein; auch „wollen wir uns gäntzlich enthalten.

„Item sollen und wollen wir hinfüro alle jähr„liche Zinß, Beeth, Güldt, Zehendt, große und „kleine, Zölle und Gefälle sie stehen zu wem sie wol„len, gutwilliglich, vollkommentlich und unwidersätz„lich, wie sich eigen und gepürt, ausrichten und be„zahlen.

„Item, sollen und wollen wir auch alle Dienstbar„keit wie sich gebürth gehorsamlich thun und leisten, „alles getreulich und ohngefährlich.“

„Bey obgedachten unseren öffentlich gethanenen „Aydten, auch bey Verliehrung unserer Sehln-Seh„lichkeit versprechen wir alles statt, treulich, vestig„lich und unverbrüchlich zu halten und wollen uns „hinfüro gegen unseren gnädigsten Herrn von Maintz „als unseren natürlichsten regierendten Herrn . . . „unterthäniglich, gehorsamblich und treulig halten „wie frommen Leuten gepürt, alle Argelist und Ge„fähr hierin ausgeschlossen.“

Nachdem die Rheingauer dergestalt in Eltville ihr Todesurteil unterschrieben und sich in völlige Gewalt „ihres gnädigsten Herrn“ begeben hatten, konnte die Durchführung der Untersuchung erfolgen Schon am 7. Juli lieferten die Rheingauer ihr sämtliches „Wher und Geschütz groß und klein“, alle Schutz- und Trutzwaffen in das kurfürstliche Schloß zu Eltville ab, und am 12. Juli huldigten sie — zum ersten Male — waffenlos ihrem Statthalter bei Eltville, und alle alten und neuen Briefe und Siegel wurden öffentlich als untauglich und kraftlos vernichtet.

Für die Kriegsentschädigung von 15 000 Fl. mußten Geiseln gestellt werden; es waren dies Jacob Leyendecker und Conrad Beulzer, Eltville, Ostermann und Schumacher, Östrich, Tillmann und Scharer, Rüdesheim und Kogler, Lorch. Jede Herdstätte hatte für Kriegskosten 7 Fl. schlechtes Geld zu zahlen, so daß bei 3018 Herdstätten, die im ganzen gezählt wurden, 21 126 Fl. schlechtes = 18 108 Fl. gutes Geld herauskamen. Und nun brach das Strafgericht über die Empörer und Rädelsführer herein. Der Hauptmann des Schwäbischen Bundes, Frowin von Hutten, ritt mit starkem reisigen Zug durch den niedergeworfenen Rheingau von Flecken zu Flecken, und was von den Rädelsführerön nicht „ausflüchtig“ war, wurde ergriffen und nach Eltville gebracht. Hier wurde ihnen ein kurzer Prozeß gemacht, und

am 14. Juli mußten 9 der Rädelsführer „über die Klinge springen und ihre Köpfe dahinten lassen."

„Die andern wurden mit Abbitt an ihren gnädigsten Herrn verwiesen und ledig gelassen."

„Welche aber von den Rädelsführern, Urheber, „Ursacher und Aufrührern entrunnen gewesen, der„selbigen Hab und Gut ist durch den ehrnvesten Jun„ker Henrich Brömsern Vicedomb, auf Befelch des „gnädigsten Herrn und bundischen Hauptmann in „ventirt und eingezogen worden."

Ein großer Teil der Geflohenen wurde nach langwierigen Verhandlungen und Zahlung entsprechender Geldstrafen wieder in Gnaden angenommen, ein anderer Teil aber wurde „des Landts gäntzlich ver„wiesen, auch nimmer wieder darin zu kommen und „dessen sich 10 Meil wegs zu entfernen."

Johannisberg und Eibingen „weil sie nicht die geringsten, sondern erste Anführer gewest", verloren zu besonderer Strafe auch noch ihre selbständige Gerichtsbarkeit und wurden zu Rüdesheim und Winkel verwiesen.

Am 3. Januar 1527 erhielt der Rheingau seine neue Verfassung; die aufgebaut auf die Eltviller Unterwerfungs-Urkunde, natürlich nur die endgültige und gänzliche Vernichtung der alten Freiheit und Selbstverwaltung sein konnte. — So endete der Zug der Rheingauer nach dem Wachholder!

Schlimmer denn je seufzte das Volk unter dem Druck der neuen Verhältnisse. Die Niederlage auf dem Wachholder besiegelte das Schicksal der ehedem so blühenden Landschaft, und die folgenden Jahrhunderte brachten einen allgemeinen Niedergang des gemeinfreien Lebens, der staatlichen Einrichtungen ud Verwaltung, des Handels, der Gewerbe und des Wohlstandes. —

Mit ehernen Schritten ist die Weltgeschichte über den glänzenden Kurstaat hinweggegangen; ohne Ruhm und Ehre ging er zugrunde.

Doch die Nachkommen der von ihm damals Besiegten und Entrechteten hielten fest und männiglich aus auf dem geschmälerten alten Erbe ihrer Väter. In dem festen staatlichen Gefüge unseres deutschen Vaterlandes ist der heutige Rheingau wieder die Perle aller deutschen Lande.

Frei von dem drückenden Joch, baut der Winzer heute seinen Weinberg, und frei ist der Ertrag den er mit nimmer rastendem Fleiß erringt für sich und die Seinen.

Heute rauscht der herrliche Rhein mit all seinem bestrickenden Zauber, der ihm eigen, um die blühende Landschaft mit ihren grünenden Rebenhügeln und prangenden Auen, ihren lieblichen Städtchen und Flecken und der alte Spruch ist wieder zur Wahrheit geworden: „Im Rheingau macht die Luft frei."

# Adolf I. von Nassau, Kurfürst-Erzbischof zu Mainz.

2) Von Dr. C. Spielmann. (1. Fortsetzung.)

Er stand, wie wir wissen, gerade damals auf dem Gipfel seiner Macht. An der Spitze seines siegreichen Heeres, nach Niederwerfung der wittelsbachischen Erhebung in der Mark Brandenburg erschien er als Herr des geeinten Ostdeutschland in seiner vollen, ehrfurchtgebietenden, imperialen Größe, und schon schweiften seine Augen nach dem zwieträchtigen Westen. Dort wollte er ebenso festen Fuß fassen wie im Osten. Besaß doch sein Bruder Wenzel von Luxemburg-Brabant-Limburg bereits in jener Gegend einen ansehnlichen Länderkomplex; — wir wissen, daß durch Anheiraten an Burgund und durch andere Erweiterungen daraus später die kolossale Monarchie Philipps des Guten und Karls des Kühnen entstand. Mit dem Besitze der Oberpfalz griff der Kaiser nach Süddeutschland hinein, mit dem damals im Süden sehr einflußreichen Burggrafen von Nürnberg hatte er das Abkommen getroffen, daß seine (des Kaisers) noch nicht geborene (mögliche) Tochter, den noch nicht geborenen (möglichen) Sohn des Burggrafen heiraten sollte. In Mitteldeutschland zog Karl die Markgrafen von Thüringen und Meißen — drei Brüder — auf seine Seite, dadurch, daß er dem Sohne Friedrichs des Strengen seine Tochter Anna verlobte. Die Meißener hatten ihm bei der Brandenburger Heerfahrt treue Gefolgschaft geleistet, so übertrug er ihnen nunmehr die Schutzvogtei über die Wetterau, die vorher der verstorbene Kurfürst-Erzbischof von Mainz besessen hatte. Dem vierten Bruder, Ludwig, Bischof von Bamberg, gedachte er das Erzbistum Mainz zu verschaffen, um in ihm ein gefügiges Werkzeug zur Krönung seines Gebäudes, der Wahl seines Sohnes Wenzel zum deutschen Könige zu finden.

Über Adolf sah der Kaiser gleichgültig hinweg. Er erblickte jedenfalls in ihm einen fügsamen Jüngling, der ja auch vor zwei Jahren ruhig nachgegeben hatte. Der Papst erteilte auf Karls Vorschlag dem Bischofe von Bamberg die Weihen zum Erzbischofe von Mainz, und der Kaiser belieh ihn mit den Regalien. Bischof Adolf hatte, um sich den Papst — es war Gregor XI. — geneigt zu machen, 22 000 Gulden, den ganzen Ertrag des Zehnten seiner neuen Diözese, nach der päpstlichen Residenz zu Avignon gesandt, nachdem er vorher schnell von dem Erzbistume Besitz ergriffen hatte. Als er von der Bestätigung seines Gegners hörte, beschloß er, sich nicht zu fügen, sondern sich in seinem Besitztume zu behaupten, ja, das Prävenire zu spielen und den Kaiser in seinen Bundesgenossen anzugreifen.

Die meißnischen Landgrafen hatten mit denen von Hessen einen Erbverbrüderungsvertrag geschlossen, der seine Spitze gegen die braunschweigisch-lüneburgischen Herzoge richtete, an deren Spitze Otto der Quade von Braunschweig-Göttingen stand. Der Kaiser, der hinter den Kulissen die Herzoge von

Sachsen-Wittenberg, seine Bundesgenossen, gegen die Braunschweiger unterstützte, stimmte jenem Vertrage zu. Alsbald war die hessisch-braunschweigische Fehde außer Frage, alles rauflustige, Ritter- und Grafentum in Sachsen, Thüringen, Westfalen und am Rhein sammelte sich in den beiden gegnerischen Lagern. Der Bund der Sterner trat auf Ottos Seite, und ihm schloß sich auch Bischof Adolf an. Mit Heeresmacht brachte er seine thüringischen Gebiete Erfurt und das Eichsfeld in seine Gewalt; mehr als einmal schlug er die Heerhaufen der Meißner, selbst hoch zu Roß, den Streitkolben in der Faust. Damals entstand der Vers:

Bischof Adolf,
Der beißet um sich als ein Wolf —

und „der beißende Wolf" ist sein recht bezeichnender Beiname geblieben.

Jetzt gingen dem Kaiser die Augen auf. Vergebens mahnte er die Reichsstände von der Teilnahme am Sternerbunde ab, vergebens erschien er 1374 persönlich zu Mainz, um Ludwigs Einsetzung zu betreiben. Er erkannte, daß Adolf in seinem Bistume vollständig Herr war; Ludwig durfte es nicht wagen, nach dem Rheine zu kommen. Dagegen gelang dem Kaiser durch große Versprechungen die Gewinnung der Kurstimmen von Köln und Trier zur Wahl seines Sohnes Wenzel, und auch in den Sternerbund legte er Bresche durch die Herüberziehung von dessen mächtigem Mitgliede, des Grafen Johann von N.-Dillenburg. Zu Nürnberg, wo er später tagte, empfing dann Karl die Zustimmung des Erzbischofs Ludwig von Mainz zu Wenzels Wahl, wodurch ihm nun die Mehrzahl der Kurstimmen — die böhmische und brandenburgische waren ja in seinem Hause — gesichert schien.

Nunmehr brach der Kaiser mit Heeresmacht wider Erfurt auf, wo Adolf mit seinen Treuen und einem namhaften Anhange thüringischer Grafen weilte. Die Stadt wurde eng umschlossen und in die Acht erklärt. Aber es lag beiden Teilen daran, es nicht zum äußersten kommen zu lassen: Kaiser und Bischof hatten einer des anderen Wertigkeit erkannt. Ein dreijähriger Waffenstillstand auf Grund des status quo wurde abgeschlossen. Und dann eilte der Kaiser, seines Sohnes Wahl vollziehen zu lassen. Er hatte auch die Kurstimmen von Sachsen und von der Pfalz, letztere unter großen Zugeständnissen gewonnen. Da er aber sah, daß ein Teil der Kurfürsten zu Adolf neigte, ließ er durch seinen Sohn Wenzel die Versicherung abgeben, daß dieser, so lange er lebe und bei dem Bündnisse mit dem Stifte Mainz bleibe, nicht feindseliges gegen Adolf unternehmen wolle. Das war ein zweideutiger Kniff, den der Erzbischof Ludwig übel vermerkte. Er hatte Lust, von Rense wo die Kurfürsten versammelt waren, abzureisen. Doch der Pfalzgraf brachte ihn zurück. Wenzel wurde zu Rense, dann noch einmal zu Frankfurt gewählt und zu Aachen vom Erzbischofe von Köln gekrönt. Dies geschah im Jahre 1375.

Adolf hatte unterdessen mit seinen Gegnern in Thüringen Waffenstillstand geschlossen. Diesen Umstand und den anderen, daß Kaiser Karl in Süddeutschland beschäftigt war, um den wie eine Windsbraut losgebrochenen fränkisch-schwäbischen Städtekrieg beizulegen, benutzte er, um sich der Reichsstadt Speier zu bemächtigen. Der Versuch schlug aber fehl, und der ungestüme Bischof mußte sich bequemen, sich mit den Bürgern auszusöhnen. Als Vermittler wählte er kluger Weise den Pfalzgrafen Ruprecht, wodurch er diesen auf seine Seite zog. Die Bundesgenossenschaft tat not; denn Papst und Kaiser begannen wieder schärfer gegen Adolf aufzutreten. Da starb Gregor XI., der seine Residenz nach Rom zurückverlegt hatte, und mit seinem Tode trat das große Schisma ein. Zu Rom wurde Urban VI., zu Avignon Clemens VII. erhoben. Und ehe noch die Welt von dem Staunen über solches Ärgernis sich erholt hatte, segnete plötzlich auch Kaiser Karl, zweiundsechzig Jahre alt, das Zeitliche und überließ seinem geistlichen Gegner den Plan (1378).

„Ehre die Geistlichkeit, suche den Frieden, schone die Nachbarn, schätze die Deutschen, liebe die Böhmen!" — mit dieser Ermahnung an den achtzehnjährigen König Wenzel war der bedeutende Regent von dieser Welt geschieden, und — der Wahrheit die Ehre! — die ersten zwölf Jahre bemühte sich der junge Fürst redlich, diesem Rate seines von ihm hochverehrten Vaters gemäß zu regieren. Wenzel hat bisher noch keinen unparteiischen Biographen gefunden. Wenn dies einmal der Fall sein wird, so bin ich fest überzeugt, er steht in einem anderen Lichte da als nun, wo ihn geistliche und weltliche Historiker als einen dem Trunk, der Völlerei und Tyrannei ergebenen Monarchen darstellen. Wenzel war unstreitig ein hochbegabter Mensch und hatte den besten Willen, eine Reform des Reiches vorzunehmen; er hat auch all seine Kräfte zu einer solchen eingesetzt. Allein er besaß nicht die imponierende, persönliche Macht des Auftretens wie sein Vater und nicht dessen Klugheit. Zudem verwirrten sich die Zustände im Reiche unaufhaltsam zu einem so heillosen, wüsten Durcheinander, daß selbst eine kräftigere Hand Mühe gehabt haben würde, das Reichsschiff sicher durch solche Wogen zu steuern. Aus Mißmut darüber, daß all seinen gutgemeinten Plänen fortgesetzt Widerstand geleistet wurde, hat Wenzel nach zwölfjährigen Bemühungen an der Regierung und an sich selbst verzweifelt.

Bischof Adolf trat sofort in Gegensatz zu dem neuen Könige. Während Wenzel mit den rheinischen Kurfürsten auf dem Reichstag zu Frankfurt sich für Urban VI. zu Rom erklärte und alles aufzubieten gelobte, um ihm allein Anerkennung zu verschaffen, erkannte Adolf den schismatischen Papst Clemens VII. als rechtmäßig an. Dies war aber nur Mittel zum Zwecke. Sofort (1379) empfing er dafür von Clemens das erzbischöfliche Pallium und ließ sich damit zu Eltville feierlich bekleiden. Das Bistum Speier behielt er — trotz der Ungesetzmäßigkeit eines solchen Verfahrens — bei. Um aber den König nicht unnötig und voreilig zu reizen, war er gefügig, als der Befehl an ihn erging, die Mainzölle zu Höchst und Kelsterbach abzustellen. Die Befreiung der Landstraßen und Flüsse von den Zöllen hatte nämlich

schon der weitsehende Karl als das einzige Mittel erkannt, den drohenden Konflikt zwischen Fürsten und Städten zu hemmen oder gar beizulegen. Aber daß Adolf sonst nicht zum Nachgeben geneigt war, bewies der Nachdruck, mit dem er eine wilde Fehde ausfocht gegen den Landgrafen von Hessen und den Pfalzgrafen, der in seine landesherrlichen Rechte eingegriffen und sich mit Adolfs altem Gegner verbunden hatte.

König Wenzel ersah das Gefährliche, Adolf zum Feinde zu haben. Viel besser deuchte es ihm, sich ihn zum Gehilfen bei der Reichsreform zu gewinnen. Deshalb tat er den entscheidenden Schritt. Er vermittelte nicht nur den Frieden zwischen den Streitenden, sondern trug selbst beim Papste Urban VI. um Anerkennung Adolfs als Erzbischof an. So kam es, daß dieser sich dem Papste zu Rom unterwarf, dafür von ihm als alleiniger und rechtmäßiger Erzbischof von Mainz erklärt und vom Könige zum Kurfürsten und Erzkanzler des Heiligen Reichs in Germanien ernannt und mit allen Landen des Stiftes belehnt wurde. Ludwig, der bisherige Erzbischof, erhielt das Erzbistum Magdeburg. Dies geschah 1381.

Nun trat Adolf im Vollgefühle seiner Macht und im stolzen Bewußtsein seiner Überlegenheit über den König als erster geistlicher Reichsfürst, rechtmäßig erwählt, zielbewußt auf den Plan. Von jetzt ab erscheint er als Vorkämpfer der rheinischen Fürstenmacht, als Haupt der vier rheinischen Kurfürsten gegenüber dem Könige und seinen Bestrebungen. Nicht gegen die letzteren, sondern direkt gegen den König wirkte Adolf. Das Ziel, das Wenzel sich gesteckt hatte, wollte er — allein — erreichen.

(Schluß folgt.)

# Der Förster von Dillenburg.

6) **Geschichtliche Volkserzählung.** Von E. von Forell. (5. Fortsetzung.)

Daß auch Heinrich diese Nachricht sehr schmerzlich berührte, kann man wohl begreifen, mußte er sich doch schon so schnell von seinem holden Lieb trennen und voraussichtlich auf sehr lange Zeit.

Vater und Tochter verließen am nächsten Tage in aller Frühe ihr trautes Heim, nachdem unter vielen Tränen und Küssen Abschied genommen worden war. Trübe und traurige Tage folgten nun für den vereinsamten Jüngling, und wenn er auch öfter Nachricht erhielt, so war diese doch nur ein geringer Trost.

Seinem Vorgesetzten fiel bald das betrübte Wesen Heinrichs auf, und auf Befragen teilte er dem freundlichen Herrn sein Leid mit. Dieser tröstete ihn, so gut er es im Stande war, und versprach ihm, ihn im nächsten Monat mit nach Diez zu nehmen, wohin ihn Amtsgeschäfte riefen, von da könne Heinrich leicht seine Braut besuchen.

Mit bewegten Dankesworten schied Heinrich von dem gütigen Manne, und freudig blickte er nun der nächsten Zukunft entgegen.

Sehen wir nun, wie es seiner Braut und deren Vater in Hahnstätten erging.

Sie fanden die alte Frau in einem kläglichen Zustande, doch leuchtete die Freude, daß ihrer Bitte so schnell Gehör geworden, von ihrem Angesicht. „Wie wohl tut es mir", sagte die Kranke, daß ihr euch meiner annehmt, ich habe ja sonst niemand, der sich um mich bekümmert."

„Liebe Tante", sagte Lorchen, „ich werde dich treulich pflegen, und es soll dir an nichts fehlen."

Wenn man einmal über die Siebzig sei, meinte die Tante, könne man nicht mehr viel vom Leben erwarten; außerdem sehne sie sich herzlich nach ihrem verstorbenen Manne, und sie hoffe, recht bald wieder mit ihm vereinigt zu werden.

Klein blieb noch einige Tage, bis sein Urlaub abgelaufen war, und kehrte dann nach bewegtem Abschied nach Dillenburg zurück.

Die gute Tante erfuhr nun auch, daß Lorchen sich mit Sorgen um ihren Verlobten quäle, der ihr in ihren Träumen stets in großer Gefahr schwebend erschien, bedroht von seinem Todfeinde Kölsch. Das arme Kind! Es ahnte nicht wie nahe ihm dieser verruchte Bösewicht war, und wie bald er es in eine furchtbare Todesgefahr bringen sollte.

Die Tante tröstete Lorchen, so gut sie es vermochte, und riet ihr, da sie viel auf Prophezeiungen hielt, sich einmal nach dem nahen Mudershausen zu begeben, wo eine alte Zigeunerin Namens Daura wohne, welche schon vielen Leuten die Zukunft richtig verkündet habe.

Als ihr Lorchen mitteilte, daß sie diese bereits kenne, sagte die Tante: „Desto besser, mein Kind, dann wird sie dir gewiß nichts Falsches berichten." Am nächsten Tage schon machte sich Lorchen auf den Weg.

Als sie in die Nähe von Hohlenfels gekommen war und die alte, malerisch gelegene Burg vor ihr auftauchte, hörte sie plötzlich sich beim Namen rufen, und als sie sich umsah, stand Daura vor ihr. Diese begrüßte das Mädchen herzlich und bat es, mit nach einer nahen Schlucht zu kommen, wo sich ihr Lager befände, dort sollte es hören, was ihm wohl gefallen würde.

Daura führte nun Lorchen in eine Höhle, wo eine kleine Bande Zigeuner versammelt war, der das Mädchen als die Braut Heinrichs vorgestellt wurde. Daura nahm nun ihre Hand, betrachtete genau deren Linien und sagte: „Lasse dir nur nicht vor der Zukunft bangen; du wirst mit deinem Liebsten ganz sicher vereinigt, und ihr werdet eine lange und glückliche Ehe haben."

Dann schenkte sie einen Becher voll Wein ein, reichte ihn der jungen Braut mit den Worten: „Auf dein und der Deinigen Wohl! Trinke getrost, der Wein enthält einen Saft, der dir bei der schweren Pflege bei deiner Tante die Gesundheit erhalten wird.

Unter vielen Danksagungen verließ Lorchen die Höhle, von Daura bis nach Hahnstätten begleitet, welche ihr dann noch eine Phiole mit einer roten Flüssigkeit überreichte. Davon solle sie der Tante ein wenig in alle Speisen mischen, damit werde ihre Krankheit weniger schmerzhaft sein und das Sterben, das bald bevorstehe, leichter.

Lorchen dankte innig, und Daura kehrte rasch nach der Höhle zurück. —

Wenden wir uns nun wieder zu Heinrich, der den Tag heiß herbeisehnte, an dem ihn Herr von Witzleben mit nach Diez nehmen wollte.

Der Februar nahte schon seinem Ende; der Schnee verschwand nach und nach vor dem warmen Hauch des Südwindes. Schon duftete der rotblühende Seidelbast in den Wäldern, Finken und Goldammern begrüßten zuerst die Abreise des rauhen Winters, schon ließen einige Lerchen ihren Lobgesang zum blauen Himmel erschallen, und hier und da zeigten die Täler einen schwachen Anflug von Grün.

An einem solchen Tage empfing Heinrich die ihn beseligende Botschaft des Herrn von Witzleben: „Morgen reisen wir!" Jubelnd machte sich Heinrich reisefertig, und schon bei Tagesanbruch saßen die beiden Reisenden in dem bequemen Wagen des Herrn.

Aber erst am nächsten Mittag trafen sie in Diez ein, da sich unterwegs einige dienstliche Hindernisse in den Weg gestellt hatten.

Mit vielen Dankesworten verabschiedete sich Heinrich von seinem Gönner und eilte so schnell als möglich nach Hahnstätten. Hier traf er nur die kranke Tante; sein Lorchen war mit einem Auftrag nach Hohlenfels gegangen.

Die Kranke bedeutete Heinrich, welcher sie herzlich begrüßt hatte, Lorchen entgegen zu gehen. Mit stürmischer Eile machte sich Heinrich auf den Weg, als ihm kurz vor seinem Ziele der rote Mantel Dauras entgegenwehte und diese ihm zurief: „Eile, eile, Goldsöhnchen nach der Burg! Deiner Braut droht Gefahr!" Außer sich vor Schrecken, flog er fast in den Schloßhof, so daß Daura ihm nicht zu folgen vermochte. Ein Angstschrei Lorchens bannte ihn plötzlich auf die Stelle, und er sah das Mädchen, aufwärts blickend, in der Öffnung einer Turmtüre, fast unter dem Dache in heftigem Ringen mit Kölsch, welcher sich bemühte, das arme Kind in den Turm zurückzuziehen. Aber mit einer, durch die Verzweiflung hervorgerufenen unbegreiflichen Kraft stieß es dem Wüstling derart vor die Brust, daß derselbe einige Stufen der Treppe hinabkollerte, und nun floh es über einen schmalen Balken, eine Verbindung mit dem gegenüberliegenden zweiten Turme des Schlosses, in dessen Eingang, wo es bewußtlos zusammenbrach.

Der feige Schurke wagte nicht, dem kühnen Mädchen über den Abgrund zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

## Theater zu Wiesbaden.

### Hoftheater.

* **John Gabriel Borkman,** Schauspiel in 5 Akten von Henrik Ibsen. — Der Borkman taucht nach einer Reihe mystischer Dramen am Schlusse der dichterischen Wirksamkeit des nordischen Meisters wie eine erlösende und krönende Tat auf. Er schließt die sozialbürgerlichen Werke der Mittelperiode ab. Der Held, ein Bankdirektor von mächtigem Wollen, hat sich verspekuliert, sucht aber dann, dem Sterben nahe, noch einmal alle Kraft, allerdings vergeblich, zusammenzuraffen, um ein Diener der Menschheit zu werden. Seine Rücksichtslosigkeit hat zugleich die Einheit und das Glück seiner Familie zertrümmert, und sein Sohn läßt alles im Stich, um sich in der Welt ein neues Sein zu schaffen, sich weder an die leidende Mutter noch an die opfermutige Tante kehrend. Es ist ein Stück von wirklichem, packendem Inhalt, von wuchtiger Handlung und meisterhaftem Dialog, durch den Ibsen bekanntlich so mächtig wirkt. Die Regie Dr. Oberländers hatte es mit feinem Verständnis inszeniert; die Rollen waren vorzüglich ausgerichtet und mit Ernst und Liebe eingespielt. Den Titelhelden gab Herr Leffler mit glänzender Erfassung der Ibsenschen Intentionen. Gleichwertig, in großzügiger Durchdringung der Charaktere waren Frau Bleibtreu als Gunild Borkman und Frl. Eichelsheim als Ella Rentheim, jener Schwester. Der junge Stürmer Erhard Borkman lag Herrn Weinig sehr gut, ebenso der Foldal dem Herrn Striebeck. Auch Frl. Ghiberti und Frau Rodius-Doppelbauer sind lobend zu erwähnen. Aber trotz allem, der Gehaltfülle des Werkes und der Musterdarstellung, blieb die große Menge der Hörer unberührt, teilnahmlos. In der Zeit der Possen, Schwänke und Operetten mit ernsten Problemen nicht einmal, sondern nur mit ernsten, gehaltvollen Dramen zu kommen: das wird von der Masse ablehnend begutachtet.

### Residenz-Theater.

* **Pater Jucundus.** Komödie in 4 Akten. Von Anton Ohorn. Zum 1. Male am 10. zum 3. Male am 20. Oktober. — Anton Ohorn ist ob seines neuen Werkes vielfach herumgezerrt worden. Er mag, wenn ihm die diversen Kritiken zu Gesichte kommen, heimlich gelacht haben, was nicht alles in das Stück hineingelegt und von wie wenigen es als das erkannt wurde, was es sein soll: eine harmlose Komödie mit leichter Einkleidung in das Mäntelchen des Sieclè éclairé. Daß der junge Baron von Dobra die bürgerliche Amtmannsnichte trotz allen religiösen und adligen Prinzipien und noch dazu komischerweise durch Vermittelung seines Vaters, des „Paters Jucundus" erhält, das ist der Kern des Stückes. Nicht einmal ein neues Motiv, nur ein in lebendiger Handlung und flottem Verlauf behandeltes altes. Deshalb kann weder von einem Versumpfen, noch von einem Versteifen aufs Religiös-Tendenziöse bei Ohorn die Rede sein. Die derben Bilder der Kneiperei im Mönchskloster, die Verwechslungsszenen und das andere Beiwerk war man von Ohorn nicht gewärtig, nahm sie aber freundlich auf. — Die Regie Dr. Rauchs hatte wieder künstlerisch gewaltet; das Spiel war flott und dem Tenor der Komödie geistvoll angepaßt. Den Pater Jucundus, die schwierige Rolle, charakterisierte Herr Bertram recht glücklich. Eine stolze Aristokratin stellte Frau Schenk als Baronin. Herr Tautz als junger Dobra und Frl. Bischoff als Amtmannsnichte bildeten ein vortreffliches Pärchen, dem man das Sichkriegen nur wünschen mochte. Die Herren Rücker, Bartak, Miltner-Schönau, Hager und Tachauer schienen ebenfalls gut disponiert. Die Aus-

stattung des Stückes war höchst stilvoll; überhaupt ließ der Gesamteindruck nichts zu wünschen übrig. Ward der größere Teil des Auditoriums auch nicht warm, der kleinere, verständnisvollere wußte es der Direktion umsomehr dank, daß er wieder einmal eine bessere Komödie zu hören bekommen hatte.

**Volkstheater.**

* **Preziosa.** Schauspiel mit Gesang in 4 Akten von P. A. Wolff. Musik von K. M. v. Weber. Zuerst am 16. Oktober, dann mehrfach wiederholt. — Preziosa, graziosa gespielt, übt imer noch seine Anziehungskraft aus. Trotz seiner einfachen Handlung, seinem übrigens nicht unpoetisch verwandten Romta-romta-Trochäus-Viertakter und dem mancherlei äußerlichen Beiwerk wirkt das Stück, weil es aufs Gemüt geht. Hierzu kommt die blühende Musik des unsterblichen Meisters. Wir waren gespannt, wie das Volkstheaterchen mit seinen beschränkte Mitteln der Aufführung gerecht wurde. Und siehe da, es gelang den Verhältnissen gemäß recht gut, abgesehen vom Gesang der Heldin; doch auch hier heißt es: Tout savoir c'est tout pardonner! Die Darsteller taten voll das Ihre. Frl. Guttens Spiel ließ nichts zu wünschen übrig; in der Sprachrolle war sie noch nicht ganz fest. Auch die Figur war nicht recht entsprechend; indes ideale Preziosen und Mignons findet man selten. Das Väterpaar Carcamo und Azevedo war durch die Herren Heinrichs und Römer würdig vertreten, Direktor Wilhelmy war ein vorzüglicher Liebhabeer Alonzo. Herr Neeb ein vornehmer junger Grande Eugenio. Die alte Hexe Viarda war bei Fr. Clement sehr gut aufgehoben, ebenso der habgierige, wilde Hauptmann bei Herrn Schöndorff. Eine schöne Leistung von derber Komik war der Pedro des Herrn Loehmke. Auch die Nebenröllchen waren gut besetzt, das „Volk" tat seine Pflicht und Schuldigkeit, und Herr Clement und das Orchester sekundierten verständnisinnig. Frl. Lenard ersetzte das Ballett; sie tanzte graziös und vornehm. Die Gewandungen waren neu und standen sehr gut; auch in den Dekorationen wurde Nettes geleistet. Das volle Haus kargte nicht mit dem wohlverdienten Beifalle.

## Literatur.

* **Landeskunde des Großherzogtums Hessen, der Provinz Hessen-Nassau, und des Fürstentums Waldeck.** Von Prof. Dr. G. Greim. (Sammlung Göschen.) 158 S. Pr. 80 Pf. Leipzig, G. J. Göschen. — Dem Verfasser ist es hauptsächlich um die physische Geographie unseres Gebietes und der Nachbarschaft zu tun gewesen: Bodengestalt, Bodenbeschaffenheit, Lebensbedingungen. Er beschreibt demgemäß natürlich und richtig nach Landschaften. Die Charakterisierung der Entstehung und Beschaffenheit von Taunus und Westerwald kann als gut bezeichnet werden, weniger gut die Beschreibung der Gegend an sich, die dazu arg kurz ausgefallen ist. Was heißt das: „Einzelsiedelungen, Höfe usw. sind nur selten zu finden"? „Der Westerwald ist überwiegend katholisch"? „Weinberge dehnen sich zu beiden Seiten der Chaussee von Wiesbaden nach Biebrich"? „Im Gebirge sind städtische Ansiedelungen geradezu selten"? — Dreizehn recht gute Abbildungen und eine hübsche Karte sind beigefügt.

* **Antike Geschütze auf der Saalburg.** Von R. Schneider. 21 S. Vom Saalburgmuseum herausgegeben. Schudts Buchdruckerei Homburg v. d. H. — Für die Exerzierhalle der Saalburg hat der sächsische Artilleriemajor Schramm 9 Wurf- und Schießmaschinen, den antiken genau nachgebildet, hergestellt, die auch sämtlich erprobt und eingeschossen sind. Sie bilden eine wertvolle Bereicherung und Ausstattung der alten Römerfeste und einen interessanten Anziehungspunkt mehr für Fachmänner und Laien, die die Saalburg besuchen. Die sachkundigen Erläuterungen der Rekonstruktionen erschienen zum Verständnisse unentbehrlich. Unterstützt werden sie durch gute Abbildungen.

## Neues aus Nassau.

Am 17. Oktober sollte beim Landgerichte Wiesbaden der 1. Termin des Prozesses Graf Merenberg gegen Nassau stattfinden. Der Graf hat eine lange — in jeder Beziehung anfechtbare — Klageschrift eingereicht. Da sie von der Seite des Hauses Nassau noch nicht beantwortet wurde, mußte der Termin auf den 16. Januar 1908 aufgeschoben werden.

Am 11. Oktober fand zu Östrich im Rheingau eine Versammlung von etwa 1000 Winzern statt, die einmütig gegen die projektierte Weinsteuer protestierten.

Am 11. Oktober erfolgte zu Höchst der erste altkatholische Gottesdienst.

Mit der Absteckung der elektrischen Schnellbahn Wiesbaden-Frankfurt (durchs Ländchen über Höchst) ist begonnen worden.

Rödelheim hat seine Eingemeindung in Frankfurt beschlossen. Da nun Ginnheim und Eckenheim dasselbe getan haben, so sind sämtliche Gemeinden des Landkreises Frankfurt in der Großstadt aufgenommdes Landkreises Frankfurt in der Großstadt aufgegangen. Diese wird somit bei der nächsten Volkszählung 400 000 Einwohner überschritten haben.

In Hachenburg erscheint bei Th. Kirchhübel eine neue Tageszeitung: „Der Erzähler vom Westerwalde".

Allmählich werden nun die leeren Schulstellen im Nassauischen besetzt werden. Eine Anzahl hessischer Abiturienten ist herüber beordert worden. Müssen sich also erst in das nassauische Simultanschulwesen hineinfinden.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**November.**

8\. 1626. Anna Maria Gräfin von Nassau-Saarbrücken, Gemahlin Ludwigs II., stirbt. Sie war eine geborene Landgräfin von Hessen-Kassel und ist Mutter aller späteren Walramer geworden.

9\. 1735. Fürst Karl Wilhelm von Nassau-Usingen wird geboren. Er war der Sohn des Fürsten Karl, dem er 1775 in der Regierung folgte. Er starb ohne Söhne am 17. Mai 1803 und hatte seinen Bruder Friedrich August zum Nachfolger.

10\. 1785. Oberbergrat Christian August Schapper wird zu Bad Ems geboren. Er war ein tatkräftiger Förderer des nassauischen Bergwesens. Gestorben am 22. VII. 1862 zu Wiesbaden.

11\. 1706. Fürst Friedrich Wilhelm II. von Nassau-Siegen wird als Sohn des Fürsten Friedrich Wilhelm I. geboren. Er starb, der letzte der reformierten Linie Siegen, am 2. V. 1734.

14\. 1792. Das hessen-kasselische Korps des Obersten Schreiber beginnt den Vormarsch gegen die Custinesche Revolutionsarmee auf Wetzlar zu. (Französische Revolutionskriege.)

15\. 1789. Karl Ludwig Lex, Präsident des herzoglichen Justizkollegiums, geboren. Er starb am 22. VII. 1858 zu Wiesbaden.

## Briefkasten.

**A. L. in K.** Das Betreffende wird Ihnen nun zugegangen sein.

Dr. **M. Th. in M.** Dankend erhalten.

**J. R. in B.** Besten Dank für den Kartengruß und schönste Wünsche zum Erfolg der Arbeit.

**Bem.** In Nr. 19 ist, wie wir nun erst bemerken, leider auf S. 243, Sp. 2, unten bei den Ernennungen eine Reihe ärgerlicher Druckfehler ohne unser Verschulden stehen geblieben. Man lese an den betreffenden Stellen: Tautphoeus, Lanzendörfer, Waldhausen, v. Gagern, Rod, Gr. und Steinperf.

**Redaktionsschluß: 26. Oktober.**




№ 22. Wiesbaden, den 16. November 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.




## Abendgänge.

In der Jugend schönen Tagen
Zog es abends mich hinaus,
Wenn der Sonne Gluten lagen
Goldig auf der Liebsten Haus.

Sie zu schauen, sie zu grüßen,
Zu erhaschen einen Blick,
Holdes Lächeln von der Süßen,
War der Jugend stilles Glück.

Wenn im Traum des Glücks verloren
Auf der Heimat Höh'n ich ging,
An des Himmels gold'nen Toren
Sehnsuchtsvoll mein Auge hing,

Himmlische Gestalten zogen
In mein Herz auf diesem Pfad;
Unbewußt hab' eingesogen
Ich der Lieder gold'ne Saat.

Fern der Heimat teure Fluren,
Fern der Liebsten süßer Blick!
Nur Erinnerung sucht die Spuren,
Und im Liede lebt das Glück.

## Vorüber.

Es ist nun wohl schon lange her,
Da war mein einz'ges Sorgen —
Mir ist's, als ob es heute wär' —,
Zu grüßen sie jeden Morgen.

Ich stellte mich an die Kirchentür;
Es läuteten die Glocken,
Als wollten sie die Liebste mir
Wohl an das Herze locken;

Als wollten sie mit eh'rnem Mund
Der ganzen Welt verkünden,
Soweit sie klängen in der Rund',
Sei keine schöner zu finden.

Und kam die Holde dann vorbei,
Und grüßten mich ihre Blicke:
Mir war's, als ob der Himmel sei
Geöffnet meinem Glücke. —

Es ist nun wohl schon lange her. —
Die Glocken sind zersprungen, —
Und die ich stets geliebt so sehr, —
Ist wir ihr Ton verklungen.

Friedrich Fischbach †.

# Nassaus Burgen,

## ihr Wesen und ihre Bedeutung im Mittelalter.

2) Von R. Bonte. (1. Fortsetzung.)

### VI. Burg Hohlenfels.

Wir wenden uns nun wieder zu dem vorhin betrachteten zweiten Burgtore, welches streng genommen das erste eigentliche Burgtor ist und früher nicht, so wie heute, von dem Ankommenden ohne weiteres auf ebenen Wege erreicht werden konnte, denn vor ihm war in der Grabensohle ein kurzer Abschnittsgraben ausgetieft, der in Friedenszeiten mit starken Balken und Bohlen vollständig überdeckt war. Diese wurden im Falle der Kriegsbereitschaft abgehoben und durch einen beweglichen Steg ersetzt.



**Burg Hohlenfels.**
Torturm und Tor IV.

Durch das Tor II gelangen wir in einen ziemlich geräumigen Vorhof, an dessen talseitiger Wehrmauer eine Reihe von Stufen in sanfter Steigung nach dem in der Abbildung 1 oben rechts dargestellten Tor III leitet. Vorhof und Weg werden von dem Wehrgange dieses Tores in der Frontrichtung und seitlich durch den hochliegenden, lang gestreckten Zwinger E bestrichen. Letzterer ist mit dem Wehrgange des Tores III in Verbindung; der an seinem anderen Ende heraustretende, schon bei der Betrachtung vom Angriffsgelände aus erwähnte Rundturm ist sehr günstig angeordnet und ermöglichte eine vorteilhafte Bestreichung des Halsgrabens, der Tore I und II, sowie auch des Angriffsgeländes.

Wie man sieht, machte die eigenartige Grundrißdisposition der Burg hinsichtlich der Führung des Burgweges eine Abweichung von der sonst meist beobachteten und bekannten Regel erforderlich, d. h. der anstürmende Gegner wendet dem Verteidiger die linke, vom Schilde gedeckte Seite zu.

Durch das Tor III gelangt man in einen dritten, sehr engen, zwingerartigen Vorhof, der in der Hauptsache durch den mächtigen Torturm T verteidigt wird. Zur Rechten des Eintretenden liegt in der dicken, talseitigen Wehrmauer die Treppe, welche zu dem Wehrgange über dem eben passierten Tore III führt; ein nach dem Tale hin ausspringendes Rondel des Wehrganges gestattet die dortseitige Mauer zu übersehen und ein etwa versuchtes Ersteigen oder Untergraben derselben zu behindern. Über diesen Wehrgang nahmen die in dem Zwinger E postierten Verteidiger im weiteren Verlauf einer Belagerung ihren Rückzug in den Vorhof, bezw. in das Tor IV neben dem Torturm.

Von dem höher liegenden Wehrgange bietet sich dem Besucher ein etwas günstigerer Standpunkt zur Betrachtung der Gebäude des engen Hofes, als von dem Boden des letzteren. Unsere Skizze (Abbildung 3) zeigt im Vordergrunde die Brüstungsmauer des Wehrganges, links daneben den auch im Grundriß angedeuteten Felsen mit einem Teile der den inneren Burghof im Osten begrenzenden Ringmauer, welche an den hochragenden Torturm anläuft. Im rechten Winkel zu dessen fensterreicher Ostfront, sieht man die nach Süden liegende Wand des Torzwingers, in welcher sich das Tor IV befindet. Der Torzwinger ist später mit einem offenen, von zwei Nebenräumen flankierten Altan überbaut worden; von den Nebenräumen, welche im Äußeren türmartig gestaltet und mit geschweiften Walmdächern geziert sind, ist der eine, über dem Tor IV liegende, auf dem Bilde sichtbar. Der Torzwinger war früher oben offen, damit er von dem Torturm aus verteidigt werden konnte, in dessen Dache zu diesem Zwecke ein großer Gußerker angebracht war. Über diese Einrichtung, sowie über die vom Dache des Torturms in den Hauptturm führende fliegende Brücke wird weiter unten noch gesprochen werden; im Grundriß sind deren Lage und Form durch punktierte (gestrichelte) Linien angedeutet.

Rechts neben dem Tore IV sehen wir auf dem Bilde noch einen Teil der den Vorhof abschließenden Mauer und der zum Wehrgange — unserem Standpunkte — führenden Treppe.

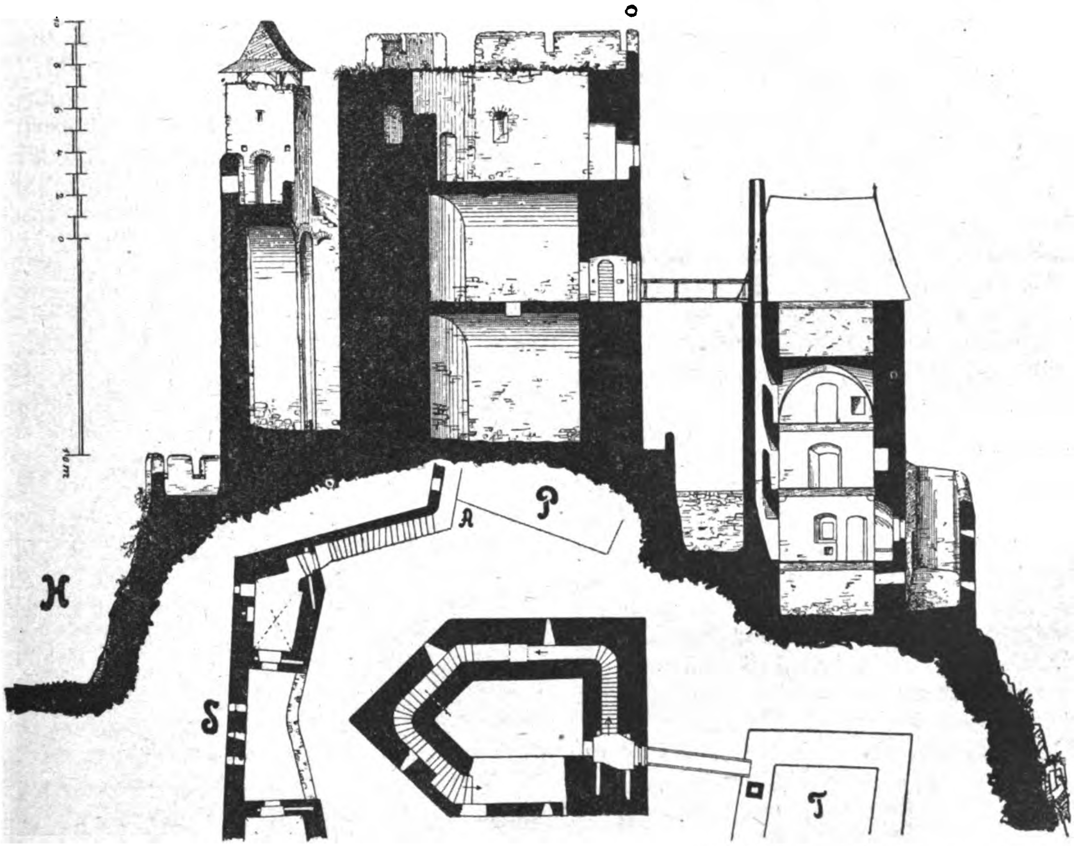
Das Tor IV und den Torzwinger durchschreitend, gelangen wir nun zu dem Tore V, dessen schwere eisenbeschlagene Holztüre noch heute, wie vor 500 Jahren, nur durch den vorgeschobenen Riegelbalken verschlossen wird, und stehen nun am Eingange zu dem von der Ringmauer umschlossenen eigentlichen Kernwerk der Burg. Dieser leitet zunächst in einen Vorplatz, in welchen die Türe und ein Fenster des Torwartzimmers ausmünden, und weiter durch

einen jetzt offenen, früher aber wohl ebenfalls mit Holztüre versehenen Torbogen in den **Burghof**.

Vor uns liegt der stark zerstörte Palasbau, zu dessen Türe eine mäßig ansteigende Rampe führt, links daneben der Hauptturm und dicht dahinter die Schildmauer S.

Der rechtsseitige, westliche Teil des Burghofes ist mit einer Wehrmauer umgeben, welche der Form des jäh abfallenden Felsens folgt, und zu deren Wehrgange eine neben der Palaswand liegende steinerne Treppe führt. Er wird jetzt zur größeren Hälfte von dem im Jahre 1713 von Herrn Hugo Friedrich Waldecker von Kempt errichteten neuen Schloßbau eingenommen, welcher im Lageplan nur durch seine Umzugslinie angedeutet ist.

Angriffsseite gelegt und vollständig verteidigungsfähig eingerichtet; er diente vorzugsweise als Wohnung für die in der Burg hausende, oft recht zahlreiche Ritterschaft, deren Schlafräume sich zum Teil in dem hochgegiebelten Dachgeschoß befanden. Seine beiden Stockwerke enthielten nur vier Räume von mäßigem Umfange, und es ist daher erklärlich, daß in späterer Zeit die Anlage eines Neubaues nötig wurde, welcher dem Burgherrn und seiner Familie einen guten, standesgemäßen, repräsentationsfähigen Aufenthalt zu bieten vermochte. Durch eine Türe in der Hinterfront des Palas gelangte man in den auch vom Burghofe aus zugängigen Zwinger W¹, welcher mit dem Zwinger W vor der Schildmauer **einen** Raum bildet.




**Burg Hohlenfels.** Durchschnitt und Grundrisse. (Torturm, Hauptturm und Schildmauer.)

Vordem waren hier nur einige Wirtschaftsgebäude an die nördliche Ringmauer angelehnt, darunter die Burgküche, welche in dem Palasgebäude in der erforderlichen Größe nicht vorhanden gewesen sein kann, das Backhaus, einige Ställe und die überbaute Zisterne. Letztere ist in den Neubau einbezogen und befindet sich unterhalb der Schloßküche. Der beschränkte Raum des Palas und die vollständig gegen den Angriff geschützte Lage jener Gebäude läßt vermuten, daß ihre oberen Räume auch die Frauengemächer enthielten, welche durch eine noch vorhandene Wendeltreppe mit dem Burghofe und dem Torturm in unmittelbarer Verbindung standen, so daß für die Frauen und Kinder im Notfalle ein schneller Rückzug in den Hauptturm gewährleistet war.

Der Palasbau ist wie bei vielen Burgen an die

Es soll nunmehr noch auf eine kurze Besprechung der wichtigsten Verteidigungswerke: Torturm, Hauptturm und Schildmauer eingegangen werden; im übrigen dürfte der durch die früheren Burgendarstellungen geschulte Leser in der Lage sein, sich an der Hand der beigegebenen Abbildungen einen vollständigen Einblick in die Burganlage und die Bestimmung ihrer Einzelteile in bezug auf Angriff und Verteidigung zu verschaffen.

Die Abbildung 4 zeigt einen senkrechten Schnitt durch die Burganlage, welcher etwa rechtwinklig auf die Angriffsfront durch die Schildmauer S, den Hauptturm und den Torturm T geführt ist und die Höhenlagen der vorgenannten Wehrbauten zu einander erkennen läßt.

Der darunter befindliche Grundriß zeigt letztere

in ihren oberen Teilen horizontal geschnitten, während der Grundriß, Abbildung 2, die ganze Burganlage darstellt. Bei diesem sind die einzelnen Baulichkeiten im Erdgeschoß, bezw. etwa in halber Höhe der Türen als wagerecht geschnitten zu denken.

Der Torturm T hat im Mauerwerk eine Höhe von 14,70 m, welche sich auf fünf Stockwerke verteilt; das darüber befindliche Dach ist an allen 4 Seiten abgewalmt. Das unterste Geschoß ist nur 1,80 m hoch, und stellt sich lediglich als ein Balkenkeller dar. Es wird durch einen schmalen Lichtschlitz erhellt, welcher nach dem 2. Vorhofe geht, und gleichzeitig zur Beobachtung des 4. Tores diente. Die oberen Geschosse bilden geräumige, mit Kaminen versehene Wohnzimmer.

Wie aus dem Querschnitt ersichtlich, sind das zweite, dritte und fünfte Geschoß mit Balkendecken versehen, während das vierte von einem Kreuzgewölbe überspannt wird. Im allgemeinen wurde das oberste Geschoß der Wohn- und Warttürme, welches sich direkt unter dem Dache oder unter der Wehrplatte (d. h. der mit Brustwehr umgebenen Plattform) befand, zum Schutze gegen Feuer und Wetter sowie gegen Würfe von höher gelegenen Werken, mit einem starken Gewölbe abgeschlossen, wir werden jedoch aus den weiteren Betrachtungen erkennen, daß jene abweichende Anordnung in der Eigenart der Verteidigungsanlage begründet ist. Letzteres gilt auch, wie hier gleich erwähnt werden mag, für den auffallenden Umstand, daß sich in der dem Burghofe zugewendeten südlichen Wand des Torturms keine Fenster befinden.

Das zweite Geschoß des Turmes diente als Aufenthalt für die Torwache; es ist an drei Seiten mit Fenstern versehen, durch welche man den zweiten Vorhof, den daranschließenden Torzwinger und den Vorplatz zwischen dem fünften und dem sechsten Burgtor beobachten konnte. Seine innere Einrichtung: der Kamin, das Fenster in der Nordwand mit der eigenartig geformten und beiderseits mit Sitzbänken ausgestatteten Nische, die in dem Mauerwerk ausgesparten Wandschränkchen und die aus den Wänden ausgekragten Konsolen aus Basaltlava, welche die Balkendecke tragen, verleiht dem Wachtzimmer ein echt mittelalterliches Gepräge, und deutet darauf hin, daß es zum längeren Tagesaufenthalt von Personen bestimmt war, welche unter den Dienstleuten der Burg einen höheren Rang einnahmen. Jedenfalls war die Hut dieser letzten Burgtore für die Sicherheit der Bewohner von hervorragender Wichtigkeit, und konnte im Falle einer Belagerung nur solchen anvertraut werden, welche sich durch persönliche Tapferkeit auszeichneten und bereit waren, gegen den andringenden Gegner einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen.

Das über diesem liegende Geschoß diente wahrscheinlich als Burgkapelle, wenigstens wird es noch jetzt auf Grund eines von alters her überkommenen Brauches von den Burgbewohnern „die Kirche" genannt. Aus den früheren einleitenden Abhandlungen wird dem Leser auch erinnerlich sein, daß bei den Burgen des Mittelalters mehrfache Beispiele vorliegen, nach welchen der Torturm oder auch ein sonstiger Verteidigungsturm die Kapelle enthielt. Der Raum ist in späterer Zeit durch Anbringung zweier moderner Fenster 2c. den Bedürfnissen der Jetztzeit entsprechend verändert worden.

Das Geschoß über der Kapelle, dessen Decke das vorerwähnte Kreuzgewölbe bildet, schließt gewissermaßen den Raum des Torturms ab. Unter anderen Verhältnissen würden wir vielleicht über demselben eine mit Zinnenkranz umgürtete Wehrplatte vorfinden, welche für die Verteidigung des Tores IV und des Torzwingers eingerichtet war, die hier vorliegenden besonderen Umstände haben jedoch, wie bereits angedeutet, eine etwas andere Lösung der in Betracht kommenden fortifikatorischen Aufgaben erbracht, und insbesondere dem genialen Erfinder des Bauplanes Anlaß zu einer eigenartigen Verwendung des Torturms für die Zwecke der Kommunikation mit dem Hauptturm, bezw. des im Notfall gebotenen Rückzugs in denselben gegeben.

(Schluß folgt.)

# Türkennot von ehedem.

1) **Von J. Brumm.**

Die politischen Ereignisse auf dem Balkan richten die Augen von ganz Europa nach dem Osten, wo man wiederum das nicht mehr neue Schauspiel genießt, daß ganze Völkerschaften von der vielfach so mißlichen Herrschaft der Türken befreit und zur Selbständigkeit erhoben oder mit anderen Staaten auf immer innig verschmolzen werden. Es ist das ein tragisches Geschick für die ehemalige Großmacht am Goldenen Horn, um so mehr, als die osmanischen Herrscher, die von Kleinasien nach Europa herübergekommen sind, einst so stark und mächtig waren, daß sie unsern ganzen Kontinent in Furcht und Schrecken setzten. Ihre fanatischen Kriegerscharen unterwarfen in wilder Eroberungslust ein Reich und Volk nach dem andern, und vom Schwarzen Meer bis zum Atlantischen Ozean erschallte ihr strahlender Ruhm. Verzweifelnd an der eigenen Macht und Widerstandsfähigkeit einem solchen Gegner gegenüber, rief man die Gottheit zu Hilfe und schob ins allgemeine Kirchengebet der Christenheit die Worte ein: „Vor der Türken Schwert und Mord, vor Hunger, Pestilenz und schnellem Tod bewahr uns, lieber Herr und Gott!" Auch für unsere einheimischen Gaue gilt das, und die Zehnuhrglocke vormittags und das Fünfläuten am Nachmittag erinnert heute noch an den alten Gebetsaufruf wider die Macht der Türken.

Schon 1422 unternahmen die Türken ihren ersten

Vorstoß gegen Konstantinopel, den jedoch Ungarn und Bosnier durch ihren tapferen Widerstand zunichte machten. Größeren Erfolg hatte Sultan Mohammed II., der 1453 Konstantinopel eroberte und es zur Reichshauptstadt erhob. Die Nachricht von dem gewaltigen Siege rief einen tiefen Eindruck bei der Bevölkerung des deutschen Reiches hervor, sah man doch die Christenheit mit dem Verlust des Glaubens und der Freiheit bedroht. Die Furcht, der Halbmond werde auch bald auf den Türmen Wiens blinken, veranlaßte Kaiser Friedrich III. einen Reichstag nach Regensburg, dann (September 1454) nach Frankfurt auszuschreiben, wo man den Kaiser jedoch vergeblich erwartete. Die Stände und Gesandten auswärtiger Herren waren darüber recht erbittert, und es bedurfte, wie Kirchner in seiner Geschichte der Stadt Frankfurt schreibt, der glänzenden Beredsamkeit des kaiserlichen Gesandten Äneas Sylvius, um die Gemüter zu besänftigen und zum Widerstande zu vereinigen. Es wurde beschlossen, daß man den bedrängten Ungarn mit 8000 Reitern und 32 000 Mann Fußvolk zu Hilfe eilen wolle; aber ausgeführt wurde nichts. 1467 wurde abermals die Türkengefahr auf dem Reichstage in Nürnberg besprochen und für Frankfurt bestimmt, 60 Mann zu Fuß und 30 zu Roß zu stellen, die ihren eigenen Mund- und Kriegsvorrat mitbringen sollten; aber auch diesmal blieb alles beim alten.

Um 1481 war wegen der Beihilfen an Mannschaften und Geld zur Bekämpfung der Türkengefahr seitens der einzelnen Reichsstände noch keine ständige Matrikel verabredet und festgesetzt. Das geschah erst später. Nach der Matrikel aus 1521 wurden Nassau-Breda und -Dillenburg mit 30 Mann zu Pferd und 135 Mann zu Fuß, Nassau-Beilstein mit 1 Mann zu Pferde und 4 Mann zu Fuß angesetzt. Ein Reuter ward monatlich auf 10 und ein Fußknecht auf 4 Gulden veranschlagt. Nach diesem Anschlage ward in einem kaiserlichen Ausschreiben vom 7. 1. 1523 dem Grafen Wilhelm und seinem Bruder Heinrich zu Breda die zur Türkenhilfe vom Reiche verwilligte Bezahlung des halben Fußvolkes auf sechs Monate mit 1620 Gulden auferlegt. Beide Grafen verteilten den Anschlag unter sich, daß Breda $^2/_3$ und Dillenburg $1/3$ zahlte. Man sieht daraus schon, wie empfindlich die Türkensteuer die kleinen Fürsten unseres Landes traf. Ernster wurde die Türkenangelegenheit, als die asiatischen Eindringlinge 1529 tatsächlich bis vor die Reichshauptstadt Wien vorgingen. Als der kaiserliche Rat von Buttlar diese traurige Nachricht nach Frankfurt brachte, wurde alsbald ein Trupp reisiger Knechte nach Österreich gesandt und ihnen zur Anfeuerung ihres Mutes gestattet, ihre Gefangenen selbst zu schätzen und das Lösegeld zu behalten. Die Städte wurden sämtlich zur Beratung nach Eßlingen eingeladen, aber noch ehe die Gesandten beieinander waren, um die geeigneten Maßnahmen gegen den gefährlichen Feind zu ergreifen, hatten die Türken ihre Position vor Wien aufgegeben und waren abgezogen. Der Rat der Stadt Frankfurt rief alsbald seine Reisige zurück. 1532 fiel Sultan Soliman mit 300 000 Mann in Ungarn ein. Ein solcher Angriff verlangte eine außergewöhnliche Verteidigung. In Gemäßheit des Augsburger Reichsabschieds von 1530 und der durch Kaiser Karl V. von Aachen und Regensburg am 12. 1. 1531 und 25. 6. 1532 erlassenen Ausschreiben mußte zur Hilfe gegen die Türken ein doppeltes Kontingent gestellt werden. Die Stadt Frankfurt stellte 40 Reuter und 280 Fußknechte, einige erfahrene Büchsenmacher und 50 Zentner Pulver. Die Frankfurter trugen gleiche Uniform mit den Söldnern der Stadt: lederfarbige Wämser mit Buffärmeln, gelb, rot, aschfarbig und weiß gestreift. Konrad von Hattstein, Amtmann zu Bonames, führte sie an, und Bernhard Pfeffer begleitete sie im Namen des Rats. Zu den Frankfurtern stießen die Knechte der Grafen von Königstein, Hanau, Solms, Isenburg und der Städte Wetzlar, Friedberg und Gelnhausen: 500 an der Zahl und 50 Reuter. Graf Wilhelm von Nassau-Dillenburg schickte unter dem Kommando von Johann von Holdinghausen, Konrad von Bicken und Albrecht von Selbach-Lohe, 90 Fußknechte mit dem jülichschen Kontingent nach Wien ab; außerdem ließ er auf Kosten des Kaisers einige hundert Reuter dahin abgehen. Nassau-Idstein und -Weilburg stellten 16 Reiter und 80 Fußknechte unter dem Obersten des Oberrheinischen Kreises. Weil dieser Zug eine Reichsfehde war, mußten auch die Landesklöster nach alter Sitte Wagen und Knechte senden oder eine entsprechende Steuer entrichten. Die Abtei Arnstein hatte z. B. 500 Gulden für eine dreijährige Türkenhife zu entrichten. Sie weigerte sich nicht, bat aber um Ermäßigung, da die arnsteinischen Güter und Leibeigenen in Nassau ohnehin schon besondere Beiträge hatten leisten müssen. Ihre Petition war von Erfolg gekrönt. Auch der vertriebene Abt von Haina erhielt seiner Armut wegen einen Nachlaß. Durch die lebhafte Agitation, die allerorten im Reiche stattfand, verfügte der Kaiser bald über ein Heer von 90 000 Fußsoldaten und 30 000 Reitern, das aber nicht in Aktion zu treten brauchte, da die Türken zurückwichen. Man entließ die Truppen wieder.

Die Politik des Hauses Östreich verwickelte 1542 bereits Deutschland in eine neue Fehde mit den Muselmännern. Auf dem im gleichen Jahre in Speier abgehaltenen Reichstag bewilligten die Stände eine eilende Türkenhilfe, die auf das Doppelte und die Hälfte des einfachen Satzes festgelegt wurde. Frankfurt und einige benachbarte Grafen und Städte stellten 500 Lanzknechte und 50 Reuter, die Arduin zum Jungen nach Wien geleitete, wo sie zum Kriegsheer des Markgrafen von Brandenburg stießen. Um die außerordentlichen Kosten dieser Rüstung zu bestreiten und den Kaiser mit Geld zu unterstützen, erließ der Rat eine Verordnung im Druck ausgeben und von den Kanzeln verlesen, nach welcher jeder Bürger $1/2$ vom Hundert als Türkenhilfe zu geben hatte. Die Grafschaften Idstein und Lorch, der auch in nassauischen Diensten stand, als Feldmarschall befehligte. Dem obersten Feldhauptmann, Joachim von Brandenburg, wurden 10 Kriegsräte aus den einzelnen Kreisen beigeordnet, ohne deren Wissen er nichts unternehmen sollte. In allen Kirchen des Landes, auch im

Weilburg mußten diesmal 20 Reiter und 120 Fußknechte stellen, Dillenburg 25 Reiter und 113 Fußknechte. Die Lehnreiter von Dillenbrug führten Wilhelm Vogt von Elspe und Hanneken von Verde. Vor ihrem Abzug wurde ihnen auf dem Rathause der Stadt ein Abschied gegeben, wobei 90 Maß Wein getrunken wurden. Die 113 Fußknechte kamen unter den Befehl des Amtmanns Johann von Seelbach auf Kruttorf, der das gesamte Kontingent des Westfälischen Kreises führte. Anfangs Juli kamen sie im Lager von Raab an.

Von den Ständen war, wie Keller in seiner nassauischen Geschichte erzählt, Kurfürst Joachim von Brandenburg zum obersten Feldhauptmann erwählt worden, unter dem der Ritter Johann Hilchen von Nassauischen, ertönten um die Mittagszeit die Glocken, „damit das Volk zum Gebet um Abwendung der Türkengefahr und Verleihung des Sieges ermahnt werde." Die Kosten des Feldzugs waren nicht gering. Sie betrugen für Nassau-Dillenburg in sechs Monaten 4100 Gulden. Die oberrheinische Ritterschaft, wozu auch die im Taunus gehörte, hatte sich zu einem gutwilligen, außerordentlichen Beitrag gleich den andern Reichsrittern verstanden, um dadurch der allgemeinen Schatzung zu entgehen. Der Feldzug nahm ein klägliches Ende. Es fehlte an Geld, und König Ferdinand hatte für die Verproviantierung der Armee so schlecht gesorgt, daß die Leute den bittersten Mangel leiden mußten. Unverrichteter Dinge ging man Ende des Jahres wieder auseinander.

Auch anno 1544 wurde vom Reichstag in Speier eine Türkensteuer ausgeschrieben, die zu einem Teil für den Krieg gegen Frankreich und zum andern gegen die Osmanen verwendet werden sollte. Es war eine Kopfsteuer, die allen ohne Ausnahme auferlegt wurde. Sie betrug für Dillenburg beispielsweise 2325 Gulden.

Trotz der Mißerfolge in den einzelnen Feldzügen gegen die Türken schrieb der Kaiser neue Reichstage aus, um der ewigen Geldnot des Reiches abzuhelfen. Das Gespenst des Türkenkrieges wurde dabei stets an die Wand gemalt, und gerne gab man neue Summen und Mannschaften zur Abwendung der unheimlichen Gefahr. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1566, zu dem Frankfurt Daniel zum Jungen und Karl von Glauburg entsandt hatte, bewilligte man 24 Römermonate für das laufende Jahr und 24 für die nächsten drei Jahre in den fünf Legestädten zahlbar. Auf dem in 1567 zu Regensburg abgehaltenen Reichstage wurde die dreijährige Hilfe in eine zweijährige umgewandelt, so daß alljährlich 12 Monate entrichtet wurden. Zur Deckung der bewilligten Summen schrieb der Rat eine allgemeine Steuer zu zwei vom 100 des Vermögens aus, in 8 halbjährigen Zielen zu bezahlen, worüber die Bürgerschaft nicht besonders erbaut war. Ähnlich wie in Frankfurt lagen die Verhältnisse um diese Zeit im ganzen Nassauer Lande.

Die Wirren im Osten Europas dauerten an. Kurz nach dem Regierungsantritt Kaiser Rudolfs II. wurde ein neuer Reichstag nach Regensburg berufen, auf dem man abermals 60 Römermonate zum Türkenkriege bewilligte, welche den Monat 800 Gulden gerechnet, für die Stadt 48 000 Gulden ausmachten. Dieser Anschlag war doppelt drückend, je öfter die Stadt schon zu diesem Zweck Geld gegeben hatte und je erschöpfter ihr Zustand durch eigene und fremde Schuld war. Der Rat mußte zum Vermögen der Bürger seine Zuflucht nehmen. Dies war in der letzten eit alljährlich, vorher seltener geschehen. Sogar die Beed oder Schatzung sollte eine ewige Dauer haben. (800 fl. für 140 Mann zu Fuß und 20 zu Roß. Außer den 60 einfachen Römermonaten in 12 halbjährigen Zielen zu bezahlen, wurden noch 10 als eilende Hilfe angesetzt, wenn der Sultan in Ungarn einfallen sollte.

Nachdem der Rat in einer weitläufigen Verordnung die Not des gemeinen Wesens geschildert hatte, befahl er, daß jeder Bürger, Einwohner, Bei- und Hintersaß, Mann oder Frau, jährlich von je 100 Gulden 5 Batzen und dann noch 1 fl. für den Herdschilling auf 2mal im Jahre nach eines jeden Gelegenheit bezahlen sollte. Größerer Treue und Sicherheit wegen solle jeder zuerst vor denen erscheinen, die zur Aufhebung der Steuer verordnet sind, um dann einen leiblichen Eid zu Gott zu schwören, daß er all sein Gut, liegendes und fahrendes, in und außer Frankfurt gelegenes, es sei an Eigen oder Erb oder Mannlehen, auch Zins, Wiederkaufs oder Leibgedings, Gülten, Barschaft Kleinodien, Hausrat, und sonst allem anderen recht und treulich zu versteuern. (Wein und Korn so viel man jährlich davon bedarf, Harnisch, Waffen, Wehren ausgenommen.) Man solle es nach dem Preise, den man selbst geben oder nehmen würde, anschlagen; die Zinse, Gülten Beschwerungen und was man sonst schuldig ist, sollten vom reinen Vermögen abgezogen werden. Welcher Mann oder Frau sich dieses Eides beschworen, die sollten 50 fl. auf 2mal für Hab und Gut zur Steuer geben und damit des Eides ledig sein. So gab der Türkenkrieg oder der Vorteil des österreichischen Hauses, dem Frankfurt schon seit Rudolf von Habsburg so viele Opfer gebracht hatte, dem Rat Anlaß, die Bürger mit einer bleibenden Vermögenssteuer zu belasten, die hauptsächlich den Mittelstand drückte. Besondere Beedmeister erhoben die Steuer.

Gleich hart und drückend waren auch die Reichs- und Türkensteuern, die man in Nassau dem gemeinen Manne aufbürdete. In dieser Beziehung liegt uns eine Verordnung des Grafen Johann des Älteren von Dillenburg vor, datiert vom 5. 3. 1577, in der folgendes gesagt ist: Auf vielfältiges Anhalten Kaiserlicher Majestät ist auf dem Reichstag in Augsburg abermals eine ganz ansehnlich hohe Türkensteuer wider den Erbfeind der Christenheit auf fünf Jahre bewilligt und bei „Peen der Acht, auch andern schweren Straffen allen und jeden Stenden aufferlegt worden." Es sollen daher alle beweglichen und unbeweglichen Güter, so in unsern Gebieten, Graf- und Herrschaften liegen, einer Schätzung unterworfen werden, also und dergestalt, daß der Gulden zu 15 Batzen oder 27 Albus gerechnet wird. In Erwägung, daß die Steuer gegen den gemeinsamen Feind der Christenheit verordnet wird, sollen die

geistlichen Güter und Renten andern Untertanen gleich geachtet werden. Gleichfalls sollen die Kirchendiener ihr Eigentum versteuern. Die, so Gewerbe oder Hantierung treiben, sollen ihren Handel, Geld, Güter, Zins und Vermögen versteuern. Die Schätzung soll sich erstrecken auf Haus, Hof, Scheuer und ander Gebäu, auf Blas-, Schmelz und Hammerwerk, Wiesen, Gärten, Äcker, Hauberge, Lehnsgüter, Klöster, Stifte, Pfarrherren, Edelleute und Bürger. Item auf Pferde, Ochsen, Rinder, Kühe, Schafe, Hämmel, Schweine und ander Vieh; auf jährliche Zinsen, Pensionen, Pfachten, von Bargeld, von Früchten, Hafer, Korn, Gersten, weiter von Wolle, Tuch, Wein, Eisen und andere Kaufmannsware. Dabei sei bemerkt, daß eine Meß Korn oder Gerste zu 5½ Albus, Weizen oder Erbsen zu 6 Albus und Hafer zu 2 Albus 2 Pfg. anzurechnen ist.

(Schluß folgt.)

# Adolf I. von Nassau, Kurfürst-Erzbischof zu Mainz.

3) Von Dr. C. Spielmann. (Schluß.)

Eigentümlich könnte es erscheinen, daß der Erzbischof mit diplomatischer Gewandtheit die Städte auf seiner Seite zu halten sich bemühte. Doch wollte er damit nur dem städtefreundlichen Könige Schach bieten. Und er wußte diesen Modus vivendi mit den rheinischen Städten aufrecht zu erhalten, auch nachdem diese nach Art der schwäbischen ihren großen Bund geschlossen hatten, der seine Spitze direkt gegen die Fürsten richtete — trotzdem die rheinischen Kurfürsten ihrerseits einen Bund schlossen, sechs Jahre lang in keine Einigung mit den Städten zu willigen. Die Kluft zwischen Städten und Fürsten riß eben immer weiter auseinander. Der König entschloß sich jetzt zu tätigem Eingreifen. Auf dem Reichstage zu Nürnberg kam (1382) die sogenannte Nürnberger Einung oder der Landfriedensbund zwischen Rittern und Fürsten zustande, der aber von keinem Teile ernst gemeint war. Mit Mißtrauen kam, mit Mißtrauen ging man, und insgeheim vermehrte man die Bundesgenossen widereinander. Auf einem zweiten Tage zu Nürnberg kam daher (1383) die Einung nicht wie erwartet zum vollen Abschluß. Städte und Fürsten waren nach ihrer Meinung vom Könige getäuscht worden, und letztere besonders waren so aufgebracht, daß auf einer Versammlung zu Mergentheim, die sie im Frühjahre 1384 unter sich hielten, gar der Plan auftauchte, Wenzel abzusetzen. Erzbischof Adolf scheint im Bunde mit dem Pfalzgrafen diesen Gewaltstreich zur Brechung des königlichen Einflusses, der ihnen zu mächtig war, wirklich im Sinne gehabt zu haben. Aber man war doch der Zustimmung der anderen Fürsten nicht gewiß und hätte die Städte sicher geschlossen gegen sich gehabt. Doch ist jedenfalls der stillschweigende Beschluß der gewesen, dem Könige auf jede Art und in all seinen Bestrebungen entgegenzuarbeiten. Nicht der böhmisch-deutsche König, sondern der rheinisch-deutsche Kurfürstenbund wollte die Ordnung des Reiches — allerdings in egoistischer Weise — in die Hand nehmen.

Das zeigte sich in der bald darauffolgenden Einung zu Heidelberg, bei der Erzbischof Adolf als Hauptvermittler zwischen Städten und Fürsten auftrat. Es gelang hier wenigstens, ein erträgliches Verhältnis herzustellen, zu dem der König gern seine Zustimmung gab. Er neigte stets den Städten zu, deren Bund sich bis dahin immer mehr vergrößert hatte; die Klugheit gebot ihm jedoch auch, es mit den Fürsten nicht zu verderben. Er schien wohl von den Mergentheimer Plänen Kunde erhalten zu haben. Dieses bereitwillige Entgegenkommen mag wohl den Fürsten nicht nach ihrem Herzen gewesen sein, doch war nichts zu ändern, und Adolf kam die Einung sehr gelegen; denn alsbald kehrte er seine Waffen zum dritten Male gegen den alten Feind, den Landgrafen von Hessen, und zwang ihn unter Beihilfe seines früheren Gegners, des Landgrafen von Thüringen, sein Lehensmann zu werden (1385).

Dieser Triumph erhöhte das Selbstgefühl des „beißenden Wolfs" bedeutend. Seitdem tritt er vollends als Führer des Fürstenbundes auf, zumal der König durch seine Angelegenheiten in Böhmen und die seines Brudes Sigismund, der damals unter seiner tätigen Beihilfe König von Ungarn geworden war, zwei Jahre (1385—87) vom Reiche fern gehalten wurde. Als ob es kein Reichsoberhaupt gäbe, tagten nun die Fürsten gemeinsam zur Ordnung ihrer Angelegenheiten und in Verhandlungen mit den Städten. Als dann Wenzel endlich erschien, bemerkte er mit Schrecken, die drohend angewachsene Fürstenmacht. Dies bewog ihn geradezu, sich mit den Städten zu verbünden, und zwar geschah dies auf dem Reichstage zu Nürnberg, wo König und Städte ein regelrechtes Schutz- und Trutzbündnis abschlossen (1387). Die Folge davon war ein Defensionsbund der rheinischen Kurfürsten zu Oberwesel. Erzbischof Adolf, der den Landgrafen von Hessen wegen nicht erfüllter Vertragsbedingungen in einer neuen, der vierten Fehde endgültig niedergeworfen hatte, übernahm zwar sofort wieder das Vermittleramt zwischen Fürsten und Städten; aber diesmal wollte das Werk nich gelingen. Die Städte lehnten ab — einige schwere Mißgriffe der bairischen Herzoge waren die Funken, die das Pulverfaß endlich zur Explosion brachten.

Der fürchterliche Städtekrieg von 1388 brach los und raste mit einer Erbitterung wie kaum jemals ein Bruderkrieg, der innerhalb Deutschlands Grenzen geführt wurde. Es war ein wahres Vertilgungswerk. Endlich ward der Schwäbische Städtebund bei Döffingen, der Rheinische bei Worms niedergeworfen; beiderseitige Erschöpfung zwang die

Gegner, einander loszulassen. Siegreich erschien Kurfürst Ruprecht von der Pfalz mit den Fürsten auf dem Plane.

Aber der tertius gaudens war Erzbischof Adolf. Er war während des wilden Krieges vollständig neutral geblieben. Dieses schlaue Betragen stellte ihn nunmehr über die Parteien, und der König selbst bestätigte dies dadurch, daß er Adolf bei einer persönlichen Zusammenkunft zu Beraun zum Vermittler zwischen den Streitenden ernante. Noch mehr, Adolf erlangte zum Lohne für seine Aufgabe alle jene Rechte, die Kaiser Karl seinerzeit den übrigen rheinischen Kurfürsten verwilligt, ihm aber vorenthalten hatte. So gab sich der König ganz in die Hand seines ehrgeizigen Reichserzkanzlers. Die einzige Gegenleistung Adolfs war der Verzicht auf des Bistum Speier, das er — wohl diplomatisch als refugium reservatum — rechtswidriger Weise bisher behalten hatte. Er trat es nun an den vom Papste ernannten Nikolaus von Wiesbaden ab.

Sofort begann Adolf noch vor der Wormser Schlacht seine Unterhandlung mit einzelnen Städten und Fürsten. Ein ganz merkwürdiges Ränkespiel entfaltete er dabei. Während er öffentlich als Vertreter der königlichen Politik auftrat, suchte er durch geheime Abmachungen seine eigene Sellung zu heben und durch Sonderbündnisse selbständiger zu machen und zu stärken. Und es gelang ihm wirklich, ein gewisses Gleichgewicht der Parteien zu bewirken, das sein Übergewicht stärkte. So bereitete er geschickt den Landfrieden vor, den der König auf dem Reichstage zu Eger (1389), der von den Fürsten und den fränkischen und schwäbischen Städten beschickt wurde, abschloß. Es zeigte sich hier, daß Wenzel, durch die Niederlage der Städte bestürzt, sich ganz von ihnen ab- und den Fürsten zugewandt hatte. Die Friedensbedingungen, die darin gipfelten, daß den Städten jede Einigung untersagt wurde, erregten anfangs Erbitterung bei diesen. Allein die Hydra der Zwietracht und des Neides verursachte den Abfall einer Anzahl bedeutender Glieder des Bundes, und dann kam die Nachricht von der letzten Niederlage der Frankfurter durch die Kronberger Ritter. Da beugten sich erst die fränkischen, dann die schwäbischen Städte den Bestimmungen des Reichstags.

König Wenzel kehrte von Eger nach Prag heim. Er überließ, den Sühnevertrag mit den rheinischen Städten abzuschließen, dem Erzbischofe Adolf. Das Ordnungsstifteramt im Reiche war dem Könige verekelt, und er ließ sich jahrelang nicht wieder in Deutschland sehen. Zu Heidelberg und zu Aschaffenburg vermittelte Adolf den Frieden zwischen dem Kurfürsten von der Pfalz und seinen Verbündeten einerseits und den Städten anderseits.

Der junge Kirchenfürst stand jetzt auf der Höhe der Situation; er war der angesehenste und mächtigste Mann im Reiche. Unzweifelhaft hoffte er auf der Staffel des Ruhmes noch weiter zu steigen. Da gebot ihm die Hand des Weltenschicksals halt. Er hielt sich in seinen thüringischen Besitzungen auf und erteilte seinen geliebten Erfurtern seine Zustimmung zur Gründung einer Universität, der vierten in Deutschland. Auch schweiften seine Pläne weiter zur Bekämpfung der Markgrafen von Meißen, vielleicht zur Eroberung Thüringens, wie solche sein Urgroßvater versucht hatte. Da warf ihn eine plötzliche, heftige Krankheit, entstanden durch körperliche und geistige Überanstrengung aufs Krankenlager. Und nach wenigen Tagen ist der siebenunddreißigjährige Mann verschieden (1390).

Er war mehr Kriegs- und Staatsmann als Kleriker. Tolerant gegen die Anhänger der kirchlichen Neuerungen seiner Zeit, die sich in seinem Sprengel häufig zeigten, wie gegen die Juden, die ihm finanziell manchen Dienst geleistet hatten, war er auch eigenen, geistlichen Rangerhöhungen abhold, sofern sie ihm keinen praktischen Nutzen brachten. Deshalb lehnte er auch den ihm vom Papste angebotenen Kardinalshut ab. Einzig und allein kam es ihm darauf an, als deutscher Reichsfürst die höchste Stellung einzunehmen.

Erbe seiner Gedanken, wie einige Jahre später seines Amtes wurde sein Bruder Johann, der ihn in der letzten Zeit seines Lebens stets begleitet hatte. In der Reihe Gerlach - Adolf - Johann, der drei großen Nassauer auf dem Stuhle der Fürsten-Primas von Deutschland, war er der Erfüller und Vollender. Er hat die Absetzung Wenzels — ein Gewaltakt, der vorher nur einmal in der Dethronisierung des König Adolf, Johanns Urgroßvaters, seines Gleichen und nachher nicht mehr hatte — wirklich vorgenommen. Er, ein rechter deutscher Kingsmaker, hat dem Reiche nacheinander drei Könige gegeben und als Haupt des großen westdeutschen Fürstenbundes seine dominierende Sonderstellung bewahrt. Mit ihm ging der mächtigste, aber auch zugleich letzte mächtige Mainzer Kurfürst zu Grabe.

König Wenzel hat sich über seine Absetzung leicht hinweggesetzt. Er liegt ein tragischer Humor oder eine humoristische Tragik in den Worten des Dichters, der mit poetischer Lizenz Wenzel das Reich um vier Fuder Bacharacher an den Kurfürsten von der Pfalz verhandeln und ihn zuletzt sprechen läßt:

„Nimm Szepter, Hermelin und Kron',
Nimm alles, was ich trage!
Doch quält dich Zwietracht einst und Hohn,
Dann denk' an mich und sage:
Der Wein ist mehr als Kronen wert,
Das hat ein Kaiser mich gelehrt
Beim Königstuhl zu Rense."

Mit Wenzels Nachfolgern auf dem deutschen Königsthrone, seinem Vetter Jobst von Mähren und seinem Bruder Sigismund von Ungarn, ging das Luxemburger Haus ruhmlos aus. Die Pläne Kaiser Karls sind in nichts zerfallen, wie seine Macht; eines nur haben sie indirekt erzeugt — nichts gutes — den furchtbaren Völkersturm, das Aufbäumen des nationalen Tschechentums in den landverwüstenden Husitenkriegen. Denn diese letzteren sind viel mehr Rassen- als Glaubenskämpfe gewesen.

Stellen wir uns nun vor, die Einigungsbestrebungen Kaiser Karls wären zur Ausführung gekommen, Böhmen, der Slawenstaat, würde das Hauptland des deutschen Reiches geworden sein und dieses von Prag aus seine Direktiven erhalten haben; so müssen wir die Waltungen des geheimnisvollen Agens,

das jeder wahre Historiker als Lenker der Weltgeschicke anerkennt, segnen, die uns vor einer solchen deutschen Einheit bewahrten. Und so gewinnt jener Erzbischof nassauischen Stammes, der dort drüben in der ehrwürdigen Kathedrale der Nachbarstadt ruht, in unseren Augen bedeutend, weil er das echt nationale Werkzeug des Geschickes, mit oder ohne sich des bewußt zu sein, gewesen ist.

# Der Förster von Dillenburg.

7) **Geschichtliche Volkserzählung.** Von E. von Forell. (6. Fortsetzung.)

Als er Heinrich erblickte, lachte er höhnisch auf und verschwand in der Türe, aus welcher Lorchen geflohen war. Heinrich stürmte die Stufen des zweiten Turmes hinauf, und bald kniete er neben seiner Braut, diese mit heißen Küssen aus ihrer Ohnmacht erweckend.

Als sie Heinrich erkannte, umschlang sie ihn krampfhaft, und ein Tränenstrom erleichterte ihr das gepreßte Herz. Der Jüngling geleitete sie nach dem in der Nähe des Schlosses gelegenen Wirtshaus, wo sich das Pärchen unter Dauras tröstlichem Zuspruch bald von seinem Schrecken erholte.

Hierdurch hatte Kölsch Gelegenheit, sich unbehelligt aus dem Turme zu entfernen und im Walde zu verschwinden.

Als sich Heinrich endlich seiner erinnerte, und, mit dem Hirschfänger bewaffnet, ihn suchen wollte, sagte Daura: „Er wird nicht weit kommen, denn mehrere unserer jungen Leute fahnden schon seit einigen Tagen nach ihm, und wenn er ihnen in die Hände fällt, ist er verloren."

Herzlich dankend nahmen nun die jungen Leute von Daura Abschied und traten den Rückweg nach Hahnstätten an.

Unterwegs erzählte Lorchen, daß sie den Turm, worin Kölsch sie überfallen hatte, der schönen Aussicht wegen habe besteigen wollen. Kaum wäre sie die ersten Stufen hinaufgeschritten, als sie jemand hinter sich kommen hörte und beim Umblicken den furchtbaren Menschen erkannt hätte. Das übrige wisse Heinrich ja. Der Tante wurden die Schrecken des Tages verhehlt, und die Liebenden verlebten einen vergnügten Abend, zumal sich die Kranke nach Dauras Arznei weit leichter und behaglicher befand.

Inzwischen begab sich etwas Furchtbares auf dem Schlosse Hohlenfels. Zwei Zigeuner hatten Kölsch in dem Walde entweichen sehen; sofort wurde die Bande in der Höhle verständigt, und die Verfolgung begann. Schon war Kölsch fast bis zu der Höhe des Berges gekommen, als hinter ihm der Schrei eines Raubvogels ertönte, der vor und neben ihm beantwortet wurde. Eben trat er auf eine Lichtung, als er von den Verfolgern umringt wurde.

Er zog seinen Säbel und hieb einen jungen Zigeuner zusammen, als plötzlich eine Schlinge über seinen Kopf fiel und er zu Boden gerissen wurde.

Mit Stricken und einem Knebel wurde er dann ganz wehrlos gemacht.

Der schwer verwundete junge Zigeuner hatte sich wieder aufgerafft und stieß mit den Worten: „Blut um Blut!" seinen Dolch nach Kölschs Brust. Ein alter Zigeuner aber wehrte den Stoß ab und sagte: „Ein solcher Tod ist zu gut für den Schurken; er soll gerichtet werden, wie er es verdient."

Nun wurde Kölsch fortgeschleppt, bis man an dem sogenannten Wipptor angekommen war. Der alte Zigeuner trat vor Kölsch hin und sagte: „Du hast das Blut einer meiner Söhne vergossen, deshalb mußt du sterben!

Gefährten stürzt ihn in den Abgrund; sein Leib zerschelle an den Felsen und werde eine Speise für die Raben!"

Hierauf wurde Kölsch in die Wipppforte gehoben und auf ein langes Brett gelegt, dessen Ende über den Abgrund hinausragte. Sie schoben ihn, mit dem Gesicht nach unten, soweit vorwärts, daß er in sein vom Monde erhelltes furchtbares Grab blicken konnte und ließen ihn so einige Minuten liegen, während er die schrecklichste Seelenangst erleiden mußte, dann hoben sie das Brett auf — und Kölsch stürzte kopfüber in den Abgrund . . . Ein dumpfer Schall, dann war alles wieder still. Seit dieser Nacht hörte man nichts mehr von Kölsch, dem Werber —

Heinrich kehrte am nächsten Tage wieder nach Dillenburg zurück; er nahm noch Lorchen das Versprechen ab, sich nie mehr allein vor das Haus zu wagen, und so fühlte sich der nun wieder vereinsamte Bräutigam doch um ein großes Teil beruhigter.

Ostern traf dann die Nachricht von dem Tode der Tante ein, welche Lorchen ein für die damalige Zeit recht beträchtliches Vermögen hinterließ, das einen hübschen Zuschuß für die demnächstige Verheiratung bilden sollte.

So nahte der Juni des Jahres 1760 heran in aller Lieblichkeit und Pracht; aber ein schweres Gewitter stieg für Dillenburg am politischen Horizont auf.

Heinrich, von seinem Dienste heimkehrend, wurde auf einen Zug Soldaten aufmerksam, welcher von Burg kommend, das Dilltal heraufmarschierte. Diesem folgte auch Artillerie und Train.

Er erkannte sofort französische Uniformen und eilte, so schnell er nur konnte, nach dem Schloß, um dem Kommandanten seine Wahrnehmungen mitzuteilen. Hauptmann von Düring, der Befehlshaber der Hannoveraner, welcher das Schloß hatte besetzen lassen, war aber bereits vorbereitet.

So sehr er auch von der Regierung gebeten worden war, das Schloß zu räumen, um es nicht einer Belagerung und Zerstörung auszusetzen, so weigerte

er sich doch hartnäckig, es zu verlassen. Der Grund soll eine schöne Dame in Dillenburg gewesen sein, welche ihn in ihren Liebesnetzen gefangen hatte und festhielt.

Die Befestigungen wurden nun einer eingehenden Besichtigung unterworfen und bis auf ein Außenwerk in gutem Zustande befunden.

Dieses herzustellen, blieb leider keine Zeit mehr übrig. (An dieser Stelle schossen die Franzosen später Bresche; denn die schwache Stelle war ihnen verraten worden, von wem, werden wir noch sehen). Das fürstliche Eigentum und das Archiv konnte jedoch noch gerettet werden.

Der Kommandant des französischen Korps, Marquis de Camairas nahm sein Hauptquartier in Niederscheld. Dieses geschah am 28. Juni 1760, und an demselben Tage noch ließ er den Hauptmann von Düring zur Übergabe des Schlosses auffordern. Letzterer gab zur Antwort, er werde nur der Gewalt weichen. Am folgenden Tage wurde nochmals ein Offizier aufs Schloß gesandt, um die Übergabe, ohne Blutvergießen, herbeizuführen.

Allein dieser wurde garnicht vorgelassen, und so blieb auch der letzte Versuch, die Sache auf friedlichem Wege abzumachen, erfolglos.

Die Besatzung des Schlosses feuerte nunmehr unaufhörlich aus Büchsen und schweren Standröhren auf die französischen Vorposten.

Die Hannoveraner müssen vorzügliche Schützen gewesen sein. Ein Jäger im Schloß bemerkte, daß sich ein Franzose in einen Garten vor der Eberhard geschlichen hatte; als er nun den Rückweg über die Mauer antreten wollte, knallte es auf dem Schloß, der Ärmste stürzte wieder in den Garten zurück und vergaß das Aufstehen für immer. Ein anderer Franzose hatte in der Gegend des Obertores eine Taube geschossen, als er sich danach bückte, um sie aufzuheben, krachte von einem Außenwerk ein zweiter Schuß, und der Taubenjäger sank tot neben sein Opfer.

Am 3. Juli war großer Jubel in Dillenburg, denn Marquis de Camairas hatte seine Truppen über Nacht gesammelt und war ins Hessische marschiert. Doch die Freude sollte nur von kurzer Dauer sein; schon in den nächsten Tagen rückte ein neues Korps unter dem Marschall Filley in Niederscheld ein, und nun machte der Feind Ernst. Auf dem „Laufenden Stein“, einem dem Schlosse gegenüberliegenden Hügel, errichtete er zwei Batterien und besetzte sie mit vier Kanonen und zwei Mörsern. Hauptmann von Düring hatte aber diese Arbeiten bemerkt und ließ mit Kanonen, Haubitzen und Bomben stark darauf feuern, um die Fortsetzung des Werkes zu hemmen.

Dieses führte aber bloß eine Verzögerung herbei. Die Franzosen büßten eine ganze Anzahl Mannschaften ein, kamen aber doch endlich mit ihrem Werke zu Stande. Viele Bewohner Dillenburgs flüchteten in die nächsten Dörfer; aber der größte Teil mußte die Schrecken der Belagerung mitmachen.

Der Kommandant hatte geplant, die Stadt selbst von einem der Außenwerke aus in Brand zu schießen, allein auf die Bitten der schon erwähnten schönen, adeligen Dame wurde von der Beschießung Abstand genommen. —

Der alte Klein machte mit Heinrich Pläne über Pläne, wie Lorchen am besten in Sicherheit zu bringen sei, und man einigte sich schließlich dahin, sie nach Ludwigsbrunn zu bringen. Der geängstigte Bräutigam unternahm deshalb bei Nacht den gefährlichen Gang nach Ludwigsbrunn und schlich sich vorsichtig durch die feindlichen Vorposten, fand aber auch da bereits Einquartierung, weshalb er sich sofort wieder auf den Rückweg begab. Unterwegs begegnete er zu seiner großen Freude Laura, welche ihm mitteilte, daß sie seit kurzer Zeit mit den Ihrigen wieder in der Mogelsburg hause; sie versprach ihm, zur Zeit der höchsten Not zur Stelle zu sein, und ihn und seine Angehörigen zu retten. Sie gab ihm noch einen Weg an, wie er ganz sicher wieder ins Schloß gelangen könne, und Heinrich schied mit vielen Dankesworten von der alten Freundin. —

Am 4. Juli, morgens, krachte es plötzlich im „Laufenden Stein“, und die erste Bombe fiel in ein Außenwerk des Schlosses; dieser folgte eine ganze Anzahl, ohne jedoch besonderen Schaden anzurichten. Drei Tage dauerte das Bewerfen mit Bomben ununterbrochen an, und dazwischen donnerten auch die Kanonen des Feindes gegen das Schloß; die Beschießung wurde aber von den Hanoveranern aufs kräftigste erwidert. Doch erreichten sie nicht, daß das feindliche Feuer zum Schweigen gebracht wurde, und es wurden viele Häuser in der Stadt beschädigt, sogar einige in Brand geschossen.

Eine der Bomben störte in drolliger Weise das Mittagsmahl einer Familie, die, um einen großen, runden Tisch versammelt, eben die aufgetragene Suppe verzehren wollte.

Sie schlug durch das Dach, die Decke, den Tisch, den Fußboden und krepierte im Keller, ohne weiteren Schaden anzurichten.

Mit welchen Augen mögen sich die guten Leute betrachtet haben, und wie wird ihnen die Eßlust vergangen sein! (Schluß folgt.)

# Miszellen.

E. S. **Errichtung von Krämereien in Nassau 1777.** Es gab einmal eine Zeit, in der man selbst die notwendigsten Lebensbedürfnisse, wie Öl und Mehl, in den nassauischen Dörfern nicht haben konnte. Wollte der Bauer derartige Artikel seinem Haushalte zuführen, mußte er den Büchsenranzen umschnallen und nach der nächsten Stadt eilen. Die Privilegien, in den Dörfern Krämereien einzurichten, sind jüngeren Datums. Vor uns liegt eins aus 1777; in dem heißt es: Se. Hoheit der Prinz von Oranien haben zu befehlen geruht, daß außer den Städten Dillenburg, Siegen, Diez, Hadamar, Herborn, Haiger und Driedorf und dem Flecken Mengerskirchen noch in den weiteren Orten Straßebersbach, Eisemroth, Hahnstätten, Dauborn, Obernhof,

Staffel, Beilstein oder Roderoth, Niedershausen, Emmrichenhain, Stein, Marienberg, Offheim, Dehrn, Frickhofen, Lahr, Neunkirchen, Langendernbach, Elsoff, Rennerod, Höhn und Rotzenhahn der Betrieb der Krämerei erlaubt sein soll. Leute, die sich in genannten Orten der Krämerei widmen wollen, können sich melden, um die Konzession gegen eine billige Abgabe zu erlangen. Jedoch wird ausdrücklich erklärt, daß der Betrieb nur die für den Landmann unentbehrlichsten Sachen führen darf; Ellenwaren, Kleidungsstücke, Kaffee, Tee, Zucker und alle edleren Spezereiwaren sind ausgeschlossen.

Dillenburg, den 2. Jan. 1777.

Fürstl. Landes-Regierung.

A. L. **Königsteiner Holz- und Waldordnung von 1608.** 1. Das feste Haus Königstein, der Oberamtmann und die Diener, welche freie Beholzung hatten, sollen auf Anweisung der Förster (jedoch zu keinem Überfluß, sondern nach Notdurft) aus dem Herrschaftswalde wie auch aus der Kammerbruch (jetzigen Romberg) als auch aus der Reichebach mit Brennholz versehen werden. 2. Die Bürgerschaft Königsteins, sofern sie aus der Sulzbacher Mark mit Brennholz nicht genugsam versehen wäre, soll zugelassen sein, von Bartholomäi (24. August) ab bis auf Ostertag in der Woche zweimal das dürre Holz in den obengenannten Waldungen zu lesen, mit dem strengen Befehl, daß niemand grünes Holz bei besonderer Strafe abhaue. Nach Ablauf dieser Zeit sollen die Waldungen von den Förstern wieder verboten werden. 3. Zu den Wolfsjagden werden die Königsteiner Bürger durch Glockenschlag zusammengerufen, und es müssen bei dieser Gelegenheit die jungen Wölfe in den Nestern ausgehoben und vertilgt werden. 4. Die dem Kurfürsten gehörigen Waldungen um Königstein sollen durchhauen werden, weil sie mit vielem Unterholz bewachsen sind. — Kurfürstliches Forstamt Königstein.

E. S. **Pfingstbrauch in Schwalbach.** In dem Dorfe Schwalbach bei Soden wurde noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Pfingstbrauch gepflegt, von dem wir folgendes mitteilen können. Am Pfingsttage zogen die Ortsbewohner, alt und jung, hinaus zu einem hundert Schritte vom Orte gelegenen Brunnen. Die Männer trugen den Pfingstbaum, die ausgesuchteste Tanne des Waldes. Vor ihnen her gingen die Knaben mit Kringen im Arm, die Mädchen und Jungfrauen waren mit Blumenkränzen geschmückt; die Jünglinge hatten flatternde Bänder an den Mützen; die Frauen beschlossen den Zug. Am Brunnen angekommen, wurde der Baum von den Jungfrauen mit Bändern geschmückt und von den Jünglingen aufgerichtet. Einer aus ihrer Mitte tat alsdann den Spruch, nach dessen Ende der älteste Bursche den Reigen eröffnete, dem sich alle in ungezwungenster Fröhlichkeit hingaben. Geistige Getränke wurden nicht verabreicht. Man begnügte sich mit einem Trunk aus der frischen Quelle, den schöne Mädchen mit viel Grazie offerierten. Bei Eintritt der Dunkelheit zog man wieder heim. Es wäre interessant zu erfahren, ob sich in Schwalbach dieser Brauch bis auf die Gegenwart erhalten hat.

## Theater zu Wiesbaden.

### Hoftheater.

* **Ödipus.** Tragödie in 3 Akten von Sophokles. Deutsch von Wilamowitz-Möllendorf. Musik von M. Schillings. Am 2. November. — Der Ödipus ist in der vorliegenden Form und szenischen Bearbeitung zuerst im Frühjahre ds. Js. herausgekommen. Inzwischen haben sich die Darsteller in das Klassische echt und recht hineingefunden. Die Regie Dr. Oberländers, der im übrigen bekanntlich zur Moderne neigt, hat im Ödipus bekundet, daß sie sich auch liebevoll der Antike anzunehmen weiß und Geschmack und Geschick besitzt, das gewaltige, fern anmutende Werk deutschem Sinn und Geist näher zu bringen. Die Darstellung war vortrefflich. Der Schicksalsmann Ödipus, die tragischste Figur griechischer Meisterdramen, fand in Herrn Leffler die vollkommenste Verkörperung, der die innersten Seelengänge der großen Rolle verständnisinnig auffand und wandelte. Ebenso war Frl. Eichelsheim als geborene Tragödin großzügig in der Auffassung und Wiedergabe der unglücklichen Jokaste. Herr Tauber als Teiresias, Herr Kober als Priester, Herr Engelmann als Korinther, sekundierten würdig; Herr Weinig als Kreon agierte etwas zu jugendlich. Exakt wirkten die Chorführer (darunter besonders die Herren Schwab und Zollin) und der Chor. Die musikalische Leitung übte Professor Mannstaedt mit der gewohnten Verve und Präzision. Für die Stimmung sorgten nicht zum wenigsten die Herren Schick und Geyer, die ein getreues, althellenisches Milieu auf die Bühne zauberten.

### Residenztheater.

— **Ein Volksfeind.** Schauspiel in 5 Aufzügen von Henrik Ibsen. Am 2. November. — Der „Volksfeind" ist eines der sozialen Dramen des großen Nordländers, das nichts von dem mystischen Einschlag der „Gespensterreihe" hat. Aus dem Leben gegriffen, mit blutvollen, realistischen Gestalten, wirkt es deshalb auch auf die Hörerschaft verständlich. Dr. Stockmann ist der Vertreter des humanen Idealismus, der tollkühn gegen den krassen Materialismus und Egoismus sturmläuft, natürlich aber an dem Bollwerk der harten Hirne sich die Hörner abstößt und damit den Beweis liefert, daß auch fanatischer Idealismus vom Übel ist. Das Aufeinanderprallen der Extreme ist von Ibsen meisterhaft wiedergegeben. Der Materialismus siegt. Herrn Bertrams Spielleitung erprobte sich vorzüglich. Die feindlichen Brüder Stockmann, Doktor Otto und Bürgermeister Hans, fanden in den Herren Rücker und Hager eine treffliche Verkörperung; die Kampfhahnstimmung zwischen ihnen blieb stets gespannt. Die brave, duldende Doktorsfrau Johanna lag Frau Schenk sehr gut. Ebenso war die Petra bei Frl. Noormann gut aufgehoben. Den alten Schiffer Worse, den Intriganten, hatte sich als dankbarste und undankbarste Rolle Herr Bertram selbst vorbehalten; den Buchdrucker Thomsen stellte Herr Tachauer sehr charakteristisch hin. Die Nebenrollen waren entsprechend besetzt. Es ging echt spießbürgerlich und winkelstädtisch im Stück her, wie es von Ibsen verlangt wird. Das Publikum war verständnisvoller als das im Hoftheater bei der Borkmanaufführung.

### Volkstheater.

* **Philippine Welser.** Historisches Schauspiel in 5 Akten von Oskar von Redwitz. Am 23. Oktober und mehrmals wiederholt. — Das Stück ist eins der stets bleibenden Einzeldramen; während andere von demselben Dichter, wenn sie auch zu seinen Lebzeiten vielleicht die Bühne beherrschten, nun längst verschwunden sind. Wir denken außer an Redwitz, an Brachvogel, Freytag, Gutzkow u. a. Die Philippine Welser behält den ursprünglichen Reiz des Motivs wegen, daß der Kaisersohn die Patrizierstochter in treuer Minne hält, und der lieblichen Gestalt der Heldin, sowie der poetisch schönen Behandlung des Stoffes halber. Das Volkstheater hat trotz seiner beschränkten Mittel dank der umsichtigen und verständnisvollen Regie seines Direktors eine ganz vorzügliche Aufführung dargeboten. Die Titelrolle lag in den Händen der wieder gesundeten Sentimentalen Frl. Leidenius, die sowohl im Aussehen wie im Spiel die Illusion einer Philippine Welser vollkommen wachrief und wieder einen Beweis ihres steigenden Talentes lieferte, das auch temperamentvolle Lagen leicht und sicher überwindet. Direktor Wilhelmy bot als Erzherzog eine seiner glücklichsten Lyrikerpartien. Herr Schöndorff war ein hoheitsvoller Kaiser, Herr Neeb ein treu-braver Prinzenfreund Thurn. Den bürgerstolzen Welser stellte Herr Römer; die beiden geschäftsmäßigen Overstolze waren durch die Herren Rhode und Heinrichs entsprechend vertreten. Die Rollen der Frauen Welser und Loran wurden durch die Damen Töldte und Clement ge-

geben; letztere vertrat mit gutem Glück das aristokratische Element innerhalb der Patrizierfamilie. Auch die Nebenrollen waren gut besetzt. Künstler und Bühne sahen schön aus. Das Publikum war vom Wollen und Können sehr befriedigt.

## Literatur.

* **Wer war Wilhelmus von Nassauen?** Von Th. Schneider. 24 S. Wiesbaden. Verlag des Verfassers. — Die Schrift ist die Bearbeitung eines vom Verfasser (Professor am Reformrealgymnasium) gehaltenen Vortrags. Aus Anlaß der Weihe des vom Kaiser der Stadt geschenkten Denkmals des „Schweigers" entspann sich eine Kontroverse zwischen der ultramontanen Presse Nassaus und den Professoren Pagenstecher und Schneider. Die Gegner des großen Oraniens beliebten ihn als Rebell, Ketzer, Libidinist und Zweizüngler darzustellen, wollen aber seinen Mörder von ihren Rockschößen abschütteln. Schneider verschweigt in seiner Broschüre, da die evangelische Kirche und Historie keine Heiligen kennt, die Schwächen und Gebrechen Wilhelms nicht; er beweist aber, daß seine Verdienste um die politische und geistige Freiheit der Niederländer jene weit überragen und weist eine Reihe geflissentlich aufrecht erhaltener Verleumdungen zurück. Eindruck wird er auf seine Gegner wohl kaum machen; aber es ist gut, wenn von Zeit zu Zeit einmal wieder Richtigstellung der Tatsachen erfolgt. (NB. Die Form „Nassauen", die auch hier auftritt, ist falsch; es muß „Nassaue" heißen. So reimt sich im Wilhelmuslied „Nassouwe" auf „ghetrouwe", beides sind sogenannte Zerr-Reime für „Nassouw" und „ghetrouw" um den klingenden Reim im iambischen Dreitakter zu erzielen. Wer mag nur das „n" an „Nassaue" heranpraktiziert haben?)

* **Durch das obere Lahn- und Edertal** (Marburg-Erndtebrück). Von E. Schneider. (Schneiders Wanderbücher I. 189 S. Pr. 1 M. Karte dazu 50 Pf. Marburg, N. G. Elwert. — Der Verfasser ist als Wanderer und Landschaftsschilderer bekannt. Sein Lahnführer und der Führer durch Oberhessen sind zuverlässig und gut bearbeitet. Ihre Anerkennung durch das Publikum beweisen ihre wiederholten Auflagen. Der Führer durch Oberhessen ist nun in mehrere Teile gegliedert worden, von denen der vorliegende Marburg und Umgebung behandelt und das Edertal mit in seinen Betrachtungskreis zieht. Die Darstellung ist korrekt, enthält alles Wissenswerte auf dem Gebiete der Geschichts- und Landeskunde, weist die schönsten Ausflüge nach mit dem nötigen Topographischen und Technischen, dem Verkehr- und Verpflegungswesen. Die Wegweiser sind recht genau. Die Karte ist zuverlässig. Allerseits warm empfohlen.

* **The Wiesbaden Weekly Review.** Von dieser interessanten Wochenschrift liegen weiter die Nummern 2—8 vor. Sie geben Aufschluß über aktuelle Tagesfragen, orientieren über Wiesbadener Orts- und Kurverhältnisse, bringen allgemeine, topographische und historische Abhandlungen und die nötigen technischen Aufklärungen neben Anzeigen und Bekanntmachungen. Die Wochenschrift ist vorzüglich redigiert, vornehm ausgestattet und kann auch Nichtengländern als sprachliches Übungsmittel warm empfohlen werden. (Verlag Wiesbadener Tagblatt.)

* **Landhaus und Villa.** Die mehrfach von uns besprochene Zeitschrift, die namentlich dem Bau von Eigenheimen dienen will, ist nach wie vor in Inhalt, Ausstattung und Illustration auf der Höhe der Zeit und recht reichhaltig in Ratschlägen, Plänen und Entwürfen, so daß wir gern wiederholt auf sie hinweisen. (Westdeutsche Verlagsgesellschaft, Wiesbaden.)

## Neues aus Nassau.

J. K. H. die Frau Großherzogin-Mutter von Luxemburg, Herzogin von Nassau, hat der Königsteiner Adelheidstiftung 1000 M zugewendet.

Nachfolger von Direktor Matzat in Weilburg ist Professor Dr. Kienitz-Gerloff geworden. Vor einigen Jahren berichtete eine Falschmeldung seine Pensionierung. Im Interesse der Landwirtschaftsschule können wir statt dessen nun die Beförderung begrüßen.

Am 1. November ist zu Wiesbaden der Grundstein zur neuen evangelischen Lutherkirche am Gutenbergplatze gelegt worden.

Am 4. November wurde die Landwirtschaftliche Winterschule zu Nastätten eröffnet.

Das Usinger Altertumsmuseum ist eröffnet worden.

Gastwirt Sturm hat auf dem Feldberge eine kleine Kapelle zur Andacht für Feldbergbesucher eingerichtet.

Bei Simmersbach, wo 1552 Philipp der Großmütige bei seiner Rückkehr aus der spanischen Gefangenschaft seine Länder zuerst betrat und von seinen Söhnen empfangen wurde, ist die alte Philippsbuche, unter der das Ereignis stattfand, eingegangen. An ihrer Stelle soll ein Gedenkstein errichtet werden.

Die kleine Gemeinde Berg bei Nastätten erhebt nicht nur keine Kommunalsteuern, sondern liefert noch dazu jedem Bürger jährlich 1 Klafter Holz und 100 Wellen. Sie will jetzt eine eigene Schule bauen.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**November.**

15. 1823. Fürstin-Witwe Luise von Wied-Neuwied stirbt. Sie war am 13. V 1747 als Prinzessin von Sayn-Wittgenstein-Berleburg geboren, 1766 an den Grafen (sp. Fürsten) Friedrich Karl von Wied-Neuwied verheiratet, dem sie u. a. den Nachfolger Fürst August und die Prinzen Maximilian (Amerikaforscher) und Viktor (Freiheitskämpfer) schenkte.

16. 1808. Die deutsche Division des IV. französischen Armeekorps, wobei das 2. Regiment Nassau, besetzt Santander, muß aber außerhalb der Stadt biwakieren. Die Erinnerung an das „Drecklager" war lange lebendig. (Spanischer Feldzug.)

20. 1725. Landgraf Wilhelm von Hessen-Rheinfels stirbt zu Langenschwalbach. Er war als Sohn des Landgrafen Ernst 1648 geboren und regierte seit 1693.

28. 912. König Konrad der Franke gründet das Chorherrenstift zu Weilburg.

28. 1792. General von Kalckreuth schlägt mit den Hessen und Preußen Custine aus den Schanzen von Bergen b. Frankfurt. (Französische Revolutionskriege.)

30. 1473. Philipp I. von Katzenelnbogen heiratet zum 2. Male, und zwar Anna von Nassau-Dillenburg, ohne indes Kinder zu erzielen. Mit ihm erlosch das alte Geschlecht.

## Briefkasten.

**C. G.** in **G.** Empfangen. Wir antworten noch brieflich.
**A. B.** in **E.** Richtig eingegangen. Frdl. Gruß.

Bemerkung: Es gehen noch immer Schreiben, Reklamationen usw., die Sache des Verlags und der Expedition sind, beim Herausgeber ein und verursachen ihm Arbeit, da er sie weitergeben muß. Man merke sich gefälligst: Manuskripte und Redaktionelles an den Herausgeber, aber Geldsendungen, Bestellungen, Einforderungen von Belägen, Reklamationen ausgebliebener Blätter an den Verlag von P. Plaum, Goethestraße 4.

**Redaktionsschluß: 6. November.**




№ 23. Wiesbaden, den 1. Dezember 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



# Lebe.

Träumst entfernte Seligkeiten
Und versäumst die Gegenwart.
Was verwartest du die Zeiten,
Von dem einen Wunsch genarrt?

Wie zu Fernen willst du bringen,
Wenn du dich nicht hinbewegst?
Soll die Ferne sich dir bringen,
Ohne daß du selbst dich regst?

Nur die Summe deiner Schritte
Führt ersehnter Zukunft zu;
Überspränġest du die Mitte —
Nicht am Ziele wärest du.

Wärest, wo du abgesprungen,
Von dem Ziele weit entfernt;
Hättest dich nicht hingerungen,
Reifgelebt und reifgelernt.

Nur den Augenblick ergreifend
Lebst du höher dich hinan,
Und von Tat zu Taten schweifend —
Nichts von Sehnsucht weißt du dann.

Bis die Hoffnung eingetroffen
Bist du anders schon gewillt.
Jede Zukunft steht dir offen,
Ist die Gegenwart erfüllt.

# Das letzte Wort.

Ich weiß ja nicht ob ich morgen
Es dir noch sagen kann;
Vielleicht bin ich gestorben
Und habe es nicht getan.

Dann läßt es dir keine Ruhe
Ob ich dein bis zuletzt gedacht.
Drum sage ich's jeden Abend,
Wie du mich glücklich gemacht.

Mein letztes vor dem Schlafe,
Jeden Abend soll es sein;
Dann — wenn ich nicht mehr erwache —
Weißt du, ich schlief damit ein:

Dir danke ich, was ich habe,
Dir danke ich, was ich bin;
Du warst meines Strebens Seele
Und meines Lebens Sinn.

Es kann keinen Himmel mehr geben
Man kann nicht glücklicher sein;
Ich hätte unsterblich sein mögen,
Nur immer bei dir zu sein.

Leo Sternberg.

---

Anmerkung: Aus dem bei Cotta im Erscheinen begriffenen „Neuen Gedichten."

# Nassaus Burgen,

## ihr Wesen und ihre Bedeutung im Mittelalter.

3) Von R. Bonte. (Schluß.)

### VI. Burg Hohlenfels.

Das über dem Gewölbe des Torturms befindliche Geschoß liegt mit der Oberkante seiner Deckenbalken in der Höhe des Eingangs zum Hauptturm. Es besitzt nur einen Eingang in der Südwand, zu dem von dem hochliegenden Teile des Burghofes aus eine steinerne Freitreppe mit 13 Stufen führt. Aus dem Innern des Geschosses, welches sonst keinerlei Besonderheit bietet, steigt man auf einer hölzernen, leicht zu beseitigenden Treppe in den Dachraum empor.

Hier fesselt zunächst der an der Nordostecke des Torturms ausladende hölzerne Verteidigungserker, der uns schon von außen aufgefallen ist, unsere Aufmerksamkeit. Aus der glatt abgeglichenen Mauer sind 5 Balken etwa 1,40 m weit ausgestreckt, welche das mit 13 cm starken Bohlen verkleidete, 2,20 m hohe Rahmenwerk der Erkerwände tragen; durch die Öffnungen zwischen den Balken blicken wir hinab in den zweiten Vorhof und den Torzwinger, welche von hier aus durch Hinabstürzen von Steinen verteidigt wurden, und erkennen, daß das Passieren des Tores IV durch diese Einrichtung fast unmöglich gemacht war, und auch durch die Anwendung besonderer Sturmgeräte kaum erzwungen werden konnte, weil der enge Raum des Vorhofes und des Torzwingers deren Handhabung nicht zuließ.

An dem südlichen Walm des Turmdaches bemerken wir den Schornstein und daneben eine Türe, welche durch einen hölzernen Steg mit der hochliegenden Eingangstür des Hauptturmes in Verbindung steht.

Wir erkennen aus allen diesen Einrichtungen die Bedeutung des Torturms für die Verteidigung der Burg. Er allein vermittelte den Zugang zu dem letzten Zufluchtsorte der Burginsassen, mit seinem Verlust waren auch der Burghof und die Wohngebäude den Geschossen der Angreifer preisgegeben.

Um die letztere Eventualität möglichst lange fern zu halten, und den Gegner zu verhindern, sich in dem Torturm festzusetzen, waren die vorhin angedeuteten Anordnungen getroffen worden; die hofseitigen Mauern waren ohne Öffnungen gelassen und der Zugang zum oberen Turmgeschoß durch das Gewölbe des darunter liegenden zunächst unmöglich gemacht. Die dicken Mauern und das Gewölbe mußten also vom Angreifer erst mit Öffnungen durchbrochen werden, bevor er sich des Torturmes als Offensivbau bedienen konnte. Die durch eine solche Öffnung im Gewölbe nach oben Gestiegenen, fanden sich von den Mauern des oberen Turmgeschosses wie in einem Zwinger eingeschlossen und wurden hier von dem hohen Wartturm aus mit Pfeilschüssen und Steinwürfen überschüttet, denn die Balken und das Dachgehölz waren soweit möglich bereits vorher von den Belagerten abgeworfen worden. Hatte dieses aber bei einem beschleunigten Rückzuge nicht geschehen können, so wurden vom Wartturm Feuerbrände in den Dachraum geschleudert, welche denselben über den Köpfen der Eingedrungenen in Flammen setzten.

An den großen Gußerker des Torturmdaches knüpft sich übrigens eine Überlieferung, nach welcher aus ihm bei einer Belagerung Bienenkörbe auf die Agreifer herabgeworfen und diese von den Bienen in die Flucht getrieben worden seien.

Vogel, Genth und andere Erzähler bezeichnen diese Überlieferung als eine Sage. An sich ist die Sache aber sehr glaubhaft, denn abgesehen davon, daß bei Belagerungen alles Mögliche aus den Burgen auf die Angreifer, und umgekehrt von diesen in die Burg geworfen und geschleudert wurde, was dem Gegner Schaden bringen konnte, so ist gerade Herabwerfen von Bienenkörben eine mehrfach bezeugte Tatsache. — Bienenstöcke befanden sich in allen Burgen und Höfen, denn der Bienenhonig bildete damals und noch bis zur Einführung des Rohrzuckers den einzigen Süßstoff in Küche und Haushalt. — Die durch den Fall und das Zerplatzen des Bienenkorbes gereizten und befreiten Völker fielen selbstverständlich alle in der Nähe befindlichen Menschen und Tiere an und nötigten die gegen sie völlig Widerstandslosen zur schleunigen Flucht. Fälle, in denen Tiere und selbst Menschen durch Bienenstiche getödtet worden sind, gehören auch in heutiger Zeit nicht grade zu den Seltenheiten, jedenfalls konnte durch den Angriff eines gereizten Bienenvolkes auch ein Geharnischter den die streitbaren Insekten in Massen an den Augen und den freien Gesichtsteilen anfielen, auf kürzere oder längere Zeit vollständig kampfunfähig gemacht werden.

Hinsichtlich der Darstellung des Torturms in der Abbildung 4 möchte noch darauf hinzuweisen sein, da der Gußerker in derselben nicht sichtbar ist, und daß ferner bei dem Durchschnitt durch das Turmdach nur dessen äußerer Umriß, das Dachgehölz selbst aber nicht angegeben ist.

Wir überschreiten nun die aus dem Dachraum nach dem Hauptturm führende Brücke, welche noch heute den einzigen Zugang bildet, um uns mit der Einrichtung desselben näher vertraut zu machen.

Der Hauptturm hat eine fünfeckige Grundrißform, wie sie auch die Laurenburg an der Lahn und die interessante Inselburg Pfalzgrafenstein im Rhein aufweisen. Bei diesen liegt die Turmtreppe in der Dreieckspitze, eine an sich recht zweckmäßige Anordnung, von der jedoch hier aus einem besonderem Grunde kein Gebrauch gemacht werden konnte. Das Mauerwerk, der drei Meter und darüber dicken Umfassungswände ist wohl gut hergestellt, zeigt aber nicht die namentlich bei älteren Bauwerken dieser Art vorfindliche sorgfältige Ausführung und Beherrschung der Technik. Inwieweit letzteres dem Material oder anderen Umständen, Übereilung und häufige Unterbrechung der Bauarbeiten 2c., zuzuschreiben ist, soll hier nicht weiter untersucht werden.

Den unteren Teil des Hauptturmes bildet das „Verlies“, welches 6,60 m im Lichten tief und mit einem halbkreisförmigen Tonnengewölbe überdeckt ist. Über den Zweck dieser meist fensterlosen und nur durch ein im Deckengewölbe ausgespartes Mannloch besteigbaren Räume der Burgtürme ist in den früheren Aufsätzen bereits das Erforderliche gesagt und auch dabei bemerkt worden, daß sie im allgemeinen nicht zur Unterbringung von Gefangenen dienten.

Über dem Verlies liegt, wie allgemein üblich, auch hier das Eingangsgeschoß des Turmes, zu dessen der Angriffsseite abgewendeten Türe der erwähnte Steg vom Dache des Torturmes führte. War man in diese Türe eingetreten, so befand man sich in einem in der Mauerdicke liegenden Vorraum, aus welchem man geradeaus durch eine zweite Türe in das — gleich dem Verliesraum — überwölbte Eingangsgeschoß gelangte. Diese letztere Türe weist nun die schon vorhin angedeutete Besonderheit auf, indem sie von außen verriegelt werden konnte, eine Einrichtung, welche nicht anders zu erklären ist, als daß der Raum einschließlich des Verlieses zur Unterbringung von Gefangenen benutzt wurde. Solches konnte allerdings nur in Friedenszeiten, oder allenfalls in den ersten Stadien einer Belagerung stattfinden. Wurde der Ausgang der letzteren aber für die Burginsassen bedenklich, so mußten die beiden Räume denselben zur Unterbringung von Proviant und Menschen zur Verfügung stehen, und etwa vorhandene Gefangene mußten anderweit untergebracht werden.

Wenn diese Art der Verwendung des Eingangsgeschosses — wie wohl angenommen werden darf — in der Absicht des Erbauers gelegen hat, so erklärt sich auch damit der Grund, aus welchem er die Turmtreppe nicht innerhalb des Eingangsgeschosses beginnen ließ, bezw. dieselbe nicht, nach anderen Mustern, in den Mauerkörper der Winkelspitze des Grundrisses verlegte, weil man in diesem Falle die oberen Geschosse des Turmes nur durch das Eingangsgeschoß hätte erreichen können.

Wie aus dem Grundriß ersichtlich, befindet sich der Einang zu der in der Mauer der Seitenwände angeordneten Turmtreppe rechts vom Eintretenden in dem erwähnten Vorraum des Eingangsgeschosses. Ihr Lauf bis zu ihrem Austritt auf dem Wehrgange des Zinnenkranzes ist in dem Grundriß (Abbildung) vollständig ersichtlich gemacht; zu diesem Behufe ist bei der zeichnerischen Darstellung desselben also nicht, wie es gewöhnlich geschieht, eine wagerechte Schnittlinie durch ein einzelnes Geschoß, sondern eine dem Laufe der Treppe folgende Schnittebene angenommen worden.

Die vom Treppenlaufe in das zweite Geschoß führende Türe ist durch ihre punktierte Mittellinie der Lage nach angedeutet. Dieses stellt sich durch seine Kaminanlage und größere, mit steinernen Sitzbänken versehene Fenster als das eigentliche Wohngeschoß dar. Der jetzt oben ganz offene Raum war früher jedenfalls mit einem Gewölbe überdeckt, welches die mit mit einem Zinnenkranz versehene Wehrplatte trug. Die Zinnen der Brustwehr sind, soweit sie nicht für die Auflagerung des Windmühlenunterbaues abgebrochen werden mußten, noch in ihrer ursprünglichen Form vorhanden.

Die Schildmauer S zeigt im allgemeinen den Typus einer selbständigen, nicht an den Hauptturm angeschlossenen, sehr hohen und starken Wehrmauer, welche von zwei Türmen flankiert wird. Wir haben Verteidigungswerke, ähnlicher Art bei den Burgen Hohenstein und Reichenberg kennen gelernt, auch sind solche u. a. bei der Burg Ehrenfels am Rhein und bei Langenau im Lahntale, der Stammburg des Erbauers von Hohlenfels, vertreten. In Reichenberg und Ehrenfels dienten sie anstelle des fehlenden Hauptturmes als Warte und Rückzugsbau.

Die Schildmauer der Burg Hohlenfels besteht in einer sehr hohen, aber nicht eben dicken Mauer, welche jedoch durch fünf kräftige pfeilerartige Verstärkungsvorlagen an der inneren Seite die erforderliche Standfestigkeit und Breite erhält. Die Zwischenräume zwischen diesen Verstärkungspfeilern sind mit Rundbogen überwölbt, und bilden so drei tiefe Nischen an der inneren Seite der Mauer, eine breitere in der Mitte und zwei engere an den beiden Enden, auf denen sich die Flankentürme erheben.

Die Nischen waren groß und hoch genug, um in jeder drei bis vier übereinander liegende Gelasse einzurichten, welche als Wohn- und Schlafräume dienten. Sie waren zu diesem Zwecke hofseitig durch Fachwerkswände abgeschlossen, welche die erforderlichen Öffnungen enthielten. Daß die oberen Gelasse nur durch außen angestellte Leitern erreicht werden konnten, wurde von ihren Bewohnern, den jüngeren Rittern und Knappen, nicht als Unbequemlichkeit empfunden.

Der über der breiteren Mittelnische zwischen den Türmen herlaufende Wehrgang ist noch heute an der dem Angriff zugewendeten Seite mit seiner ursprünglichen, über mannshohen Schutzmauer versehen, in der sich drei zum Auslug dienende Schießlöcher befinden. Nach dem Hofe zu ist jetzt nur eine niedrige Brüstung vorhanden, welche aber früher jedenfalls mit Zinnen versehen war, um den schmalen Teil des Hofraumes zwischen Schildmauer und Hauptturm verteidigen zu können.

Die beiderseitigen, zweistöckigen, nur in der Grundrißform etwas verschiedenen Türme waren gleichmäßig mit Deckengewölben und Kaminen ausgestattet, sie boten daher vier, wenn auch nicht

große, so doch behagliche Aufenthaltsräume für die Burgmannen und Junker, denen der Wacht- und Verteidigungsdienst an dieser Stelle der Burg oblag.

Von den Kreuzgewölben, welche die Decken der unteren Geschosse bildeten, sind nur noch ihre Anfänge erhalten, welche auf Basaltkonsolen aus den vier Ecken der Räume heraustreten. Die Gewölbeanfänge tragen die Substruktion der jetzt vorhandenen Dächer, welche der Lage der Sache nach nur als Notdächer angesehen werden können. Das zweite, jetzt stark zerstörte Geschoß der beiden Türme war früher ebenfalls mit einem Gewölbe versehen, welches die Wehrplatte trug.

Der Zugang zu diesem oberen Teile der Schildmauer erfolgte durch den rechtsseitigen Turm, welcher nach dem Burghofe zu mit einer Türe versehen ist. Von dieser führte eine durch Schulterwehr gegen den Angriff gedeckte Treppe abwärts zu einem 5,3 Meter über dem Hofboden liegenden Podest, und endete hier. Letzteres stand mit dem in gleicher Höhe liegenden Wehrgange des Palas P in unmittelbarer Verbindung; vom Burghofe aus konnte das Treppenpodest nur mittels einer Leiter erreicht werden. (Siehe bei A im Grundriß des Abbildung 4.) Aus den vorstehenden Angaben und den Zeichnungen wird dem Leser die Bedeutung der Schildmauer für die Verteidigung ohne weiteres klar geworden sein. Sie bildete neben dem Hauptturm einen zweiten Rückzugsbau, in welchem diejenigen Mannschaften Deckung fanden, welche als die Letzten den Palasbau zu halten versucht hatten und sich nach dessen Aufgabe über die Wehrgänge in die Türme der Schildmauer zurückziehen mußten, weil in diesem Falle der Burghof nicht mehr zu passieren, und auch ein Rückzug durch den ebenfalls vom Gegner besetzten Torturm in den Hauptturm nicht mehr möglich war.

In dem letzteren hatten bereits vorher die zu seiner Verteidigung bestimmten, sowie die nicht waffenfähigen Burginsassen Unterkunft gefunden, und es blieb nun als letzte Aufgabe der Verteidigung noch übrig, die beiden Rückzugsbauten zu halten, und womöglich den Gegner wieder aus den gewonnenen Stellungen zu vertreiben. Gelang weder das eine noch das andere, so war die Burg verloren, wenn kein Entsatz zu erwarten stand, und Proviantmangel oder ausbrechende Krankheiten die Kampffähigkeit der Burginsassen aufhoben.

Bei einigermaßen gut geleiteter und vorbereiteter Verteidigung war aber dank der hervorragenden Wehrtüchtigkeit der Burg ein so ungünstiger Ausgang nur möglich, wenn ungewöhnlich große Belagerungsmittel gegen dieselbe aufgewendet werden konnten, und wenn die Burg wirklich einmal „mit Gewalt erobert" worden ist, so durfte die Erklärung dieses Ereignisses wohl weniger auf kriegstechnischem, als auf dem Gebiete der Familienpolitik zu suchen sein.

Hilger von Langenau, der Sohn und Erbe des Erbauers der Burg Hohlenfels, hinterließ nur zwei Töchter, Agnes und Lyse, welche bei seinem 1412 erfolgtem Tode von Nassau mit der väterlichen Burg belehnt wurden. Agnes war an Johann Romilian von Cobern, Lyse an Johann von Eynenburg, Herrn zu Landskron, vermählt. Zwischen beiden Familien fanden bezüglich der Erbfolge ihrer Söhne und Töchter besondere Abmachungen statt, welche auf ein gutes Einvernehmen derselben unter sich, wie auch mit der Langenauer Verwandtschaft schließen lassen. Hierin scheint aber eine Änderung eingetreten zu sein, als Agnes, deren Gemahl 1423 verstarb, eine zweite Ehe mit Eberhard von Oberstein einging. Die Langenauer Vetterschaft und wohl auch die Schwäger mochten Ursache haben, diesen Schritt als unbequem und bedenklich zu empfinden, und es kam anscheinend zu Erbfolge- und Mitbesitzansprüchen an das der Agnes gehörige Halbteil der Burg, auf welche selbstverständlich weder diese noch ihr Gemahl reagierten, sondern es nach damaliger Gepflogenheit darauf ankommen ließen, ob der andere Teil sein vermeintliches oder wirkliches Recht mit Waffengewalt erzwingen wollte und vermöchte. Ging dann auch vielleicht die Sache schief, so konnte man sich immer noch durch einen vorteilhaften Vergleich mit Anstand aus der Affäre ziehen. Dieselbe verlief dann auch ganz programmmäßig. Eines schönen Tages rückte der Langenauer Vetter Hen Dyme vor die Burg und „eroberte" sie. Der weitere Erfolg war ein 1427 abgeschlossener Vergleich, nach welchem Agnes von Oberstein die Hälfte ihres Anteils an der Burg, also ein Viertel derselben, an den Eroberer abtrat. Nunmehr waren alle Beteiligten zufrieden gestellt, und Agnes tröstete sich vielleicht mit dem Gedanken, daß die verlorene Hälfte ihres Burglehens doch wenigstens „in der Familie geblieben sei." Das Kriegsvolk aber hatte eine lustige Fehde gehabt, deren Einzelheiten vielleicht noch lange einen Gegenstand der Unterhaltung am winterlichen Kaminfeuer bildeten und in entsprechender Aufbauschung den nicht beteiligten Zeitgenossen und den kommenden Geschlechtern überliefert wurden.

Man wird bei der Beurteilung der Affäre kaum fehlgreifen, wenn man annimmt, daß die Belagerung, wie die „Eroberung" von den Hauptbeteiligten inszeniert wurde, um das Burglehen der Agnes in andere Hände zu bringen und dem als Lehensmann und Ganerben vielleicht nicht genehmen Obersteiner einen Vorwand zu bieten, seinerseits auf das nicht ganz zweifellose Besitzrecht seiner Gemahlin mit guter Manier zu verzichten. Letztere war übrigens klug genug, die Sachlage zu begreifen, denn bald darauf verpfändete sie das andere Viertel ihres Lehensanteils um ein Billiges an Herrn Johann Boos von Waldeck, ihren Schwiegersohn, und dessen Gemahlin Lyse, womit die Angelegenheit denn auch anscheinend im Sinne der übrigen Beteiligten endgültig erledigt wurde.

# Die Korbflechtschule in Grävenwiesbach.

Von C. Hellmich.

Ein wichtiges Ereignis für das Kirchspiel Grävenwiesbach brachte das Jahr 1882, nämlich die Eröffnung der Korbflechtschule. Die geringen Erwerbsverhältnisse der Gegend, bestehend in Bebauung des leichten, bei geringer Viehzucht nicht sehr ertragsfähigen Feldes, daneben nur im Winter Ertrag der Holzfällung, in welchen sich zwei Drittel der Erwachsenen teilten, und Kleinhandwerk, hatten gar viele junge und ältere Familienväter gezwungen, entweder mit den Ihrigen oder allein nach Amerika auszuwandern, wobei aber einzelne gute, viel mehr traurige Erfahrungen gemacht wurden. Seit Jahren war nun allgemein der Wunsch rege geworden, einen neuen Erwerbszweig einführen zu können, der das Familienleben nicht trennte, sondern zusammenhielt, also eine Hausindustrie. Die Anlage einer Fabrik wurde vonseiten der Kirche wegen der damit verbundenen sittlichen Mängel entschieden bekämpft. Verschiedene Pläne mit Draht- 2c. Arbeiten erschienen als aussichtslos.

Da erschien in der Zeitung eine Notiz, daß der Taunusklub zu Frankfurt a. M. infolge eines kurz vorhergegangenen Mangels, welcher sich im Hochtaunus bis zum Notstand gesteigert hatte, neben der augenblicklichen Stillung der Not durch Gewährung von Lebensmitteln 2c. die Hebung des Wohlstandes der Bevölkerung sich zur Aufgabe gestellt und in Zukunft die Einführung der Weidenkultur und Korbflechtindustrie nach dem Muster der Koburger und Lichtenfelser Gegend als Mittel hierzu ins Auge gefaßt habe. Infolgedessen brachte Dekan Deißmann die Angelegenheit in mehreren Sitzungen der kirchlichen Gemeindeorgane und zuletzt in einer besonders dazu berufenen Sitzung der Gemeinderäte des Kirchspiels zur Sprache. Das Ergebnis war eine Eingabe an den Vorstand des Taunusklubs zu Frankfurt a. M., worin um Errichtung der Korbflechtschule zu Grävenwiesbach gebeten wurde. Der Rathaussaal als Lehrsaal, Holz und Licht und der 1. Pfarrer als Leiter der Anstalt wurden unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Die Eingabe wurde sehr freudig aufgenommen, die Entscheidung indessen ausgesetzt, da der Taunusklub eigentlich mehr den Hochtaunus mit Usingen als Sitz der Anstalt im Auge hatte. Im Herbst des Jahres 1881 wurde Dekan Deißmann aufgefordert, in einer Generalversammlung die Wünsche Grävenwiesbachs vorzutragen. Nachdem sein Vorredner für Usingen und er für Grävenwiesbach plädiert hatte, schnitt der bald darauf verstorbene Kaufmann Scheibel von Frankfurt die Verhandlungen dadurch ab, daß er im Namen seiner Tischgenossen sich erhob und eine Tellersammlung für Grävenwiesbach vornahm. Dieselbe ergab gegen 300 Mk. als Grundstock für die Flechtschule. In einer späteren Vorstandssitzung, an welcher auch Bürgermeister Born von Grävenwiesbach teilnahm, wurde im Anschlusse an die früheren Anerbietungen das Weitere festgesetzt. Der Taunusklub engagiert einen Meister und garantiert für das erste Jahr dessen Gehalt; von da ab mußten wir selbst sorgen und namentlich auch Staatsunterstützungen zu erlangen suchen. Auf eine Eingabe an Herrn Regierungspräsidenten von Wurmb antwortete derselbe sehr liebenswürdig, erklärte aber, nach bestehender Praxis erst dann eine Staatsunterstützung beantragen zu können, wenn etwas geschaffen, die Anstalt vorhanden und lebensfähig sei. Er hat indessen später treulich Wort gehalten und ist ein unermüdlicher Gönner der Anstalt geblieben. Ebenso Herr Landesdirektor Sartorius zu Wiesbaden, der die Anstalt zweimal besuchte und schießlich einen Jahreszuschuß von 100 ℳ aus kommunalständischen Mitteln zur Anschaffung von Modellen, sowie 400 ℳ zur Ausstattung ausgelernter Korbmacher zur Verfügung stellte. Der Herr Minister sprach später wiederholt die Erwartung aus, daß mindestens 1000 ℳ jährlich der Korbflechtschule als Unterstützung zugingen. Daß Herr Sartorius nicht mehr leisten konnte, war nicht seine Schuld. Die Ursache liegt tiefer; sie war begründet durch persönliche Gegnerschaft eines Kommunallandtags-Vorsitzenden gegen Dekan Deißmann.

Als Flechtmeister wurde von dem Taunusklub ein Korbwarenfabrikant Ludwig aus Koblenz auf 3 Jahre mit einem Jahresgehalt von 2000 ℳ und freier Wohnung engagiert. Dieser Mann hatte auf verschiedenen Ausstellungen, zuletzt in Frankfurt 1881, Preise erhalten. Am 1. Juli 1882 traf Ludwig in Grävenwiesbach ein. Nach Festsetzung der Geschäftsordnung und Anschaffung der nötigen Werkzeuge und Utensilien wurde die Anstalt am 13. Juli feierlich durch Choralgesang und Rede des Dekan Deißmann in Gegenwart vieler Kirchspiels-Angehörigen und des Amtmanns Freiherrn von Wedekind zu Usingen mit 17 Schülern eröffnet.

So ging es nun an die Arbeit. Von Aufträgen und Absatz war natürlich noch keine Rede. Ludwig versprach sich goldne Berge und, wenn es sein müßte, Abnahme und Verkauf der fertigen Waren in seinem eignen von seiner Frau mit mehreren Gesellen in Koblenz weiter betriebenen Geschäfte. Er selbst verstand weder von der Technik noch von dem kaufmännischen Betrieb seines Geschäftes viel. Das Material wurde unvernünftig angekauft und noch unvernünftiger aufbewahrt und die Waren liederlich gearbeitet, so daß, wer nur auch der Anstalt zuliebe einmal gekauft hatte, die zweite Sendung nicht mochte. Wir mußten den Schund, um nur zu räumen, ganz unterm Preis versteigern und schließlich für mindestens 3000 ℳ verdorbenes Material zu Asche verbrennen. Da keiner auch nur das Mindeste von dem Geschäfte verstand, so mußte sich ein Stillschweigen vorläufig bemerkbar machen. Den Bedenken und Einwürfen begegnete „der Herr Direktor Ludwig" — diesen Titel hatte er sich ausbedungen — indem er sie kurz abschnitt: „Das muß so sein." Berechtigte Zweifel blieben dem Vorsitzenden, Herrn Dekan Deißmann, namentlich wenn er ihm die schiefen Beine 2c. an den wenigen von ihm selbst angefertigten Prunkartikeln zeigte und der Herr Direktor ruhig mit dem ausgepräg-

testem Selbstbewußtsein erklärte: „Das muß so sein!" Später ging der Herr Direktor tagelang auf die Jagd und in der Werkstatt — schlief er. Die Entwicklung des Geschäftes war auch dementsprechend. Auswärts war die Anstalt zum Spott und Hohn geworden und in dem Kirchspiele verhaßt, da die übrigen Vorstandsmitglieder Vermögensverluste befürchteten. Die meisten hielten den vollständigen Zusammenbruch der Anstalt für unvermeidlich; nur Dekan Deißmann hoffte noch allein, sah aber ein, daß hier etwas Energisches geschehen müßte. Er machte Reisen in andere Korbflechtschulen und lernte ihre Einrichtungen und ihren Betrieb kennen. Als er nun wieder heim kam und zum erstenmal seine Korbmacherei betrat, fühlte er erst mit vollem Bewußtsein ihre ganze Erbärmlichkeit und schämte sich vor sich selber, daß er nicht erst selbst lernen und nicht blindlings vertrauen sollte.

Am 1. Juli 1885 wurde Ludwig entlassen und nun begann die meisterlose, die schrecklichste Zeit, die bis zum November dauerte. Nur mit der größten Mühe konnte die Anstalt am Leben erhalten werden. Die drei besten Arbeiter hatte Ludwig durch Versprechungen mit sich genommen. Geblieben waren nur einige in Folge von Schnaps verkrüppelte oder halbblödsinnige Landarme, welche von Frankfurt und Wiesbaden zur Ausbildung und Erziehung überwiesen wurden, teils gutmütig-leichtsinnige, teils recht bösartige Gesellen in vorgerückten Jahren, und daneben einige Jungen, die noch nichts konnten und meist wenig bildungsfähig waren, da begabte und anständiger Leute Kinder schon länger zum Eintritt in die Anstalt nicht mehr zu bewegen waren. Diese Leute sollten ohne Meister in Zucht gehalten und beschäftigt werden. Was da der Vorstand der Flechtschule erfuhr, ist kaum zu schildern. Nur ein Beispiel: Ein an beiden Beinen amputierter Frankfurter mußte von Herrn Deißmann wegen seiner Ungezogenheiten zur Rede gestellt werden. Am Abend humpelte derselbe auf seinen Krücken in den Wald und lebte dort acht Tage lang von Rüben 2c. des angrenzenden Feldes, bis er entdeckt wurde. — Schon vorher zu Ludwigs Zeiten hatte ein Junge den anderen mit dem Werkmesser in den Leib gestochen, daß der Darm hervortrat. Letzterer ist wieder genesen, und ersterer erhielt ein Jahr Gefängnis.

Am 15. November 1885 trat ein neuer Meister, Wilhelm Sörmann, ein geborener Holsteiner, in die Flechtschule ein. Sein Gehalt betrug 1200 ℳ nebst freier Wohnung, bis 1500 ℳ steigend. Er hat bisher treu, geschickt und mit Segen gearbeitet.

Auf Antrag bei dem Herrn Minister wurde die Anstalt einer unangemeldeten Revision unterzogen. Die Revision verlief außerordentlich günstig. Das Kgl. Ministerium gab darauf einen sehr ermutigenden Bescheid und verhieß weitere Unterstützung, wenn bis Jahresschluß den Erwartungen entsprechende Leistungen aufzuweisen wären. Dies konnte geschehen, und das Ministerium für Handel und Gewerbe, zu dessen Ressort die Anstalt nun gehörte, gewährte von da ab jährlich 5000 ℳ. Der Ministerial-Sekretär war allerdings ein geborener Nassauer, der jetzige Präsident der Oberrechnungskammer von Magdeburg, ein wegen seiner Schlichtheit und seines Wohlwollens bei reichem Wissen und Können hochgeachteter Herr. Die alte engere Heimat und die Kenntnis des Usinger Landes hat wohl dabei mitgewirkt, die Anstalt zu unterstützen.

Fragt man nach dem Nutzen, den die Anstalt gestiftet, so kann darauf selbstverständlich keine bestimmte Antwort gegeben werden. Der eigentliche Nutzen in Erziehung und Versorgung manches sonst vielleicht verlorenen jungen Menschen entzieht sich jeder Schätzung. Doch die Welt fragt mehr nach dem klingenden Gewinn, und so will ich hier nur angeben, daß in den ersten neun Jahren an Arbeitslohn 33 061 ℳ ausbezahlt wurden, eine schöne Summe für unsere verdienstlose Gegend. Rechnet man die Nebenverdienste der Handwerker, Logisgeber, Fuhrleute 2c., so sind mindestens, wie aus Rechnungen zu ersehen, 80 000 ℳ in der genannten Zeit durch die Anstalt in den Taunus geflossen, wovon der Löwenanteil auf Grävenwiesbach entfallen ist. Ihren Zweck als Wohltätigkeitsanstalt hat die Schule somit nach Kräften erfüllt.

Was der Anstalt nun dringend not tut, zu voller Entfaltung und Zweckerfüllung, sind eigne Gebäude, welche die sämtlichen Wohn- und Geschäftsräume und namentlich einen hinreichend großen Arbeitssaal enthalten. Das Ministerium kann und wird hierfür erst dann Beihilfe gewähren, wenn ein namhafter Teil des Baugutes von der Gemeinde aufgebracht, resp. garantiert ist. Zu letzterem Zwecke ist bisher mancherlei versucht worden, doch ohne Erfolg, abgesehen von den gesammelten 1300 ℳ. Schon 1888 erklärte sich der damalige Oberbürgermeister, spätere Finanzminister Dr. Miquel bereit, sich an die Spitze einer Sammlung zu stellen. Durch Versehen verliefen die Aussichten im Sande, wie noch viele andere.

Es mußte etwas geschehen, um der Korbflechtschule Geld in die Hände zu geben zum weiteren Ausbau. In Frankfurt veranstaltete der Privatier Charles Halgarten eine Geldsammlung; er selbst zeichnete 200 ℳ. Auch Dekan Deißmann erhob Kollekten, wobei er viele, nicht immer für ihn angenehme Beobachtungen und Charakterstudien machte. Im allgemeinen hat er aber bei den Juden mehr Verständnis und mehr Unterstützungen gefunden, als bei den Christen. Von einer solchen Bettelfahrt weiß er selbst zu erzählen: „Einmal in meinem Leben, als ich für einige arme Flechtschüler bettelte, hat mir auch ein Wächter der öffentlichen Sicherheit, der mich in drei Häuser hatte gehen sehen, in einiger Entfernung das Geleite bis zum Bahnhof gegeben. Wie wird es draußen in der Fremde so manchem Handwerksburschen und Stromer, selbst guter Leute Kind, wohl manchmal zu Mute sein mögen, wenn ihm das Auge des Gesetzes mit Seitengewehr und Pickelhaube folgt!"

Als die Geschäfte der Anstalt immer mehr um sich griffen, konnte die Arbeit der Geschäftsführung nicht gut bewältigt werden. Es wurde daher mit Genehmigung des Ministers ein kaufmännisch gebildeter Geschäftsführer, Karl Hofmann aus Weilmünster, mit einem Jahresgehalt von 1000 ℳ angestellt. Nachdem derselbe einen vierwöchentlichen

Kursus in der Flechtschule zu Heinsberg durchgemacht und sehr gute Zeugnisse von dort erhalten hatte, trat er am 1. Januar 1889 in die Flechtschule ein. Da Herr Hofmann zur vollen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten arbeitet, wird er wohl bis an sein Lebensende bei der Flechtschule bleiben.

Nach dem Weggang des Herrn Dekan Deißmann wurde ihm allmonatlich eine Rechnung in Abschrift nach Kubach gesandt. Herr Dekan Deißmann ist der geistige Leiter des von ihm begründeten Werkes geblieben. Die Stelle eines Kontrolleurs der Einnahmen und Ausgaben übernahm der zweite Lehrer Held, dem dafür 50 *M* Remuneration bewilligt wurden. — Bald trat man dem Plane eines Anstaltsgebäudes für die Korbflechtschule näher. Zwar der von der Gemeinde bisher geliehene Rathaussaal genügte als Werkstätte zur Not, allein die sieben anderen gemieteten Räumlichkeiten für die Anstaltszwecke hatten längst zu Unzuträglichkeiten geführt. Dazu fehlte es nicht an Beeinflussung mißgünstiger Gemeindeglieder, die auf Entziehung des Rathaussaales zielten. Leider war bei den auswärtigen Kirchspielgemeinden, die bis dahin mit Grävenwiesbach zum Verbande der Anstalt gehörten, sehr wenig opferwilliger Sinn. Zur Unterstützung des Baues erklärte sich zunächst nicht eine bereit. Einzelne traten aus dem Verbande aus. Grävenwiesbach beschloß eine namhafte Leistung zu den Baukosten. Das ursprüngliche Projekt, massiv zu bauen, ließ man fallen, und nach mancherlei Verhandlungen wurde ein zweistöckiges Gebäude mit Räumen für Flechtsaal, Magazin, Laden, Kontor und Wohnungen für die Familien des Flechtmeisters und Geschäftsführers aus Fachwerk zu bauen beschlossen. Den Bau übernahm W. Wick. Die Baukosten betrugen insgesamt 24 000 *M*. Am 9. Mai 1897 wurde das Gebäude durch eine festliche Einweihungsfeier seiner Bestimmung übergeben. Die Zahl der meist aus dem Kirchspiel stammenden, in der Korbflechtschule beschäftigten Flechter nimmt jährlich zu.

Im Jahre 1899 fand eine besondere Kontrolle statt, bei der ein Kaufmann mitwirke. Ihm ist es insonderheit zu verdanken, daß die Geschäftsführung einmal gründlich geprüft wurde. Dabei stellte es sich heraus, daß eine gewisse Bummelei eingerissen war. Die Arbeiter hatten erhebliche Ueberzahlungen, alte, zumteil sehr alte Außenstände steckten in den Büchern. Diese Mißstände mußten bald beseitigt werden. Die nächste Revision fiel sehr günstig aus, die Ergebnisse der Bilanz wurden besser. Eine Revision der Anstalt fand im Jahre 1901 durch den Geheimen Oberregierungsrat Simon aus dem Ministerium statt. Der Staatszuschuß wurde von 4000 *M* auf 3500 *M* erniedrigt. Die geschäftiche Stockung machte sich in den Jahren 1902 und 1903 auch auf dem Gebiete der Korbflechtartikel bemerkbar. Der Absatz stockte.

In dem Streite um die Eisenbahn hat die Flechtschule auch eine Rolle gespielt, oft wurde sie von feindlicher Seite angegriffen. Die Flechtschule steht zurzeit unter der Leitung des Herrn Pfarrers Görg; im Jahre 1907 ist sie in das Vereinsregister eingetragen worden und hat sich in den letzten Jahren vorteilhaft weiter entwickelt. 1906 wurden für 28 695 *M* Waren verkauft. Die Anstalt erhielt in diesem Jahre einen Staatszuschuß von 3200 *M* und einen Zuschuß des Kommunalverbandes Wiesbaden von 300 *M*. An Löhnen wurden ausbezahlt an Hausindustrielle 10 332 *M* und an Lehrlinge 1743 *M*. Die Gehälter betrugen für den Flechtmeister Sörmann 1600 *M*, den Geschäftsführer Hofmann 1400 *M*. Außerdem kamen den hiesigen Einwohnern zu gute 1028 *M* für Fuhrkosten. Das Geschäftsvermögen betrug am 1. Januar 1907 22 018 *M*. Auf dem Haus ruht noch eine Schuldenlast von 4735 *M*.

Als das Jahr 1907 sich näherte, wurde von dem Vorstand der Korbflechtschule beschlossen, das 25jährige Bestehen derselben durch eine Feier würdig zu begehen. Der festgesetzte Sonntag im Juli, an dem die Jubelfeier der Flechtschule stattfinden sollte, rückte näher; es war mancherlei geplant worden; zur Ausführung kam jedoch nichts. So mußte das Fest um 25 Jahre verschoben werden.

Das abgelaufene Geschäftsjahr 1907/08 war ein sehr erfreuliches gewesen. Die Einnahmen für verkaufte Waren haben fast 34 000 *M* betragen. Die Arbeiter sollten 6 Prozent des verdienten Arbeitslohnes empfangen, also 747,90 *M*; der Flechtmeister Sörmann 70 *M*; der Geschäftsführer Hofmann 50 *M* und der Gehülfe Pauly 130 *M*.

Im Jahre 1907 wurde der Korbflechtschule der Auftrag, eine Anzahl Stühle nach römischem Modell für Seine Majestät den Deutschen Kaiser anfertigen zu lassen.

Was die Vergrößerung der Korbflechtschule und besonders ihrer Räumlichkeiten anbelangt, so wurde von Herrn Kittel, dem Vorsitzenden des Taunusklubs, auf der letzten Generalversammlung in Vorschlag gebracht, die Angelegenheit bis nach Eröffnung der Bahn zurückzustellen. Herr Landrat Dr. Beckmann empfahl jedoch dem Vorstand, die etwa notwendigen Grundstücke anzukaufen, jedoch keine zu hohen Preise zu zahlen. Dieser Vorschlag wurde angenommen.

Die in Frankfurt a. M. in diesem Jahre anberaumte Heimarbeiterausstellung war auch von der Grävenwiesbacher Korbflechtindustrie beschickt worden und wurde von den Besuchern der Ausstellung sehr bewundert. Herr Pfarrer Görg hatte eine Monographie über die Korbflechterei im Taunus mit großer Mühe geliefert.

So ist das Samenkorn, das vor Jahrzehnten in Grävenwiesbachs Marken gelegt wurde, zu einem herrlichen Gewächs emporgediehen. Segen hat es verbreitet in den Gemeinden, die mit der Korbflechtschule in enger Berührung stehen. Die Wunden der Armut wurden geheilt durch verdienstreiche Arbeit, und manches Familienglück ruht auf dem sicheren Anker der Korbflechtindustrie. Möge das Werk sich weiter entwickeln und entfalten zum Segen und Wohle des gesamten Kirchspiels, des ganzen Taunus!

# Türkennot von ehedem.

2) Von J. Brumm. (Schluß.)

Nach und nach wurde das Volk der ewigen Türkenhilfe müde, und im Anfange des 17. Jahrhunderts, nachdem längst der Ruhm der Osmanen geschwunden und ihr Stern im Niedergang begriffen war, weigerte sich unser Volk, auch das nassauische, ferner Türkensteuer zu zahlen, wie das deutlich auf dem protestantischen Ständetag zu Friedberg 1601 zum Ausdruck kam. 1603 wurde indessen von neuem ein Reichstag in Regensburg abgehalten und erneut eine Türkenhilfe von 86 Monaten nach langem Widerstreben bewilligt. Auf Jakobi und Weihnachten 1603 wurden deshalb 20 Monate, im Jahre 1604 22, ebenso 1605 und 1606 so viele Monate ausgeschrieben und verordnet, daß die Beiträge an die bestimmten Legestädte, für Nassau war Frankfurt vorgesehen, abgeführt würden. Für die nassau-saarbrückischen und katzenelnbogischen Lande machte dies nach der Reichsmatrikel von 1567 die Kleinigkeit von 67 080 Gulden aus. Unbarmherzig mußten die Einwohner „geist- und weltlichen Standes, befreit oder unbefreit“, dazu ihre Beiträge leisten.

Der Friede von Szitvatörök 1606, zwischen Kaiser und Sultan steuerte für beinahe zwei Menschenalter dem Türkenschrecken, bis im Jahre 1663 sich wieder der Ruf erhob: Die Türken kommen! Achmed Köprili, der gewaltige Großwesir Muhameds IV., griff die österreichischen Erbstaaten mit einem Heere von 200 000 Mann an, die er nach Ungarn dirigierte. Am 26. September wurde Neuhäusel eingenommen und plündernd und verheerend bis in die Nähe von Olmütz gezogen. Der kaiserliche Feldherr, der nur 6000 Mann zur Verfügung hatte, mußte sich darauf beschränken, Raab und Preßburg zu decken. Mit Anbruch des Winters zogen die Muselmänner ab, um im nächsten Jahre wiederzukommen.

In seiner Bedrängnis hatte der Kaiser die Hilfe des Reiches angerufen, und die Reichsstände waren auch 1663 bereits in Regensburg zusammengetreten, zur Bewilligung der Türkenhilfe. Aber die Verhandlungen waren so schleppend, daß sie das ganze Jahr dauerten. Im Januar 1664 einigten sich, wie Dr. Forst in den Annalen des Vereins für nass. Altertumskunde, Bd. XX. pag 114 und s. f. schreibt, die Reichsstände dahin, eine Reichsarmee zu entsenden, welche ohne die im Felde stehenden Kontingente und ohne die Kaiserlichen 4037 Mann zu Pferde und 16 956 Mann zu Fuß zählen sollte.

Nassau-Idstein, Nassau-Weilburg und Nassau-Saarbrücken gehörten zum Oberrheinischen Kreise und hatten mit diesem gemeinsam ein Korps aufzustellen und für dessen Unterhalt zu sorgen. Werber zogen aus, um die erforderliche Anzahl zusammenzubringen. Fürsten, Grafen und Städte hatten ihren Anteil zu stellen. Erbenheim stellte z. B. den Hans Georg Schraut aus Kettich bei Koblenz, Wiesbaden den Georg Edler von Österreich, einen Zimmermann, und den Zimmergesellen Benedikt Bärtel aus Tirol, Bierstadt den Michel Bürgel aus Klemburg in Ungarn, Idstein den Johann Wilhelm aus Nomeny in Lothringen u. s. f., ein bunt zusammengewürfeltes Korps. Bei Frankfurt sammelte es sich. Die Reiterei zählte 300 Mann, von denen die Leibkompagnie unter dem Obersten Grafen Walrad von Nassau-Usingen stand.

Die Truppen machten sich auf den Weg nach Wien. Einige Tage später war auch die Infanterie beisammen, zwei Regimenter von 789, bezw. 793 Mann, von denen das erste unter Walrads Bruder, Gustav Adolf von Nassau-Saarbrücken, und das letztere unter dem Grafen Philipp von Solms stand. Die Reiterei kam glücklich nach Wien und setzte von da ihren Ritt fort nach Ungarisch-Altenburg, das Fußvolk war mit dem Schiff von Regensburg nach Wien gekommen und wurde bald darauf nach Preßburg gebracht. Die Truppen kamen jedoch zu spät, um an der entscheidenden Schlacht bei St. Gotthard an der Raab am 1. 8. 1664 teilnehmen zu können. Graf Montecucoli schlug mit den Kaiserlichen unter Hilfe eines französischen Korps die Mohamedaner so gründlich, daß die Türken den Frieden von Vasvar schlossen. In dieser Schlacht fielen die Grafen Gustav Adolf von N.-Idstein, Johann Ernst und Franz Wilhelm von Wied und Philipp Ludwig von Sayn-Wittgenstein. (S. „Nassovia“ Nr. 2. u. ff. v. 1901.

Im November kehrten die nassauischen Truppen wieder heim. Sie hatten schwer gelitten, weniger durch den Feind, als durch Hunger und Krankheit infolge mangelhafter Verpflegung. „Es were schlecht hergegangen“, bekannte Georg Ötter, ein Eingestellter, „er hette zu Regensburg 2 fl. und zu Wien auch nur 2 fl. empfangen, vndt schlecht genug Commiß dazu bekommen, in 3—4 Tagen nur 1 brodt.“ Ein anderer bekennt, „er sey Tag un Nacht hinauß gelauffen auffs Feld, habe Obst geholt, verkaufft und dafür brodt kaufft.“

Obwohl nun bei St. Gotthardt die Türken gründlich besiegt worden waren, so verschärften sich gegen Ende der 17. Jahrhunderts die Angriffe der Muselmänner auf das deutsche Reich wiederum, und es kostete den Kaiser nicht nur große Heere, sondern auch ungezählte Gelder, sich der feindlichen Einfälle zu erwehren. Zum Glück erwuchs ihm ein tapferer Feldherr in dem Prinzen Eugen von Savoyen. Nachdem man diesem schneidigen Degen die Aufnahme in die französische Armee verweigert hatte, trat er 1683 als Freiwilliger in kaiserliche Dienste und nahm mit der Anwartschaft auf eine Obristenstelle sofort an dem Feldzuge gegen die Türken und den ungarischen Rebellen Tököli teil. In einem mit den Türken vorgefallenen ernsthaften Gefecht fiel Eugens älterer Bruder, Ludwig Julius. Eugen selber kämpfte bei Hellenberg, wo Tököli am 31. Juli 1683 eine große Niederlage erlitt. Die Türken rückten indessen mit einer ungeheuren Armee vor Wien und belagerten die Stadt mit äußerster Anstrengung, bis die kaiserliche Armee, unter Anführung des Herzogs Karl von Lothringen, und die vom Könige Johann Sobieski von Polen geführte Hilfsarmee am 12. September 1683 die Türken vor Wien aufs Haupt schlugen. Prinz Eugen war in der Schlacht dem Herzoge von Lothringen stets zur

Seite und zeichnete sich auch in dem am 8. Oktober, unweit Gran abgewickelten Gefecht gegen die Türken so vorteilhaft aus, daß er zum Obersten des Dragoner-Regiments von Kuffstein ernannt wurde. 1684 kämpfte er ebenfalls glücklich vor Gran und tat sich 1686 bei der Eroberung der Stadt Ofen rühmlichst hervor, indem er an der Spitze seines Regiments zuerst in die Stadt eindrang. Im Jahre 1687 nahm er in der Schlacht bei Mohacs am 12. August an der Spitze der baierischen Hilfsvölker eine Hauptschanze der Türken ein. Als 1688 Belgrad belagert und am 6. September eingenommen wurde, führte Prinz Eugen mit dem Degen in der Hand die Stürmenden in die Bollwerke des Feindes. Nachdem er siegreich gegen die Franzosen gekämpft hatte, wurde er 1693 zum General-Feldmarschall ernannt und 1697 mit dem Oberbefehl einer Armee betraut, die in Ungarn von neuem gegen die Türken kämpfen sollte. Der Prinz hatte den ausdrücklichen Befehl, sich ohne Erlaubnis des Oberkriegsrates in kein Haupttreffen einzulassen. Da jedoch das türkische Heer, das der kaiserlichen Armee an Zahl weit überlegen war, eine Festung nach der andern wegnahm und selbst Peterwardein bedrohte, so griff Eugen, ohne die Weisung höheren Orts abzuwarten, am 11. September 1697 die Feinde bei Zenta an und schlug sie dergestalt, daß die Türken Tausende an Toten und Gefangenen einbüßten; 6000 beladene Wagen und gleichviel Kamele, 7000 Pferde, 100 schwere Kanonen und leichte Feldgeschütze fielen in die Hände des Siegers. Bald, nach dem glänzenden Siege wurde der tapfere Feldherr nach Wien gefordert, da er gegen den ausdrücklichen Befehl des Hofkriegsrats gehandelt und nach den Kriegsgesetzen sein Leben verwirkt hatte. Das Kriegsgericht trat auch wirklich zusammen und Graf Caprara stellte dem Kaiser ernstlich vor, es müsse ein Exempel statuiert werden, wegen dieser beispiellosen Insubordination. Der Kaiser war aber einsichtiger als seine Kriegsräte und fertigte den Grafen so rücksichtslos ab, daß niemand mehr die Angelegenheit zu berühren wagte, um so weniger, als die Türken sich am 26. Januar 1699 zum Frieden von Carlowitz entschlossen, der die Türkenkriege im wesentlichen beendete. Zwar erhoben sich die Türken 1716 nochmals, jedoch nur, um neue Niederlagen hinzunehmen. Am 5. August 1716 siegte Prinz Eugen bei Peterwardein, eroberte Temesvar und begann 1717 die Belagerung von Belgrad, das sich ihm nach der blutigen Schlacht am 16. August ergeben mußte. Ruhmgekrönt kehrte der Feldherr nach dem Frieden von Passarowitz 1718 nach Wien zurück, wo er 1736 starb.

Auch in den ersten von Eugen durchgekämpften Türkenkriegen ist im Nassauischen die Türkenglocke och oft erschallt. Es sind auch noch viele Nassauer dem Kampfruf gegen den Halbmond gefolgt. In den Laufgräben vor Ofen beschloß Graf Friedrich Ludwig von Nassau-Weilburg sein junges Leben (1684), während Graf Georg August von Nassau-Idstein die Einnahme von Neuhäusel (1685) mitmachte. Dann aber ließ die Kampfbegeisterung nach, da die Osmanen nicht mehr so gefährlich erschienen.

Maßlose Beunruhigungen haben die Türkenkriege während dreier Jahrhunderte über das Deutsche Reich gebracht, das bis in den entlegensten Winkel seines weitausgedehnten Territoriums durch die türkischen Schrecken erschüttert wurde. Mancher unserer Vorfahren hat in Ungarn an den Ufern der Theiß oder der Donau sein Leben gelassen, während andere als Krüppel in die Heimat zurückkehrten. Ihnen war es gestattet, Almosen von Haus zu Haus zu sammeln, und die Geistlichen waren verpflichtet, von Zeit zu Zeit von den Kanzeln auf dieses Privilegium hinzuweisen. Neben den ungezählten Opfern an Menschenleben haben die Türkenkriege Millionen an Geld verschlungen und Land und Leute in ihrem Wohlstande aufs Schwerste geschädigt. Die Opfer sind aber nicht umsonst gewesen. Denn es handelte sich im Grunde genommen um die bedeutungsvolle Frage, ob bei uns der Halbmond herrschen sollte oder christliche Kultur und die damit verbundenen reichen Segnungen. Der Schlachtengott hat in den schwerwiegenden, langwierigen Kämpfen das Los zugunsten der Christenheit fallen lassen, so daß auf unsern Türmen in Frieden das schlichte Kreuz als Siegeszeichen blickt.

## Der Förster von Dillenburg.

8) **Geschichtliche Volkserzählung.** Von E. von Forell. (Schluß.)

So kam der 7. Juli heran. Bis dahin hatten die Belagerer nur wenig größeren Schaden angerichtet.

Jetzt aber ließen sie ihr schwerstes Geschütz spielen und richteten fast ausschließlich ihre Schüsse nach der schwächsten Stelle der Befestigungen. Bald begannen die Wirkungen sichtbar zu werden, und nun fing auch eine Batterie vom Feldbacher Wäldchen her an, ihre Kugeln nach dem Schlosse zu werfen. Das war am 8. Juli. Am folgenden Tag wagte der Feind einen Sturm. Jetzt beteiligte sich auch Heinrich an dem Kampf, und sein sicherer Schuß sandte manchen der Angreifer in die andere Welt.

Die hannoverischen Jäger schlugen sich mit großer Tapferkeit, und so wurde der Sturm glänzend abgewiesen. Die Franzosen gaben ihre Verluste auf 250 Mann an; doch kann wohl die doppelte Zahl angenommen werden.

Heinrich hatte einen kleinen Streifschuß an der Wange erhalten und kehrte, mit Blut befleckt und von Pulverdampf geschwärzt, zu seiner in Todesangst bebenden Braut zurück, wo er mit liebenden Vorwürfen empfangen wurde.

Auch Lorchens Vater billigte die Handlungsweise Heinrichs nicht, und riet ihm, wenn die Franzosen

das Schloß erobern sollten, sofort zu fliehen, da er sonst das Schicksal der Besatzung teilen müßte.

Heinrich gab dem alten Manne recht und bereitete alles zur Flucht vor, wobei der geheime Pfad, den Daura angegeben, als Fluchtweg benutzt werden sollte.

Am 10. Juli richtete sich das Feuer der Belagerer noch stärker gegen die genannte schwache Stelle. Auch in der Eberhard warf der Feind eine neue Batterie auf und armierte sie mit fünf schweren Kanonen und vier Mörsern. Mit Tagesanbruch begannen diese ihr Feuer, und im Verlauf von ganz kurzer Zeit waren bereits siebzehn Bomben auf das Schloß geschleudert, ohne daß darauf besonders stark geantwortet worden wäre, was dem Mangel an Munition zuzuschreiben war.

Aber das fortgesetzte Schießen nach dem einen schwachen Punkte brachte endlich die Brustwehr ins Wanken, bis ihr Einsturz mit donnerähnlichem Geräusch, unter dem weithin schallenden Triumphgeschrei des Feindes, erfolgte.

Nach und nach beschossen sieben Batterien das Schloß, und nun konnte man schon voraus sagen, daß das Ende und die Zerstörung nicht mehr fern seien.

Schließlich begannen die Belagerer auch mit glühenden Kugeln zu schießen und zwar nach den Heuschobern, wo große Mengen von Heu untergebracht waren. Der hierdurch verursachte Brand teilte sich bald den übrigen Gebäuden mit, und nach mehreren Stunden brannten alle samt der Schloßkirche nieder.

Soldaten und Bewohner waren nun gezwungen, in den bombensicheren Gewölben Schutz zu suchen.

Heinrich verzweifelte schon an der Rettung der Seinigen, als plötzlich Daura in dem schon brennenden Hause erschien, und rief: „Kommt schnell, Kinder! Es ist die höchste Zeit, wenn ihr nicht verbrennen oder erschossen werden wollt!

Da alles bereits vorher zur Flucht gerüstet war, so brauchte man nicht viel Zeit zu verlieren. Daura hattte Lorchen an der Hand gefaßt, während Klein und Heinrich folgten.

Die Flüchtlinge eilten nach einem Hintergebäude, durch dieses hindurch in den Eingang eines Gewölbes. „Hier sind wir sicher“, sagte Daura, tastete an der Wand herum und brachte einige Fackeln zum Vorschein, welche schnell angezündet wurden. „Nun folgt mir!“ rief sie fröhlich, „bald sind wir geborgen!“

„Halt!“ rief da plötzlich hinter ihnen eine bekannte Stimme und — war es Traum oder Wirklichkeit? — Kölschs widriges Gesicht grinste die Flüchtlinge an. Mit den Worten: „Meine Rache kommt spät aber sicher!“ schlug er eine Pistole auf Heinrich an, und ehe sich dieser von seiner Bestürzung erholen konnte, drückte der Schurke los.

Doch blitzschnell warf sich Daura dazwischen, während in demselben Momente eine niedersausende Bombe den Eingang des Gewölbes zerschmetterte und Kölsch unter den Trümmern begrub.

War denn Kölsch von den Toten auferstanden? Er lag doch, wie Daura wähnte, für immer in der Schlucht von Hohlenfels begraben. —

Die Sache hatte sich aber also zugetragen:

Er war in eine Höhlung der Schlucht, welche noch mit Schnee angefüllt war, gestürzt, und bei dem furchtbaren Fall hatten sich seine Fesseln gelockert.

Als er nun aus seiner Betäubung, in welche ihn der schreckliche Sturz versetzt hatte, erwachte, fand er seinen rechten Arm fast frei.

Es gelang ihm nach längeren Bemühungen, sich von den Stricken und dem Knebel zu befreien, worauf er sich aus dem Schneegrabe herausarbeitete und nach dem Hohen Westerwalde entfloh.

Hier traf auf das Korps der Franzosen, welches später Dillenburg belagerte, und er war der Schurke, welcher die schwächste Stelle der Mauer und die Lage der Heuschober verriet.[1])

Bei seinen Streifzügen um das Schloß hatte er Daura erblickt, war ihr unbemerkt gefolgt und so in das Innere gelangt; wo er endlich seine Rache befriedigen zu können glaubte.

Als der Schuß krachte, stieß Daura einen leisen Schrei aus; sie trieb die Flüchtlinge zur Eile an, doch ließ sie selbst am ersten nach, rascher zu gehen. Schweigend und tief ergriffen über das Strafgericht, das eben über ihren geeminsamen Feind ergangen war, schritten alle in dem engen Gange vorwärts.

Nach einer längeren Wanderung bemerkten die Flüchtlinge Tageslicht, das durch eine halbgeöffnete Falltüre in das dumpfe Gewölbe fiel. Als sie heraustraten, befanden sie sich in der alten Kirche des Feldbacher Hofes, also hinter den Linien der Belagerer.

Kaum hatte man die Kirche erreicht, so sank Daura ohnmächtig nieder.

Als Lorchen sich über sie neigte, um ihr beizustehen, sah sie mit Entsetzen, daß die Zigeunerin stark blutete; Kölschs Kugel hatte ihre Brust durchbohrt. Durch Wasser aus dem nahen Brunnen brachte man die Verwundete wieder zu sich; sie konnte jedoch nicht mehr sprechen, streckte nur noch segnend die Hände gegen das Brautpaar aus und verschied.

Lorchen weinte aufrichtige Tränen um die Verblichene, die sich selbst zum Opfer gebracht hatte. Auch die Männer waren tief ergriffen, und ein dankbares Gebet aller stieg zum Himmel empor. „Weihen wir ihr ein stetes Gedenken; der Höchste wird sie gnädig in sein Reich aufnehmen!“ sagte Heinrich. Hierauf begab er sich wieder vor die Kirche und zog bei einem vorüberziehenden Hirten Erkundigungen ein, ob sich noch Franzosen auf dem Hofe befänden. Der Gefragte verneinte es und setzte hinzu, daß auch in Ludwigsbrunn und Katharinenbrunn der Feind abgezogen sei.

Der Hirte wurde nun von Dauras Tode benachricht, und er versprach Schweigen, bis die in der Nähe hausenden Zigeuner die Leiche abgeholt hätten.

Eilig wurde nun der Marsch nach Ludwigsbrunn angetreten, wo sie von dem Fürsten hochwillkommen geheißen wurden und sich nun in Sicherheit fühlen durften.

Nachdem Heinrich eine Erquickung zu sich genommen hatte, eilte er nach der Mogelsburg und

[1]) Verrat und geheimer Gang sind dichterische Erfindung des Erzählers. (D. H.)

benachrichtigte Janko von dem Ableben seiner Großmutter. Mit dem diesem Volke eigenen Gleichmute nahm dieser die Kunde auf und begab sich, nachdem er von Heinrich freundlich Abschied genommen, mit mehreren Genossen nach der Kirche, um die Leiche abzuholen, während Heinrich den Rückweg antrat.

Wenden wir uns nun wieder nach dem Schlosse, wo sich der Schluß des Dramas bald vollziehen sollte.

Am 14. Juli, als die Bresche schon bedeutend erweitert war, ließ der Feind abermals eine Sturmkolonne vorrücken; aber die Hannoveraner verteidigten sich so tapfer und warfen eine solche Menge Handgranaten, daß der Sturm wieder mit großen Verlusten abgeschlagen wurde.

Da nun aber fast alle Munition von den Belagerten verschossen war, so ließ Hauptmann von Düring seine Offiziere um sich versammeln, um Kriegsrat zu halten. Alle erklärten, daß bei dem Munitionsmangel ein weiteres Halten des Schlosses unmöglich sei und nur zu unnützem Aufopfern führe. Daraufhin wurde dann die Übergabe beschlossen. So fiel die schöne Feste, welche viele hundert Jahre allen Stürmen getrotzt hatte, nachdem sie 13 Tage belagert und von den Franzosen zirka 250 Haubitzgranaten, 286 Bomben und 3150 Kanonenkugeln hineingeschleudert worden waren. —

Heinrichs fernere Zukunft gestaltete sich, nachdem das Schloß zerstört und seine Dienste in Dillenburg überflüssig geworden waren, zu einer sehr angenehmen und einträglichen, denn sein Gönner, der Oberforstrat von Witzleben, hatte ihm die Oberförsterstelle in dem schönen Weilburg vermittelt.

Hierdurch waren die kühnsten Wünsche des überglücklichen Bräutigams erfüllt worden, und die Hochzeit ließ nun nicht mehr lange auf sich warten.

Die Trauung erfolgte auf Wunsch des Vaters und Oheims noch in der ehrwürdigen Pfarrkirche zu Dillenburg, und die beiden Alten ließen es sich nicht nehmen, das junge Paar nach damligen Verhältnissen glänzend auszustatten.

Heinrich befand sich in seiner neuen Stellung bald sehr wohl und zufrieden, und der alte Klein erlebte noch die Freude, den ersten Enkel auf seinen Knieen schaukeln zu könen.

## Miszellen.

**Geleit durch das Amt Montabaur im 18. Jahrhundert.** In der Montabaurer Amtsbeschreibung des kurtrierischen Hofrats Damian Linz lesen wir Seite 311 folgendes:

Als im Jahre 1764 die Reichsinsignien zu der römischen Königs-Kröhnung von Aachen über die Hohe Straße, und also durch hießiges Amt auf Frankfurt transportirt wurden, wurde Hauptmann Hermanni mit einer Compagnie Grenadier auf Weidenhahn commandiert, um so viel als möglich in der Stille die Gränzen zu besetzen, daselbst fanden sich zu folg ebenvalsigen Auftrags hiesiger Amtsverwalter Kleudgen mit Notarius Wehner ein, und als die Aachener deputirten unter Begleiten Churpfälzischer Reuter mit den Insignien anlangten, umsetzte das Trierische Commando die Kutsche, und wieß das pfälzische Commando ab; dieses folgte nach, und bei dem in Limburg gehaltenen Nachtquartier besetzte das Churtrierische Commando die erste Wacht und das Churpfälzische die 2. Letzteres wurde aber gänzlich zu weichen gezwungen und an dem andern Tag das Gelaith von dem Churtrierischen Commando mit Amtsverwaltern Weinbrunn zu Limburg, und benannten Notarius Wehner, dahrer bis auf die Grenze fortgesetzt, wo sich niemand zum weitern Gelaith einfand, dahero solches von den Churpfälzischen Leuten wieder übernommen, und von den Aachener Deputierten sich des bis dahinigen Churtrierischen Gelaiths bedankt wurde, wie ein und anderes das darüber gefertigte Notarial Instrument, welches von hießigem Amt gleich eingeschickt worden, näher ausweiset.

Meß Gelaith ist im hießigen Amt und im ganzen Erzstift Trier noch zur Zeit keines gebräuchlich, sondern zur Meßzeit wurden zur Sicherheit der Durchreisenden ehedem von den Landmilitzen die Tag und nächtliche Streifungen auf den Landstraßen verdoppelt, und dermal geschiet solches von dem Jäger Corps.

— S. 312. Juden zahlten 1 Alb. 4 Heller Juden-Leibzoll oder Juden-Weggeld. S. 167. Ein jeder ausländische, d. h. nicht im Gebiet von Kurtrier ansässige, zahlt, sobald er den Churtrierischen Boden betritt, an Leib Zoll 6 alb. und muß solchen Leibzoll alle 24 Stunden, die er im Churtrierischen verbleibt, er mag handeln oder durch durchreißen, mit neulicher Abgabe erneuern. Auf hießigen Jahrmärkten solle vorschriftsmäßig jeder ausländische Jude 6 Alb. (zahlen), wird aber um dieselbe nicht abzuschrecken, allein erhoben 4 Alb. —

S. 312. Todten und Malefitz-Persohnen ist ebewohl keines (Geleit) gebräuchlich, sondern wenn deren durchgeführt werden, so bedarf es einer derhalbigen besonderen oder offenen allgemeinen Ersuchung an die Vorgesetzten der betreffenden Herrschaften, und so wird ohne den geringsten Anstand jedem der freie Durchzug, und das eigne Bewachen überlassen, würde aber ein Gelaith oder eine Verstarkung der Wache begehrt, so würde solche ebenso unbedenklich gestattet, es mögten dann ganz besondere Umstände dazu kommen, wovon sich keine Regel geben läßt.

Dr. M. Thamm.

C. H. **Kriegszeiten in Grävenwiesbach.** Seit 1796 nahmen die Kontributionen und Requisitionen der durchziehenden Franzosen kein Ende. Täglich plünderten neue Scharen, was ihre Vorgänger übrig gelassen. Die Teurung und das Elend nahmen in der ganzen Gegend so zu, daß die Einwohner alle umhergingen, als wenn sie krank wären. Schon im April 1798, lange vor der Ernte, war in Grävenwiesbach und seinen umliegenden Dörfern kein Brot mehr aufzutreiben. Um ein Brot zu holen, mußte mancher nach Weilmünster laufen und hier teures Geld dafür geben. Ein Bewohner namens Triller soll für 2 Brote sein ganzes Haus hergegeben haben, um nur seinen Hunger stillen zu können. — Als 1813 die Verbündeten Napoleon verfolgten, lagerten Kosaken in ihren Zelten vor dem Dorfe. Zur Mittagszeit gingen sie in die Häuser, um hier ihre Mahlzeit einzunehmen. Die Einwohner setzten nun dem Wunsch der fremden Gäste entsprechend ihnen häufig Speck und Sauerkraut vor. Die Männer des russischen Landes beanspruchten nun den gesamten Speck für sich. Mit ihren langen Gabeln stachen sie nach ihm und fischten ihn so heraus. War kein Speck mehr im Sauerkraut, dann schlugen sie die Bewohner, bis sie andern holten. Waren die Speckvorräte aufgezehrt, so durchsuchten die Kosaken selbst das Haus vom Keller bis zum Dache; die Bewohner steckten sie dann in die Räucherkammer.

E. S. **Begräbnis von Selbstmördern.** Die Selbstmörder wurden in früheren Jahrhunderten in der Weise bestraft, daß man den Leichnam unter dem Galgen verscharrte. Diese Art rohen Begräbnisses hat sich in vielen Gemeinden des Nassauer Landes bis ins 19. Jahrhundert erhalten, wenn man auch den Selbstmörder nicht mehr unter dem Galgen der Erde übergab, so kam er doch ohne Sang und Klang auf dem Friedhof außer der Reihe in eine besondere Ecke, was für die Hinterbliebenen hart genug war.

E. S. **Merkwürdige Bestrafung.** Die Gemeinde Holzhausen mußte 1444 zehn Gulden Strafe bezahlen, weil sie einen Heiligen ums Korn getragen hatte. Ein Mann aus Bottenbach wurde 1488 vom Scharfrichter mit Ruten gepeitscht, weil er in der Fastenzeit Fleisch gegessen hatte, und mehrere Einwohner aus dem Siegischen wurden 1469 vom Grafen Johann IV. aus dem Lande verbannt, weil sie in Wetzlar Ablaß geholt hatten.

## Theater zu Wiesbaden.

* Schillers Geburtstag, der 149., wurde im Hoftheater durch eine sehr gute Aufführung von „Maria Stuart" mit Fräulein Eichelsheim in der Titelrolle, gefeiert. Das Haus war voll besetzt, ein Beweis dafür, daß eine gute klassische Aufführung immer noch Anklang findet. — Im Volkstheater wurde zur Feier des Tages zunächst ein Prolog von Direktor Wilhelmy gesprochen. Dann folgte die „Hohle Gassen"-Szene aus „Tell" mit Herrn Neeb als Tell, Herrn Schöndorff als Geßler und Fräulein Gutten als Armgard, die alle drei künstlerisch Vollendetes boten. Den Beschluß machte die „Glocke" in lebenden Bildern; den Text sprachen Herr Neeb (Meister), Fräulein Leidenius (Meisterin) und Herr Schöndorff (Altgeselle). Auch diese Darbietungen waren sehr gut.

## Literatur.

= **Wiesbadener Gedenkblätter.** Von Karl Stelter. 212 S. Elberfeld, Bädeker (Martini & Grüttefien). — Der greise, geistig immer noch rüstige Letzte der „Wuppertaler Dichtergruppe" feiert am 25. Dezember seinen 85. Geburtstag und beschenkt uns nochmals mit einer Gabe, formvollendeten, geistreichen und humorvollen Inhalts, dabei wechselreich und anziehend. Das Buch ist eine Fundgrube für Vereinsfeiern aller Art (Gesang-, Turn-, Sport- ꝛc. Vereine); nicht weniger als 25 Prologe, Weih- und Festgedichte folgen aufeinander; die Vielseitigkeit der Themata schützt vor Ermüdung. Sie bilden eine Erinnerung für alle die, welche jene Feste mitmachten, und für solche, die für kommende Feiern etwas suchen. Passen wird manches; denn Stelter ist der geborene Prologdichter allzeit gewesen. An diese Prologe schließen sich die eigentlichen Gedichte, Balladen, Romanzen, Gedenkblätter, außer den voraufgestellten an Fürsten, Distichen, Uebersetzungen usw. an. Fast alles ist in den 25 Jahren von des Dichters Aufenthalt in Wiesbaden entstanden; der Poet bewegt sich mitten in dem Leben der nassauischen Residenz und schreibt aus ihm heraus für das lokale und für das auswärtige Nassau. Die neueste Gabe reiht sich den früheren, die vergangenes Frühjahr in der Ausstellung der Wiesbadener Schaffenden auf dem Wiesbadener Rathause in Prachtbänden auslagen, äußerst würdig an und kann allen Freunden der Poesie und des Poeten warm empfohlen werden.

* **Altnassauischer Kalender für 1909.** Bearbeitet von H. Diefenbach. 64 S. Preis 50 Pf. Wiesbaden, L. Schellenberg. — Der Altnassauische Kalender hat sich diesmal schön herausgemacht. Ein jeder wird erfreut sein über Form und Inhalt. Die Ausstattung ist tadellos fein, und die Illustrationen sind echt künstlerisch; Druck und Papier ergänzen das Schöne und Gediegene. Die Anordnung des Stoffes ist ebenfalls zu loben; der Kalender bringt mancherlei und deshalb jedem etwas. Außer dem Kalendarisch-Technischen, das allen Anforderungen entspricht, finden wir Chronologisches, Kulturhistorisches, Erzählendes, Geschichtliches, Gemeinnütziges, Poetisches, alles in buntem Wechsel und deshalb ergötzend; aber der Kern- und Sammelpunkt ist immer die Heimat. Und darum möge der „Altnassauische" in vielen Heimstätten Nassaus seine Heimstatt finden.

## Neues aus Nassau.

**Großherzog und Herzog Wilhelm.** Aus Hohenburg kam zu Anfang des November die betrübende Nachricht, daß die geistigen Kräfte unseres lieben angestammten Herrn sehr abgenommen hätten. Infolge dessen erklärte Staatsminister Eyschen am 10. November in der Kammer die Einsetzung einer Regentschaft in Luxemburg für notwendig. Am 13. November wurde daraufhin die Großherzogin Maria Anna zur Regentin des Landes ernannt.

Am 7., 8. und 9. November beging die Bergschule zu Dillenburg ihr fünfzigjähriges Jubiläum in einfacher, würdiger und feierlicher Weise. Sie hat etwa 500 Schüler in dieser Zeit ausgebildet.

Am 7. November fand die Grundsteinlegung des Reformrealgymnasiums zu Biebrich statt.

Am 14. November ist zu Kronberg das Denkmal für den Maler Professor Anton Burger, der 60 Jahre dort lebte, enthüllt worden.

Der deutsche Weinbauverein legte in einer großen Versammlung zu Wiesbaden am 15. November Protest gegen das neue Weingesetz ein.

Die Burg Lahneck ist aus dem Besitze des Fabrikanten Hauswaldt in Magdeburg in den des Kapitäns zur See Mischke übergegangen.

Der Kommerzienrat W. Schäfer zu Diez hat 10 000 Mark zum Fonds des Krankenhausneubaus daselbst gestiftet.

Auf die erledigte Bürgermeisterstelle zu Eppstein haben sich 139 Bewerber gemeldet.

Die Volksschule und die Realschule zu Hachenburg sollen vereinigt werden.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Dezember.**

**2. 1304.** Graf Ruprecht VI. von Nassau, ältester Sohn König Adolfs, stirbt auf einem Feldzuge in Böhmen.

**7. 1792.** Die Preußen beginnen die Beschießung der von den Franzosen besetzten Festung Königstein. (Französische Revolutionskriege.)

**9. 1634.** Generalmajor v. Bönninghausen plündert mit seinen Kaiserlichen Wiesbaden aus. (Großer Krieg.)

**9. 1813.** Beginn der Kämpfe am Adour. Letzte Teilnahme des 2. Regiments Nassau vor dem Übergang zu den Engländern. (Spanischer Feldzug.)

**10. 1808.** Kaiser Napoleon hält zu Madrid Spezialrevue über die Regimenter Nassau, Baden und das Bataillon Frankfurt ab. (Spanischer Feldzug.)

**11. 1461.** Verwüstender Einfall des Kurfürst-Erzbischofs Diether von Mainz in die Herrschaft Wiesbaden. (Mainzer Bistumsfehde.)

## Briefkasten.

**C. St. in W.** Dankend erhalten. Frdl. Gruß.

**K. S. in W.** Wir teilen Ihnen und auch den anderen geschätzten Mitarbeitern mit, daß noch eine Reihe größerer Arbeiten vorliegen. Wir bitten um möglichst gedrängte Abhandlungen von 4, 6 oder höchstens 8 Spalten (5 sind schon schwerer unterzubringen). Die „Nassovia"-Spalte hat 64 Zeilen zu etwa 14 Silben; danach möge man berechnen. — Die Miszellen sind meistens viel zu lang gehalten.

**Redaktionsschluß: 20. November.**




№ 24. Wiesbaden, den 16. Dezember 1908. 9. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



# Rückblick nach den Zeppelintagen.

Wie war's doch schön, wenn alle Stämme scharten
Im deutschen Lande sich zu wackrer Tat,
Der Einheit Macht gewaltig offenbarten,
Begeist'rung alle führte einen Pfad,
Ein jeder Hilfe brachte, jeder Rat!
Wie Festesfreude zog's durch alle Gauen,
Und herrlich sproßte auf die rasche Saat.
Nicht lähmte Zwietracht; Liebe und Vertrauen
Ließ froh die Herzen in die Zukunft schauen.

So war es einst in unsern Freiheitskriegen,
Als durch das Land der Sturm der Schlachten schnob,
In stolzer Hoffnung Zuversicht zu siegen
Das deutsche Volk sich kampfbereit erhob,
Und in ein Nichts des Korsen Wahn zerstob.
Wie schlossen unsre Völker sich zum Bunde,
Nur ein Gefühl war: Deutschlands Ruhm und Lob,
Und durch der deutschen Gauen weite Runde
Erschallte der Befreiung Jubelkunde!

So war's, als wieder frevelhaft der Franke
Voll Übermut begehrte unsern Rhein.
Es schwieg des Haders Wort; nur ein Gedanke
Zog heilig da in alle Herzen ein,
Der Bruderliebe heller Sonnenschein.
Wie Donnerhall durchbraust' die deutschen Lande
Ein Sang, ob unter oder ob dem Main,
Und von dem Felsen bis zum Meeresstrande
Umschlang die Deutschen fest der Treue Bande.

So war es in den letzten Sommertagen,
Als Zeppelins Gefährt in Trümmer fiel,
Und aus des Schreckens plötzlichem Verzagen
Das deutsche Volk sich rang zu hohem Ziel:
Mit ihm zu bau'n des neuen Luftschiffs Kiel.
Und alle kamen freudig ihm entgegen
Und mühten sich in edlen Eifers Spiel,
Der Spenden Schatz zu Füßen ihm zu legen
Und ihm zu wirken seiner Arbeit Segen

O deutsches Volk, zu eigen nimm die Lehre,
Die dir sich aus den hehren Tagen bot!
In trüber Zeit, wo der Geschicke Schwere
Aus finstren Wolken mit Verderben droht,
In heitrer, wo der Freude Feuer loht,
Laß nicht Parteienbanner feindlich wehen,
Stets leite dich des Fortschritts Morgenrot,
Dann wirst du goldner Früchte Samen säen:
Aus hohem Sinne nur kann Heil erstehen!

August Ammann.

# Die „Junkerschule" zu Lorch.

Von F. C. Jung.

Es war gewiß ein schöner Gedanke, daß das altehrwürdige Loricha, Lariche, Lorch, die Wiege einer ritterschaftlichen Unterrichtsanstalt gewesen sei, die als die einzige in ihrer Art dem ganzen nassauischen und rheinischen Adel als Pflanzstätte der Moral und Wissenschaften gedient haben sollte.

Auch Schreiber dieses war von diesem Gedanken eingenommen und lange Zeit der Meinung gewesen, eine solche adlige Schule habe im Mittelalter tatsächlich in Lorch gestanden, bis sich immer mehr Zweifel hierin geltend machten. Heute kann ich erklären, daß wir mit dem schönen Glauben an eine „Ritter-Akademie" — wie Bodmann sagt — oder „Junkerschule" — wie sie Keuchen nennt — endgültig brechen müssen.

Nichts beweist die Existenz einer „Junkerschule" in Lorch, und es stellt sich heraus, daß die ganze Einrichtung lediglich auf einer Kette irrtümlicher Auffassungen und falscher Annahmen beruht, die zwei sonst sehr verdienstvollen Forschern in dieser Sache unterlaufen sind.

Ich glaube, daß nichts mehr und besser zur Klarstellung der Sache beitragen kann, als zunächst die Erklärung, wie überhaupt ein so schönes Märchen entstehen konnte.

Diese Erklärung soll im Nachstehenden gegeben werden:

Bodmann, der ja als Autorität in der Erforschung und Beurteilung der altrheingauischen Geschichte und Verfassung gilt, wenn sie auch neuerdings inbezug auf die Zuverlässigkeit seiner Darstellungen einigermaßen bestritten wird, sagt auf Seite 427 seines Werkes über den Rheingau, „Rheingauische Altertümer", folgendes:

„Für den jungen Adel männlichen Geschlechtes bestand eine männliche Unterrichtsanstalt in Lorch unter dem Rektorate des Dompropstes zu Mainz, um sowohl das kopfbrechende Lesen und Schreiben, als auch Moral und Christentum zu lernen, und besuchte sogar, jedoch versteht sich gegen gute Bezahlung, an bestimmten Tagen das Chor, es waren weltliche Präbenden", und auf Seite 287:

„Die Erziehung und der Unterricht der männlichen, sowohl als der weiblichen, Jugend unseres alten Rheingauer Adels, beschwerte den Adel nicht sehr. Um das kopfbrechende Lesen und Schreiben zu erlernen, schickte man den Knappen (Junker) auf die „Ritter-Akademie", das ist, die „Schuljunkerschaft" zu „Lorch".

In diesen Ausführungen Bodmanns dürfte die Entstehung der Junkerschulenfabel gefunden sein.

Wohl bestand in Lorch von Alters her eine „Schuljunkerschaft", doch hat dieselbe mit einer Schule im Sinne einer Unterrichtsanstalt nichts zu tun, sondern sie beruhte auf einem uralten Herkommen, wonach dieser Körperschaft — über die ich mich zweckmäßig weiter unten verbreiten werde — Sitz und Stimme im Rat und in der Verwaltung der Stadt und eine bestimmte Verwaltungskontrolle zustand.

Bodmann, der in seinen ausgedehnten Forschungen einzelne Dinge nicht immer eingehend erkunden konnte, hielt sich in diesem Falle einfach an den Namen „Schuljunkerschaft", machte daraus eine „männliche Unterrichtsanstalt" und, weil das schöner klingt, eine „Ritter-Akademie", welche nach der, wie man sieht, ganz willkürlichen Annahme Bodmanns von den Söhnen des alten rheingauer Adels beschickt worden sein soll.

Bodmann sagt ausdrücklich: „Ritter-Akademie", d. i. „Schuljunkerschaft", aber er gebraucht, wohl gemerkt, noch nicht das Wort „Junkerschule."

Die „Junkerschule" habe ich überhaupt noch nie, etwa in alten Dokumenten, Akten oder Protokollen, finden können, aber auch sonst keine Bezeichnung oder Tatsache, die auf den Bestand einer Junkerschule auch nur schließen läßt. Selbst Keuchen,[1]) der sich speziell mit der Erforschung der Lorcher Vergangenheit jahrelang eingehend befaßt hatte, und dem für seine Forschungen das ganze umfangreiche Aktenmaterial des dortigen Archivs zur Verfügung stand, muß in seinem Aufsatz „Lorch und seine Adelsgeschlechter" in den Beilagen zu dem Amtsblatte für den Rheingaukreis von 1856, Seite 307, zugestehen, daß sich nichts vorgefunden hat, was auf den Bestand einer „Junkerschule" schließen läßt, außer einer einzigen Notiz aus dem Jahre 1731." Er sagt wörtlich:

„Obgleich außer der weiter unten vermerkten Notiz sich nichts vorgefunden hat, was auf diese, in Lorch bestandene Schule bezug hat, so läßt sich doch wohl annehmen, daß bei der Bedeutenheit des Ortes vom 12. bis 16. Jahrhundert, ferner durch den großen innewohnenden Adel und die sehr zahlreiche hier angestellte Geistlichkeit diese Schule schon sehr früh bestanden habe und erst mit dem Aussterben oder Verziehen des Adels allmählich eingegangen sei."

[1]) Keuchen, ein Rentner, der lange Jahre in Lorch lebte, sich als Gelegenheitsforscher um die Erforschung der alten Geschichte von Lorch sehr verdient gemacht hat.

Wir sehen hier, daß Keuchen zuerst den Namen „Junkerschule" gebraucht.

Wenn wir uns nun fragen, wie Keuchen überhaupt zu der Annahme gelangen konnte, daß in Lorch eine solche Schule bestanden habe, so geben uns seine weiteren Ausführungen, Seite 307, eodem, die Erklärung:

Er sagt: „Bodmann, sonst wohl die beste Quelle über rheingauische Verfassung, hat sehr geirrt, indem er diese „Junkerschule" mit der späteren Schuljunkerschaft vermischt, und sie als ein und dasselbe Institut darstellte, da beide, wie ich weiter unten zeigen werde, zwei ganz verschiedene Anstalten waren." Keuchen nimmt hier einen Irrtum Bodmanns — daß der rheingauer Adel seine Söhne auf die „Ritter-Akademie" zu Lorch gesandt haben solle, usw. usw. —, als Tatsache an, und lediglich auf Grund dieses Bodmannschen Irrtums sagt sich Keuchen: „In Lorch hat eine „Junkerschule" bestanden." Nun findet Keuchen im Lorcher Ratsprotokoll vom Jahre 1731 eine Notiz: „Da das alte Gemäuer des „vorhin gewesenen sog. adelichen Schulhauses zwi„schen dem Pfarrgarten und Wolfgang Staffen „gelegen, gefährlich, und von den abfallenden „Steinen Unglück entstehen könnte, so wurde das„selbe mit Genehmigung des Domprobsten von „Mainz abgebrochen, und die Steine für Repa„rierung der Kirchhofsmauer verwendet, jedoch „mit dem Revers, daß, wenn das adeliche Schul„haus wieder erbaut werden sollte, dieselbe Ru„tenzahl Steine wieder anzuschaffen wäre."

Keuchen mußte sich hier sagen: Eine Notiz aus dem 18. Jahrhundert kann unmöglich ein Beweis für den Bestand einer Schule sein, die nach seiner Ansicht einige Jahrhunderte früher bestanden hat; außerdem mußte ihn, abgesehen von diesem Zeitunterschied, auch der Umstand, daß die Genehmigung des Domprobsten von Mainz angeführt wird, stutzig machen. Denn der Dompropst zu Mainz war — wie auch Keuchen gewußt hat (siehe S. 346 in der angeführten Beilage zu dem Amtsblatte) — oberster Pfarrherr und Oberschuljunker zu Lorch. Das betr. Protokoll sagt wörtlich:

1674 am 17. Juli wurde durch Herrn Diedrich Caspar Freiherrn v. Fürstenberg, Dompropst zu Mainz, zur Zeit oberster Pfarrherr und Oberschuljunker zu Lorch (und die namentlich aufgeführten „Schuljunker") die Kirchen-, Spital- und Hengeratsrechnungen revidiert.

Wenn also der zeitige Dompropst von Mainz die Genehmigung zum Abbruch des „adlichen Schulhauses" zu geben hat, so zeigt uns das lediglich den Zusammenhang der Schuljunkerschaft, deren Vorsitzender der Dompropst ist, mit diesem „adlichen Schulhaus", in dem die Schuljunkerschaft früher ihre Sitzungen abhielt.

Keuchen aber läßt sich durch diese Notiz völlig irre führen und will von dieser Notiz in Verbindung mit dem von ihm aufgenommenen Irrtum Bodmanns den Beweis für das Vorhandensein der Schule herleiten, und Keuchen ist es auch, der — wie bereits erwähnt — zum ersten Mal den Namen „Junkerschule" gebraucht, indem er für diesen Abschnitt seiner Arbeit die Überschrift wählt:

„Die adeliche oder Junkerschule zu Lorch." Wir sehen also wie der Irrtum von der Junkerschule entstanden ist.

Bodmann, irregeführt durch den etwas ganz anders als eine Schule bezeichnenden Namen „Schuljunkerschaft", macht daraus eine männliche Unterrichtsanstalt" und, damit es schöner klingt, eine „Ritter-Akademie", und so kommt Keuchen, irregeführt durch die Autorität Bodmanns und das im Rathsprotokoll von 1731 erwähnte adliche Schulhaus", schließlich zu der sogenannten „Adlichen oder Junkerschule."

Ich habe nun gezeigt, daß und auf welche Weise die sogenannte „Junkerschule" von dem Namen „Schuljunkerschaft" hergeleitet wird, und habe nun noch zu beweisen, daß die „Schuljunkerschaft" in Lorch nichts weniger als eine Schule im Sinne einer Unterrichtsanstalt, sondern eine Verwaltungskorporation gewesen ist, die auf einem alten Herkommen beruht hat.

Dieses wird mir an Hand des vorliegenden Materials ein Leichtes sein.

Es ist mir gelungen, in den Hilchenschen Hausakten, die mir durch die große Güte der gnädigen Freifrau von Hausen in Dresden zugänglich wurden, zunächst eine sogenannte „Schullordnung" aufzufinden.

Diese „Schull-Ordnung" enthält 10 Artikel, deren wörtliche Wiedergabe ich mir für einen besonderen Aufsatz vorbehalten möchte, die in ihrer Gesamtheit jedoch beweisen, daß wir es mit einer Rathausordnung der adligen Mitglieder des Rats der Stadt zu tun haben. Dies beweisen auch die Über- und Umschriften des Dokumentes, die folgendermaßen lauten:

„Schullen-Gerechtigkeiten der Schull-Junckern zu Lorch."

Ferner:

„Der Lorcher Schull, daß ist daß Rathauß der Edlen, Trynckstuben genannt."

Ferner findet sich als Aufschrift auf dem Einbanddeckel des Aktenbundes folgende Inhaltsangabe:

„Uhralte Schuhl-Junckerey beschreybung auff „was arth die herren Schuhl-Juncker vor alters „ahngenommen und was beobachtet seynt, auch die „Schuhljunckern praestiret habenn."

Wir sehen hier, daß das Rathaus die Schullen, Schull, Schuhl genannt wird. Die „Schullengerechtigkeit der Schuhljunckeren" ist die Gerechtigkeit des Adels, an der Verwaltung des Ortes teilzunehmen, und die Vereinigung der Schuljunker ist die Schujunkerschaft, die nach einer besonderen Schull-Ordnung in einem besonderen Raum, „Schull" ihre Sitzungen abhielt.

Die Schullordnung befindet sich in dem uralten Buch an erster Stelle vor Dokumenten vom Jahre 1489. In dieser Schullordnung heißt es „die Ordnung wie von Alter zu halten." Die Umschrift sagt: „Uhralte Schuhl-Junckereybeschreybung."

Es ist also klar, daß wir in der „Schull- oder Schuhl-Junkerey" eine uralte Einrichtung vor uns haben, und daß Keuchen wiederum irrt, wenn er die Entstehung der Schuljunkerschaft zwischen die Jahre 1527—1548 verlegt, was ihn natürlich auch in seinem weiteren Irrtum, daß die von Bodmann zuerst behauptete Ritter-Akademie in dem 12. bis 14. Jahrhundert bestanden bezw. geblüht haben müsse, bestärken mußte.

Weiter befindet sich in dem betr. alten Buche die Kopie einer Urkunde von 1495 mit dem Wortlaut:

„Nachvolgende Artikell hatt sich der Adell zu „Lorch über Schultheyßen und Rat dasselbsten zu „beklagen.

„Erstlich, daß sie ayn gemayner Hauß (daß sie „Rathauß nennen wullen) uff ayne gemayne Platz „ohn vorwissenn derenn vom Adell buwe und awf- „gericht uber und wider alt herkommenn und frey- „heytenn nemblich, daß die vom Adell ayn halb „gemeyn zu Lorch seyen und das Rathauß in- „habenn, das man die Schulen nennt, auch also „hinterbracht, daß die Burger zu Zwen uff die „Schulen gen mueßten, so man Rath gehaltenn.

Auch hieraus geht unzweifelhaft hervor, daß der Adel von Lorch nach altem Brauch und Herkommen an der Verwaltung des Ortes teilnahm und zwar zur Hälfte, und daß das Rathaus „die Schulen" genannt wurde.

Schließlich kann ich noch einen Beweis aus dem 17. Jahrhundert bringen, woraus außerdem ersichtlich, daß Keuchens Heranziehung des Rathausprotokolls von 1731 betreffs des „adelichen Schulhauses" als Beweis für das Bestehen einer Junkerschule absolut hinfällig ist.

In einer Eingabe von Schultheiß, Bürger und Rath an den Junker Wilhelm Otto Vogten von Hunoldstein sprechen dieselben von „sämptlichen Schulherrn" die zur Anhörung der Kirch- und Hospital-Rechnungen auf einem bestimmten Tag eingeladen wurden.

Das Schriftstück befindet sich ebenfalls in den Hilchenschen Hausakten, trägt das Präsentatum vom 8. Juni 1675 mit dem Vermerk: betr. die „Schul".

Wir haben hier die „adlichen Schulherrn" die im „adlichen Schulhaus" (in der Schul) tagten. Das im Jahre 1731 gänzlich abgebrochene „adliche Schulhaus" ist nichts anderes als das Gebäude, die „Schul", in dem die Schulherren ihre Sitzungen abhielten.

Einen weiteren „Beweis" für den Bestand einer „Junkerschule" in Lorch führt Keuchen auf Seite 313 des Amtsblattes ins Feld:

In der evangelischen Kirche zu Bacharach befindet sich ein Monument von Joh. Friedrich v. Wolfskehl, gestorben den 15. April 1609, mit der Umschrift: „Wurde zu Lorch in wahrer christlicher Religion und Anrufung Gottes erzogen."

Selbst wenn eine Junkerschule in Lorch bestanden hätte, so könnte diese Notiz nicht als Beweis für die Erziehung dieses Adeligen gerade in der Junkerschule gelten. Es kann nicht anders sein, als daß dieser Adlige von Lorch stammt oder bei Verwandten in Lorch erzogen wurde. In der Tat waren die von Wolfskehl damals, d. h. für die Zeit, die für die Erziehung des Bacharacher Adligen in Betracht kommt, in Lorch ansässig gewesen, da z. B. 1548 ein Johann v. Wolfskehl, 1569 ein Eberhardt v. Wolfskehl als Schuljunker dort auftreten (Keuchen Amtsblätter v. 1856 S. 337 ff.).

Ich glaube, mit meinen Ausführungen mehr wie genügend dargetan zu haben, daß Bodmanns „Ritterakademie" und Keuchens „Junkerschule" niemals existiert haben und beide Forscher, deren Verdienste um die Erforschung der altrheingauischen bezw. der Lorcher Geschichte natürlich damit nicht verkannt werden sollen, in dieser Frage sich gründlich geirrt haben, was den beiden Forschern natürlich nicht hätte passieren können, wenn ihnen das ausreichende Material, welches heute zur Besprechung kam, s. Z. vorgelegen hätte.

Da dieses Material heute nur insoweit zur Besprechung kommen konnte, als es im Rahmen vorliegender Arbeit unumgänglich notwendig war, aber so sehr viel des Interessanten bietet, so möchte ich mir eine besondere Besprechung der Schuljunkerschaft zu Lorch noch vorbehalten.

# Marie Luise Albertine von Leiningen-Heidesheim,

## die Urgroßmutter Kaiser Wilhelms des Großen.

Von Oskar Fuchs.

Wenn wir die lange Reihe edler Frauengestalten in dem erlauchten Hause Leiningen überschauen, dann fällt unser Blick vornehmlich auf ein Frauenbild, das fast alle anderen überstrahlt, auf Marie Luise Albertine, geb. Gräfin von Leiningen-Heidesheim,[1]) die schon dadurch, daß sie mütterlicherseits die Urgroßmutter des deutschen Kaisers Wilhelm I., des Großen ist, unser besonderes Interesse in Anspruch nimmt.

Marie Luise Albertine wurde am 16. März 1729 als älteste Tochter des Grafen Christian Karl Reinhard von Leiningen-Heidesheim, und seiner Gemahlin, Katherina, Polyxena, geb. Gräfin zu Solms-Rödelheim, geboren. Ihr Vater war einer der tüchtigsten Regenten der Grafschaft Leiningen, und machte sich u. a. durch Stiftung der Leiningen-Heidesheimer Pfarrwitwenkasse, deren Vermögen jetzt über 25 000 Mk. beträgt, sehr verdient. Als die um ihres Glaubens willen vertriebenen evangelischen Salzburger im

[1]) Die Linie Lein.-Heidesheim, jetzt Lein.-Neudenau, blüht heute noch.

Jahre 1749 durch das Leininger Land zogen, nahm er sich ihrer aufs freundlichste an. Er nahm eine so geachtete und angesehene Stellung im deutschen Reiche ein, daß der Kaiser ihn in den Fürstenstand erheben wollte, indessen lehnte der Graf diese Standeserhöhung ab, mit den Worten: „Ich will lieber der erste deutsche Graf sein, als der letzte deutsche Fürst.“ Daß Graf Christian ein hochangesehener Mann im Reiche war, geht auch daraus hervor, daß er beim Krönungsfeste Kaiser Karls VII. in Frankfurt a. M. (12. Februar 1742), neben zwei anderen Leininger Grafen die Aufwartung bei der kaiserlichen Tafel übernahm. Er residierte meist im Schloß zu Heidesheim bei Grünstadt in der Pfalz, welches die Franzosen im Jahre 1793 völlig einäscherten. Keine Trümmer, kein Stein bezeichnen heutzutage mehr die Stelle, wo das stolze Grafenschloß gestanden hat.[2]) So gründlich haben damals die Mordbrenner ihr Zerstörungswerk getan. Graf Christian starb am 17. November 1766. Seine durch ihre Schönheit berühmten 5 Töchter stifteten zu seinem Gedächtnis reiche Paramente in der Kirche zu Mühlheim a. d. Ruhr. Hier lag die von seiner Großmutter Anna Elisabeth ererbte, eine Quadratmeile umfassende Herrschaft Broich. — Schön ist das Zeugnis, das ein Geistlicher der Pfalz dem Grafen Christian ausstellt: „Frömmigkeit und Leutseligkeit sind hervorragende Züge im Charakter des Grafen. Wir finden sie wieder bei der Enkelin seiner Tochter Marie Luise, der Königin Luise von Preußen, und wir begegnen den beiden rühmlichen Eigenschaften aufs neue beim erlauchten Sohne derselben, unserm geliebten Kaiser Wilhelm. Dürfen wir hierin nicht ein Stück Erbsegen erblicken, der von dem frommen pfälzischen Ahnherrn auf unsern Kaiser gekommen?“ (Kirchenbote 1885, Nr. 27.)

Nach dem Tode des Grafen Christian Karl Reinhard war seine älteste Tochter, Gräfin Marie Luise Albertine, die rechtmäßige Erbin, da der einzige Sohn Christians, Johann Karl Ludwig, schon in zarter Jugend an den Blattern gestorben war. Zwar machte ihr der Kaiser die Erbfolge in Broich streitig, und zog diese Herrschaft als verfallenes Reichslehen an sich, schließlich erkannte er sie aber doch als rechtmäßige Erbin an. Marie Luise Albertine zeichnete sich nicht nur durch Schönheit, sondern auch durch herrliche Geistesgaben aus, sie ist ein leuchtendes Frauenbild im Leininger Hause, die ihre treffliche Eigenschaften auf ihre Enkelin, die unvergeßliche Königin Luise von Preußen, übertrug.

Im Jahre 1748 verheiratete sie sich mit dem Landgrafen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt. Sie lebte mit ihm in dem glücklichsten Ehebunde, der mit 9 Kindern gesegnet war. Zwei ihrer Töchter, Friederike und Charlotte, vermählten sich nach einander mit dem Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, starben aber frühzeitig. Die beiden jüngsten hinterlassenen Kinder derselben, die Prinzessinnen Friederike und Luise, ihre Enkelinnen, nahm die Landgräfin Marie Luise Albertine nun zu sich und erzog sie mit der zärtlichsten Liebe und ersetzte ihnen die Mutter. Die Landgräfin wohnte gewöhnlich in Darmstadt. Im Jahre 1780 machte sie mit ihren Gemahl eine Reise nach Paris, wo sie von der Königin Marie Antoinette aufs freundlichste aufgenommen und zur Beiwohnung der Schauspiele in der königlichen Loge nach Versailles eingeladen wurde; auch bei den reizenden Festen der Königin, die damals noch auf der Höhe ihres Glückes stand, war die Landgräfin oft anwesend.

Zweimal reiste sie auch mit den beiden Prinzessinnen Friederike und Luise nach Broich, wo sie sich so gern aufhielt, zweimal weilte sie mit ihnen anläßlich der Kaiserkrönungen in Frankfurt a. Main. Hier wohnte sie bei Goethes Mutter, der Frau Rat, hier war es auch, wo sich die beiden frischen, munteren Prinzessinnen im Hof des Goetheschen Hauses mit Wasserpumpen beschäftigten.

Auch am Berliner Hof verweilte die Landgräfin oft[3]) und zog sich zuletzt nach Strelitz zurück, wo sie am 11. März 1818 im hohen, gesegneten Alter von 89 Jahren aus dieser Zeitlichkeit schied. Sie hatte eine zahlreiche, weitverzweigte Nachkommenschaft. 9 Kinder, 4 Schwiegersöhne, 24 Enkel, 12 Schwiegerenkel, 56 Urenkel, 7 Schwiegerurenkel und 11 Ururenkel, zusammen 123 Personen, die sie Mutter nennen durften, hat sie erlebt.

Auf einem alten Kupferstich steht unter ihrem Namen: „Den Völkern gab sie Väter, Mütter den Ländern, und flocht den Kranz der auf ihre Kinder verstammten Tugenden in deren Diademe ein.“ Dies ist in Wahrheit der Fall, denn sie ist die Stammmutter von Preußen, Baiern, Hannover, Hessen-Darmstadt, Mecklenburg-Strelitz, Sachsen-Meiningen, Thurn und Taxis und Leuchtenberg.[4]) Uns interessiert sie natürlich am meistens als Stammmutter von Preußen, und zwar ist sie die Urgroßmutter mütterlicherseits des deutschen Kaisers Wilhelm I., des Großen, Königs von Preußen, was aus folgender Stammtafel hervorgeht:

[2]) Vgl. Marg. Roth: „Die frühere Grafschaft Lein.-Heidesheim“, abgedruckt in Emil Müller „Leininger Geschichtsblätter“, 6. Jahrgang 1907. Die geringen Trümmer des Schlosses wurden später veräußert.

[3]) Sie war zugegen bei der Trauung Luisens mit Friedrich Wilhelm, König von Preußen (1793), bei der Taufe des späteren Kaisers Wilhelm (1797) und bei dem Tod der Königin Luise (1810). Ihr Bild ist im Besitz des Grünstadter Altertumsvereins. (Roth: „Die frühere Grafschaft Lein.-Heidesheim“.)

[4]) Doch auch von Nassau. Denn ihre Enkelin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, Schwester der Königin Luise udn Herzogin von Sachsen-Hildburghausen, war die Mutter der Herzogin Luise von Nassau, der 1. Gemahlin Herzog Wilhelms und Mutter Großherzog Adolfs. Es lassen sich bei näherem Nachforschen wohl noch ein Dutzend andere Häuser von dieser Ahne ableiten. (D. H.)

Georg Landgraf von Hessen-Darmstadt,
Marie Luise Albertine, geb. Gräfin von Leiningen,

Friederike
Gemahl: Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz,
Luise
Gemahl: König Friedrich Wilhelm III. von Preußen,

Wilhelm I.
Deutscher Kaiser, König von Preußen.

Im Jahre 1880 redete Kaiser Wilhelm I. bei einem Dejeuner im königlichen Schlosse zu Berlin den Grafen Karl Emich zu Leiningen-Westerburg-Neu-Leiningen, der sich um die Geschichte seines Hauses so verdient gemacht († 1906), auf diese seine Urgroßmutter, die „Madame de Linange", wie sie zu ihrer Zeit häufig in Memoiren genannt wurde, direkt an, und fügte hinzu, daß er dieselbe noch wohl gekannt habe und sich ihrer noch gut erinnere.

Auch in Mecklenburg-Strelitz steht die Landgräfin in dankbarem Andenken. Sie war es nämlich, die das kleine Land rettete, als es von den Franzosen im Jahre 1806 schwer bedrückt wurde und von Napoleon I. in Besitz genommen werden sollte. Mit Hilfe ihrer Enkelin, der Prinzessin Auguste von Baiern, der Vizekönigin von Italien, setzte sie bei Napoleon durch, daß die Bedrückungen endlich aufhörten.

Bei ihren Untertanen erfreute sich Marie Luise Albertine einer großen Beliebtheit, denn wenn sie auch ein hohes, ausgeprägtes Standesbewußtsein besaß und nach der Sitte der Zeit äußerem Glanz nicht abgeneigt war, war sie doch herablassend und leutselig und von großer Menschenfreundlichkeit und Liebenswürdigkeit, so daß aller Herzen ihr entgegenschlugen. Als sie im Jahre 1791 ihren Sohn Georg Karl als künftigen Herrn der Herrschaft Broich den Untertanen vorstellte, stand sie neben ihm auf der Schloßterrasse und reichte jedem Untertanen die Hand. Wie hoch sie selbst diesen Empfang schätzt, geht daraus hervor, daß sie den weißen Handschuh, der durch das häufige Berühren der Hand ganz schwarz geworden war, an die Ihrigen nach Darmstadt sandte zum Zeugnis, wie freundlich sie von ihren Untertanen empfangen worden sei.

Wenn der Landgräfin auch die dunklen Jahre 1806 und 1807 nicht erspart blieben, und Preußens Fall, der im Jahre 1810 ihrer Enkelin, der Königin Luise, das Herz brach, auch sie tief bewegte und erschütterte, so war es ihr doch noch beschieden, Preußens Wiedergeburt und Erhebung und die Befreiung Deutschlands aus den Ketten Napoleons mit zu erleben. Das war ihr am Abend ihres Lebens noch eine große Freude und Genugtuung. —

Auch allerlei Anekdoten werden uns von ihr berichtet. Wenn beim Vorlesen eines Romanes — nach der Sitte der Zeit wurden meist französische Romane gelesen —, eine Stelle kam, die der Landgräfin für die jungen „Prinzessicher" etwas verfänglich erschien, rief sie in ihrer pfälzer Mundart der Vorleserin rasch zu: „Hüppe Se, hüppe Se, aber lege Se e Zeche nei (Zeichen ein)!" Von Leuten, die ihr unsympathisch waren, sagte sie oft: „Gege die werd ich nur ganz kalt heplich (höflich) sei." — Am Hofe zu Hannover hieß man sie die „Schachtelgräfin", weil sie auf ihren Reisen eine Unmenge von Schachteln mit sich führte und solche oft im Augenblick der Abreise noch herbeitrug.

Aber diese „Schachtelgräfin" war eine „kerngesunde, tüchtige, ansprechende deutsche Natur, lebhaft von Gemüt, klar in ihren Anschauungen, natürlich in ihren Äußerungen und von einer rückhaltlosen Wahrheit des Herzens. Französisch sprach und schrieb sie offiziell nach dem Brauch des Hofes, pfälzisch sprach sie im Familienkreise und gut deutsch dachte sie, mit diesen Eigenschaften verband sie den tiefsten, ausgeprägtesten deutschen Familiensinn." (Horn, „Buch von der Königin Luise"). Darum nimmt sie auch mit den ersten Platz ein unter all den edlen Frauengestalten im Hause Leiningen, darum ist sie uns heute noch so sympathisch und anziehend.

# Die nassau-oranische Postreform durch Napoleon 1809.

Von J. Brumm.

Nachdem das morsche deutsche Reich im Jahre 1806 zusammengebrochen war, schuf Napoleon auf den Trümmern desselben zum Teil neue Staatengebiete, worunter das Großherzogtum Berg, das er seinem Schwager Joachim I. (Murat) übertrug. Zwei Jahre später, nach Joachims Abgang nach Neapel, wurde das Großherzogtum nach französischem Muster in die Departements des Rheins, der Ruhr, der Ems und der Sieg geteilt, von denen letzteres die Arrondissements Siegen und Dillenburg umfaßte. Obwohl nun das Großherzogtum Berg nur bis nach der Völkerschlacht bei Leipzig bestand, so kam eine Reihe von Reformen zur Durchführung, welche das wirtschaftliche Leben wesentlich beeinflußten. Dazu gehört die Postreform, welche durch den kaiserlichen Erlaß vom 25. Februar 1809 herbeigeführt wurde, um in dem gesamten Gebiete des Großherzogtums, also auch in den nassau-oranischen Landen, einen regelmäßigen und gleichförmigen Dienst für die reitenden, fahrenden und Extra-Posten zu sichern.

Der reitenden Post lag nach der kaiserlichen Verordnung die Beförderung der Briefe, Warenmuster und Zeitungen ob. Die Portotaxe der Inlandbriefe richtete sich nach dem Maßstabe der Entfernung. Bis zu 5 gewöhnlichen Stunden zahlte

man 2 Stüber, (es galten 1 Stüber = 5 Cts., 20 Stüber = 1 Gulden), bis 10 Stunden 4, 20 — 6, 30 — 8, 50 — 10, 70 — 12, 100 — 14 und mehr als 100 — 16 Stüber. Das Gewicht der einfachen Briefe durfte ½ Lot betragen; waren sie bis ¾ Lot schwer, so galt das Porto einen Stüber mehr. Bei ¾ bis 1 Lot zahlte man den Portosatz 1½ mal, von 1 bis 1½ Lot 2 mal, 1½ bis 2 Lot 3 mal u. s. f. Für Auslandbriefe mußte das Inlandporto bis an das Grenzpostamt bezahlt werden, oder das Porto vom Grenzpostamt bis an den Ort ihrer Bestimmung. Durchgangsbriefe vom Ausland ins Ausland hatten die Portotaxe für die Entfernung zwischen dem Posteingangs- und -ausgangsorte zu entrichten. Weder Silber, Gold, Geldstücke, Juwelen, noch andere Wertsachen durften in Briefen verschlossen durch die gewöhnliche Briefpost zum Versand kommen. Für solche Zwecke war der Einschreibbrief vorgesehen, für den das doppelte Porto vergütet werden mußte wie bei einfachen Briefen. Wertbriefe aus dem Ausland unterlagen der gleichen Portotaxe. Bei Verlust von Einschreibbriefen war die Post ersatzpflichtig, jedoch nur bis zur Höhe von 40 Rtlr. 40 Stüber. Die reitende Post beförderte auch die Warenmuster. Gingen sie unter Kreuzband, daß ihr Inhalt sichtbar war, zahlte man ⅓ der Taxe gewöhnlicher Briefe, mindestens aber 2 Stüber. Die periodisch erscheinenden Zeitungen mußten von dem Herausgeber frankiert werden. Es kostete der ganze Bogen $^1/_5$ und der halbe $^1/_{10}$ Stüber.

Die fahrende Post diente der Personen-, Paket- und Geldbeförderung. Was die Personenbeförderung betrifft, so mußte der Reisende für einen Platz 24 Stüber die Meile bezahlen; Kinder unter zehn Jahren entrichteten die Hälfte. 30 Pfund Gepäck gingen frei; mehr mußte nach dem Tarif bezahlt werden. Die Taxe für Pakete wurde nach Gewicht und Entfernung bemessen. Für ein Paket von 2 Pfund oder weniger zahlte man bei 3 Meilen oder 6 Stunden 3 Stüber die Meile, 3 bis 5 Meilen 2 und über 5 Meilen 1 Stüber. Bei einem Gewicht von 2 bis 6 Pfd. einschließlich waren für 3 Meilen 4 Stüber die Meile, 3 bis 5 Meilen 3, und über 5 Meilen 2 Stüber zu entrichten; bei 6 bis 10 Pfd. für 3 Meilen 5 Stüber die Meile, 3 bis 5 Meilen 4, und über 5 Meilen 3 Stüber. Betrug das Gewicht 10 bis 20 Pfd., so zahlte man für 3 Meilen 6 Stüber die Meile, 3 bis 5 Meilen 5, und über 5 Meilen 4 Stüber u. s. f. Für Pakete, die Spitzen, Samt, seidene oder sonstige feinere Waren enthielten, und Sperrgut ohne besondere Wertangabe war der dreifache Satz des gewöhnlichen Portos zu entrichten. Pakete mit Wertangabe kosteteten erhöhtes Porto. Bei Beschädigung oder Verlust von Wertpaketen war die Post ersatzpflichtig, und zwar in Höhe des deklarierten Wertes, es sei denn, daß die Beschädigung oder der Verlust durch Gewalt oder auf fremden Boden erfolgte. In dem Falle wurde nur Ersatz geleistet, wenn die auswärtige Post-Administration sich dazu bereit erklärte. Falsche Deklaration war strafbar. Die Geldsendungen unterlagen folgenden Portosätzen: 1 bis 10 Reichstaler 1 Stüber die Meile, 10 bis 100 Reichstaler 2 Stüber die Meile, 100 bis 150 Reichstaler 3 Stüber die Meile, 150 bis 200 Reichstaler 4 Stüber die Meile, 200 bis 250 Reichstaler 5 Stüber die Meile, 250 bis 300 Reichstaler 6 Stüber die Meile, u. s. f. bis 500 Reichstaler, von wo ab das Porto um je einen Stüber, der Sendungsbetrag aber um je 100 Reichstaler wächst. Für 1000 Taler waren 15 Stüber zu entrichten und für jedes hundert über 1000 der zehnte Teil des Satzes von 1000, also 1,5 Stüber mehr. Die obengenannten Portosätze galten jedoch nur für Gold und Silber. Alle Briefschaften, Dokumente, Obligationen mit Wertangabe waren nur mit der Halbschied obiger Sätze zu belegen.

Um der Konkurrenz nach Möglichkeit zu begegnen, verordnete der Erlaß, daß auf allen Routen des Landes, die durch die kaiserliche Post bedient wurden, keine Postwagen oder Mietkutschen, so an bestimmten Tagen oder Stunden abgehen, errichtet werden durften, unter Strafe der Arretierung und Konfiskation der Wagen und Pferde. Kein Lohnkutscher und kein Fuhrmann war berechtigt auf den Poststrecken einen Ballen oder eine Kiste von 50 oder weniger Pfund, sowie kleine Geldsummen unter 100 Reichstalern fortzubringen. Die Übertreter zahlten im 1. Falle 20, im 2. Falle 100 Reichstaler Strafe, und im 3. Falle wurden sie arretiert und die Sache verfiel der Konfiskation.

Bezüglich der Extra-Posten wurden bei der in Frage stehenden Reform die bisherigen Einrichtungen im wesentlichen beibehalten. Nach den herrschenden Bestimmungen konnten nur die patentisierten Posthalter Posthaltereien einrichten, Pferde umwechseln und die Reisenden von Station zu Station bringen. Wagte es ein anderer Post zu fahren, so mußte er den Preis der Extra-Post den Posthaltern und Postillonen zahlen, welche die Strecke zu befahren hatten. Es gab jedoch auch Ausnahmen. Ein Kabriolet oder eine Karriole, nur mit einem Pferd bespannt, durften auf kleinen Strecken Personen befördern. Andere Mietkutscher aber, die von einem Ort mit Posthalterei nach einem andern Personenbeförderung pflegten, mußten dem Posthalter des Ortes, sowie an allen Stationen, die sie passierten, 5 Stüber pro Pferd und Meile entrichten bei 20 Reichstalern Strafe. Die mit Extra-Post Reisenden hatten Fähr- und Brückengeld zu entrichten. Für die Fahrt zahlte man pro Pfund und Meile 35 Stüber und das Trinkgeld des Postillons mit 15 Stüber; dem Posthalter waren für die Chaise 20 Stüber zu entrichten, so daß man für eine Person 2 Pferde, für 2 Personen 3, für 3 und 4 Personen 4 Pferde berechnete, und zwar in der offenen aufschlägigen Kalesche mit Deichsel. In einer geschlossenen Halbkutsche mit Deichsel rechnete man 1 Person = 3 Pferden, 2 und mehr Personen = 4 Pferden; in einer Berline stellte sich die Fahrt für 1 bis 3 Personen auf 4, für 4 bis 6 Personen auf 6 Pferde. Kinder über 6 Jahre galten gleich den Erwachsenen, zwei Kinder unter 6 Jahren für eine Person. Der Preis von Beipferden, wenn solche nötig waren, wurde auf 30 Stüber per Pferd und

Meile festgesetzt. Die Zahl der Pferde auf jeder Station war genau festgesetzt. Der Posthalter hatte sie stets zum Dienst bereit zu halten und erhielt dafür eine jährliche Entschädigung von 12 Reichstalern fürs Pferd. Ebenso war auch die Zahl der Postillone für jede Posthalterei festgelegt. Die Posthalter hatten ihnen Weste, Hut und Horn zu stellen, sowie eine am Arm zu tragende Platte mit dem kaiserlichen Wappen. Die Weste war von dunkelblauem Stoff mit dunkelrotem Kragen und Aufschlägen von gleicher Farbe, mit weißen Knöpfen. Der runde Hut trug vorn die Kokarde. Der Kordon des Hornes und die Platte am Arm waren gleichfalls dunkelrot.

Um die Postillone vor Not zu schützen, wurde auch eine Hilfskasse errichtet. Zur Füllung der Kasse erhob man ½ Prozent von den Einkünften der Posthalter, von den Lieferanten der Postwagen und auch von den Beträgen, welche für die Unterhaltung der Wagen und das Beschlagen der Pferde mußten gezahlt werden; in die Kasse flossen ferner die Strafgelder, welche aus Versäumnissen der Posthalter erwuchsen.

Eine wesentliche Veränderung brachte die napoleonische Postordnung inbezug auf die Portofreiheit. Sie sagt: Unsere Minister im Großherzogtum Berg und der Generaldirektor der Post haben allein das unbeschränkte Recht der Portofreiheit. Die Präfekten und Unterpräfekten genossen nur noch Portofreiheit inbezug auf Dienstbriefe, die sie durch Kreuzband äußerlich kenntlich zu machen hatten. Alle übrigen Freiheiten der Präfekturbeamten wurden mit 1. Januar 1809 aufgehoben, auch die Portofreiheit der Präsidenten und General-Prokuratoren bei den Gerichten. Den Beamten wurde jedoch für die Aufhebung des Privilegiums eine Vergütung bewilligt, die durch den Finanzminister ihre Regelung erfuhr.

Ein Jahrhundert ist es her, daß die napoleonische Postreform im Großherzogtum Berg und damit gleichzeitig in den oranischen Landesteilen unseres Herzogtum eingeführt wurde. Wie vieles hat sich in dieser Zeit verändert, besonders auf dem Gebiete des Postwesens. Die Posthaltereien sind eingegangen, der gelbe Wagen mit zwei, vier oder sechs Pferden saust nicht mehr über die Landstraße, der Postillon läßt sein Leiblied nicht mehr hören. Uns Alten liegt ja der Klang desselben noch im Ohre, aber die Jugend weiß und erfährt nichts mehr von dem malerischen Bild, das ehedem die Landstraße schmückte. Es ist dahin, aber — nicht vergessen.

# Rheinzauber.

**Eine alte Liebesgeschichte.** Von Dr. C. Spielmann.

Das freundliche Dörflein Elz im nassau-hadamarischen Gebiete befand sich in großer Bedrängnis.

Graf Johann Ludwig, der Landesherr, der Neffe des großen Oraniers, war von der reformierten zur katholischen Kirche zurückgetreten und wollte auch seine Untertanen zum alten Bekenntnisse zwingen. Aber dabei stieß er auf vielen Widerstand und mußte die Hilfe der spanischen Okkupationstruppen herbeirufen.

Die Patres hatten unterm Schutze der rotgelben Fahne, der Feuerrohre und Degen der Spanier in Elz gleichwohl ohne Erfolg gepredigt. Das heitere Völkchen, das jahraus, jahrein durch Singen und Lautenschlagen auf seinen Wanderzügen durchs weite Reich sein Brot verdiente und nur Winters in der Heimat weilte, wollte von Bekehrung nichts wissen. Da erhielten die spanischen Exekutionskompagnien den Befehl, kräftig zuzugreifen.

Auf dem Dorfplatze hatten sie unter der großen Linde eine Anzahl von Geiseln versammelt, um sie nach Limburg abzuführen. Unter ihnen war die alte Lautenschlägerin Agnes Merian und ihre Tochter, das schlanke, blonde Lieschen. Trotzig blickten der letzteren blaue Augen unter dem roten Kopftuche hervor, und die junge Brust hob und senkte sich, daß der Münzenschmuck des Mieders klirrte, und ihre Hände ballten sich. Die Umstehenden aber erhoben laute Klagen und manche westerwälder Faust zuckte wider die Welschen.

Mit einem Male erscholl der Ruf: „Die Schweden!" Erschrocken riefen's die Spanier, frohlockend die Deutschen. Schüsse knallten, die Soldateska stob auseinander. Reiter in gelben Kollern sprengten auf den Platz. Der Vorderste hatte gerade noch Zeit abzuspringen und einem spanischen Offizier, der das sich sträubende Harfenmädchen mit sich reißen wollte, den Raufdegen unsanft aufs Haupt zu legen. Im nächsten Augenblick hielt er die zitternde Jungfrau in seinen Armen.

Und nun das alte Lied von der Liebe. Lieschens seligste Tage waren die drei, die sie an der Seite des ritterlichen Fremden verbringen durfte. Er war bei seiner Leidenschaft so gemessen und zurückhaltend. „Ich pflücke keine Blume zum Wegwerfen", hatte er gesagt. Und am dritten Tage kam das Scheiden.

„Nimm mich mit!" bat das Mädchen.

„Seit wann duldete König Gustav fahrende Leute unter seinem Heere", sprach er. — „Dann mache mich zu deiner Frau!" — „Nein, das geht nicht." — „Warum nicht?" — „Nimmer kann ich dir's sagen. Bescheide dich. Denk' des kurz genossenen, reinen Glückes und vergiß!" —

„Vergessen!" schluchzte sie. „Nimmer! Und nicht einmal deinen Namen willst du mir sagen, Treuloser!"

Da sah er sie mit einem Blicke an, der ihr bis in die Tiefe der Seele drang, und sie bat ihn um Verzeihung. Nur wohin er ziehe, wollte sie wissen. Und als er sagte, an den Rhein, da sang sie

ein kurzes, schwermütiges Lied vom Rheinzauber, und wie die Rheintöchter den Männern so gefährlich würden.

Der alte Weidenbaum ob beider Häuptern rauschte, und das Bächlein wisperte dazu wie Zymbelklang. Der Fremde horchte ernst zu, und als sie zu Ende war, sagte er: „Sei beruhigt, es soll keine Rheinnixe mich bezaubern. Ich bin ein Kriegsmann und hege große Taten; zu Tändeleien bleibt mir nicht Zeit. Dir bleibt mein Andenken allezeit.“ —

Sie schaute ihn an, und sie glaubte an ihn — ja, er wurde gewiß ein Gewaltiger des Reichs. Und ihn an sich, an die arme Lautenschlägerin fesseln? Unbilliges Verlangen!

Noch einmal küßte sie ihn lange und innig, dann sprach sie nur das eine Wörtchen: „Geh!“

Und er ging.

Aber die mächtige, alles überwindende Liebe?! — Regiment auf Regiment der Schweden zog durchs Lahntal hinab, über den waldigen Taunus; vor den siegreichen Nordlandssöhnen wichen die des Südens, die Spanier, allenthalben zurück. Nur im Rheingau setzten sie sich hinter dem Gebück, jener uralten festen Verschanzung des Gaus, die von Niederwalluf landeinwärts und von da über die Höhe hinab ins Wispertal lief. Der Herzog Bernhard von Weimar sammelte deshalb seine Regimenter, um die feste Stellung bei Neudorf anzugreifen.

Als der Feldherr den Befehlshabern seine Kriegspläne mitteilte, wie er das Gebück durch Überfall zu nehmen trachte, da ein Bauer ihm eine schwache Stelle der Schanzen verraten habe, verlangte er eine Hand voll entschlossener Soldaten unter einem kühnen Führer.

„Herr“, sagte ein alter Generalmajor, „da ist ein blutjunger Kornet, der ein Fähnlein eigener Leute geworben hat, der ist rein des Teufels, und seine Kerle sind's mit ihm. Bei Kamberg —“ „Schon gut“, lächelte der Herzog, „ich hab' das Lob des jungen Kriegsmannes bereits öfter von Euch gehört. Es ist der verlarvte Kornet, nicht wahr?“

„Herr, infolge eines Gelübdes —“

„Ich nehme seine Unterstützung an, wenn er will, und gelingt der Streich, so wird er morgen Rittmeister.“

„Er wird mit Freuden wollen.“ — — —

Die Sterne stiegen herauf und spiegelten sich in den Wellen des Rheinstromes, da schlichen sich die Wagehälse zu der gefährlichen Unternehmung. Langsam folgten die Regimenter in gedrängten Massen.

Plötzlich flammte die große Dornhecke des Gebücks an einer Stelle hell auf. Wildes Siegesgeschrei ertönte. Das Niedagewesene war geschehen, das alte Gebück war durchbrochen.

Bald hallte die Nacht wieder vom Kampfgetöse. Die Spanier fochten mit dem Mute der Verzweiflung, obschon sie ihren Untergang vor Augen sahen. Es wurde Tag, da erst gewannen die Schweden die Überhand.

Bernhard von Weimar, der junge Kornet und eine Abteilung deutscher Krieger stürmten einen Hügel, wo sich die tapfersten Offiziere und Soldaten der Spanier um zwei gerettete Stücke und die zerfetzte rotgelbe Fahne geschart hatten. Der Herzog sprang ab, zog den Degen und drang ins Gewühl auf die Fahne los; der Kornet stets an seiner Seite.

Ein hünenhafter Spanier holte zum furchtbaren Hieb auf den Feldherrn aus, da warf sich der Kornet dazwischen, und tief fuhr diesem die Waffe in die Schulter. Gleichzeitig erstürmten aber die Deutschen den Hügel von allen Seiten.

Bernhard hatte seinen Lebensretter aus dem Mordgemetzel herausgerissen und trug ihn abseits auf die Böschung. Er zog ihm den Rock von der Schulter — da gewahrte er eine Frauenbrust. Fast gleichzeitig zog der Kornet seine Larve vom Antlitz.

„Lieschen!“ rief der Feldherr.

„Rheinzauber!“ lächelte sie und sank in Ohnmacht. —

König Gustav hatte in der alten Kurfürstenresidenz, der Martinsburg zu Mainz, sein Hauptquartier aufgeschlagen. Vor ihm stand in voller Feldherrnrüstung, die grüne Schärpe über dem Stahlgewande, Herzog Bernhard von Weimar.

„Du hast nicht alles bedacht, mein Bernhard“, sagte der blonde Schwedenheld, „wenn du den Konsens so starr begehrst.“

„Alles, Majestät!“

„Und hast du vor, deine Erwählte zur Herzogin von Franken zu machen, und können deine Kinder nach Reichsrecht dich beerben?“

„Wir leben in Zeiten, in denen die Gesinnung adelt; wie die Zukunft sich gestalten wird, das steht in Gottes Hand.“

„Bernhard, noch einmal, bedenk', es möchten hundert deutsche Fürstentöchter dir die Hand zum Lebensbunde reichen —“

— „wie einst der schwedischen Majestät, doch nicht das Herz. Oder besaß dieses Herz nicht eine Bürgerliche: Ebba Brahe?“

Da senkte der König das Haupt: „Deine Neigung ist heilig vor Gott! Ich will deine Geliebte fürsten.“

„Nein, mein großer König, der Feldkaplan möge sie mir als Bürgerliche antrauen, bald, sogleich, jetzt! Und: veni, vidi, vici soll immer und allenthalben mein Wahlspruch bleiben.“

Und nun hob Gustav lächelnd das Haupt:

„Ja — ja! Rheinzauber!“

# Miszellen.

C. K. = W. **Obrigkeitliche Fürsorgeerziehung einer Gemeinde.** Wie sehr in der „guten, alten Zeit" die Regierung darauf bedacht war, sich „fleißige und getreue Untertanen" zu erziehen und zu erhalten, wie sehr anderseits auch die betreffende Gemeinde, welcher der untenstehende Erlaß galt, einer väterlich-strengen Aufsicht bedurfte, geht aus den Worten desselben hervor. Er lautet:

„Von herzoglicher Landes-Regierung ist befohlen worden, daß die Gemeinde D. wegen der bei vielen Mitgliedern derselben eingerissenen Sittenlosigkeit, Schwelgerei und Arbeitsscheu unter besondere polizeiliche Aufsicht von amtswegen genommen werden soll. Daß es in D. auch recht brave, rechtliche und fleißige Einwohner gebe, davon ist herzogliche Landesregierung sowie das Amt überzeugt. Eben diesen muß aber auch daran gelegen sein, daß der bösere Teil wegen obiger Laster, besonders der Trunkenheit, durch die unten erwähnten polizeilichen Maßregeln so bald als nur möglich entfernt und ausgetilget werden. — Herzoglicher Schultheiß und der gesamte Ortsvorstand werden infolgedessen andurch aufgefordert, darüber zu wachen, wenn von Wirten oder D. Einwohnern gegen die nachstehenden polizeilichen Vorkehrungen gehandelt werden sollte. — 1. Kartenspiel ist von heute an durchaus untersagt. 2. In den Wirtshäusern ist an D. Einwohner morgens weder an Werktagen noch an Sonntagen Getränk zu verabreichen. Für einen arbeitsamen Hausvater schickt es sich überhaupt nicht, an Werktagen, selbst des Abends nicht, die Wirtshäuser zu besuchen. Sonntags dagegen mag solches von 5 Uhr nachmittags bis abends 8 Uhr in Ordnung geschehen. 3. Der Wirt, der gegen diese Vorschrift durch Verabreichung von Getränken handelt, bezahlt für jede Zuwiderhandlung 5 fl. Strafe. Der Gemeinsmann wird auf 24 Stunden und auf Befund länger in Arrest gebracht. 4. Damit dieser polizeilichen Vorkehrung der gehörige Nachdruck gegeben werde, ist der Reserve-Zugkommandant beauftragt worden, strenge Nachsicht zu halten. Von den Geldstrafen erhält ein Drittel der Denunziant, und noch extra 30 Kreuzer. Dann wird das Amtspersonal auch selbst des öfteren an Ort und Stelle sich überzeugen, ob und wie dieser Verordnung gelebt werde, vertraut zugleich jedoch auf die Ortsvorgesetzten, daß sie sich nicht selbst gegen diese Verordnung anstoßen, sondern überall durch gehörige Belehrung zur Abstellung der sträflichen Laster mitzuwirken sich bestreben werden. — Bei versammelter Gemeinde ist dieses vorzulesen, ins Buch für amtliche Weisungen einzutragen und, daß beides geschehen, zu veranzeigen."

Nassau, den 18. Juli 1826.

Herzogl. Nassauisches Amt. Sandberger.

E. S. **Wie die Diezer vor hundert Jahren den Geburtstag des Landesfürsten feierten.** Es dürfte für manchen Leser von Interesse sein, wie man vor hundert Jahren in Nassau-Oranien den Geburtstag des Landesherrn feierte. In dieser Beziehung liegt uns ein Bericht vom 27. August 1805 vor, der uns ~~eine~~ derartige Feier in Diez schildert. Es heißt darin: „Mit dem Schlage 6 Uhr morgens am 24. August kündigte eine beträchtliche Anzahl von Schüssen aus grobem Geschütz, die über unsere Stadt hindonnerten, der umliegenden Gegend den Geburtstag unseres geliebten Erbprinzen, des regierenden Fürsten zu Fuld aufs feierlichste an. Der frohe Lärm begann immer mehr, als bald nachher kriegerische Musik die Söhne unserer Stadt zusammenrief. Da war ein Treiben und Rennen der Erwachsenen und der Jugend durch alle Straßen, besonders wetteiferten die Töchter und jungen Frauenzimmer, um ihre sieben Sachen in Ordnung zu bringen, um heute aufs niedlichste geputzt — und das können die Diezerinnen mit eigenem Geschmack — vor Hof zu erscheinen. Nachmittags 2 Uhr war große Kour in Oranienstein. Gleich nach der Tafel kam der festliche, kriegerisch-friedliche Aufzug der Bürgers-Söhne und -Töchter, von mehreren Kanonenschüssen angekündigt, nach dem Schlosse Oranienstein. Die Herrschaft trat auf den Altan, die junge Mannschaft marschierte herum, die Mädchen, alle weiß gekleidet, zwei und zwei desgleichen und jedes ohne Zweifel erfreut durch den Gedanken, vorzüglich bemerkt zu werden. Der Prinz und der Erbprinz hatten sich herunter in den Hof begeben, um dem schönen Zuge näher zu sein, und empfingen von den Anführern die Komplimente, welche höchstsie mit der ausgezeichneten, Ihnen ganz eigenen Freundlichkeit zurückgaben. Nun wandte sich der frohe Zug und mit ihm ein zahllose Menge den Weg hinab zur Lahn, ließ sich übersetzen, um auf den dem Schloß gegenüberliegenden Wiesen fröhlich zu tanzen. Jetzt ging es lustig zu, wie es die Ordnung des Tages erheischte. Bald erschien der ganze Hof und nahm durch seine Anwesenheit an allen Freuden teil. Neues Leben kam unter alle Teilnehmer. Bejahrte Mütterchen tanzten im Zirkel und Kinder mischten sich in den fröhlichen Reigen, aus dem häufiges Vivat erklang. Erst in später Nacht fand sich jeder, gestärkt an Leib und Seele, zum Heimgang bereit. Auch in dem neuen Wirtshause ward von mehreren Gesellschaften des Nachts hindurch getanzt und gejubelt, bis am 25. August im Osten der Morgen dämmerte.

E. S. **Greuel im Dreißigjährigen Kriege.** Gegen Ende Februar 1623 kam in Diez ein Rittmeister vom kurbairischen Kavallerie-Regiment des Grafen von Fürstenberg an, um in der Grafschaft Diez für 2 Kompagnien Quartier zu machen. Bald danach rückten auch zwei französische Kompagnien der Rittmeister Montbeillan und Marion von eben genanntem Regimente ein und hausten in den Orten Hahnstätten, Oberneisen, Dauborn und Eufingen in schrecklicher Weise. Die Offiziere ließen sich außer dem vielen Konfekt, Zucker, Pomeranzen, Zitronen, Oliven, Blatteisen, Wildbret, Schreibmaterialien und dergleichen so viel Wein, Fleisch und Fourage liefern, daß die Untertanen solches nicht all aufzubringen vermochten. Die Bewohner der Orte sollten an die Einquartierten solche Summen Geldes abliefern, daß sie gar nicht aufzubringen waren. Sie wurden daher von den Soldaten gehauen, gestochen, geschlagen und gefänglich eingesperrt. In Oberneisen sperrte ein Korporal einen Wirt bei der größten Kälte in den Keller und ließ ihm mehrere Tage weder Essen noch Trinken reichen; wenn sich der Amtmann Naurath nicht seiner erbarmt hätte, wäre er sicherlich elend darin umgekommen. Aus Hahnstätten waren 14 Familien gänzlich entlaufen. Die Soldaten hatten denselben alles zerschlagen, die Früchte aufgeladen und fortgefahren. Graf Johann Ludwig suchte durch Geschenke die Offiziere zu bewegen, bessere Manneszucht zu halten, aber es war alles vergeblich. Der Obrist Graf von Fürstenberg lag zu Hahnstätten in der Burg. Er ließ sich wöchentlich liefern: 1 Rind, 2 Kälber, 3 Lämmer, 11 Hämmel, 6 Hühner, 100 Eier, 5 Maß Butter, 3 Paar Tauben, 2 Paar junge Hühner, 2 Stockfische, 4 Dutzend Blatteisen, 1 Dutzend Heringe, 6 Pfund frischen Speck, 1 Stück alten Speck, 1 Schinken, 8 Pfund Dörrfleisch, 2 Maß Essig, 1 Sester Salz, 40 Lichter, ohne den vielen Wein, Fourage und Gemüse und wöchentlich 150 Rchtlr. Geld. Vielen Bemühungen und reichen Geschenken des Grafen Ludwig gelang es, die Gegend von Diez von der schrecklichen Soldateska zu befreien, die am 30. März 1623 aufbrachen, um in neuen Quartieren ihre alten Greueltaten fortzusetzen.

E. S. **Pfarrer im Kirchspiel Schönbach 1313—1745.** Das Dorf Schönbach soll seinen Namen von dem Schönwässerchen haben, an dem es liegt. Der Ort bildete in den älteren Zeiten ein Kirchspiel für sich, doch mußten seine Pfarrer die Wochenpredigt in Merkenbach halten. Später kamen noch Guntersdorf, Roth und Erdbach, die vormals zu Herborn gehörten, als Filialen dazu. Bereits 1313 stand in Schönbach ein Pfarrer, namens Bruhe, 1488 kommt ein solcher namens Henrich vor. Matthias Wornig war Inhaber der Pfarre 1480 bis 1530. Freitags nach Invocavit 1496 bekam er die Kapelle in Medenbach zu seinem Sprengel. Auf ihn folgte Heinrich Rosarius und dann Johann Andrae aus Dillenburg von

1543 bis 1563. Er erklärte bei der am 6. 2. 1549 in Herborn abgehaltenen Visitation, er könne einige Artikel des Interims nicht annehmen; falls er aber durch ein unparteiisches Concilium anders belehrt würde, wolle er folgen. 1567 war Jodocus Ursinus Kaplan in Schönbach. Ihm folgte Johann Abelius Arnoldi, der 1575 starb. Antonius Zytopaeus aus Herborn kam 1576 an Arnolds Stelle, lebte noch 1588 und bediente zugleich die Kapellen zu Erbach, Roth und Merkenbach. Unter ihm hat man 1580 zum letzten Mal die Hostien und Oblaten hier gebraucht. Ums Jahr 1581 wurde ein neues Pfarrhaus erbaut und in eben dem Jahre ist das Dach auf der Kirche durch ein schweres Hagelwetter vollständig zerschlagen worden. 1585 wurde Anton Brewer aus Herborn Pfarrer in Schönbach, weil die Pfarrkinder sich über die Nachlässigkeit des Zypotaeus beklagten. Ihm folgte 1586—87 Johann Kolb und 1589 wieder der eben genannte Brewer bis 1590, wo Karl Blochius Kaplan wurde. 1596 bis 1614 folgte Nicolaus Herchenius aus Kassel, der den 6. Juli an der Pest starb. Während seiner Amtsführung ist das Schulhaus erbaut worden. Johann Pistor war von 1607 bis 1611 Kaplan; dann ging er als Pfarrer nach Wilmenrod. 1614 wird N. Kopfer aus Herborn als Kaplan erwähnt. In eben demselben Jahre erhielt Tilmann Hecker die Pfarrstelle. 1618 wurde Merkenbach von hiesiger Pfarrei losgelöst und Guntersdorf eingepfarrt. 1622 ging Pfarrer Hecker nach Haiger. Von Breitscheid kam in eben dem Jahre Joh. Joachim Hermann hierher; er lebte noch 1630. Ihm folgte Johannes Sartorius von 1630 bis 1658, darauf Johann Justus oder Jodocus Sator kam 1675 hierher. Im folgte Johann Wilhelm Sartorius, der 1702 als Pfarrer nach Driedorf ging. Karl Friedrich Otterbein kam 1706 von Driedorf, wo er als Kaplan gestanden, hierher, und ist hier gestorben. Johann Daniel Schacht, ein Sohn des Dillenburger Hofpredigers war hier bis 1713, zog dann nach Ebersbach, wo er starb. Johann Friedrich Möller war vorher Präzeptor an der lateinischen Schule in Herborn gewesen, kam 1724 nach Schönbach. 1733 wurde die Kirche von Grund aus neu aufgeführt, Möller ging später nach Eisemroth. Auf ihm folgte 1736 Johann Georg Groos, vorher in Breitscheid; er ging 1745 nach Bergebersbach. Johannes Fuchs aus Breitscheid folgte und wirkte bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts am Orte.

E. S. **Auszeichnung von Landwirten 1777.** Wegen rühmlicher Verwendung von Verbesserungen in der Landwirtschaft im Kirchspiel Rotzenhahn sind dem Schultheiß Valdus zu Bellingen neun Gulden, den Güteraufsehern Sturm zu Langenhahn, Henrich zu Stockum und Heun zu Büdingen jedem fünf Gulden von Fürstlicher Landesregierung zu Dillenburg am 7. Oktober 1777 als Gnadengeschenk überwiesen worden.

K. W. **Strandrecht am Main.** Ein Auswuchs alter Barbarei war ehemals das Strandrecht am Main, das analog dem ähnlichen Recht an der Seeküste auch auf die Flußläufe übertragen worden war. Dieses sogenannte Grundruhrrecht kam schon zur Anwendung, wenn ein Schiff, ohne weiter zu verunglücken, bloß auf dem Boden des Flußbettes sitzen blieb. Es war dann nicht nur das Schiff und seine Güter, es waren auch die auf dem Schiff weilenden Personen den Uferbewohnern verfallen. Kaiser Heinrich V. erklärte zwar im Jahre 1112 letztere für frei, das Recht bezüglich der Waren ließ er jedoch fortbestehen. Auf Drängen der im Rheinischen Landfrieden verbundenen Städte hob am 6. Februar 1255 Wilhelm von Holland das Strandrecht bezüglich der durch Schiffbruch verunglückten Güter auf, doch scheint diese kaiserliche Verordnung ohne Wirkung geblieben zu sein, denn 1336 sah sich Kaiser Ludwig IV. veranlaßt, dieses Recht in eine Abgabe zu verwandeln, die für jedes Fuder Wein zwei Heller, für andere Kaufmannsgüter aber zwölf Heller betrug.

## Theater zu Wiesbaden.

### Hoftheater.

= **O diese Leutnants!** Lustspiel in 3 Akten von Kurt Kraatz, am 5. Dezember (zuerst am 21. November). Kurt Kraatz ist bisher meist als Vertreter des ganz leichten Genres, der Posse und des Schwanks, bekannt geworden und hat damit größte Erfolge erzielt, weil er innerhalb jenes Genres die rechte Mache besaß und gehaltvoll witzig war. Daß er aber auch die Fähigkeit zum Lustspieldichter in der Art und Weise Mosers besitzt, hat er in seinem neuesten Stück, das den Titel eines leichten Lustspiels sehr wohl verträgt, tadellos bewiesen. Eine reiche Amerikanerin verliebt sich in einen preußischen Leutnant (natürlich Kavallerie) mit allem Schwarm, dessen eine Millionärstochter von drüben fähig ist. Sie besitzt aber einen Vetter, der sie gern für sich kapern möchte und alle möglichen Anstrengungen macht, um den Auserkorenen der Begehrten bei dieser zu verdächtigen. Nun entwickelt sich in Kraatzscher Art und Weise ein tolles Durcheinander von Situationen komischster Art, die sich schließlich aber zur Zufriedenheit der guten Sache wieder entwirren, worauf Miß und Leutnant sich kriegen. Durch all den Trubel hindurch merkt man, wie gesagt, etwas Positives, Gehaltvolles. — Gespielt wurde ganz vorzüglich. Die Beste war Frau Rodius-Doppelbauer, der solche Rollen vortrefflich liegen. Erhöht wurde die Verve des Spiels bei ihr vielleicht noch dadurch, daß sie zum Partner ihren Gatten hatte. Herr Rodius als Gast führte die Leutnantsrolle zu vollstem Gelingen durch; er ist immer noch der vollwertige Vertreter des flotten Liebhabers. Schön und elegant sekundierte als fein militärischer Kollege Herr Schwab. Auch die Damen Ressel als junge Edeldame und Ghiberti als Kadett seien noch besonders hervorgehoben; die übrigen Nebenrollen waren gleichfalls gut besetzt und entsprechend vertreten.

### Residenztheater.

∴ **Das bißchen Ruhm,** Komödie in 3 Akten von Heinz Gordon, am 8. Dezember (zuerst am 28. November). Eine Komödie ist schließlich alles, was nicht ernst zu nehmen ist; eine klassische Komödie ist freilich davon auszunehmen. Das Gordonsche Stück ist indes nichts weiter als ein Schwank und zwar ein tendenziöser mit dem Motiv: Der Ruhm ist eitel. So ist auch der Lauf der Handlung kurz erzählt: Ein alter Musikprofessor läßt eine Oper, die einzige, die er geschrieben hat, aufführen. Der Erfolg ist glänzend; aber der Autor erkennt sie bei dem Erscheinen auf der Bühne nicht wieder; sein Lieblingsschüler hat sie nämlich in den Proben (!) so umgearbeitet, daß fast nichts vom Original übrig geblieben ist. Der Professor schlägt an seine Brust und ist von seiner Ruhmsucht (als ob davon die Rede sein könnte) bekehrt. Mit den mancherlei Unwahrscheinlichkeiten sind die notwendigen Liebesaffären verquickt, so daß sich am Schlusse tröstend die diversen Brautpaare um den entrühmten Vater gruppieren. Das vortreffliche Spiel hielt das Werk über Wasser. Der Professor war eine Glanzleistung des vorzüglichen Charakterdarstellers Herrn Rücker. Urkomisch erschien der Lübecke des Herrn Tachauer, dem seine Jugendliebe Lieschen (Frau von Born) trefflich sekundierte. Nicht minder gut machten sich die Pärchen Gertrud und Hartwig (Frl. Roormann und Herr Bartak) und Agnes und Hallmann (Frl. Wuttke u. Herr Tautz). Nicht zu vergessen Frl. Agte als Köchin Auguste, die in dieser Rolle ausgezeichnetes leistete. Das Lachen, nicht das heilige, das profane Lachen, rettete überhaupt vieles. Und Lacherfolg konnte dem Autor genügen.

### Volkstheater.

* **Die Waise aus Lowood,** Schauspiel in 4 Aufzügen von Charlotte Birch-Pfeiffer, am 5. Dezember (zuerst am 27. November). Sie ist gar nicht zu verachten, die gute alte Tante Birch. Neben ihrer virtuosen Technik, ihrem guten Blick für wirksame Stoffe hat sie es auch verstanden, wirkliches nicht weichliches Gefühl im Hörer auszulösen. Es herrscht keine Sentimentalität, sondern es mutet uns echt menschlich an in ihren meisten Stücken. So hat sie auch aus dem Roman der Currer Bell gerade das herausgeschnitten, was dramatisch ist und seinen Eindruck nicht verfehlt. Es sind nicht die Schicksale der Waise Jane Eyre sondern die aller jener Waisenkinder, die herzlos in der Welt herumgestoßen werden. Und diese Schicksale entrollt das Drama echt und glaubhaft, bringt sie aber zum versöhnenden Abschlusse. Die Spielleitung (A. Schöndorff) hatte das Stück in

trefflicher Weise unter diversen Streichungen von Personen und Handlungen inszeniert. Im **Mittelpunkte des Interesses** stand als Vertreterin der Jane Frl. Leidenius. Die junge Künstlerin macht sichtlich Fortschritte; ihre Auffassung der Waise war durchgeistigt; sowohl das charakteristische Duldende ihres Wesens, wie auch die Momente aufwallender Leidenschaft wurden fein abgetönt gegeben; Spiel und Erscheinung waren durchaus natürlich und sympathisch. Neben ihr stand gentlemanlike in Auftreten und Spiel Herr Neeb als Rochester, ein Künstler, der seine Rolle stets zu verinnerlichen versteht. Frau Töldte erwies sich als Mistreß Reed dem zwiespältigen Charakter dieser Tante gewachsen. Herr Römer vertrat die Biedermannsrolle des Kapitäns in gewohnter dezenter Weise. Die kokette Witwe Clarens war bei Frl. Gutten gut aufgehoben, vorzüglich gab sich Frl. Hamm als mütterliche Freundin der Waise, desgleichen Frau Clement als treue Bessy. Auch die Nebenrollen erschienen gut besetzt. Das Volkstheater bot in dem Drama eine seiner besten Leistungen.

## Literatur.

* **Neue Gedichte.** Von Leo Sternberg, 113 S. Stuttgart, J. G. Cotta, Nachf. — Wir haben in Sternberg immer den begabten Lyriker anerkannt und zzt. nur bedauert, daß er in die Bahnen der Jüngsten, der Hyperboliisten geriet, unbewußt, wie er uns versichert hat, und wie wir es ihm glauben wollen. Nun aber hat er sich herausgefunden, das ungewollte Mystische abgestreift, singt frei und fröhlich und findet mit seinen Klängen den Weg zum Menschenherzen. Die vorliegenden Lyriken, von denen wir in Nr. 23 einige Proben brachten, bezeugen so recht die Gefühlsinnigkeit und Sinnigkeit des Poeten; sie sind besonders reich an Stimmungsbildern und Situationsmalereien, verbunden mit echter Naturempfindung und gemütvoller Naturbetrachtung. Sie wirken deshalb originell und hinterlassen dauernden Eindruck.

* **Bühne und bildende Kunst.** Von Hans Oberländer. 65 S. Pr. 1 *M.* Köln, Albert Ahn. — Der geistvolle Dramaturg und Regisseur der Königlichen Schauspiele zu Wiesbaden, Dr. Oberländer, hat sich in dem vorliegenden Werkchen als ein kleiner Lessing entpuppt. Mit inniger Liebe zur Sache und mit tiefem Kunstverständnis ist er daran gegangen, am typischen Beispiel der jüngsten Münchener Faustaufführung (am Künstlertheater) die Grenze zu ziehen zwischen den Mitteln der Dramatik und der bildenden Kunst. Er verkennt durchaus nicht, daß die moderne Kunst auf die Bühnendarstellung Einfluß erlangen soll; aber er weist mit Recht die Übergriffe zurück. Recht drastisch geschieht das bei jedem Szenarium, und der Verfasser wird sofort alle Einsichtsvollen auf der Seite haben, wenn er z. B. verlangt, daß in der Prologszene die Erzengel keine Steinfiguren seien, sondern im Hintergrunde verschwimmende Menschengestalten, lebendig, redend. Ferner, wenn er ein bunt bewegtes natürliches Ostertreiben und keinen sogenannten Freskospaziergang fordert. Schließlich, wenn er an dem Kirchenhintergrunde und dem belebten Kirchgangsmilieu der Szene, in der Faust Gretchen trifft, festhält und keine Ecke mit Seitenpförtchen gelten läßt, überhaupt jeder unmotivierten Verengerung der Szene entgegen ist, so sehr er sonst intime Interieurs bevorzugt. Usw. Behüte uns Gott vor dieser Bühnenreformierung durch die bildende Kunst, noch dazu der Moderne mit Jugendstil. Es ist da sofortiger Einspruch und Widerlegung nötig, und wir freuen uns, daß sich ein Mann gefunden hat, der den Schritt wagte. Allen Bühnenleitern und Theaterfreunden legen wir Oberländers Schrift warm ans Herz.

## Neues aus Nassau.

Das Henriette-Theresienstift, eine Gründung der beiden Töchter des Freiherrn vom Stein zu Nassau, feierte am 26. November sein fünfzigjähriges Jubiläum.

Die evangelische Kirchengemeinde Höchst beging am 27. November die Feier ihrer fünfundzwanzigjährigen Selbständigkeit.

Das Hundertjahrjubiläum von Steins Städteordnung wurde am 28. November in Nassau festlich begangen.

Am 29. November beschloß eine Versammlung von Abgeordneten nassauischer Gesangvereine den Zusammenschluß der mainischen, taunensischen und womöglich westerwälder Vereine zu einem Bund. Ein „Nassauer Sängerbund“, das wäre ein schönes Ziel!

Die Gemeinden Dillbrecht, Fellerdilln und Offdilln haben sich zu einer selbständigen Kirchengemeinde mit dem Sitz in Dillbrecht zusammengetan.

Ein außerordentlicher, auf drei Jahre berechneter katholischer Präparandenkursus wird zu Ostern 1909 am Seminar zu Montabaur eröffnet.

Die Usabahn, Verbindung von Nauheim und Usingen durchs Usatal, wird soeben abgesteckt.

Frl. B. Kilian zu Johannisberg hat 50 000 *M* an bebauten und unbebauten Grundstücken zu Wohltätigkeitszwecken letztwillig vermacht. Es soll ein Dernbacher Schwesternhaus begründet werden.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Dezember.**

**18. 1590.** Graf Wilhelm Ludwig von Nassau-Saarbrücken, ältester Sohn des Grafen Ludwig II., wird geboren. Er bekam bei der Teilung von 1629 Saarbrücken und Ottweiler, starb aber bereits am 22. III. 1640 zu Metz.

**24. 1631.** Die Schweden nehmen Königstein ein. Die Herrschaft wurde an Stolberg zurückgegeben, das sie bis 1635 behauptete, worauf sie wieder an Kurmainz kam. (Großer Krieg.)

**25. 1742.** Fürst Friedrich Karl von Wied-Neuwied wird geboren. Er folgte seinem Vater Alexander 1791 in der Regierung, wurde aber bald unter Kuratel gestellt, dankte 1802 ab und starb am 7. III. 1809 zu Freiburg i. Br.

**26. 1792.** Kircheninspektor Georg Philipp Kraus zu Idstein stirbt. Er war der ersten nassauischen Altertumsforscher einer. Geboren am 13. XII. 1713 zu Panrod.

**30. 1624.** Kurtrier löst die an Hessen verpfändete Hälfte von Stadt und Herrschaft Limburg ein.

**30. 1751.** Johann v. Arnoldi, späterer Geheimrat und Präsident der nassau-oranischen Regierung, wird zu Herborn geboren. Er starb, pensioniert am 2. XII. 1827 zu Dillenburg.

## Briefkasten.

**R. D.** in **W.** Besten Dank. Kommt. Frdl. Gruß.

**W. S.** in **W.** Welchen Kalender Sie als besten nassauischen kaufen sollen, den „Allgemeinen“ oder „Altnassauischen“? Alle beide; 75 Pfennige sind pro patria nicht zu viel.

**H. U.** in **St.** Besten Dank. Der Aufsatz wird kommen.

**Redaktionsschluß: 10. Dezember.**

**Mit dieser Nummer schließt der 9. Jahrgang unserer Zeitschrift. Wir danken allen unsern Abonnenten und Freunden für ihr Vertrauen und bitten sie, uns im neuen Jahre treu zu bleiben, auch die „Nassovia“ in Bekanntenkreisen weiter zu empfehlen. Fröhliche Weihnachten allen und ein glückliches Neujahr!**

**Herausgeber und Verleger.**